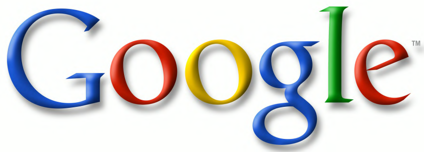


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

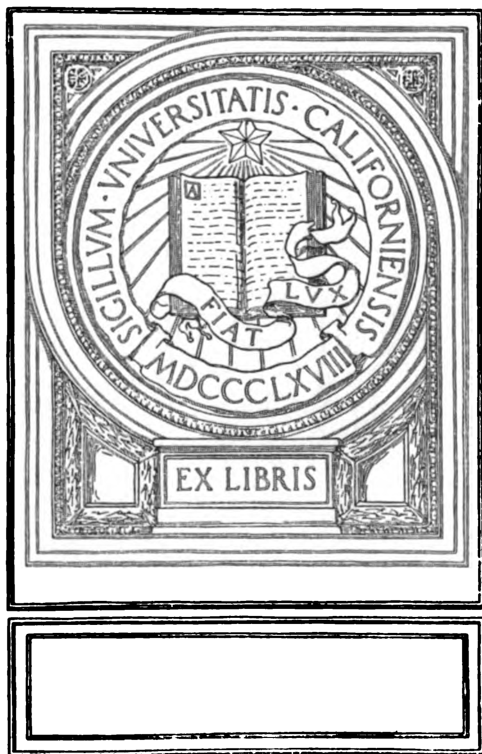
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

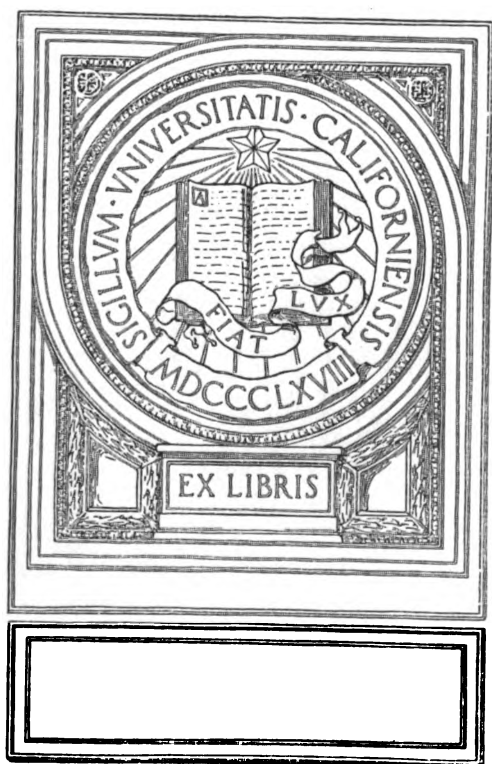


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DER ABTEILUNG FÜR SPRACHWISSENSCHAFT LITERATUR UND GESCHICHTE
HERAUSGEGEBEN VON
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND III, HEFT I
1927

PRIEBATSCH'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

Digitized by Google

CB231
A1J3
ser. 2
v. 3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

INHALTS-VERZEICHNIS

I

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

II

LITERATURBERICHTE

985509

Digitized by Google

BÜCHERBESPRECHUNGEN

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

Digitized by Google

Seite

NOTIZEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge und Mitteilungen sind zu richten entweder an das Osteuropa-Institut in Breslau oder an die Anschrift des Herausgebers: Privatdozent Dr. Erdmann Hanisch, Breslau 13, Körnerstraße 5/7.

Digitized by Google

Digitized by Google

I

ABHANDLUNGEN

DIE POLNISCHE EINWANDERUNG IN FRANKREICH

Von
Dr. Sigismund Gargas (Haag)

Inhalt

Bevölkerungsdichte in Polen. Seine sozialen und ökonomischen Schwierigkeiten. Die polnische Auswanderung. Ihre Bestimmungsländer vor dem Weltkriege. Deutschland und Frankreich. Die polnische Auswanderung nach Frankreich vor dem Weltkriege und die diesbezüglichen Veranstaltungen des galizischen Landesausschusses.

Die polnische Auswanderung nach Frankreich. Frankreichs Bevölkerung. Die Stimme Graf Warren's. Die Zahl der in Frankreich anwesenden polnischen Einwanderer. Die Jahreszahlen. Die kollektive Auswanderung. Die Arbeitswerbung der französischen Arbeitgeber in Polen. Das Anwerbungsverfahren. Die französische Einwanderungsstatistik. Die Klassifizierung der polnischen Einwanderer in Frankreich. Das Herkunftsland der polnischen Einwanderer, ihre Berufsstatistik. Die statistischen Erhebungen in Polen.

Die rechtliche Stellung der polnischen Einwanderer in Frankreich. Allgemeine Vorschriften über Ausländer in Frankreich. Besondere französisch-polnische Wanderungskonventionen. Die Konventionen vom 3. September 1919 und vom 14. Oktober 1920. Die französisch-polnische Konsularkonvention vom 30. Dezember 1925. Der polnisch-französische Kollektivvertrag. Die Normallöhne. Die Sicherstellung. Die Prämien. Die Rückreisemöglichkeiten.

Die tatsächliche Lage der polnischen Einwanderer in Frankreich. Ihr hygienischer Zustand. Die Opfer des Mädchenhandels. Das Verhältnis der Einwanderer zu Staats- und Gemeindebehörden sowie zu Betriebsverwaltungen. Die tatsächliche Entlohnung der Arbeiter. Die Bergarbeiter im Elsaß. Die qualifizierten Arbeiter in Lens. Die Unkenntnis der französischen Sprache. Das Schicksal der Witwen und Waisen. Die Werbungen für die Fremdenlegion in Marokko.

Die sozialen Organisationen der polnischen Einwanderer in Frankreich. Die polnischen Sektionen der Conféderation Générale du Travail. Die Vereinbarung zwischen der Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften und der Conféderation Générale du Travail. Der Verband der polnischen Arbeiter in Frankreich. Die Conféderation du Travail Unioniste.

Die Konsumgenossenschaften und die polnischen Einwanderer. Die polnischen Genossenschaften. Die Zusammenarbeit mit den französischen Genossenschaften. Die Haltung der Krämer.

Die Filialen der polnischen Banken in Frankreich. Bank der Industriellen in Posen. Die Warschauer Bank für Handel und Industrie. Die Warschauer Vereinigte Bank. Die Zahlungsschwierigkeiten dieser beiden letzteren Banken und ihre Rückwirkungen auf die polnischen Einwanderer. Das wachsende

Digitized by Google

Mißtrauen. Die Verbandsbank der Erwerbsgenossenschaften in Posen. Die Banque Centrale de l'Union.

Die polnischen schulpflichtigen Kinder in Frankreich. Die französischen Unternehmer und die polnischen Volksschulen. Der katholische Religionsunterricht in den polnischen Privatschulen. Statistik der polnischen schulpflichtigen Kinder in den Departements Nord und Pas de Calais. Polnische Kapläne in Frankreich.

Die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften gegenüber der Frage der polnischen Einwanderung in Frankreich. Die Klagen der Kommission über die französischen Arbeitgeber. Das Programm und die Forderungen der Kommission auf dem Gebiete der polnischen Einwanderung in Frankreich.

Allgemeine Würdigung der polnischen Einwanderung in Frankreich. Das legale Anwerbungsmonopol der französischen Arbeitgeber in Polen. Die polnische Einwanderung in Deutschland und die polnische Einwanderung in Frankreich. Ihre Licht- und Schattenseiten. Die Bedenken der französischen Arbeitgeber. Die Notwendigkeit einer deutsch-polnischen Wanderungskonvention. —

Polen besitzt seit Jahrzehnten einen ungeheuren Bevölkerungsüberschuß, der auf heimatlichem Boden nicht die genügende Nahrung finden kann[1]. Wohl gibt es eine Reihe von Ländern, die eine größere Bevölkerungsdichte aufweisen, als Polen, wie die Čechoslovakei, Deutschland, England, Holland, Belgien, aber die 70 Einwohner, die in Polen auf einen Quadratkilometer entfallen, bilden immerhin eine recht beträchtliche Anzahl, wenn man Polen nicht nur mit dem benachbarten Rumänien oder Bulgarien, sondern auch mit alten westlichen Kulturländern wie Spanien oder Portugal, Schweden oder Norwegen vergleicht[2], um nicht zu reden von dem Lande der Träume der polnischen Einwanderer, den Vereinigten Staaten von Amerika, dessen Bevölkerungsdichte kaum 3,6 per 2 km beträgt. Wohl besitzt der polnische Boden große natürliche Reichtümer, aber die veraltete landwirtschaftliche Kultur[3] und die veraltete soziale und wirtschaftliche Verfassung Polens, die ausgedehnte Latifundienwirtschaft, das System der extensiven Kultur, die im Ganzen geringe Industrialisierung des Landes, die Schrecken des Weltkrieges, die sich zum großen Teile auf polnischem Boden abgespielt haben, die späteren Kämpfe mit Ukrainern und Russen, die finanzielle Überlastung des Staates, der mit seinen tatsächlichen Hilfsmitteln nicht immer genügend Rechnung hielt, die wirtschaftliche Isolierung Polens nach Westen und Osten, dies alles und vieles andere warf alljährlich hunderttausende polnischer Arbeiter jenseits der polnischen Grenzen. So war es vielfach schon vor dem Weltkriege, und wenn auch die während des Krieges stattgefundenen Völkerwanderungen einen vollständig anormalen und exzeptionellen Charakter aufwiesen, der mit den Kriegswirren im unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang stand, der Bedarf nach gewaltiger Menschenausfuhr trat nach Abschluß des Krieges in Polen mit ungeminderter Kraft wieder auf.

---

[1]) Vgl. Gargas, das polnische Auswanderungsproblem. (Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, XV.)

[2]) Annuaire statistique de la republique polonaise II annèe Varsovie, 1924. S. 213.

[3]) In Polen entfallen auf einen Ha. 3,39, in Großbritannien 22,9, (Annuaire a. a. O., S. 213).

Digitized by Google

Das Bestimmungsland des weitaus größten Teiles der polnischen Auswanderer bildete vor allem das wirtschaftlich viel stärker als Polen entwickelte Nachbarland Polens: Deutschland, sodann erst die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dies ist nun nach dem Weltkriege in vielen Richtungen anders geworden. Nord-Amerika blieb so gut wie verschlossen und andere überseeische Bestimmungsländer kamen sowohl mit Rücksicht auf ihre geringe wirtschaftliche Aufnahmefähigkeit, als auch mit Rücksicht auf die enormen Reisekosten für die polnischen Auswanderer kaum in Betracht.

Andererseits traten auch erhebliche Verschiebungen in dem Verhältnis Polens zu Deutschland ein, das nach dem Weltkriege sich recht feindselig gestaltete und vielfach einen kriegsähnlichen Charakter annahm. Dies änderte zwar die weitere polnische Auswanderung keineswegs, aber bei dem zwischen Polen und Deutschland bestehenden, völlig vertragslosen Zustand nahm diese Auswanderung einen illegitimen, clandestinen Charakter an. Gleichzeitig ergaben sich erhebliche Verschiebungen in dem polnisch-französischen Verhältnis. Polen wurde Frankreichs Alliierter und in Frankreich wurde der Menschenbedarf größer als je.

Der Menschenbedarf war in Frankreich schon vor dem Weltkriege erheblich und schon damals gab es zahlreiche Elemente, die nach Frankreich wanderten, um dort, sei es Erwerb zu finden, sei es um sich dort anzusiedeln[1]). So kamen Belgier in die Kreise Nord, Brie, Beauce, in der Normandie, ja sogar nach Puy le Dôme, und wurden besonders beim Rübenbau viel gesucht. Schweizer und etwas Deutsche kamen in die Departements de l'Est und du Nord Est. Italiener kamen nach dem Sud Est, besonders an die Küste des Mittelmeeres und fanden Beschäftigung beim Weinbau und in Obst- und Blumenkulturen. Spanier wurden gesucht im Garonnebecken sowie am Mittelländischen Meere. Endlich kamen nach Frankreich auch etwas Polen[2]).

Vor dem Weltkriege sollte die polnische Auswanderung nach Frankreich eine Antwort sein auf die preußische Polenpolitik, während jedoch die polnische Saisonwanderung nach Deutschland als ein rein elementares Ereignis auftrat, wurde die polnische Auswanderung nach Frankreich im Jahre 1907 im galizischen Landtage „angeregt"[3]). Im Jahre 1908 versuchte der galizische Landesausschuß mit den französischen landwirtschaftlichen Gesellschaften, der Société d Agriculture de Verdun und der Féderation de sociétés agricoles du Nord Est de la France ein praktisches Zusammenarbeiten auf diesem Gebiete in die Wege zu leiten. Der erste Versuch, der in dieser Hinsicht unternommen wurde, zeitigte keine großen Früchte, vielleicht nicht zum geringen Teile wegen der verschiedenartigen Arbeitsmethoden, weil hier nämlich die Arbeiter in kleinen Gruppen in den einzelnen

---

1) Bulletin de la société des Agriculteurs de France. Comptes rendus de l'Assemblée generale de 1924. Paris 1924, S. 64.

2) Über das französische Einwanderungsproblem im allgemeinen vergleiche: Marcel Paon, Immigration in France, Paris 1926; William Oualid, Die Einwanderung in Frankreich und ihre Probleme. (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 56, S. 192 u. ff.)

3) Mytkowicz Powstanie i rozwoj emigracyi sezonowej, Krakau 1917, S. 146.

Digitized by Google

Bauernwirtschaften arbeiteten, während in Deutschland die Arbeit auf großen Gütern eine große Anzahl von Arbeitern auf einem Gute zusammenfaßte. Und als die Arbeitgeber sie als Knechte verwendeten, ohne auf Arbeitszeit und Sonntagsruhe zu achten, wie sie im Arbeitsvertrag stipuliert waren, da verließen viele dieser Sachsengänger ihre Arbeitsstätten und begaben sich anders wohin, mancher von ihnen flüchtete sogar nach Deutschland. Die diesbezüglichen Versuche von polnischer Seite ließen jedoch nicht nach, und der galizische Landesausschuß gründete sogar ein eigenes Arbeitsamt in Nancy (Agence de l'office pour la main d'oeuvre polonaise en France) Aber auch dieser Versuch führte zu keinen großen Ergebnissen. Die Zahl der durch dieses Amt durchgeführten Vermittlungen betrug 589 und sank später auf eine noch geringere Zahl. Mit der Angelegenheit befaßte sich auch später die polnische Auswanderungsgesellschaft, wie geringfügige Resultate jedoch all diese Versuche ergaben, beweist die Tatsache, daß die französische Regierung die Zahl der auf diese Weise in den Jahren 1908 bis 1910 vermittelten Arbeiter kaum auf etwa 10 000 schätzte[1]).

Der Weltkrieg bedeutete sowohl für Frankreich als auch für Polen eine große Umwälzung auch auf diesem Gebiete. Für Frankreich wurde manche der obengenannten Einwanderungsmöglichkeiten von Seiten der fremden Regierungen sei es völlig unterbunden, sei es erheblich erschwert. Die politische Scheidung der Welt, erhöhte Transportspesen, Paßschwierigkeiten, bilden in dieser Hinsicht eine für die Einwanderung vielfach unübersteigbare Schranke. Und doch war der Bedarf an fremden Arbeitern in Frankreich jetzt größer wie je. Neben ungeheuren Menschenverlusten, die Frankreich im Weltkriege erlitten, kam nunmehr auch die Notwendigkeit enormer Wiederaufbauarbeiten in Betracht.

Auf der Generalversammlung der Société des Agriculteurs de France, die in den Tagen vom 11.—14. März 1925 tagte, sagte Graf Warren, der Vorsitzende der Union Lorraine des syndicats agricoles und des comité d'Assistance aux Immigrés rureaux: Die Arbeiterkrise, der Mangel an Handarbeitern ist das größte Hindernis für die Landwirte, um den Boden Frankreichs der landwirtschaftlichen Kultur wiederzugeben. Es gibt in Frankreich kein einziges Dorf, in dem sich nicht unbebaute oder schlecht bebaute Grundstücke befänden. Alljährlich vergrößert sich die Zahl der verlassenen Häuser, die recht bald auch die Zahl der Häuserruinen vergrößern dürften. Es gibt zwei Millionen Landarbeiter zu wenig[2]). Auch wenn die Arbeitslosigkeit, die die Industrie bedroht, dem platten Lande einen Teil seiner Kinder zurückgeben würde, würde das doch diesen Mangel nicht beseitigen. Der Import der fremden landwirtschaftlichen Arbeiter ist eine unentbehrliche Notwendigkeit. Es ist hart, auszusprechen, führte Graf Warren weiter aus, der Gedanke bloß macht unser Blut erstarren. Auch sei es vielfach schwierig, von den fremden Regierungen die nötige Ermächtigung zur Anwerbung von landwirtschaftlichen Arbeitern, zum Abschluß von Verträgen und zu deren Ausführung zu erhalten, was auch

[1]) Gargas, in Blättern für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, XV, S. 106 u. ff.

[2]) Bulletin de la société des agriculteurs de France. Comptes rendus de l'Assemblée générale de 1925. Paris 1925, S. 67 u. ff.

Digitized by Google

durchaus erklärlich sei, handle es sich doch um Bürger dieses Staates, das kostbarste Gut einer Nation.

Besonders die italienische Regierung gab eine Reihe von Vorschriften heraus, die die italienische Einwanderung in Frankreich ungemein erschwerten. Auch Spaniens gebesserte wirtschaftliche Lage bildete eine ökonomische Verhinderung dieser Einwanderung und auch die belgische Einwanderung in Frankreich ging nach dem Weltkriege erheblich zurück[1]).

In dieser Notlage wandte sich Frankreich an die mit ihm verbündeten Länder: Polen, die Čecho=Slovakei und Serbien, ferner an Portugal und die Schweiz.

Die tatkräftigste Hilfe erhielt Frankreich aus Polen, von wo große Massen nach dem Weltkriege nach Frankreich einzuströmen begannen.

Vor dem Weltkriege war es eine durch die damaligen staatsrechtlichen Verhältnisse geschaffene Tatsache, daß die polnischen Wanderarbeiter, die aus dem damals deutschen Polen stammten, die politische Grenze gar nicht zu überschreiten brauchten, da sie auch auf ihrer Arbeitswanderung zumeist auf deutschem Reichsgebiete sich befanden. Sie begaben sich einfach in andere Gebiete des Deutschen Reiches, bildeten daher nur einen wichtigen Faktor der inneren Wanderungen. Dieser Umstand erschwerte auch ungemein die ziffernmäßige Erfassung dieser Wanderer.

Auch im ehemals österreichischen Teilgebiete des heutigen Polens gab es beträchtliche Binnenwanderungen, die sich andern Teilen Österreichs zuwandten. Aber das Gros der galizischen Wanderarbeiter wandte sich doch zumeist nach Deutschland. Ihre Zahl wird von der polnischen Regierung auf etwa 400 000 für das Jahr 1913 geschätzt.

Nunmehr nach dem Weltkriege setzte eine gewaltige polnische Auswanderung nach Frankreich ein.

Nach dem Berichte der Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften für die Jahre 1922—1924 gab es im Jahre 1924 in Frankreich Einwanderer polnischer Nationalität gegen 400 000, während A. Zdanowski, der von dieser Kommission nach Frankreich entsendet worden war, um die Lage der dortigen Arbeiter zu studieren, die Zahl der polnischen Arbeiter, die sich in Frankreich aufhalten (samt ihren Familien) im Dezember 1924 auf etwa 500 000 bis 600 000 schätzte[2]). Auch andere polnische Schriftsteller gaben dieser letzteren Ziffer den Vorzug[3]). Im Gegensatz dazu gab es in Deutschland polnische Saisonwanderer, die sich dorthin ungesetzlich (ohne Paß) begaben, gegen 300 000 (nach der offiziellen polnischen Statistik für das Jahr 1922 nur 34) (sic!)[4]).

---

[1]) Bulletin a. a. O., 1924, S. 64.

[2]) Emigration polonaise son importance et son organisation. Bref resumé publié par ordre du gouvernement polonais a l'Occasion de la quatrieme session de la conference du travail 1922.

[3]) Sprawozdanie komisyi centralnej związkow=zawodowych z działalnosci i stanu związkow w Polsce w latach 1922, 1923 i 1924, Warszawa 1925, S. 46 u. ff. A. Zdanowski wychodztwo robotnicze we Francyi (Robotniczy przeglad gospodarczy 1924, S. 276, A. W. Z. wychodźtwo zarobkowe ebenda 1924, S. 199.

[4]) Revue internationale du travail, IX, S. 780.

Digitized by Google

Das entscheidende Übergewicht unter den polnischen Auswanderern bilden Arbeiter, die sich ins Ausland zu Erwerbszwecken begaben. Einen ganz geringen Bruchteil der polnischen Auswanderer bilden die Vertreter freier Berufe, Studenten und ähnliche.

Genaue Angaben über die Verteilung der polnischen Einwanderer in Frankreich innerhalb dieses oder jenes Berufes, beziehungsweise dieser oder jener Industrie, fehlen. Nur im allgemeinen ist es (natürlich schätzungsweise) bekannt, daß in Frankreich einen großen Teil der Auswanderer die Bergarbeiter ausmachen, deren Gesamtzahl auf 120 000 Personen, ferner Metallarbeiter, deren Gesamtzahl auf 60 000 (von A. Zdanowski auf 20 000 bis 30 000)[1]), sowie landwirtschaftliche Arbeiter, deren Gesamtzahl von der Kommission auf 30 000, von A. Zdanowski auf 200 000 geschätzt wurden.

Die polnischen Auswanderer kommen in ihrer Mehrzahl aus Westfalen und werden wohl von der offiziellen Statistik, nicht aber von der polnischen, als polnische Auswanderer gezählt.

Eine internationale Auswanderungskonvention im wahren Sinne des Wortes hat Polen bis dahin eigentlich nur mit Frankreich geschlossen. Darüber hinaus besitzt Polen völkerrechtliche Vereinbarungen auf dem Gebiete des Niederlassungsrechtes, in bezug auf Rumänien, Österreich, Holland, im Rahmen allgemeiner Handels- und Niederlassungsverträge. Auf Grund der durch diese völkerrechtlichen Bestimmungen ermöglichten Erhebungen verzeichnet die offizielle polnische Statistik für das Jahr 1922 29 000 Auswanderer in organisierten Transporten nach Frankreich. Im Jahre 1923 entwickelte sich ganz besonders wohl zum Teile unter dem Einfluß der Ruhrbesetzung die organisierte polnische Auswanderung: nach Frankreich: sie umfaßte im ersten Halbjahre 1923 32 001 Personen.

Die Ziffern der offiziellen polnischen Statistik betreffend die polnische Auswanderung nach Frankreich unterscheiden sich von den Ziffern des französischen Arbeitsministeriums und sind im Vergleiche zu diesen letzteren Ziffern niedriger. Im Jahre 1922 gab es nämlich nach der französischen Statistik 14 054 polnische Einwanderer, die für die Industrie der zerstörten Gebiete bestimmt waren, 14 310 die in der Industrie anderweitiger Gebiete Beschäftigung fanden, was zusammen die Ziffer 37 441 polnischer Auswanderer ausmacht, die polnische Statistik also um volle 5000 übersteigt. Diesen Unterschied klärt jedoch in regelrechter Weise voll und ganz die Tatsache auf, daß aus dem rheinisch-westfälischen Kohlenbecken 6250 Polen nach Frankreich auswanderten, die zwar für Polen optiert haben, aber nach Verlassen ihrer bisherigen Arbeitsstätte in Westfalen direkt ihre Schritte Frankreich zuwandten.

Andererseits ist jedoch die Tatsache beachtenswert, daß die kollektive Auswanderung nach Frankreich auf Grund des Arbeits- und Auswanderungsvertrages heutzutage den Hauptabsatzmarkt für die polnische Kontinentalwanderung bildet[2]). Im Jahre 1922 reisten auf die Gesamtzahl von

---

[1]) Am angegebenen Orte, S. 276.

[2]) Revue Internationale du Travail, IX, S. 786.

Digitized by Google

31 373 offiziell registrierten kontinentalen Auswanderer, 28 927 in organisierten Transporten nach Frankreich, d. i. 92% der Gesamtzahl. Unter ihnen wendeten sich 913 direkt nach Frankreich, 578 reisten in organisierten Transporten nach Rumänien. Diese 28 927 Auswanderer umfaßten 8982 landwirtschaftliche und 19 445 Industriearbeiter und Bergarbeiter. Es gab unter ihnen 18 807 Männer, 6924 Frauen und 3196 Kinder. Für das Jahr 1923 waren diese Ziffern noch erheblicher, da die nach Frankreich organisierten Wanderungen von einem Halbjahr zum andern im Steigen begriffen sind. Sie betrugen im Jahre 1921 im ersten Halbjahre 5397, im zweiten 3909, im Jahre 1922 im ersten Halbjahre 10 302, im zweiten 18 625, im Jahre 1923 im ersten Halbjahre 38 056.

Die französischen Arbeitgeber sind in Polen vor allem durch zwei Organisationen vertreten: Das Bureau für Landwirtschaftliche Anwerbung in den verwüsteten Gebieten (Office de Recrutement Agricole pour les Regions Devastées, qui s'occupe des Travailleurs de l'Agriculture)[1]), das die Syndicats Agricoles du Sud Est, du Centre, des Alpes Maritimes, du Sud Oeuest, des Regions Devastées umfaßt und in der Union Centrale des Syndicats Agricoles bezw. im l'Office Central de la Main d'Oeuvre Agricole zentralisiert ist[2]) und das Anwerbungsbureau des Zentralkomité für Kohlenbergwerke in Frankreich (Bureau de Recrutement du Comité Central des Houilléres de France), welches seine Tätigkeit nicht nur auf die verwüsteten Bergwerksdistrikte in Frankreich beschränkt, sondern diese seine Tätigkeit in drei Richtungen entwickelt, nämlich, indem es gewisse Anwerbungen sowohl für die belgischen Bergwerke vornimmt, als auch für sonstige französische Industrieen, und das überdies Transporte landwirtschaftlicher Arbeiter für das Comité der verwüsteten Gebiete bewerkstelligt. Diese beiden Organisationen arbeiten unter der Kontrolle der offiziellen französischen Mission für Anwerbung von polnischen Handarbeitern, gemäß den Bestimmungen der polnisch-französischen Auswanderungskonvention. Der Bestand dieser zwei großen Anwerbungsbureaus hat zur Folge, daß die für Frankreich angeworbenen und dorthin gemeinsam transportierten polnischen Arbeiter in zwei große Gruppen geteilt werden: die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Bergarbeiter. Die Grundlage der Nachfrage nach kollektiver Anwerbung für Frankreich bildet die von den französischen Arbeitgebern ausgehende Nachfrage, welche durch die französische Mission zur Anwerbung polnischer Handarbeiter dem polnischen Auswanderungsamte übermittelt wird. Dieses Ersuchen wird von diesem Amte den einzelnen polnischen Arbeitsämtern, sowie den beteiligten Gewerkschaften in Polen mitgeteilt, woraufhin der polnische Minister für Arbeit und Soziale Fürsorge die Entscheidung trifft, ob diese Anwerbung ohne Bedenken vom Standpunkte der polnischen Volkswirtschaft zugelassen werden kann. Die Entscheidung wird ebenfalls den polnischen Arbeitsämtern mitgeteilt, die mit Rücksicht auf ihren staatlichen Charakter wohl in der Lage sind, ohne erhebliche Schwierigkeiten den getroffenen Entscheidungen praktische Bedeutung zu verleihen. Die

[1]) Revue Internationale du Travail, IX, S. 788.
[2]) Bulletin de la Société des Agriculteurs de France. Assemblée générale, 1925, S. 71.

Digitized by Google

diesbezügliche Ermächtigung wird nur jenen Arbeitsämtern zuteil, welche sich in einer Gegend befinden, in der Arbeiter des betreffenden Berufes nach Ansicht des zuständigen Arbeitsamtes noch verfügbar sind. Diese Arbeitsämter können die Anwerbungen nur in bezug auf Arbeiter vornehmen, die in ihrem Bezirke wohnen, die dann nach dem Anwerbungsmittelpunkte geschickt werden. Um jedoch zu vermeiden, daß gewisse Arbeiter, die besonders befähigt sind und die in Gebieten wohnen, in denen die Anwerbung überhaupt nicht oder nur selten gestattet wird, nicht dauernd an der Reise gehindert werden, kann persönlich die Erlaubnis erteilt werden, sich in jenem Arbeitsamte eintragen zu lassen, welches die Reise organisiert.

Die zuständigen Arbeitsämter führen die Anwerbung in verschiedener Weise durch.

In bezug auf Berg- und Industriearbeiter, die von dem Comité der Kohlenwerke gesucht werden, wird folgendes Verfahren beobachtet. Handelt es sich um qualifizierte Arbeiter, z. B. um Bergarbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes, so ist die polnische Regierung recht beschränkt in der Wahl der Ämter, die die Entsendung der Arbeiter mit Nutzen würden organisieren können, andererseits hat sie jedoch genügende Mittel zur Verfügung, um zu verhindern, daß gewisse Gebiete, in denen der innere Bedarf an qualifizierten Handarbeitern besonders groß ist, der nötigen industriellen Bevölkerung beraubt werden. Handelt es sich dagegen nur um nichtqualifizierte Arbeiter, so ist die Wahl der Regierung unter den Arbeitern sehr groß; sie kann sich der Reihe nach nach allen Gebieten wenden, in denen sich eine überflüssige Bevölkerung vorfindet, also Personen, die auswandern möchten.

Die vorhin bezeichneten Arbeitsämter treffen unter den Auswanderungslustigen die Entscheidung darüber, welche Auswanderungslustigen der Nachfrage entsprechen dürften, indem sie das Alter, Geschlecht und sonstiges berücksichtigen. Die von dem Amte gewählten Arbeiter werden hierauf in das von dem französischen Centralkomité der Kohlenwerke unterhaltene Anwerbungslager geschickt, das die Hauptstelle in Posen, eine Zweigstelle in Myslowitz in Poln.-Schles. besitzt. In den Auswandererlagern befinden sich außer den Wohnungen der Auswanderer, Restaurants, Cafés, Lichtspieltheater u. ä.

Das Posener Lager bildet eine große, gut organisierte Anlage, in dem die künftigen Auswanderer in zufriedenstellender Weise beherbergt werden. In diesen Lagern erwarten die Arbeiter ihre Abreise nach Frankreich bezw. nach Danzig.

Das nun folgende Verfahren ist davon abhängig, ob es sich um qualifizierte oder um nichtqualifizierte Arbeiter handelt. In bezug auf die qualifizierten Arbeiter zeitigt die technische Prüfung Ergebnisse, welche den Ansprüchen der Beteiligten vielfach nicht gerecht werden. Eine erhebliche Anzahl der Gesuchsteller muß eben vielfach ausgeschaltet werden. In bezug auf nichtqualifizierte Arbeiter ist die Prüfung nicht so genau. Hier genügt die Prüfung des körperlichen Zustandes bezw. die Feststellung des allgemeinen Wohlseins der Bewerber. Beinahe 90% der Angeworbenen werden zur Abreise zugelassen nach einer ärztlichen Prüfung, die nur etwas weniger streng ist als die, welche die amerikanischen Auswanderer betrifft.

Digitized by Google

Die endgültig angeworbenen Arbeiter erhalten einen Paß sowie die mit ihnen abgeschlossenen Arbeitsverträge, sodann erfolgt ihre Registrierung, welche statistische Zwecke verfolgt. Hierauf wird der Arbeiter einer Arbeitergruppe zugewiesen, welche 20 bis 200 Personen umfaßt und die nach Frankreich dirigiert wird. Zuerst wurden die Arbeiter auf dem Eisenbahnwege quer durch Deutschland befördert. Infolge der später entstandenen politischen Schwierigkeiten wurde der Seeweg gewählt. In beiden Fällen wurden die Auswanderer bereits im Posener Lager aufgenommen.

Während im Jahre 1922 der Einwanderungsdienst des französischen Centralcomités der Kohlenwerke nach Frankreich zur Verfügung seiner Kunden 100 Tschechen und 20 071 polnische Arbeiter brachte, stiegen die betreffenden Ziffern im Jahre 1923 ganz beträchtlich. Es wurden damals nämlich 708 Čechen und 53 931 Polen beiderlei Geschlechtes mit einem Paß versehen. Die Werbetätigkeit des Comités beschränkte sich daher fast ausschließlich auf Polen. Im Jahre 1923 stammten 49 609 Arbeiter (gegen 13 821 im Jahre 1922) aus Polen selbst, 4275 (gegen 6250 im Jahre 1922) aus Westphalen, wo ein besonderes Werbebureau gebildet wurde.

Ein erheblicher Teil der eingeführten Handarbeiter besteht aus qualifizierten Arbeitern und die diesbetreffenden Verhältniszahlen sind im Steigen begriffen. Im Jahre 1922 wurden 9639, d. i. 52% als Schwerarbeiter qualifiziert, während im Jahre 1921 ihre Zahl nur auf 7786, d. i. auf 41% angegeben wurde.

Die Verhältniszahl der polnischen qualifizierten Arbeiter, die in Frankreich angesiedelt sind, ist noch erheblich stärker, da tagtäglich die alten polnischen Handarbeiter in die Kategorie der qualifizierten aufrücken. Deshalb bilden denn auch die Bergwerke von Pas de Calais die bedeutendste polnische Kolonie in Frankreich und beschäftigen am 1. Januar 1923 allein 4974 Polen. Die polnischen Bergarbeiter haben es auch ermöglicht, daß die Zahl der Steinbrüche erheblich gewachsen ist. Während unter der Gesamtheit der Bodenarbeiter die Verhältniszahl der Polen 38,8% beträgt, steigt diese Zahl speziell bei den Steinbrucharbeitern auf 53%.

Die offizielle polnische Statistik umfaßt nur einen Teil der polnischen Einwanderer in Frankreich. Dies ist auch aus folgender Zusammenstellung zu ersehen, die die polnische Auswanderung nach Frankreich in den Jahren 1922 bis 1923 betrifft, die übrigens ausdrücklich nur die Sammeltransporte umfaßt und sich auf die Angaben des polnischen Arbeitsministeriums vom Jahre 1923 stützt:

Geschlecht und Beruf der Ausgewanderten	1922 in Tausenden	1922 auf 100 Auswand.	1923 in Tausenden	1923 auf 100 Auswand.
Insgesamt	28.9	100.0	69.5	100.0
und zwar:				
Männer	18.8	65.0	41.0	59.0
Frauen	6.9	23.9	19.1	27.5
Kinder	3.2	11.1	9.4	13.5
Landwirte	9.0	31.1	12.0	17.3
Bergarbeiter	19.9	68.9	14.7	21.2[1])

[1]) I. Weinfeld, La Pologne. Tableaux Statistiques 1925, Edition Préparée par Louise d'Oxinska-Szcześniak-, Varsovie-Bydgoszcz 1925, S. 9.

Digitized by Google

Die Zahl der polnischen Arbeiter in Frankreich erschöpft keineswegs die Zahl der polnischen Einwanderer, da die letztere vor allem auch die Frauen und Kinder der polnischen Arbeiter umfaßt. Im Jahre 1922 gab es in Frankreich eingewanderte polnische Familien 35 741, d. i. 31% der Gesamtzahl der Eingewanderten, während im Jahre 1921 ihre Zahl nur 20% betrug.

Für das Jahr 1923 besteht diesbezüglich folgende mehr vollständige Statistik[1]):

Klasse	Abstammung Aus Polen	Aus Westfalen	Aus der Čecho-Slovakei
Arbeiter ohne Vertrag . .	38.295	6.326	708
Frauen ohne Vertrag . .	9.314	—	—
Zahl der Arbeitsverträge .	47.609	6.326	708
Transportierte Familien .	—	4.275	51
Kinder unter 3 Jahren .	3.396	—	—
Kinder zwischen 3 und 7 Jahren	2.591	—	—
Kinder und junge Leute zwischen 8 u. 18 Jahren	510	—	—
Nicht arbeitende Erwachsene	6.430	—	—
Familienmitglieder, die aus Polen herangezogen wurden	13.927	—	—

Die Statistik des Comité der Kohlenwerke, das beinahe alle französischen Bergwerke umfaßt, scheint darauf hinzuweisen, daß das Arbeitsverhältnis in den französischen Kohlenwerken eine dauernde Besserung aufweist. Jedenfalls war die Zahl der kontraktbrüchigen Arbeiter in den Jahren 1920—1922 im dauernden Abnehmen begriffen. Oder mit anderen Worten, die Zahl der polnischen Arbeiter, die den Kohlenwerken untreu werden, für die sie angeworben waren, wird immer geringer.

Insbesondere gab es Arbeiter, die für die Bergwerke angeworben waren, gegen Ende des Jahres

1920	5.491	30.0	Verhältniszahl der Arbeiter, die ihre Arbeitsstätte gegen Ende des Jahres verlassen haben.
1921	14.369	16.6	
1922	34.316	9.2	

Das Central-Comité der französischen Kohlenwerke führte diese Entwicklung auf die steigende Zufriedenheit der Bergarbeiter mit ihrer Arbeitsstätte zurück. Dies dürfte wohl für gewisse Fälle zutreffen, wie denn auch eine gewisse kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit, deren sich die polnischen Arbeiter zu erfreuen haben, auf die Dauer des Arbeitsverhältnisses zweifellos einen günstigen Einfluß ausüben dürfte. Allgemein ist die Zufriedenheit keineswegs, wie zahlreiche Briefe aus polnischen Auswandererkreisen, die in dem polnischen Auswandererblatt „Wychodźca" erscheinen, beweisen dürften. Daneben jedoch dürfte die wirtschaftliche Lage Polens die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankreich

[1]) Revue Internationale du Travail, IX, S. 791.

und die schlechten Aussichten, die mit dem Verlassen der bisherigen Arbeitsstätte verbunden sind, eine große Rolle spielen. Es wird ja von dem französischen Comité der Kohlenwerke selbst vermerkt, daß die Mitglieder des Comités (die Bergwerksunternehmer) einander gegenüber die Verpflichtung eingehen, polnische Arbeiter nicht mehr anzustellen, die ihren Arbeitsvertrag nicht in normaler Weise gelöst haben. Und eine offizielle polnische Publikation bemerkt doch charakteristischer Weise, daß in der Industrie, die Unregelmäßigkeiten zahlreicher gewesen sind, da es dort an einer ähnlichen Zentralisierung wie sie in den Bergwerken eine vollzogene Tatsache war, gebrach. Dieser, durch eine derartige Maßregel herbeigeführte wirtschaftliche Zwang ist weit davon entfernt, mit Zufriedenheit identifiziert zu werden. Die Anwerbung für Zwecke der Landwirtschaft geschieht in etwas verschiedener Weise als für Zwecke des Bergbaues und der Industrie. Während die Berg- und Industriearbeiter sich nach Posen und Myslowitz begeben, begeben sich die Delegierten der französischen Landwirtschaft der verwüsteten Gebiete an Ort und Stelle bezw. nach den von der Regierung bezeichneten Arbeitsämtern, um landwirtschaftliche Arbeiter auszuwählen. Diese Besuche finden übrigens erst dann statt, wenn eine hinreichende Gruppe von Auswanderungslustigen sich angesammelt hat. Nach Prüfung der beruflichen Eignung und des gesundheitlichen Zustandes der Arbeiter werden die landwirtschaftlichen Arbeiter in Gruppen nach den Anwerbungsmittelpunkten in Posen und Myslowitz geleitet, von wo aus die Entsendung in ähnlicher Weise erfolgt, wie dies bei den Kohlenarbeitern der Fall ist. Die Zahl der in Gruppen transportierten landwirtschaftlichen Arbeiter erreichte im Jahre 1922 die Höhe von 9000 und im Jahre 1923 die Höhe von 26 201[1]).

Die folgende Tabelle illustriert den Beruf und die Verteilung der angeworbenen Handarbeiter nach ihrem Herkunftslande nach dem Stande vom Jahre 1923:

Beruf	Polen die in Polen selbst angeworben wurden		Polen die in Westfalen angeworben wurden		Čechen	
	Männer	Familien	Männer	Familien	Männer	Familien
Landwirtsch. Arbeiter	23 890	2311	—	—	—	—
Bergarbeiter für Frankreich .	19 263	4613	6210	4249	678	50
Bergarbeiter für Belgien . . .	230	—	—	—	—	—
Metallhältige Bergwerke . .	162	20	—	—	—	—
Industrie	3 221	375	127	26	72	—
Verschiedene Bestimmungen .	112	61	1	—	4	1
Arbeitsministerium	731	584	—	—	—	—
Insgesamt: . . .	47 609	7964	6338	4275	754	51

[1]) Revue Internationale du Travail, IX, S. 793.

Digitized by Google

Zu den landwirtschaftlichen Arbeitern wurden auch die Zuckerarbeiter hinzugezählt mit 1430.

Etwas anderes ist die Anwerbungsart in bezug auf jene polnischen Arbeiter, die für französische Zuckerraffinerien bestimmt sind. Die Leiter dieser Fabriken ziehen es vor, alle ihre Arbeiter auf einmal zu empfangen, an einem Tage, der für den Beginn der Zuckerkampagne festgesetzt ist. Die Vorprüfung der Arbeiter findet in Posen statt, wo auch ihre Auswahl und ihre Anwerbung durchgeführt wird, worauf sie nach Hause geschickt werden, um hier den Zeitpunkt ihrer Abreise nach Frankreich abzuwarten. Der Transport findet ebenfalls in Gruppen statt.

Die polnische Regierung versichert, daß dieses Verfahren die Bewegungsfreiheit der Arbeiter in keinem höheren Grade beschränkt, da es nur auf Arbeiter Anwendung findet, die sich kollektiv anwerben lassen wollen. Die individuelle Auswanderung ist immer gestattet. Die wirtschaftlichen Vorteile, die mit der kollektiven Anwerbung verbunden sind, sind so erheblich, daß beinahe alle Arbeiter dieses Verfahren vorziehen. Jedenfalls galt dies für die Zeit der polnischen Inflation, wo es für den polnischen Arbeiter schwer war, die für die Auswanderung nötigen Mittel zu erlangen.

Die Statistik der kontinentalen Auswanderung bis 1924 stützte sich ausschließlich auf die Paßangaben. In Bezug auf die gesamte kontinentale Auswanderung, individuelle und kollektive, beschränkte sich das Auswanderungsamt auf die Veröffentlichung der Angaben über das Alter, das Geschlecht und die Religion. Später wurde diese Statistik ebenso genau bearbeitet wie die Statistik der überseeischen Auswanderung. Diese Statistik erhält nunmehr nicht nur die Angaben, die von der internationalen Arbeitskonferenz vom Jahre 1922 verlangt wurden, nämlich die Angaben über das Geschlecht, das Alter, den Beruf, die Nationalität, das Herkunftsland und das Bestimmungsland, sondern auch eine Menge anderer Angaben.

Nunmehr geben die Tabellen der polnischen Auswanderungsstatistik Auskunft über beide Auswanderungskategorien in folgenden Richtungen: Zusammensetzung der Familien, Alter der Auswanderer, Lage der Familie, Nationalität, Muttersprache, Religion, Beruf, die Sprachen, die die Auswanderer sprechen und schreiben, den ständigen Wohnsitz in Polen, der Charakter der Auswanderung (Erwerbsauswanderung oder Auswanderung zu anderen Zwecken), Angaben über die Verhältnisse (Voraussetzungen), unter denen der Auswanderer seine Reise antritt (aus seinen eigenen Mitteln oder ohne solche), den zeitlichen oder dauernden Charakter der Auswanderung, die Häfen, die der Auswanderer zur Einschiffung oder zur Durchreise oder zur Ausschiffung benützt.

Die Tabellen geben die Zeit an, die zwischen der Ausstellung des Passes und der Abreise verstrichen ist, die Dauer des Aufenthaltes im Auslande und die Zahl der Auswanderer, die die Dienste irgend einer Schiffahrtsgesellschaft benutzen.

Im Gegensatz zur Statistik der überseeischen Auswanderung, deren Genauigkeit durch die Berichte der Schiffahrtsgesellschaften und der Auswanderungsattachés kontrolliert werden kann, stützte sich die Kontinentalstatistik ausschließlich und allein auf die Angaben der Listen der Pässe der

Digitized by Google

Auswanderer und es gab immer einen mehr oder weitergehenden Unterschied zwischen der Zahl der erteilten Visa und der Zahl der tatsächlichen Reisen, was eben die Folge einer mangelhaften Statistik gewesen ist. Fortan werden die Listen der Pässe der Kontinentalen als auch der überseeischen Auswanderer mit Hilfe der Blätter über die tatsächliche Expatriierung verifiziert, welche von den Pässen bei der Grenzüberschreitung abgetrennt und dem Warschauer Auswanderungsamte übersendet werden.

Auf diese Weise übt dieses Amt eine doppelte Kontrolle aus, nämlich die Kontrolle der Zahl der ausgestellten Pässe und die Kontrolle der Auswanderer, die das Land tatsächlich verlassen haben.

Die Grundsätze, nach welchen die Statistik der kontinentalen Auswanderung bearbeitet wird, sind dieselben bei der individuellen als auch bei der kollektiven Statistik, mit dem einzigen Unterschied, daß im ersten Falle (das heißt bei der individuellen Auswanderung) die Paßverzeichnisse vom Auswanderungsamte ausgefüllt werden, während im zweiten Falle, das heißt bei der kollektiven, also organisierten Auswanderung, die die Stadt Warschau nicht in ihrer Gesamtheit berührt, diese Listen von den staatlichen Arbeitsämtern und den Bezirksstarosteien ausgefüllt werden.

Die organisierte Auswanderung nach Frankreich, welche jetzt über das Meer geschieht, den Hafen von Dunckquerque oder den von Havre berührt und welche leichter zu kontrollieren ist, gestattet überdies folgende Angaben: Namen, Vornamen und Adresse des Arbeitgebers, Namen der Anstalt, die mit der Anwerbung beauftragt ist, Nummer des Vertrages und seine Dauer. Ferner werden auch genaue Angaben über die Dauer des Aufenthaltes in der Fremde angestrebt.

Die große Masse der kontinentalen polnischen Auswanderung (92%) und auch der lebendigste und der meist interessante Bestandteil derselben geht nach Frankreich in organisierten Transporten. Diese Auswanderer werden in den Auswanderungslagern in Posen und Myslowitz gesammelt, wo sie der technischen, sanitären und statistischen Kontrolle unterliegen.

Das Registerblatt, das im Anwerbungslager ausgefertigt wird, besteht aus drei Teilen: der erste Teil bezieht sich auf die Kontrolle der Eignung seitens des technischen Agenten und auf den ärztlichen Besuch, nach durchgeführter Prüfung wird die gefaßte Entscheidung mitgeteilt, die für den Ersatz der Transportkosten von Belang ist; wenn der Arbeiter zugelassen ist und unmittelbar nach Frankreich geschickt werden kann, werden ihm die Kosten der Hinreise erstattet. Wenn der Arbeiter zurückgewiesen wurde oder die Expedition desselben erst in einem späteren Zeitpunkte erfolgen kann, werden ihm auch die Rückreisekosten erstattet. Zu diesem Zwecke erhält er einen besonderen Schein.

Daraufhin erfolgt die eigentliche Registrierung. Das Registerbuch umfaßt folgende Angaben: Die Nachfrage nach dem Arbeiter, das Arbeitsamt, welches die Expedition durchgeführt hat, den Beruf, den Familiennamen, den Vornamen, das Alter, den Wohnort, die Bescheinigung des Werbeagenten.

Die Nachfrage nach einem Paß seitens des Auswanderers umfaßt eine Reihe von Momenten, welche die Grundlage bilden für die Ausarbeitung einer mehr vollständigen Statistik wie: Namen und Vornamen, Beruf oder

Digitized by Google

Erwerb, Alter und Geburt, Geburtsort, Ort der Eintragung beim Register des bürgerlichen Standes, dauernder Wohnort, Mitglieder der Familie, die den Auswanderer begleiten, besondere Kennzeichen. Ferner Angaben über das Datum der Abreise, Zweck der Reise usw.

Die kollektive Anwerbung nach Frankreich umfaßt gegenwärtig mehr als neun Zehntel der kontinentalen Auswanderung aus Polen, aber sie umfaßt weder die Gesamtheit der kollektiven Anwerbung, noch die der französischen Einwanderung.

Neben der kollektiven kontinentalen Auswanderung gibt es noch eine individuelle kontinentale Auswanderung. Sie ist zur Zeit sehr schwach, doch dürfte in dieser Hinsicht eine Änderung eintreten, sobald die polnische Auswanderung eine größere Bewegungsfreiheit erlangt haben wird, sobald insbesondere die deutsche Grenze und die russische Grenze endgültig geöffnet sein werden.

Die offizielle polnische Statistik in dieser Hinsicht stützte sich auf die erteilten Pässe, ebenso wie dies der Fall war mit der kontinentalen Wanderungsstatistik für andere Länder.

Die rechtliche Stellung der polnischen Auswanderer in Frankreich stützt sich vor allem auf eine Reihe von Normen, die einen allgemeinen Charakter tragen und die alle Ausländer in Frankreich betreffen; überdies jedoch auf eine Reihe von Spezialnormen, die sich auf die polnischen Auswanderer insbesondere beziehen, wie die Bestimmungen der polnisch-französischen Auswanderungskonventionen, sowie mit Rücksicht auf die Meistbegünstigungsklausel auf Verträge, die Frankreich mit andern Staaten abgeschlossen hat[1]).

Die Rechte und Pflichten der Ausländer in Frankreich regelt vor allem der Code Civil im Art. 8 Abs. IV und in Art. 11—16, ferner das Gesetz über Ausländer vom 8. August 1893, ergänzt durch den Art. 9 des Gesetzes vom 16. Juli 1912 sowie die ministerialen Verordnungen über die Kontrolle über die Ausländer vom 2. August 1917, vom 18. November 1920, vom 6. Juni 1922 und vom 25. Oktober 1924. Darüber hinaus enthalten eine Reihe von Vorschriften über Ausländer in Industrie, Bergbau und Landwirtschaft der Code Du Travail, der Code des Assurances und der Code des Accidents Du Travail.

Der Code Civil regelt das rechtliche Verhältnis Frankreichs zu den Ausländern auf Grundlage der Gegenseitigkeit. Wenn jedoch der Ausländer Ansprüche im gerichtlichen Wege erhebt, muß er eine Cautio Iudicatum Solvi erlegen zur Sicherung der Prozeßkosten und zwar inwieweit er kein unbewegliches Vermögen besitzt, in einem Ausmaße, der eine genügende Garantie dafür abgibt, daß er diese Kosten wird bezahlen können (Code Civil Art. 16, Code de Procedure Civile Art. 166—167).

Die Einreise der Ausländer nach Frankreich unterliegt grundsätzlich keiner gesetzlichen Beschränkung. Das starke Wachstum der fremden Elemente in den letzten Jahren, besonders in den Nachkriegsjahren, hat

---

[1]) T. Lubaczewski Położenie Prawne Polskiego Wychodźtwa Zarobkowego we Francyi (Wychodzca) 1925, Nr. 50 u. 51.

Digitized by Google

die französische Regierung unter starkem Drucke der französischen Arbeiterkreise veranlaßt, die weitere Einwanderung in einem gewissen Grade zu beschränken und sie von der jeweiligen Lage auf dem inneren Arbeitsmarkte abhängig zu machen, Tendenzen, die ihren sichtbaren Ausdruck in den Auswanderungskonventionen finden.

Ein Ausländer, der sich in Frankreich ansiedeln will, muß die Genehmigung der Verwaltungsbehörden erhalten (Verordnung vom 2. Oktober 1888), die er 15 Tage nach seiner Ankunft in jenem Orte beantragen muß, in dem er sich dauernd niederlassen will, widrigenfalls er der zwangsmäßigen Ausweisung aus den Grenzen des französischen Staates, auf Grund der Bestimmungen des Art. 7 des Gesetzes vom 3. Oktober 1849 unterliegt.

Ausländern, die die Ansiedlungsgenehmigung erhalten haben, werden von der französischen Gesetzgebung alle bürgerlichen Rechte zuerkannt, unter der Voraussetzung, daß sie nach fünfjährigem Aufenthalt in Frankreich ihre Einbürgerung beantragen werden (Code Civil Art. 13). Kinder von Ausländern, die in Frankreich geboren sind und dort im Augenblick der Erlangung der Volljährigkeit wohnen, werden französische Staatsbürger, inwieweit sie nicht binnen eines Jahres die Erklärung abgeben, daß sie die Staatsangehörigkeit des Landes ihrer Eltern behalten wollen (Code Civil Art. 81).

Seit dem Jahre 1893 unterliegen die Ausländer, die kein Ansiedlungsrecht erhalten haben, in Frankreich sich aber aufhalten, um hier Handel und Gewerbe zu treiben oder einen Beruf auszuüben, der Meldepflicht. Die Kontrolle über die Auswanderer wurde während des Weltkrieges erheblich verschärft durch Einführung von Identitätskarten, die für alle Ausländer bis auf den heutigen Tag obligatorisch sind (Verordnung vom 2. August 1917). Gleichzeitig wurden verschiedene Beschränkungen der Bewegungsfreiheit eingeführt, die jedoch am 10. Dezember 1919 aufgehoben wurden.

Die Frage der Identitätskarten für Ausländer wurde endgültig geregelt mit Verordnung vom 25. Oktober 1924. Vom Besitze einer Identitätskarte sind heutzutage nur Touristen befreit, die sich in Frankreich nicht länger als zwei Monate aufhalten. Alle andern Ausländer sind verpflichtet, wenn sie älter sind als 15 Jahre, binnen 15 Tagen nach Ankunft in Frankreich bei der Polizei oder beim Bürgermeister sich zu melden, mit der Bitte, um Ausstellung einer Identitätskarte. Der Meldende erhält eine vorläufige Bestätigung, über die Karte selbst entscheidet das Ministerium des Innern (Service Central d'Identité des Etrangers). Mit der Ablehnung der Ausstellung der Identitätskarte ist die Ausweisung aus Frankreich verbunden. Die Identitätskarte, die für drei Jahre gültig ist, muß bei jeder Aufenthaltsänderung vidiert werden. Die zu Arbeiten in Frankreich gedungenen Einwanderer erhalten die Identitätskarte unentgeltlich, die Mitglieder ihrer Familie müssen hingegen den Betrag von 68 Frs. entrichten, was vielfach eine erhebliche Einbuße für polnische Einwanderer bildete, da die letzteren oft eine zahlreiche Familie besitzen. Die Erteilung von Arbeit an einen Ausländer ohne Identitätskarte ist strafbar.

Besondere Rechte erhielten die polnischen Einwanderer in Frankreich durch die polnisch-französische Wanderungskonvention vom 7. September

Digitized by Google

1919, die Konvention über soziale Hilfe und sozialen Schutz vom 14. Oktober 1920 sowie die Schlußprotokolle der Ergänzungsverträge vom 17. April 1924 und vom 3. Februar 1925.

Die polnisch-französische Wanderungskonvention vom 3. September 1919 (Polnisches Gesetzblatt Nr. 246, Posten 41) betont vor allem das Bestreben der beiden Staaten, die Wanderungsverhältnisse in freundschaftlicher Weise zu regeln und den Angehörigen der beiden Staaten die gegenseitigen Vorteile des Arbeitsschutzes und der Gesetzgebung über Entschädigung bei Unglücksfällen bei der Arbeit zu sichern. Zu diesem Zwecke wurde ein Vertrag abgeschlossen, der folgende Bestimmungen enthält: Die beiderseitigen Regierungen beschließen alle administrativen Erleichterungen den Einwohnern jedes der beiden Länder zu gewähren, die sich individuell, zu Erwerbszwecken, ins andere Land begeben, oder die in ihr Vaterland zurückkehren unter der Bedingung der Beachtung der Vorschriften dieser Konvention. Sie beschließen ferner die kollektive Kontrahierung der Arbeiter in jedem der beiden Länder auf Rechnung von Unternehmungen, die sich in dem andern Lande befinden, unter Beachtung der Vorschriften dieser Konvention zu gestatten (Art. I). Die einwandernden Arbeiter erhalten bei gleicher Arbeit eine Entlohnung, die gleich ist der Entlohnung der heimischen Arbeiter derselben Kategorie, die in ähnlichen Unternehmungen beschäftigt sind oder mangels solcher heimischen Arbeiter, jener Arbeiter, die in einem ähnlichen Unternehmen beschäftigt werden, eine Entlohnung, die der normalen, jeweils üblichen Lohnhöhe angepaßt ist. (Art. II.) Die Arbeiter werden den Schutz genießen, der ihnen durch die innere Gesetzgebung der beiden Parteien sichergestellt ist, sowie den Schutz, den ihnen die beiden Staaten im Wege besonderer Vereinbarungen sicherstellen werden und die, sei es mit diesen Staaten selbst, sei es mit andern Staaten, geschlossen wurden. Was Unglücksfälle bei der Arbeit betrifft, so finden gemäß dem Art. 3 des französischen Gesetzes vom 9. April 1898 über Entschädigungen bei Unglücksfällen bei der Arbeit und unter den dort angeführten Voraussetzungen die dort angeführten Beschränkungen Anwendung, in bezug auf die polnischen Arbeiter, welche Opfer von Unglücksfällen sind, sowie auf ihre Rechtsnachfolger und Vertreter, welche das französische Gebiet nicht bewohnen oder nicht mehr bewohnen, und zwar mit Rücksicht darauf, daß die als gleichwertige Gesetzgebung anerkannte polnische Gesetzgebung, die Gegenseitigkeit für französische Arbeiter sichergestellt hat. Die in Form einer Vereinbarung zwischen den zuständigen französischen und polnischen Behörden beschlossenen Bestimmungen werden die unentbehrlichen Einzelheiten in bezug auf die Auszahlung der Renten und Ruhegehälter in Polen und Frankreich sicherstellen (Art. III).

Wenn nach dem Inkrafttreten dieser Konvention andere mit einer der beiden Parteien abgeschlossenen Konventionen den Arbeitern dieses Staates weitergehende Vorteile sichern würden, als die in dieser Konvention vorgesehenen Vorteile, so werden diese Vorteile den Bürgern jeder der beiden Parteien, die auf dem Gebiete der andern Partei beschäftigt sind, zuteil (Art. IV). In jedem der beiden Länder wird die zuständige Behörde den Arbeitern Schutz gewährleisten, sowie darüber wachen, daß auf die Arbeiter,

Digitized by Google

die auf seinem Gebiete beschäftigt sind, die in diesem Lande geltende Schutzgesetzgebung als auch die oben genannten Bedingungen Anwendung finden. An diese Behörde sind, sei es unmittelbar, sei es durch Vermittlung der zuständigen Konsularbehörden, evtl. in der Muttersprache der ausländischen Arbeiter, alle Beschwerden derselben zu richten, die die Bedingungen der Arbeit und der Lebenserhaltung betreffen, sowie Beschwerden über Hindernisse aller Art, denen die Arbeiter infolge ihres Aufenthaltes im Auslande ausgesetzt sein können. Diese Vorschriften berühren in keiner Weise die Rechte der Konsuln, die aus den Verträgen, Konventionen und den Gesetzen des Landes ihres Aufenthaltes folgen (Art. V). Zum Verlassen der Heimat haben die Arbeiter oder deren Familien, die sich einzeln und aus eigenem Antriebe aus einem Lande in ein anderes begeben, um dort Beschäftigung zu suchen, im allgemeinen keine besondere Erlaubnis nötig. Umgekehrt wird keinerlei besondere Erlaubnis beim Verlassen des fremden Landes von den ausgewanderten Arbeitern oder deren Familie verlangt, die nach ihrer Heimat zurückkehren wollen. Um jedoch der Vorteile dieser Konvention teilhaftig zu werden, müssen diese Arbeiter Identitätskarten besitzen, die von den Heimatsbehörden ausgestellt sind (Art. VI). Die Arbeiter, die einzeln und aus eigenem Antriebe auswandern, werden nach ihrer Ankunft in dem Bestimmungslande von den Landesbehörden aufgenommen, die ihnen freien Eintritt ins Innere des Landes gewähren werden, unter Vorbehalt der Beachtung der Gesetze und der Vorschriften sanitärer und polizeilicher Natur sowie der Vorschriften der Konvention selbst (Art. VII). Inwieweit die eingewanderten Arbeiter nach ihrer Ankunft im Auslande einen Arbeitsmietvertrag vorlegen werden, können sie sich an den Ort ihrer Bestimmung begeben, selbstverständlich unter der Bedingung, daß dieser Vertrag weder von seiten des Arbeiters, noch von seiten des Arbeitgebers Bestimmungen enthält, die den Grundsätzen der Konvention zuwider sind (Art. VIII). Inwieweit diese eingewanderten Arbeiter nach ihrer Ankunft im Auslande keinerlei Arbeitsmietvertrag vorlegen oder inwieweit die Bestimmungen dieses Vertrages der Konvention widersprechen, werden sie, wenn sie Mittel für Zwecke ihrer Weiterreise besitzen, nach Orten gewiesen, die sie selbst gewählt haben. Sonst werden sie in unentgeltlichen Auswandererheimen untergebracht oder an Arbeitsämter gewiesen, die sich in der Nähe der Grenzen befinden. Diese Heime und diese Ämter sichern ihnen Beschäftigung unter Bedingungen, die den Grundsätzen diser Konvention entsprechen, inwieweit diese Unterbringung ohne Schaden für die heimischen Arbeiter geschehen kann (Art. IX). Falls der Stand des Arbeitsmarktes in manchen Zeiträumen an manchen Orten und in manchen Berufen nicht gestattet, Beschäftigung für die Auswanderer zu besorgen, die einzeln und aus eigenem Antriebe Arbeit suchen, wacht die beteiligte Regierung darüber, daß unverzüglich davon Mitteilung der andern Regierung gemacht werde, die ihrerseits davon ihre Staatsangehörigen in Kenntnis setzen wird. Falls diese Mitteilung den erwünschten Zweck nicht erreicht, werden die vertragschließenden Parteien im beiderseitigen Einvernehmen alle andern nötigen Verfügungen erlassen (Art. X). Beide vertragschließenden Parteien verpflichten sich, die Durchführung der kollektiven Kontrahierung auf ihrem

Digitized by Google

Gebiete zu gestatten auf Rechnung von Unternehmungen, die in dem andern Lande gelegen sind (Art. XI). Die Regierungen des Landes, in welchem die Kontrahierung stattfindet, behält sich das Recht vor, die Ortschaften zu bestimmen, in denen die Kontrahierung gestattet sein wird; die Regierung des Landes, in welchem die Arbeitgeber sich befinden, behält sich das Recht vor, die Orte zu bestimmen, an die die Arbeiter geleitet werden können. Die Regierungen der beiden Staaten bestimmen im beiderseitigen Einvernehmen die Zahl und die Arbeiten der Arbeiter, die kollektiv kontrahiert werden können, ohne die wirtschaftliche Entwicklung des einen Landes und die heimischen Arbeiter des anderen zu schädigen; zu diesem Zwecke bilden sie eine Kommission, die der Reihe nach in Warschau und in Paris mindestens einmal jährlich sich versammelt.

Jede der beiden Regierungen wird dieser Kommission das Gutachten des heimischen Beirates vorlegen, dem außer den Vertretern der beteiligten Behörden, Vertreter der Arbeitgeber und der Arbeiter angehören werden (Art. XII). Die kollektive Kontrahierung kann in diesen eben genannten Grenzen durchgeführt werden unter Kontrolle der zuständigen Behörden des Landes, auf dessen Gebiet diese Kontrahierung stattfindet, durch Vermittlung der Arbeitsämter dieses Landes. In Polen findet die Kontrahierung ausschließlich durch das Staatsamt für Arbeitsvermittlung und Auswandererschutz statt. Die auf diese Weise kontrahierten Arbeiter unterliegen vor ihrer Abreise der Aufnahme und Klassifizierung bezw. der Zurückweisung, sei es durch die offizielle Mission der Regierung, in deren Gebiet sie beschäftigt sein sollen, sei es durch Vertreter des Unternehmens, welche ausschließlich zugunsten dieses Unternehmens arbeiten, dem sie angehören, sei es durch einen Vertreter der Gewerkschaft; die in den zwei letzteren Fällen genannten Vertreter müssen durch die beiderseitigen Regierungen bestätigt werden. Die von den Arbeitgebern vorgeschlagenen Arbeitsverträge und die von ihnen gemachten Mitteilungen über Arbeiterbedarf werden mit Mustern von normalen Arbeitsverträgen und normalen Nachfrageformularen in Einklang gebracht, die im beiderseitigen Einvernehmen der zuständigen Behörden Polens und Frankreichs festgestellt werden. Ein Bedarfsexemplar, das dem jeweiligen Akte der kollektiven Kontrahierung entspricht, wird durch den Arbeitgeber der zuständigen Behörde jenes Landes vorgelegt werden, in welchem die Arbeiter beschäftigt sein sollen und wird von dieser Behörde wiederum der zuständigen Behörde jenes Landes vorgelegt werden, in dessen Gebiet die Kontrahierung stattfindet. Die Bestätigung wird nur dann erteilt, wenn die Vertragsbedingungen, die in der Nachfrage vorgesehen sind, mit den Grundsätzen übereinstimmen, die in dieser Konvention festgelegt sind, wenn dem Arbeiter eine anständige Wohnung und Ernährung zur Verfügung gestellt werden kann und wenn der Bedarf an Arbeitskräften eine Kontrahierung seitens des beteiligten Unternehmens begründet. Die bestätigte Nachfrage wird im diplomatischen Wege der zuständigen Behörde jenes Landes übersendet, in welchem die Kontrahierung stattfinden soll, unter Angabe der Anzahl und der Arten von Arbeiten sowie nötigenfalls des Namens des Unternehmens, der beim Abschluß des Arbeitsvertrages mitwirken soll (Art. XIII). Spezialverträge, die von den zuständigen Behörden der vertragschließenden Parteien ge=

Digitized by Google

schlossen werden, werden die Bedingungen der Anwendung dieser Kon=vention festlegen in bezug auf die kollektive Kontrahierung sowie unter Berücksichtigung der sanitären Vorschriften bei der Abreise und bei der Durchreise der Arbeiter. Ein in beiderseitigem Einvernehmen von den zuständigen französischen und polnischen Behörden festgelegtes Reglement bestimmt gleichfalls die Bedingungen der Übersendung der Ersparnisse, die von den Arbeitern in den Sparkassen jenes Landes deponiert sind, nach den Sparkassen ihres Vaterlandes (Art. XIV).

Die Dauer der Konvention wurde für ein Jahr festgelegt, mit dem Hinzufügen, daß sie stillschweigend jährlich erneuert werden kann, inwie=weit sie nicht binnen drei Monaten nach Ablauf des betreffenden Zeit=raumes gekündigt wird. Alle aus dieser Konvention möglicherweise ent=stehenden Schwierigkeiten sollten im diplomatischen Wege geschlichtet werden. Die Konvention wurde von Polen am 8. März 1920 ratifiziert und am 15. April 1920 fand der Austausch der beiderseitigen Urkunden statt.

Die polnisch=französische Auswanderungskonvention vom 3. Sep=tember 1919 sichert den polnischen Einwanderern folgende Rechte:

A) Die polnischen Einwanderer haben denselben Lohn zu erhalten, wie die französischen Arbeiter, die die gleiche Arbeit verrichten (Art. 2).

B) Die polnischen Einwanderer genießen den Schutz, der den hei=mischen Arbeitern von der inneren französischen Gesetzgebung zugesichert ist, sowie den besonderen Schutz, den Frankreich im Wege internationaler Konventionen den Angehörigen anderer Staaten zusichern wird. Im Verhältnis zu den polnischen Ein=wanderern finden insbesondere keinerlei Anwendung die Be=schränkungen für Ausländer, die in Art. 3 des Gesetzes vom 9. April 1898 über Entschädigung bei Unglücksfällen vorgesehen sind. Infolgedessen haben das Recht auf Entschädigung auch jene pol=nischen Arbeiter, die Opfer eines Unglücksfalles geworden sind, sowie deren Erben, welche das französische Gebiet nicht bewohnen oder nicht mehr bewohnen (III).

C) Die polnischen Einwanderer haben das Recht, auch alle jene Ver=günstigungen in Anspruch zu nehmen, die weiter gehen als jene, die in der polnisch=französischen Konvention enthalten sind, wenn derartige Vergünstigungen von Frankreich Angehörigen anderer Staaten eingeräumt werden. Auf Grund dieser Klausel sind den polnischen Auswanderern automatisch alle Vorteile zuteil ge=worden, die in der französisch=italienischen Wanderungskonvention vom 30. September 1913, in der französisch=čechoslovakischen Wanderungskonvention vom 20. März 1920, endlich in den fran=zösisch=belgischen Wanderungskonventionen vom 14. Februar 1921, vom 30. September 1921 und vom 30. November 1921 enthalten sind. So können zum Beispiel die polnischen Einwanderer auf Grund des in der französisch=čechoslovakischen Wanderungskon=vention festgelegten Mustervertrages die Bestellung von Dolmet=schern verlangen in Betrieben, in denen zumindest 100 polnische Arbeiter arbeiten.

Digitized by Google

D) Die polnischen Einwanderer sind berechtigt, bei den zuständigen Behörden Beschwerden in polnischer Sprache einzureichen, die die Bedingungen der Arbeit und des Unterhaltes betreffen, sowie Beschwerden über Schwierigkeiten welcher Art auch immer, denen sie während ihrer Arbeit in Frankreich begegnen (Art. V).

Die Konvention vom 14. Oktober 1920, die vor allem die soziale Fürsorge regelt, sichert den polnischen Einwanderern eine gleiche Behandlung in bezug auf Arbeiterruhegehälter (gewisse Beschränkungen sind betreffend die Art der Berechnung und der Auszahlung der Vergütungen und Hilfeleistungen vorgesehen), sowie die Versorgung der Witwen und Waisen unter der Bedingung jedoch, daß sie ihre Ansprüche spätestens binnen eines Jahres seit der amtlichen Benachrichtigung vom Tode des Arbeiters anmelden (Art. 3). Die polnischen Einwanderer haben ferner in gleicher Weise wie die französischen Arbeiter das Recht des Nutzbrauches der Subventionen, die den Kassen der gegenseitigen Hilfe der Arbeitslosen erteilt werden (Art. 5). Einwanderer, die wegen einer physischen oder geistigen Krankheit, Schwangerschaft oder Niederkunft oder aus irgend einem andern Grunde ärztliche Hilfe oder ärztlichen Rat benötigen, müssen ebenso behandelt werden wie die französischen Bürger (Art. 6). Die polnischen Einwanderer können unentgeltlich Krankenhauspflege in Anspruch nehmen, auf Kosten des französischen Staates, 60 Tage hindurch, wenn sie jedoch länger als 5 Jahre in Frankreich wohnen, unbegrenzte Zeit hindurch (Art. 9); die polnischen Einwanderer, Greise, Invaliden, unheilbar Kranke, Personen im Alter von über 15 Jahren, die dauernd in Frankreich wohnen, genießen die Pflege beziehungsweise können unentgeltlich in den für derartige Personen bestimmten Heimen sich aufhalten (Art. 8).

Die Konvention vom Jahre 1920 gibt den polnischen Einwanderern das Recht, den französischen Syndikaten anzugehören, unter gewissen Vorbehalten in bezug auf die Zusammensetzung der Vorstände der Syndikate, in denen die französischen Staatsbürger eine absolute Majorität haben müssen (Art. 12). Die polnischen Einwanderer haben auch das Recht, Wohltätigkeitsvereine, Vereine für soziale Fürsorge und geistige Förderung sowie Konsumgenossenschaften zu gründen (Art. 11).

Das Schlußprotokoll vom 17. April 1924 enthält eine nichtoffizielle Verpflichtung der französischen Arbeitgeber, polnische Schulen beziehungsweise polnische Schulklassen überall dort zu eröffnen, wo sich zumindest 65 polnische Kinder im schulpflichtigen Alter vorfinden. Das Schlußprotokoll vom 5. Februar 1925 behandelt die technische Durchführung der vorher genannten Konventionen.

Ein besonders abgeschlossener polnisch-französischer Kollektivvertrag[1]) bestimmt, daß der polnische Arbeiter in gleicher Weise wie der französische derselben Kategorie in der Landwirtschaft entlohnt werden muß oder falls es keine französischen Arbeiter gibt, die diesen Bedingungen entsprechen würden, er einen Lohn erhalten wird, der auf Grund der normalen Löhne, die in der Umgegend angenommen sind, zu berechnen ist. Die

[1]) Gargas, Der Auswandererschutz in Polen (Weltwirtschaftliches Archiv, Band XVI, S. 17 u. ff.

Digitized by Google

Lohnerhöhung der französischen Arbeiter, die in demselben landwirtschaftlichen Anwesen während der Dauer des Vertrages arbeiten, wird im vollen Ausmaß auch auf den ausländischen Arbeiter Anwendung finden, welcher den Vertrag unterzeichnet hat. In dem Mustervertrag der industriellen Arbeiter heißt es in ähnlicher Weise, daß diese berechtigt sein werden, von den ergänzenden Leistungen in natura oder im Baren in gleichem Maße Gebrauch zu machen, wie von den Teuerungszulagen, welche den französischen Arbeitern zustehen, falls der ausländische Arbeiter jedoch von Vergünstigungen Gebrauch machen sollte, wie unentgeltliche Wohnung und von Lebensmitteln, die vom Arbeitgeber zu einem niedrigeren Preise ausgefolgt werden, als der Marktpreis, so werden diese ergänzenden Leistungen entsprechend reduziert werden. Der ausländische Arbeiter hat bei Unglücksfällen während der Arbeit Recht auf Schutz nach französischen Gesetzen. Der Arbeitgeber verpflichtet sich außerdem auf Grund dieses Vertrages den Arbeiter vor Unglücksfällen bei der landwirtschaftlichen Arbeit zu versichern, wiewohl diese Versicherung in der sozialen Gesetzgebung Frankreichs noch nicht vorgesehen ist. Im Krankheitsfalle ist der Arbeitgeber verpflichtet, den Arbeiter zu beschützen und ihm die nötigen Arzneien zu liefern. Bei Todesfällen muß sich der Arbeitgeber mit dem Begräbnis befassen. Er hat auch sofort die Familie des Verstorbenen sowie das zuständige polnische Konsulat von dem Todesfall in Kenntnis zu setzen und den Nachlaß des Verstorbenen der Familie zu übersenden. Der Arbeiter, dessen Vertragszeit abgelaufen ist, wird eine entsprechende Vergütung für die Rückreise erhalten. Diese Summe wird die vollen Reisekosten betragen, falls die Dauer des Vertrages ein Jahr war, dreiviertel dieser Kosten, falls der Vertrag neun Monate gedauert hat, die Hälfte, wenn der Vertrag sechs Monate gedauert hat, ein Viertel der Kosten, wenn der Vertrag drei Monate gedauert hat. Auf diese Summe wird der Arbeiter auch dann ein Recht haben, wenn der Arbeitgeber den Arbeiter vor Ablauf der Vertragszeit entfernen will, falls diese Entfernung nicht durch den Willen des Arbeiters oder durch seine Schuld verursacht wurde. Falls der Arbeiter vor Ablauf der Vertragszeit den Arbeitgeber, der ihn angenommen, verlassen hat, um andere Arbeit zu suchen, so ist er verpflichtet, dem Arbeitgeber die Reisekosten zu erstatten.

Die landwirtschaftlichen Arbeiter in Frankreich werden von den Arbeitgebern vollständig erhalten und überdies erhielten die Männer durchschnittlich im Jahre 1923 einen Normallohn von 150 Francs, die jungen Burschen 100 bis 120 Francs im Baren.

Der Normallohn der qualifizierten Arbeiter, die beim Wiederaufbau der durch den Krieg verwüsteten Gebiete beschäftigt sind, beträgt 2 bis 2.50 Francs per Stunde. Der Arbeiter muß sich selbst erhalten, was bei den erschwerten Transportverhältnissen in diesen Gegenden manchmal über 10 Francs täglich ausmacht[1]).

Der Normallohn der Bergarbeiter hängt von der Kategorie ab, welcher die Arbeiter zugezählt werden. Die Kategorie A B, die aus Bergarbeitern

---

[1]) St. Klimowicz Poradnik dla Wychodźcy. O Czem Emigrant Zarobkowy we Francyi wiedziec powinien. Paris 1923, S. 11 u. ff.

Digitized by Google

besteht, welche zumindest drei Jahre unter dem Boden gearbeitet haben, wobei zumindest ein Jahr als Hauer, erhielt 15 bis 25 Francs täglich. Die Akkordarbeiter verdienen mitunter mehr. Die Kategorie C besteht aus Bergarbeitern, die in Berggruben unter dem Boden zumindest drei Monate hindurch gearbeitet haben. Diese erhalten einen Lohn von 13 Francs an=gefangen.

Die obengenannten Löhne sind jedoch nur Normallöhne, welche die polnischen Arbeiter, nach der wohl offiziösen Schrift von Klimowicz, nur im Falle gleicher Eignung und gleicher Arbeitsleistung erhalten.

Der landwirtschaftliche Arbeitgeber ist berechtigt, von dem Arbeits=lohn der neu angekommenen Arbeiter während der ersten sechs Monate einen Teil des Lohnes als Sicherstellung gegen vorzeitigen Vertragsbruch seitens des Arbeiters zurückzuhalten.

Die Kosten der Herbeischaffung polnischer Arbeiter nach Frankreich betrugen nach dem Stande vom Jahre 1923 250 Francs, welche nach dem Stande vom Jahre 1925 auf 260 Francs erhöht wurden[1]). Diese Summe besteht aus zwei Teilen: der erste umfaßt die Verwaltungskosten, die Kosten der beruflichen Auswahl, der ärztlichen Untersuchung, der Reinigung, des Badens, des Passes, der Visumgebühren, der Verpflegung während der Reise, der zweite Teil umfaßt die Kosten der Eisenbahn= und Schiffsreise und fällt in der Regel dem Arbeiter zu Lasten (im Betrage von etwa 150 Francs)[2]). Wenn jedoch der Arbeiter, wie gewöhnlich, über diese Summe nicht ganz verfügt, so hat der Arbeitgeber ihm den fehlenden Rest vorzu=schießen, so daß tatsächlich der Arbeitgeber dem Office Central de la Main d'Oeuvre Agricole die Summe von 260 Francs zurückzuerstatten hat. Der Arbeitgeber hat das Recht, im Wege monatlicher Zurückhaltungen von dem Lohn der Arbeiter in den durch den Art. 61 des Gesetzbuches der Arbeit (Code du Travail) vorgesehenen Fällen in bezug auf die Summe von 150 Francs sich schadlos zu halten.

Die Benutzung all dieser Rechte war dem polnischen Konsul Luba=czewski zufolge vielfach sehr erschwert. Die kleinliche Formalistik der französischen Bürokratie bei einem recht beschränkten Wirkungskreis der polnischen Konsularbehörden schädigte vielfach recht empfindlich die Interessen der Einwanderer.

Diesen Mängeln sucht die am 30. Dezember 1925 in Paris zwischen Frankreich und Polen abgeschlossene Konsularkonvention abzuhelfen[3]). Sie gibt den polnischen Konsuln in Frankreich das Recht, die Interessen der polnischen Staatsangehörigen in Frankreich zu vertreten und in ihrem Namen begründete Ansprüche zu erheben. Dies gilt vor allem in bezug auf die Ausführung der obengenannten Wanderungskonventionen. Darüber hinaus ermöglicht die französisch=polnische Konsularkonvention eine aktive Beteiligung der polnischen Konsuln in Frankreich bei der Abwicklung von

---

[1]) Bulletin de l'Office de la Main d'Oeuvre Agricole 1925.

[2]) Bei den Čecho=Slovaken betrugen diese Gesamtkosten mit Rücksicht auf die geringere Entfernung nur 131 Frs.

[3]) T. Lubaczewski Znaczenie Nowych Konwencyi Polsko=Francuskich Dla Wychodźtwa Polskiego we Francyi (Wychodźca 1926, Nr. 4).

Digitized by Google

Nachlaßangelegenheiten. Die Ortsbehörden sind danach verpflichtet, unverzüglich das nächste Konsulat vom Tode jedes polnischen Staatsangehörigen in Kenntnis zu setzen und diesem Konsulat den Totenschein zu übersenden. Wenn der in Frankreich verstorbene Pole einen Nachlaß hinterläßt, die Erben oder ein Teil derselben unbekannt sind oder (von Frankreich) abwesend, haben die Konsulate das Recht, zu verlangen, daß alle Urkunden und alles bewegliche Gut, das zum Nachlaß gehört, versiegelt werde. Die Konsulate haben ferner das Recht, zu verlangen, daß die Ortsbehörden Untersuchungen anstellen, um festzustellen, ob der Verstorbene eine letzte Willensverfügung hinterlassen hat, sowie daß diese Behörden dem Konsulate eingehende Mitteilungen machen, welche die Erforschung der Erben erleichtern würden. Darüber hinaus sind die Konsulate berechtigt, von den französischen Behörden zu verlangen, daß der Verwalter oder der Kurator der Nachlaßmasse aus der Reihe der vom Konsulate genannten Personen bestellt werde. Der Verwalter oder der Kurator der Nachlaßmasse ist verpflichtet, den Konsul dauernd über den Verlauf des Nachlaßverfahrens zu unterrichten. Wenn binnen sechs Monaten die Erben oder ein Teil derselben ihre Ansprüche nicht anmelden, muß der Nachlaßverwalter dem Konsulat den nicht übernommenen Teil des Nachlasses überweisen.

Falls der Nachlaß nach einem in Frankreich verstorbenen polnischen Staatsangehörigen einen Wert hat, der geringer ist als 500 Goldfrancs, fällt die Abwicklung des Nachlasses ausschließlich dem Konsul zu. Der polnische Konsul in Frankreich ist nunmehr also in der Lage, die Interessen der unbekannten oder abwesenden Erben (z. B. der in Polen verbliebenen Familien des Erblassers) zu vertreten, in deren Namen das Konsulat auftreten kann, ohne irgend eine Vollmacht vorweisen zu müssen. Die Konsulate sind nunmehr ermächtigt, alle Renten und Entschädigungen in Empfang zu nehmen, die den polnischen Staatsangehörigen zukommen, wenn dieselben sich außerhalb Frankreichs befinden (wenn sie z. B. nach Polen zurückgekehrt sind).

Die ebenfalls am 30. Dezember 1925 abgeschlossene französisch-polnische Konvention über Rechtshilfe gibt den polnischen Einwanderern in Frankreich die Möglichkeit, sich um das Armenrecht zu bewerben und befreit sie von der Sicherstellungspflicht bei Einreichung von Klagen, der alle Fremden unterliegen, die eine Klage erheben, ohne ein Vermögen zu besitzen, das als Sicherstellung dienen könnte. Infolge dieser Bestimmung können die Einwanderer vielerlei Ansprüche gerichtlich verfolgen, deren Geltendmachung bis dahin eben mit Rücksicht auf die Sicherstellungspflicht sehr erschwert war.

Die tatsächliche Lage der polnischen Einwanderer in Frankreich rief seitens der Arbeiter zahlreiche Klagen hervor. Die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften berichtet, daß diese Klagen sich gegen den Mangel an jedem Schutz richten, gegen Betrüger, die unter den Auswanderern ihr Unwesen treiben, gegen willkürliches Vorgehen seitens der französischen Behörden.

Vor allem die hygienischen Bedingungen der polnischen Einwanderung in Frankreich lassen viel zu wünschen übrig. Nach Unter-

Digitized by Google

suchungen eines polnischen Arztes Dr. H. Szatkowski[1]) verläßt Polen nur ein unbedeutender Teil der Auswanderer etwa 8000 bis 10 000 in einem kranken Zustande. Auch sind ihre Leiden zumeist ganz unbedeutend. Sowohl in Myslowitz als auch in Weyherowo erfolgt ihre eingehende ärztliche Untersuchung. Die Untersuchung in Myslowitz erfolgt jedoch durch französische Ärzte, wiewohl es sonst bei kontinentalen Wanderungen nicht üblich ist, daß die Ärzte des Bestimmungslandes die ärztliche Kontrolle durchführen. Eine üble Wirkung auf die hygienischen Verhältnisse der polnischen Einwanderer in Frankreich übt die Tatsache aus, daß es in Frankreich eine Krankenversicherungspflicht nur für Bergarbeiter gibt und auch in diesem Falle die Ausdehnung der Krankenfürsorge auf Familienmitglieder satzungsgemäß unzulässig ist[2]). Sonst gibt es in Frankreich nur freie Krankenkassen, wenn dieselben auch vom Staate im Falle von Erkrankungen der Mitglieder der Kassen oder deren Familien unterstützt werden[3]).

Die Arbeitgeber der polnischen Einwanderer, die französischen Rentiers und Kleingrundbesitzer, ziehen zwar einen Teil des Lohnes für Heilzwecke durch freiwillige Verbände ab, aber vernachlässigen ihre Arbeiter vielfach vollständig. Diese Tatsachen haben zur Folge, daß die Zahl der kranken Arbeiter und Arbeiterinnen bedrohlich wächst, daß der Prozentsatz der mit Geschlechtskrankheiten behafteten Personen allein über 30% beträgt. Die Frauen kommen vielfach durch Vermittlung von Mädchenhändlern in öffentliche Häuser in Frankreich oder im Auslande.

Über die wirtschaftliche Lage der polnischen Einwanderer in Frankreich geben ein beredtes Bild die Briefe dieser Einwanderer selbst. Zwar wird aus diesen Kreisen zugegeben, daß dort, wo die Zahl der polnischen Einwanderer groß ist und der Betrieb sich zumeist auf die Arbeit der polnischen Arbeiter stützt, wie in den Revieren Bruay, Marles, Ostricourt die Wünsche der polnischen Arbeiter von den Grubendirektionen zumeist berücksichtigt werden[4]). Aber im allgemeinen ertönen recht lebhafte Klagen sowohl über Staats- und Gemeindebehörden, als auch über die Betriebsverwaltungen. So wird aus der, der Société Bethune angehörenden Ansiedlung Marzingarbe geklagt, daß die Gemeindebehörden den polnischen Einwanderern gegenüber eine übelwollende, ja geradezu feindliche Haltung einnehmen. Als die polnischen Familien aus Westfalen kamen, brachte der Schutzmann alle Männer zum Maire in Mazingarbe, um sie zu melden. Die damals hinterlegten Identitätskarten wurden ihnen nach einer gewissen Zeit rückerstattet. Sie meinten daher, alles sei erledigt. Inzwischen kam im April 1924 ein neuer Kommissär und bemerkte, daß die damals hinterlegten Identitätskarten nicht mit dem Stempel „Mazingarbe" versehen waren und bestrafte dafür 100 polnische Familien mit einer Buße von je 18 Francs 65 Cts. Etwas Ähnliches wird aus den Ansiedlungen

---

[1]) Kurjer Polski vom 5. Januar 1926.

[2]) R. van der Borght (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Band VI, S. 219).

[3]) L'Assurance Maladie. Analyse Comparée des Legislations Nationales, Geneve 1925, S. 76 u. 125.

[4]) Zycie Polskie w Osadach Kopalni Twa Bruay (Wychodźca 1926, Nr. 1).

Digitized by Google

Bully und Oite Alouette gemeldet, wo die Arbeiter nach Ankunft gar nicht gemeldet wurden und dafür eine Verurteilung zu einer Buße von je 25 Francs samt je 100 Francs Gerichtskosten erleiden mußten.

Aus Annequin wird geklagt, daß die Betriebsbeamten und Steiger den polnischen Einwanderern gegenüber eine übelwollende Haltung einnehmen und sie sogar „boches" nennen[1]).

Aber auch über die Lohnverhältnisse wird vielfach geklagt. So wird aus der bereits erwähnten Ansiedlung Mazingarbe berichtet, daß dort die Arbeiter angeblich nach dem Grade ihrer Tauglichkeit entlohnt werden, daß jedoch dieser Grundsatz sich tatsächlich gegen die Polen wendet, weil der polnische Arbeiter immer weniger fähig ist, da es selten geschieht, daß die polnischen Arbeiter den gleichen Lohn empfangen als die Franzosen[2]). Der polnische Arbeiter verdient gewöhnlich um zwei Francs weniger als der französische. Nur ein geringer Prozentsatz verdient dasselbe. Aus Seine en Gohelle wird gemeldet, daß nur die qualifizierten Arbeiter mit den Franzosen gleichberechtigt sind. Die andern verdienen um zwei Francs weniger als die Franzosen[3]). Aus Drocourt wird behauptet, die Löhne hingen von der Willkür des Steigers ab. Die Polen verdienen ausnahmsweise 18 bis 19 Francs täglich, die Franzosen dagegen 28 Francs, wenn auch durchschnittlich nur 23 bis 24 Francs[4]).

Die polnischen Arbeiter im Elsaß klagen, daß von den Ladern zumindest die Ladung von acht Wagen täglich verlangt wird, während zur Zeit der deutschen Herrschaft nur fünf Wagen das Arbeitsminimum bildeten[5]). Früher bekam der Lader für fünf Wagen (1½ Tonnen pro Wagen) 5 Mark, d. h. den normalen Arbeitslohn, und jede Überleistung wurde prozentual entlohnt. Die heutigen französischen Arbeitgeber verlangen für den normalen Arbeitstag 16 Francs, für die Überleistung bekommt der Arbeiter dagegen nur 2 Francs pro Wagen. Die eigentlichen Bergarbeiter verdienen wohl etwas mehr, aber Polen gibt es unter ihnen recht wenige. Viele sogar, die in Polen als Bergarbeiter tätig waren, sind jetzt genötigt, als Lader sich zu betätigen. Ein polnischer Arbeiter, der in Elsaß-Lothringen tätig ist, erzählt, daß er vor seiner Abreise dorthin einen Arbeitslohn von 19 Francs für einen normalen Arbeitstag sich ausbedungen hatte, an Ort und Stelle in Algrange erhielt er jedoch nur 16 Francs. Dieser Unterschied wurde von seiten der Arbeitgeber in der Weise aufgeklärt, daß dort Akkordlohn bestehe, der vertraglich vereinbarte Lohn hätte jedoch nicht die Akkordarbeit im Auge gehabt[6]).

Außerordentlich charakteristische Verhältnisse herrschen im Schacht 8 der Gesellschaft Lens in der Ansiedlung Vendin le Vieil. Dem „Wychodźca" zufolge sind hier die Arbeitsverhältnisse einfach unerträglich, besonders die Steiger schikanieren die polnischen Arbeiter bei jeder Gelegenheit. Die qualifizierten Bergarbeiter, die nach vieljähriger Arbeit in den west-

1) Wychodźca 1926, Nr. 2.
2) Ebenda, S. 10.
3) Ebenda 1926, Nr. 3.
4) Ebenda 1926, Nr. 4.
5) Ebenda 1925, Nr. 43.
6) Ebenda 1925, Nr. 43.

Digitized by Google

fälischen Werken ursprünglich in der IX. Lohnklasse sich befanden, wurden mit der Zeit in die Klasse VII versetzt. Infolge der unerträglichen Arbeitsverhältnisse und der niedrigen Löhne verlassen viele polnische Arbeiter diesen Ort und gehen nach Westfalen zurück.

Die Lage der polnischen Arbeiter in Frankreich wird ganz wesentlich dadurch verschlechtert, daß sie in den meisten Fällen der französischen Sprache entweder ganz unkundig sind oder sie nur in unzureichendem Grade beherrschen. Es berührt merkwürdig, wenn die polnischen Einwanderer ihre Zufriedenheit damit äußern, der Ortskommissar sei ein Elsässer, man könne sich daher mit ihm auf deutsch verständigen[1]). Die polnischen Arbeiter, die französisch sprechen, werden besser behandelt und sie verdienen auch mehr, aber sie bilden eine verschwindende Minderheit[2]).

Aus Lens wird geklagt, daß die Arbeitsordnung in den Schichten sowie alle Instruktionen zum überwiegenden Teile in französischer Sprache abgefaßt, für die polnischen Arbeiter daher zumeist unverständlich sind[3]). In polnischen Einwandererkreisen in Frankreich wird viel über das Schicksal von Witwen und Waisen geklagt, die nach jenen Bergarbeitern geblieben sind, welche nicht durch Unfall, sondern natürlichen Todes verstorben sind. Sie werden von der öffentlichen Wohltätigkeit erhalten, die jedoch unzureichend ist[4]).

Die schwere wirtschaftliche Krisis, die Frankreich während der letzten Jahre durchzumachen hatte, hatte manchmal auch die Folge, daß die arbeitslos gewordenen Arbeiter in Frankreich den Verlockungskünsten der französischen Werber für die französische Fremdenlegion in Marokko nicht zu wiederstehen vermochten. Seit dem Beginne des Krieges Frankreichs mit dem Stamme der Riffkabylen liefen in Frankreich Gerüchte um, über die heimliche Anwerbung der polnischen Arbeiter für die in Afrika kämpfende französische Armee. Die Zahl der polnischen Kämpfer dürfte übrigens verhältnismäßig recht große Dimensionen angenommen haben, wie aus einem Briefe aus Ahamom N. Taneko vom August 1925 ersichtlich ist. Es heißt dort u. a.[5]): Der Polen in der hiesigen Armee gibt es eine erhebliche Anzahl und es sind unter ihnen auch vielfach solche zu treffen, die in Polen Frauen und Kinder besitzen. Tagtäglich vergrößert sich die Zahl der Polen in der Fremdenlegion. Jedermann, der nach Marokko gekommen und die Uniform samt Gewehr übernommen hat, überzeugt sich aus eigener Erfahrung, daß dies keine Fabrik und kein Bergwerk ist, sondern ein schwerer Dienst mit Vertrag auf fünf Jahre. Der Sold, der hier gezahlt wird, beträgt 75 Centimes täglich für die ersten zwei Jahre. Für diese winzige Summe ist es schwer, überhaupt etwas zu bekommen, sei es Brot, sei es Tabak, sei es ein Postwertzeichen. Nach zwei Jahren erst erhält man 2,05 Francs täglich. Die Polen finden die größte Anerkennung, weil sie treu ihren Dienst versehen und sich gut schlagen. Deshalb gibt es auch hier zumeist

[1]) Ebenda 1925, Nr. 51.
[2]) Ebenda 1926, Nr. 3.
[3]) Ebenda 1925, Nr. 43.
[4]) Ebenda 1925, Nr. 50.
[5]) Polonia, Paris Nr. 64, Kurjer poranny vom 17. September 1925.

Digitized by Google

polnische Gräber; bei Ouangert wurden nicht weniger als 27 polnische Gräber gezählt, so daß die Franzosen diesen Ort den „Friedhof der Polen" genannt haben.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Werbung für die französische Fremdenlegion durch die in Frankreich vielfach eingetretene Arbeitslosigkeit gefordert wurde[1]).

Die polnischen Einwanderer in Frankreich sind zum Teile Mitglieder selbständiger polnischer Organisationen, die unter polnischem, nationalen oder religiösen (katholischen) Banner marschieren, zum Teile und zwar inwieweit es sich um die organisierten Elemente der polnischen Einwanderer in Frankreich handelt, zum größeren Teile bilden sie polnische Sektionen innerhalb der französischen Gewerkschaften.

Ende 1924 beschloß die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften die Entsendung einer besonderen Abordnung nach Frankreich, zum Zwecke der Verständigung in der Frage der Bildung autonomer polnischer Sektionen mit dem Rechte des Gebrauchs der polnischen Sprache bei der Propaganda und in den inneren Beziehungen, sowie mit polnischen Beamten innerhalb der Confederation générale du travail. Die Verständigung kam tatsächlich zustande, wobei außer den Vertretern der polnischen Zentralkommission auch die polnischen Auswanderer in Frankreich selbst, besonders im Norden auf zahlreichen Versammlungen zu Worte kamen, besonders in den Mittelpunkten der französischen Bergbauindustrie in Marles, Lens, sowie in Bruay les Mines, an denen 1000 bis 3000 Auswanderer teilnahmen und in Anwesenheit der Vertreter der polnischen Zentralkommission ihre Gesamtlage besprachen. In den Versammlungen ertönten zahlreiche Klagen über das Verhältnis der polnischen Auslandsbeamten zu den Auswanderern, über die hohen Paßgebühren und andere außerordentlich hohe Konsulargebühren. Die Auswanderer aus den ehemals preußischen Gebietsteilen baten, man möge ihnen die Leistungen nicht vorenthalten, zu deren Erlangung sie jahrzehntelang hohe Beiträge gezahlt haben. Mit besonderem Nachdruck klagten jedoch die polnischen Arbeiter darüber, daß sie noch immer als Arbeiter zweiten Ranges behandelt werden. Trotz der großen Arbeitsintensität wird der polnische Arbeiter um eine bis zwei Kategorien niedriger gestellt als der französische.

Schließlich führten die beiderseitigen Verhandlungen zu einer Vereinbarung der beiden Organisationen, die ihren formalen Ausdruck in folgender Erklärung der Conféderation générale du travail fand:

Die Conféderation générale du travail erklärt, daß jeder Arbeiter, ohne Unterschied der Nationalität das Recht hat, dort zu arbeiten, wo er seine Tätigkeit ausüben kann, daß ferner jedem Arbeiter das Recht zusteht, alle Garantien in Anspruch zu nehmen, die ihm die Gewerkschaften zusichern, sowie alle Freiheiten, welche damit verbunden sind.

Die Conféderation générale du travail erklärte, daß die ausländischen Arbeiter den gleichen Lohn erhalten sollen, wie die französischen Arbeiter und dieselben Bedingungen in bezug auf Arbeitszeit, Gesundheitspflege u. ä. wie die französischen Arbeiter derselben Berufe. In Berücksichtigung

---

[1]) Ebenda 1925, Nr. 40.

der oben angeführten Momente drückte die Confederation générale du travail die Überzeugung aus, daß in jeder Beziehung die Nationalität der ausländischen Arbeiter von jedem Druck seitens der Regierung des Aufenthaltslandes gesichert werden muß. In keinem Falle dürfe der Arbeiter gezwungen werden, seine Nationalität zu ändern, um Arbeit zu erhalten. Es sei dies ein Grundsatz des internationalen Rechtes, den die Arbeiterorganisationen in allen Ländern durchführen sollten.

Die Confederation générale du travail verlangt ferner, daß die Arbeiterauswanderung und ihre Verteilung unter Kontrolle einer Organisation geschehe, in welcher die Gewerkschaften neben den Regierungen vertreten sind. Die Rekrutierung der Auswanderer und die Ausführung der Lohnverträge hat unter Kontrolle der Arbeiterorganisationen der beteiligten Länder zu geschehen.

In Anerkennung dieser Grundsätze beschlossen die Confederation générale du travail sowie die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften folgendes: Die polnischen Arbeiter haben den Syndikaten beizutreten, die in der Confederation générale du travail organisiert sind, welch letztere französische Organisationen den polnischen Arbeitern zur Verteidigung ihrer Interessen und ihrer Freiheit unentbehrliche Hilfe sichern werden. Zu diesem Zwecke wird die Confederation générale du travail das polnische Bergarbeiter-Gewerkschaftsorgan Prawo ludu (Das Recht des Volkes), das in polnischer Sprache in den Bergrevieren Pas de calais und Nord herausgegeben wird, zu einem Organ aller Berufe ausgestalten, überall dort, wo eine größere Anzahl polnischer Arbeiter den französischen Syndikaten angehören wird, werden besondere Sektionen der polnischen Arbeiter gebildet. Eine polnische Sektion wird auch bei dem Bunde der landwirtschaftlichen Arbeiter gebildet. Die polnischen landwirtschaftlichen Arbeiter werden nach Departements (bei den lokalen Syndikaten) organisiert. Zur Verfügung der Confederation générale du travail wird die Zentralkommission des polnischen Gewerkschaftsbundes einen Organisator polnischer Nationalität entsenden, um die polnischen Arbeiter zu organisieren und die Beziehungen mit allen Sektionen der polnischen Arbeiterorganisationen durch Vermittlung der entsprechenden Verbände aufrechtzuerhalten. Ein solcher Organisator wird zur Hälfte von der Zentralkommission des polnischen Gewerkschaftsbundes, zur anderen Hälfte von der Confederation générale du travail bezahlt.

Diese Vereinbarung zwischen den beiderseitigen gewerkschaftlichen Organisationen ist vor allem aus dem Grunde von erheblichem sozialen Belange, weil sie der gewerkschaftlichen Bewegung in Frankreich eine einheitliche Kampffront ermöglicht, und so zu einem Element des allgemeinen sozialen Fortschrittes gestaltet, ohne hierbei die kulturellen Interessen der polnischen Einwanderer unbeachtet zu lassen.

Die polnischen Sektionen bei den polnischen Syndikaten entwickeln sich hauptsächlich unter den Bergarbeitern, unter denen sie 15 000 Mitglieder zählen. Dem Bericht der Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften zufolge ist hier das Verständnis für die Bedürfnisse der polnischen Arbeiter geradezu bewunderungswürdig.

Digitized by Google

Abgesehen von den polnischen Sektionen bei den zur Confederation générale du travail angehörenden Syndikaten gehören die polnischen Arbeiter politisch der polnischen „nationalen Arbeiterpartei" an und bilden einen Verband unter dem Namen „Verband der polnischen Arbeiter in Frankreich". Der Verband besitzt seine größten Ortsgruppen in Paris und Lille. Er hatte Zweigstellen im Departement Loire, in St. Etienne, Beaulieu, Roche la Molière, Montrambert, Petit Moulin, Ricca Marie, Firmigny, im Departement du Nord, in Lalaing und Ounaing, im Departement Saone et Loire, in Baudras, im Departement Tarn, in Albi carmaux[1]). Er zählte Ende 1924 dem Wychodźca zufolge kaum 5000 Mitglieder. Eine eigentliche gewerkschaftliche Aktion darf dieser Verband mit Rücksicht auf die Bestimmungen des französischen Gesetzes vom 21. März 1884 (Art. 3) nicht ausüben, da nach dieser Bestimmung dem Vorstande einer Gewerkschaft (eines Syndikats) nur französische Staatsbürger angehören dürfen. Gegenüber der Confederation générale du travail nimmt er eine ausgesprochene Kampfesstellung ein. Er arbeitet unter nationalistischen Losungen.

Eine ganz kleine Organisation zumindest unter den polnischen Arbeitern in Frankreich ist die Confederation du travail unioniste, die im Widerspruch zu ihrem Namen tatsächlich eine Spaltungsorganisation ist. Die Zahl der polnischen Mitglieder übersteigt wohl an keinem Orte 20.

Der Gedanke der Konsumgenossenschaften machte unter den polnischen Einwanderern mannigfache Wandlungen durch. Zuerst wurde hier die Losung selbständiger polnischer Konsumgenossenschaften erhoben. Die Anhänger dieser Richtung behaupteten, die Zusammenarbeit mit den Franzosen entnationalisiere die Polen[2]). Die tatsächliche Entwicklung erbrachte jedoch den Beweis, daß derartige Organisationen entweder ihrer Aufgabe nicht gerecht werden oder sich überhaupt nicht erhalten können. Wenn in Ansiedlungen, die 15 000 bis 20 000 Polen zählen, 50 bis 100 Kooperatisten zusammentraten, so kann eine derartige Organisation kaum auf Erfolg rechnen, besonders dann, wenn sie keinerlei zentrale Einkaufsstelle besitzt.

Immerhin, die Gefahr der Entnationalisierung im Falle einer Zusammenarbeit mit den Franzosen betonte mit besonders großem Nachdruck der „Verband der polnischen Arbeiter in Frankreich", der die sozialistischen Organisationen in Frankreich bekämpfte und in seinem Kampfe gegen die gemeinsamen Konsumgenossenschaften lebhafte Unterstützung bei den polnischen Krämern in Frankreich fand. Die letzteren, bedrängt von den französischen Kaufleuten und von der Ausweisung bedroht, wurden vielfach Anhänger der polnischen „Konsumgenossenschaft" und führten die Geschäfte ohne jede Kontrolle. Im Gegensatz dazu brachte die Zugehörigkeit der Konsumgenossenschaften zu einem großen Verbande eine scharfe Kontrolle mit sich und machte Geschäfte auf eigene Rechnung unmöglich. Dies alles war anders in den „polnischen" Konsumgenossenschaften. Es ist daher durchaus begreiflich, wenn die Krämer sich für sogenannte selbständige Konsumgenossenschaften aussprachen. Diesen Charakter besaß

[1]) St. Klimowicz, a. a. O., S. 26.
[2]) Kooperatywy polskie we Francyi (Wychodźca) 1925, Nr. 49.

Digitized by Google

insbesondere die Konsumgenossenschaft in Bruay, die von privaten Kaufleuten geleitet wurde. Die letzteren verkauften der Genossenschaft ihren Laden. In den Satzungen wurde bestimmt, daß der Verkaufserlös unter die Geldverleiher geteilt werden soll. Hohe Zinsen, große Handelskosten, Leitung ohne jede Kontrolle hatten den Fall dieser Genossenschaft zur Folge. Die Genossenschaft befindet sich heutzutage im Stadium der Liquidierung. Ein ähnliches Schicksal dürfte auch die Konsumgenossenschaft in Sessevalle haben, die übrigens kaum 35 Mitglieder zählt. Bessere Aussichten bietet die Konsumgenossenschaft in Calonne Ricouart, die 85 Mitglieder hat und ein eigenes Haus erbaut hat. Der Laden wird gut geführt. Die Mitglieder gelangten recht bald zur Überzeugung, daß es ihnen unmöglich sein werde, mit eigenen Hilfsmitteln ihre Stellung gegenüber dem Privathandel zu bewahren und sie beschlossen, dem französischen Konsumgenossenschaftsverbande beizutreten.

Der polnische Genossenschaftstag, der am 8. Oktober 1925 in Douai stattfand, sprach sich denn auch für die wirtschaftliche Zusammenarbeit der polnischen Einwanderer mit den französischen Genossenschaften aus. Nur die Krämer stimmten gegen diesen Beschluß.

Für den Bedarf der polnischen Einwanderer in Frankreich besteht eine Reihe von Filialen von polnischen Banken, samt einer großen Menge von Zahlstellen, durch deren Vermittlung die Einwanderer, sei es ihre Ersparnisse nach der Heimat schicken, sei es dieselben in diesen Banken deponieren[1]). So hat die Bank der Industriellen in Posen eine Filiale in Lille, Rue Requemise 86, wohin ihre bisherige Zweigstelle in Straßburg i. E. verlegt wurde. Die Bank und ihre Zahlstellen erfreuen sich unter den polnischen Auswanderern eines sehr guten Rufes. Die Bank besitzt in Nordfrankreich, wo die meisten polnischen Auswanderer wohnen, folgende Zahlstellen: Bruay les Mines, Douai, Marles les Mines, Sallaumines, Valenciennes. Die Warschauer Bank für Handel und Industrie hatte ihre Hauptvertretung in Paris, Rue de Chateaudun 36, und neun Zweigstellen in Nordfrankreich, und zwar in Barlin, Bruay les Mines, Bully Greney, Douai, Lens, Marles, Noeux, Oignies, Sallaumines. Darüber hinaus besaß die Bank fünf Nebenstellen, und zwar in Montigny, Seine en Gohelle, Carvin, Dousges, Harnes und Billy Montigny, also alles Ortschaften im Departement Pas de Calais. Die Bank, die von staatlichen Stellen überall empfohlen wurde, besaß ursprünglich ein großes Vertrauen der Einwanderer, die dort gegen vier Millionen Francs deponierten, ein Vertrauen, das sich später als unbegründet erwiesen hat, da die Bank ihre Zahlungen einzustellen genötigt war. Die Zahlungseinstellung der Bank rief unter den Einwanderern eine wahre Verzweiflung hervor. Von amtlicher polnischer Seite wurde versichert, daß die Lage keineswegs tragisch sei, da die Liquidierung der französischen Zweigstellen dieser Bank keineswegs die Liquidation der Zentralstelle bedeute und die Liquidierung der Zentralstelle keineswegs mit der Frage der Nichtrückzahlung der Einwandererspareinlagen identisch sei[2]). Die polnische Regierung steht auf dem Standpunkte der Rückzahlung

[1]) Banki Polskie we Francyi (Wychodźca 1925, Nr. 40).
[2]) I. Kalinowski Oszczdnosci Polskich Emigrantow (Ebenda 1925, Nr. 41), S. K. Ebenda 1925, Nr. 45.

Digitized by Google

der Gesamtheit der Einwandererspareinlagen, möchte aber möglichst wenig dafür ausgeben, was nur bei einer allmählichen Liquidierung des Vermögens der gesamten Bank möglich ist.

Die polnischen Konsulate begannen auf Grund der Verordnung des Finanzministeriums die Registrierung der Ansprüche, andererseits verfügte der französische Zwangsverwalter die Anmeldung der Schulden, die Bankstellen selbst legten wiederum ihrer Zentrale ein besonderes Verzeichnis vor. All diese verschiedenartigen Verfügungen riefen ein unerhörtes Chaos hervor. Die gänzlich desorientierten Arbeiter gehen vom Gerichtsverwalter zum Konsulat und zu den Banken und hegen die ärgsten Befürchtungen.

Die Krise dieser Bank hatte zur Folge die Schließung von 15 Abteilungen der Bank in den Bergdistrikten Frankreichs und gefährdete sieben Millionen Francs Ersparnisse der Arbeiter. Die besten polnischen Arbeiter, die seit sechs Jahren ununterbrochen gearbeitet und samt ihren Familien große Entbehrungen erduldet haben, um Geld zu ersparen, das ihnen die Rückreise nach Polen ermöglichen oder der Altersversicherung dienen sollte, verzweifeln nunmehr unermeßlich. Das alles ruft ein starkes Mißtrauen zu den polnischen Banken überhaupt hervor[1]). Die Reaktion ist vielfach um so weiter gehend, weil viele polnische Arbeiter ihr Geld in den polnischen Banken aus patriotischen Gründen deponierten. Die durch diese Ereignisse hervorgerufene Verzweiflung steigert sogar vielfach unter den polnischen Arbeitern die Trunksucht. Das Pariser Handelsgericht, bei dem die Pariser Zweiganstalt der Warschauer Bank für Handel und Gewerbe die Liquidation anmeldete, versendet an alle polnischen Auswanderer, die in der Bank für Handel und Gewerbe ihre Ersparnisse besitzen, in französischer Sprache die Aufforderung, sie mögen an der Gläubigerversammlung im Pariser Handelsgericht teilnehmen. Die polnischen Arbeiter, die französisch nicht verstehen, glauben vielfach, das Gericht wolle ihnen das Geld sofort zurückerstatten, begeben sich nach Paris, um hier nur Zeit und Geld zu verlieren. Das steigert nur die Verzweiflung und Erbitterung und bringt die Frauen zum Weinen. Zum Schutze der Ersparnisse der polnischen Einwanderer in Frankreich bildete sich endlich am 10. Dezember 1925 unter dem Vorsitze des früheren polnischen Gesandten in Wien, Dr. Marceli Szarota, ein besonderes Komitee, das eingehende und sachkundige Instruktionen den Einwanderern erteilte[2]). In einer großen polnischen Arbeiterversammlung, die in Paris stattfand, wurde jedoch mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß infolge dieser Ereignisse viele polnische Arbeiter in Frankreich Hunger und Elend bedroht[3]).

Mit der Warschauer Bank für Handel und Industrie war eng verbunden die Warschauer „Vereinigte Bank", die ihre Hauptvertretung in Paris, Rue Edouard VII., und im Norden Frankreichs sechs Zahlstellen, und zwar in Abaçon, Billy Montigny, Oignies, Lens, Valenciennes und Marles besaß. Sie teilt nunmehr das Schicksal der Warschauer Bank für Handel und Industrie.

Die Verbandsbank der Erwerbsgenossenschaften in Posen hat ihre Hauptvertretung in Paris IX e, Rue T. Lazare 82. Ihre Ortsstellen in Nord=

[1]) Ebenda 1925, Nr. 47.
[2]) Ebenda 1925, Nr. 52.
[3]) Kurjer Polski vom 2. Februar 1926.

Digitized by Google

frankreich sind liquidiert und die Bank entwickelt sich in Frankreich überhaupt sehr schlecht.

Neben diesen Zweigstellen polnischer (Warschauer oder Posener) Banken besteht in Frankreich die Banque Centrale de l'Union, die als polnisch gelten will und die auch den entsprechenden polnischen Namen neben dem französischen führt. Die Bank, eine Aktiengesellschaft mit einer Million Francs Grundkapital, umfaßt drei Gruppen: die polnische, die französische und die belgische Gruppe. Dem Handelsregister zufolge verteilt sich das Gründungskapital in der Weise, daß die polnische Gruppe 275 000, die französische 200 000, die belgische 525 000 Francs besitzt. Die belgische Gruppe hatte daher ein entschiedenes Übergewicht, die Beteiligung der polnischen Gruppe beträgt kaum 27.5%. In der letzten Generalversammlung erfolgte eine Umgruppierung der Bank zugunsten der polnischen Gruppe in der Weise, daß die polnische Gruppe nunmehr ein absolutes Übergewicht besitzt. Die Bank sucht einen organisatorischen Kontakt mit den polnischen Einwanderern herzustellen und wollte einen Aufsichtsrat bilden, der aus den Vorsitzenden verschiedener polnischer Organisationen zusammengesetzt wäre.

Der Gedanke wurde nicht verwirklicht infolge des Widerstandes einiger Vereinsvorsitzender.

Die Bank erteilt Unterstützungen für verschiedene polnische Verbände, bildete in einigen Orten polnische Lesehallen, versendet nach verschiedenen Orten polnische Bücher und Broschüren, bildete eine kinematographische Gesellschaft, die den Zweck verfolgt, in Arbeiterkolonien polnische Films bezw. französische mit polnischen Aufschriften vorzuführen. Ein Teil des Reingewinns der Vorstellungen soll für polnische kulturelle Zwecke bestimmt sein.

Die lebhaften Bemühungen der Banque Centrale de l'Union um die Gunst der polnischen Einwanderer haben einen lebhaften Wettbewerb mit andern Banken hervorgerufen. Der scharfe Wettbewerb übte einen, für die polnischen Einwanderer günstigen Einfluß aus in bezug auf die Verzinsung der Depots, die Höhe der Bankgebühren usw. Es scheint, daß dieser Wettbewerb die Banque Centrale de l'Union zu viel gekostet hat, da es Anzeichen gibt, daß sie sich mit der Bank der Industriellen verständigen will.

Die Zahlungseinstellung der Bank für Handel und Industrie hat, wie erwähnt, das Vertrauen der polnischen Einwanderer zu polnischen Banken erheblich erschüttert. Um diese Verhältnisse zu sanieren, werden drei Vorschläge erörtert: die Selbsthilfe der Einwanderer, die Bildung einer Zweigstelle des polnischen Postsparkassenamtes und die Bildung einer Zweigstelle der offiziellen polnischen Wirtschaftsbank. Der erste Gedanke, die Selbsthilfe der Arbeiter, würde vor allem die Entsendung tüchtiger Instruktoren zur Voraussetzung haben. Der Gedanke der Gründung einer Zweigstelle des polnischen Postsparkassenamtes oder einer Zweigstelle der offiziellen polnischen Wirtschaftsbank ist auf eine Anregung des polnischen Generalkonsulats in Paris zurückzuführen und dürfte nach Ansicht von Sachverständigen keineswegs eine finanzielle Belastung des polnischen Staates bedeuten, da die Zweigstellen der polnischen Banken in Frankreich

Digitized by Google

an sich sehr gute Geschäfte machten und nur die Unfähigkeit ihrer Zentralleitungen die oben dargestellten Schwierigkeiten herbeigeführt haben.

Nach dem Stande vom 1. April 1925 gab es in Frankreich 34 000 polnische Kinder im schulpflichtigen Alter. Davon entfallen auf Lille 25 000, auf Straßburg 2095, auf Lyon 1100, auf Marseille 685, auf Paris gegen 4000. Die Zahl der polnischen Lehrer betrug 77. Die Gesamtzahl der polnischen Schulen, sei es selbständiger, sei es solcher, die nur Pfarrabteilungen französischer Schulen ausmachen, beträgt heutzutage 46. All diese Schulen sind in Abteilungen eingeteilt, wobei auf eine Abteilung bezw. auf eine Schule in Nordfrankreich 130 Kinder entfallen, in Zentralfrankreich und in Südfrankreich gegen 50 Kinder[1]).

Die Lehrer sind im allgemeinen schlecht bezahlt. An Lehrbüchern und Lehrbehelfen besteht ein großer Mangel.

Das Verhältnis der (französischen) Unternehmer zu den polnischen Volksschulen ist recht verschieden. Während manche Unternehmungen (so in Aniche, Ostricourt, Courriére) die in dieser Hinsicht getroffenen Bestimmungen der polnisch-französischen Vereinbarung voll und ganz beachten, Lehrer anstellen, Schulgebäude errichten u. ä., andere (so in Bruay, Marles, Lens, Lievin, Escarpelles, Dousges) wiederum, die nur Kommunalschulen besitzen, mit der Bestellung der polnischen Lehrer zögern, verhalten sich andere dagegen (so Anzin und Aubin) ganz resistent, indem sie geradezu erklären, daß sie die Vereinbarung nicht ausführen werden.

In den Kohlengruben in Lens, in denen im Dezember 1924 2519 polnische Arbeiter (15,03% der Gesamtzahl der Arbeiter) beschäftigt waren, erklärte die Direktion der Kohlenwerke, daß, wollte sie einen besonderen Unterricht für polnische Schulkinder einrichten, sie dasselbe auch für die Kinder anderer Einwanderer tun müßte. Aus polnischen Einwandererkreisen wird eben darauf aufmerksam gemacht, daß die Direktion der Kohlenwerke in Lens darauf achtet, daß keine einzige fremde Nationalität in der Grube im stärkeren Maße vertreten sei und daß die Franzosen dort das Übergewicht behalten. Die polnischen Schulkinder besuchen denn auch notgedrungen die französische Schule.

Einen dauernden Reibungsstoff zwischen den polnischen Einwanderern und den französischen Schulbehörden bildete die Frage der polnischen Privatschulen, besonders mit Rücksicht auf den katholischen Religionsunterricht in diesen Schulen, der in den staatlichen französischen Schulen nicht erteilt wird. Der Schulbesuch ist in den polnischen Schulen in Frankreich schwach und ungleichmäßig.

Immerhin gab es in Frankreich bereits im Jahre 1923 polnische Schulen bezw. polnische Schulklassen in folgenden Ortschaften: im nördlichen Kohlenrevier: in Barlin, Brusy, Haillicourt, Noeux, Ostricourt, Marles, Sallaumines; im Departement Loire in St. Etienne, Beaulieu, Montrambert, Petit Moulin, Ricamarie, Roche la Molière; im Departement Saone et Loire in Blancy, Les Baudras, Gautherets, Marcy, Montceau les Mines, le Saule; in Elsaß-Lothringen in Altgrange, Megny, Merlenbach, Metz.

[1]) Wychodźca 1925, Nr. 40.

Die Zahl dieser polnischen Schulen bezw. der polnischen Schulklassen dürfte seitdem erheblich gewachsen sein, nachdem im Mai 1925 ein besonderer polnischer Schulinspektor in Frankreich bestellt wurde.

Das polnische Schulwesen für die polnischen Einwanderer in Frankreich ist besonders ausgebildet in den Departements Nord und Pas de Calais, wenn auch gerade dort seine Mängel am krassesten auftreten. Im einzelnen stellen sich die Verhältnisse in dieser Beziehung folgendermaßen dar:

Statistik der polnischen Kinder im schulpflichtigen Alter in den Departements Nord und Calais.

Grube Nord	Zahl der Kinder überhaupt	Zahl der Kinder im schulpflichtig. Alter	Zahl der Lehrer	Zahl der Kind., die die Schule besuchen	Zahl der Kind., die den poln. Unterricht nötig haben	Zahl der nötigen Lehrer
Aniche	4237	2630	7	910	1720	13
Anzin	4300	2050	—	—	2050	16
Crespin	176	150	—	—	150	1
Douchy	932	320	—	—	320	2
Escarpelle	968	400	1	—	400	3
Thivencelles	492	200	—	—	200	2
Zusammen	11105	5750	8	910	4840	37
Pas de Calais						
Bethune	—	720	1	130	590	5
Bruay	—	3480	2	260	3210	25
Courtriéres	6701	3300	8	1040	2260	17
Dousges	1699	830	2	260	570	5
Noeux Drocourt et Vicoigne	—	2410	6	730	1630	13
Marles	6580	3900	2	260	3240	25
Ostricourt	4437	2300	6	780	1520	11
Lens	4500	—	2	260	2040	16
Liévin	2275	1300	1	130	1170	9
Zusammen	26192	18240	30	3850	16230	126
Zusammen in beiden Departements	37297	23990	38	4760	21070	163[1])

Also auch dort, wo das polnische Schulwesen in Frankreich besser bestellt war, sind die Verhältnisse recht übel, wenn über 20 000 polnischer

[1]) Wychodźca 1925, Nr. 45.

Digitized by Google

schulpflichtiger Kinder ohne polnischen Schulunterricht bleiben und der ungedeckte Bedarf an polnischen Lehrern 163 ist. Schlimmer noch ist es hiermit bestellt im polnischen Konsularbezirke Lille, wo es keine einzige polnische Schule gab. Das Comité des Forges hat sich gegenüber der polnischen Abordnung verpflichtet, mit Hilfe von polnischen Lehrern den Kindern der polnischen Bergleute den ergänzenden Unterricht in polnischer Sprache, polnischer Geschichte und polnischer Geographie in den Bergschulen zu sichern, aber k e i n e e i n z i g e G r u b e n g e s e l l s c h a f t ist diesen ihren Verpflichtungen nachgekommen. Das Programm des polnischen Unterrichts in den polnischen Schulen ist ungleichmäßig. Meistens fungieren die polnischen Lehrer nur als Dolmetscher der französischen. Auch fehlt es an einheitlichen Handbüchern. Die polnischen Lehrer werden aus Polen selbst berufen im Einverständnis mit der polnisch-französischen Einigungsmission in Paris, sowie dem Unterrichtsministerium in Warschau. Manche Gesellschaften bestellen intelligente Bergarbeiter zu Lehrern. In polnischen Einwandererkreisen wird allgemein darüber geklagt, daß die Franzosen die Entnationalisierung der polnischen Einwanderer systematisch anstreben. Ständige polnische (katholische) Kapläne gibt es im Departement Pas de Calais, in Bruay, Noeux, Barlin, im Departement du Nord, in Lallaing, im Departement Sâone et Loire, in Monceau les Mines, im Departement Loire, in Roche la Molière, im Departement Marseille, in Metz. Überdies besuchen polnische Geistliche auf Kosten der polnischen Mission eine Reihe anderer Ortschaften[1]).

Auch aus polnischen Arbeiterkreisen erheben sich vielfach Stimmen der Unzufriedenheit über die Ausführung der oben dargestellten Vereinbarungen.

Die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften trat am 3. Oktober 1923 an die polnische Regierung und an den polnischen Reichstag mit einer Denkschrift hervor, die eine Reihe von Änderungen in der bis dahin geltenden polnisch-französischen Wanderungskonvention verlangte.

Mit Rücksicht auf die außerordentlich schwierige Lage der polnischen Arbeiter in Frankreich infolge der Mängel der polnisch-französischen Konvention, mit Rücksicht auf die Tatsache, daß diese Arbeiter jeglichen Schutzes und jeglicher sozialen Hilfe entbehren und die Arbeitsmietverträge von den französischen Arbeitgebern nicht ausgeführt werden, verlangte die Zentralkommission der polnischen Gewerkschaften eine Änderung der polnisch-französischen Konvention, vor allem die Teilnahme der Zentralkommission bei der Ausarbeitung der Konvention, der Arbeitsverträge sowie deren Ausführung, ferner eine wirkliche Gleichstellung der polnischen Arbeiter mit den französischen, in bezug auf ihre Rechte auf dem Gebiete der sozialen Versicherung, vor allem der Unfälle bei der Arbeit, sowie eine wirkliche Gleichstellung in bezug auf die Löhne und der Arbeitsbedingungen. Ferner verlangte die Kommission die Aufhebung des Zirkulars des französischen Ministeriums des Innern, betreffend die Aussiedlung aus Frankreich jener Arbeiter, die einen mit ihnen abgeschlossenen Arbeitsvertrag gebrochen haben. Sie verlangte die völlige Befreiung der Arbeiter

---

[1]) Klimowicz a. a. O., S. 8.

Digitized by Google

und ihrer Familien von Paßgebühren, mit Rücksicht auf die Vermögens=losigkeit der Arbeiter und um ihnen das Verbringen des Urlaubs in der Heimat zu erleichtern. Ferner verlangte die Kommission, die polnische Regierung möge bei der französischen in der Richtung intervenieren, daß die polnisch=französische Konvention sowie die Arbeitsverträge in allen Punkten beachtet werden, da heutzutage die landwirtschaftlichen Arbeiter vielfach zu einer 16 stündigen Arbeitszeit genötigt, schlecht ernährt werden und vielfach gezwungen sind, zusammen mit dem Vieh zu wohnen, vielfach unterhalb der Normen des Arbeitsvertrages entlohnt und endlich aus Frankreich ausgewiesen werden, wenn sie in diesen unmenschlichen Be=dingungen nicht aushalten können und vielfach der französischen Sprache nicht mächtig, den Vertrag brechen. Die Kommission verlangte eine Ände=rung der Bedingungen des für die polnischen landwirtschaftlichen Arbeiter in Frankreich geltenden Arbeitsvertrages (Contrat d'embauchage pour ouvriers agricoles polonais), da diese Bedingungen ungerecht und schädlich sind. Endlich verlangte die Kommission eine entsprechende Behandlung der polnischen Einwanderer in der Einwanderungszentrale in Toul, von wo fortwährend aus Arbeiterkreisen Klagen ertönen über ihre Behandlung seitens der dortigen Behörden.

Einzelne dieser Forderungen sind bereits erfüllt worden; so wurde die Ausweisungsverordnung des französischen Ministeriums des Innern für kontraktbrüchige Arbeiter rückgängig gemacht, die Rechte der pol=nischen Arbeiter auf dem Gebiete der sozialen Versicherung und der Arbeits=bedingungen mit denen der französischen auf eine Stufe gestellt. Auf Antrag der Polnischen Sozialistischen Partei wurde das Gesetz vom 17. Juli 1924, betreffend die Befreiung der Auswanderer von Gebühren für aus=ländische Pässe, beschlossen, und im Jahre 1925 wurden die Auswanderer von den Gebühren für die Prolongierung der Auslandspässe im Auslande befreit. Die kollektiv reisenden Auswanderer erhielten das Recht, auf eine 50 prozentige Eisenbahn= und Schiffskartenermäßigung. Gegen besondere Bewilligung der Militärbehörden wurde grundsätzlich die Ausreise von Männern im Alter zwischen 23 und 28 Jahren gestattet.

Die polnische Einwanderung in Frankreich ist zweifellos eine wichtige soziale, wirtschaftliche und politische Erscheinung. Sie hat große Di=mensionen angenommen und überflügelt zurzeit recht erheblich die pol=nische Einwanderung in Deutschland. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man sie zumindest als eine partiell politische bezeichnet. Volkswirt=schaftlichen Ursachen ist wohl die polnische Auswanderung an sich ent=sprungen, aber die Wahl Frankreichs als ihres wichtigsten Bestimmungs=landes ist vor allem auf politische Erwägungen zurückzuführen. Die zwischen den deutschen Arbeitgebern in Deutschland und den polnischen in Deutsch=land eingewanderten Arbeitern bestehenden sozialen Gegensätze erlitten eine erhebliche Verschärfung durch die zwischen Polen und Deutschland vorhandenen politischen Gegensätze. Die polnische Einwanderung in Frankreich wurde mit überschwänglichen Hoffnungen seitens der pol=nischen Einwanderer und seitens der polnischen Regierung in die Wege geleitet. Die Wirklichkeit hat den polnischen Einwanderern viele Ent=täuschungen bereitet. Die sozialen Gegensätze zwischen Arbeitgebern und

Digitized by Google

Arbeitnehmern sind in Frankreich genau dieselben geblieben und wirken in Frankreich insoweit vielfach mit noch größerer Kraft, weil in der französischen Republik die soziale Gesetzgebung weniger ausgebildet ist, als dies im Deutschen Reiche der Fall ist. Die politische Allianz, die Frankreich mit Polen verbindet, ist zwar auf die Lage der polnischen Einwanderer in Frankreich nicht ohne Rückwirkung geblieben, sie hat den Abschluß einer polnisch-französischen Wanderungskonvention erleichtert und beschleunigt; sie hat ferner sozial-psychisch die Entwicklung des gewerkschaftlichen und des genossenschaftlichen Gedankens unter den polnischen Arbeitern in Frankreich erleichtert. Aber sie hat nicht vermocht, die nationale Verschiedenheit zwischen den einheimischen und den eingewanderten Elementen völlig zu überbrücken, ja auch in Frankreich ertönen seitens der polnischen Einwanderer Klagen über Entnationalisierungsbestrebungen seitens der französischen Betriebsverwaltungen und seitens der französischen Regierungsorgane.

Die bis dahin bestandene einseitige polnisch-französische Wanderungskonvention bei gleichzeitigem Mangel einer analogen Konvention zwischen Polen und Deutschland hat den Werbern der französischen Arbeitgeber in Polen eine privilegierte, ja tatsächlich sogar eine Monopolstellung verschafft, welche es ihnen ermöglichte, bei der Bestimmung des Arbeiterbedarfes in Polen recht einseitig zu verfahren. Die bisherige offizielle Monopolstellung der französischen Werber gab ihnen einen gewissermaßen autoritären Charakter, umsomehr, weil es doch auch deutsche Werber gab, diese letzteren aber mangels jeglicher polnisch-deutscher Wanderungskonvention nur gesetzwidrig tätig sein konnten. Der französische Werber hatte in dieser Sachlage einen natürlichen Vorzug und die tatsächliche Entwicklung der französisch-polnischen Wanderungsbeziehungen beweist, daß der französische Werber sich diesen Vorzug weidlich zu Nutzen gemacht zu haben schien, indem er die französischen Wirtschaftsverhältnisse und die französischen Arbeitsbedingungen in einem erheblich besseren Lichte darstellte, wie sie tatsächlich gewesen sind. Sonst gäbe es eben nicht Enttäuschungen und sonst gäbe es nicht ein Zurücksehnen nach Westfalen und gar eine tatsächliche Rückwanderung nach Westfalen.

Die preußische Gesetzgebung sorgte im gewissen Grade dafür, daß die polnische Einwanderung nach Preußen den Charakter einer Saisonwanderung behielt, indem sie den polnischen Wanderarbeiter verpflichtete, für die Wintermonate nach der Heimat zurückzukehren; selbstverständlich geschah dies nicht aus Sorge um die Erhaltung des polnischen Volkstums bei den polnischen Saisonwanderern, sondern vielmehr aus Sorge um die Erhaltung des deutschen Charakters, der von den polnischen Saisonwanderern besuchten deutschen Gebiete. Immerhin, Polen boten derartige Bestimmungen insoweit Vorteil, als dadurch die polnischen Saisonwanderer ihrem Volkstum zumeist erhalten blieben. Die verhältnismäßige Nähe der Heimat erleichterte übrigens auch finanziell die Rückreise nach derselben. Anders in Frankreich. Die Bestimmungen der Art. 13 und Art. 6 des Code Civil erleichtern, ja begünstigen die Einbürgerung der polnischen Einwanderer in Frankreich. Genießen doch nach Art. 13 des Code Civil die zur Ansiedlung zugelassenen Einwanderer nur dann alle bürgerlichen

Digitized by Google

Rechte, wenn sie erklären, nach fünfjährigem Aufenthalt in Frankreich ihre Einbürgerung beantragen zu wollen. Das ist ein gesetzlicher Anreiz zur endgültigen Entfremdung. Der große Bedarf Frankreichs an Menschen hat auch andere Folgen.

Die französische Einwanderung geht nicht ohne gewisse Widerstände seitens des französischen Wirtsvolkes vonstatten. In den konservativen französischen Bauernkreisen werden vielfach Befürchtungen in bezug auf die Neuankömmlinge ausgesprochen; man befürchtet von ihnen das Gift des Kommunismus und tatsächlich gibt es unter den polnischen Einwanderern kommunistische Elemente, aber sie sind entschieden in der Minderheit und sind überhaupt wohl nur unter Bergarbeitern anzutreffen. Die Gewohnheit der französischen Bauern, mit seinem Gesinde zusammen zu speisen, ruft bei den französischen Arbeitgebern moralische und kulturelle Befürchtungen wach. Man befürchtet von dieser Seite die Herabdrückung des Lebensniveau. Über diese und ähnliche Befürchtungen gewinnt schließlich siegreich die Oberhand das Bewußtsein der ökonomischen Notwendigkeit der Einwanderung, wobei die politischen Sympathien, deren die Polen in Frankreich sich erfreuen, eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

Die große Einwanderung fremder Elemente in Frankreich ließ vielfach den Gedanken einer staatlichen Zentralisierung aller Einwanderungsangelegenheiten in einem Zentraleinwanderungsamte aufkommen, das dem Ministerium des Äußern angegliedert wäre und das die diesbezüglichen Geschäfte des französischen Arbeitsministeriums und des landwirtschaftlichen Ministeriums, eventuell auch die des Innern, der Justiz und des Äußern, neben dem Anwerbungsgeschäft konzentrieren würde. Schon jetzt besteht in Frankreich für alle diese Angelegenheiten im Ministerium des Äußern eine zwischenministerielle Kommission. Die Arbeitgeber verwerfen diesen Gedanken, jedenfalls inwieweit es sich um das Anwerbungsgeschäft handelt, da sie dann eine Bureaukratisierung dieses Geschäfts befürchten. Auch bemerken sie, daß dann das Amt Richter und Partei in einer Person wäre (Graf Warren).

Wenn in Deutschland die Arbeitslosigkeit größeren Umfang annimmt, so werden die polnischen Einwanderer nach der Heimat abgeschoben. Geschieht dies in Frankreich, so werden sie der afrikanischen Fremdenlegion zugeschrieben. Die größere Entfernung Frankreichs von Polen hat auch zur Folge, daß die polnischen Einwanderer, auch wenn sie in einer verhältnismäßig günstigeren Lage sich befinden, nur schwer die für sie erheblich kostspieligere Reise aus eigenen Mitteln machen können.

Die vom Arbeitgeber zurückzuhaltende Sicherstellung sowie die von dem Arbeitgeber an den Arbeiter zu leistende Prämie bilden einen nur unvollkommenen Ersatz in dieser Hinsicht, da sie nur beim normalen Verlauf des Arbeitsvertrages von Bedeutung sind, diese Bestimmungen daher bei krisenhaften Zuständen, wie sie im heutigen Frankreich üblich sind, für die Einwanderer recht unzureichend erscheinen.

Der große Menschenbedarf Frankreichs wird zweifellos auch fernerhin die polnische Einwanderung nach Frankreich begünstigen, um so mehr, nachdem die Wege für die Auswanderer bereits geebnet und die ersten

Digitized by Google

Schwierigkeiten überwunden sind. Aber der enorme Bevölkerungsüberschuß Polens und die Leutenot auf dem Lande in Deutschland, die trotz der städtischen Arbeitslosigkeit sehr erheblich ist, läßt es im beiderseitigen Interesse dieser Länder geraten erscheinen, der am 12. Januar 1926 zwischen Deutschland und Polen abgeschlossenen provisorischen Vereinbarung betreffend die polnischen Saisonwanderer in Deutschland, einen dauerhaften Charakter zu geben und auch zu einem alsbaldigen Abschluß einer, die diesbezüglichen Probleme allgemein regelnden deutsch-polnischen Auswanderungskonvention zu gelangen.

Hoffentlich wird schon infolge der soeben erwähnten provisorischen Vereinbarung die „wilde" polnische Auswanderung nach Deutschland recht bald voll und ganz in eine gesetzliche, also auch besser geregelte, völlig umgewandelt sein. Auf die polnische Einwanderung in Frankreich wird aber eine derartige Konvention einen nur günstigen Einfluß ausüben können. Die legale und offene Konkurrenz der deutschen Werber mit den französischen wird auch auf das polnisch-französische Arbeitsverhältnis einen für die polnischen Arbeiter nur günstigen Einfluß ausüben können und müssen.

Digitized by Google

DIE OPATOVIZER ANNALEN

Eine böhmisch=mährische Kompilation

Von
Dr. Eugen Perfeckij,
Dozent a. d. Univ. Bratislava (Preßburg)

I. Die Opatovizer Annalen im allgemeinen

In der Wiener Nationalbibliothek (frühere Hofbibliothek) wird unter Nr. 395 eine Pergamenthandschrift aufbewahrt, nach dem Charakter der Schriftzüge zu urteilen, aus dem Ende des XII. Jahrhunderts. Ihr haupt=sächlicher Inhalt deckt sich mit der berühmten Weltchronik Eckehards von Aura (herausgegeben in Mon. Germ. scr. VI S. 17—265[1]), nur ist hier der Text kürzer gefaßt. Daneben kommt in dieser Handschrift außer dieser Chronik noch anderes Material vor. Am Anfang derselben steht ein Heiligen=kalender, eine Ostertafel, Zeichnungen der Jahreszeiten u. dgl., wobei zu gewissen Heiligen am Rande Notizen über die Todestage einiger böh=mischer und mährischer Fürsten, Fürstinnen, Bischöfe und einiger vor=nehmer Personen eingetragen sind. Dann folgt ein hagiographischer Teil der Handschrift (einige Lebensgeschichten der Heiligen, z. B. eine aus=führliche vom heiligen Isidorus), ferner findet man eine kurze westeuro=päische Redaktion der Alexandreis, die eigentlich mit der genannten Welt=chronik im Zusammenhang steht und sich ihr anschließt. Am Ende der Chronik aber und der Handschrift überhaupt liest man alte böhmisch=mährische Annalen, die so untergebracht sind, daß das Ende der Welt=chronik und der Anfang der Annalen zusammenfallen: Die Nachrichten der Weltchronik reichen bis Ende des X. Jahrhunderts und die Nachrichten der böhmisch=mährischen Annalen beginnen mit dem Jahre 894, so daß die ins Ende des neunten und das ganze zehnte Jahrhundert fallenden Mit=teilungen beider Texte untereinander vermengt sind. Vom Beginn des XI. Jahrhunderts und durch das XII. Jahrhundert bis zum Ende des Jahres 1163 gehen die böhmisch=mährischen Annalen ganz selbständig vor. Nach einer am letzten Blatt stehenden Zuschrift führt die ganze Handschrift den Namen Liber monasterii Opatovicensis.

Gerade dieser letztere Teil der Handschrift, d. h. die böhmisch=mährischen Annalen, haben bisher die größte Aufmerksamkeit der wissen=schaftlichen Welt auf sich gelenkt, indem sie ganz getrennt vom übrigen Text der Handschrift einigemal herausgegeben wurden. Zuerst hat Bon. Pitter bei der Abfassung der Biographie des heiligen Gunter einige Daten aus dieser Handschrift geschöpft. Nachher bekam Gelasius

[1]) Vgl. die originelle Ansicht über die Eckehard=Chronik von Harry Bresslau in seinen „Bamberger Studien" im Neuen Archiv, Bd. XXI., 1896, S. 139 bis 234.

Digitized by Google

Dobner von dem Archivar v. Rosenthal einige auf die böhmische Geschichte bezugnehmende Nachrichten aus derselben Handschrift zugeschickt, die er mit einigen Zusätzen aus dem Werke B. Pitters („Thesaurus absconditus in agro Brzewnowiensi", ed. 1762) im III. Band seiner Monumenta historica Bohemiae im Jahre 1774 herausgab (SS. 17—24). Da viele Nachrichten dieser böhmisch-mährischen Annalen auf das mährische Kloster in Hradiště bezugnehmen, so glaubten Pitter und Dobner, daß dieser böhmisch-mährische Text der Handschrift in Hradiště von irgend einem Mönch des Klosters geschrieben worden sei. Dagegen wies Franz Pubička darauf hin, daß einige Nachrichten mit dem Opatovizer Kloster im Zusammenhang stehen[1]), was nachher auch Dobner zugab, indem er meinte, daß zu den Nachrichten aus Hradiště auch einige Opatovizer hinzugekommen seien[2]). Dieser Ansicht Dobners stimmte später Franz Palacký[3]) bei, der sich auch Wattenbach[4]) und nachher Emler[5]) anschlossen, und so wurden diese Annalen als Annales Gradicenses-Opatovicenses betitelt. Doch mit dieser Benennung ist der reiche Inhalt der Annalen nicht erschöpft, sie trifft blos für den späteren Bestandteil derselben zu, während sie sonst ein sehr interessantes Material der gemeinböhmischen Annalistik von der Mitte des XI. Jahrhunderts bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts bieten, das zwar auch in einigen anderen Annalen wiederkehrt, doch nirgends so vollinhaltlich, wie hier. Darum halte ich es für richtiger, sie entweder nach dem Ort ihrer endgültigen Abfassung als Opatovizer Annalen oder nach ihrem Inhalt als Böhmisch-mährische annalistische Kompilation zu benennen.

Die Opatovizer Annalen sind tatsächlich sehr inhaltsreich und sehr vielfältig, sie sind eine Kompilation, bestehend aus verschiedenartigem Material: Das älteste Material bezieht sich auf die anfängliche Geschichte Böhmens, das spätere auf verschiedene spätere mährische und böhmische Ereignisse. Dieser Reichtum des Inhaltes bringt die Opatovizer Annalen wie keine anderen böhmischen Annalen mit einer großen Menge böhmischer annalistischer Texte, die in der alten böhmischen und mährischen Annalistik ihre Wurzel haben, in innigen Zusammenhang. Diese ihre Beschaffenheit weist ihnen einen hervorragenden Platz in der ältesten Annalistik überhaupt und im Mittelpunkt der böhmisch-mährischen Annalistik insbesondere an. Darum trägt die Analyse dieses Annalentextes und die Beleuchtung seiner wesentlichen Bestandteile in hohem Grade zur Lösung der Frage über die Wechselbeziehungen der böhmischen Annalistik im allgemeinen bei.

Zu dieser Lösung der Opatovizer Annalen in ihre Bestandteile gelangen wir vermittels ihrer Vergleichung mit einigen anderen ihnen in diesem oder jenem Grade entsprechenden Annalen, da auch andere böhmische Annalen in ihrer Entstehung teilweise ähnliche Prozesse durchgemacht haben. Zu solchen, bei der vergleichenden Erforschung der Opatovizer Annalen reichliches Material bietenden Texten, gehören folgende: Vor allem die sog. „Böhmischen Annalen", die von den ältesten Zeiten

---

[1]) Pubička, „Chronol. Geschichte Böhmens", IV, (ed. 1778), p. 315.
[2]) Dobner, Gelasius, „Monumenta hist. Bohemiae", IV, p. 106 (ed. 1779).
[3]) Palacký, Franz, „Würdigung der alten böhm. Geschichtsschreiber", 52—64.
[4]) Wattenbach, — in Monumenta Germ. scr., XVII, 643—644.
[5]) Fontes rer. Bohem., II, S. 385 ff.

Digitized by Google

bis zu den Nachrichten des Jahres 1163 reichend, in einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts erhalten sind, dann „Annales Pragenses", von den ältesten Zeiten bis 1220 reichend, erhalten in einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts. Ferner das Werk des Kosmas von Prag, dann die Sazaver und Vyšehrader Chroniken. Endlich zur richtigen Erkenntnis der Bestandteile des Opatovizer Textes müssen wir noch die Chronik Heinrici Hainburgensis, die bis 1300 reicht und die in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts abgefaßte Chronik Neplachs heranziehen, sie sind zwar aus späterer Zeit, haben aber in ihrem Bestand Texteseinschaltungen aus ältester Zeit herrührend, die für die Bestimmung des ältesten Teiles der Opatovizer Kompilation sehr wichtigen Aufschluß geben. Auch einige andere Annalen werden zu diesem Zweck in Betracht gezogen werden, wie z. B. die Annales Bohemiae brevissimi, die zwar für die spätere Zeit mit der Aufzählung nackter Namen der Přemysliden ausgefüllt sind, doch für die ältesten Zeiten den ursprünglichen Text der böhmischen Annalistik in sich enthalten; und ebenso die Chronik des Vinzentius von Prag, abgefaßt im XIII. Jahrhundert und noch andere, insofern sie einige Momente zur Erklärung der Opatovizer Annalen beizubringen vermögen.

II. Die Beziehungen der Opatovizer Annalen im Zusammenhang mit den Annales Pragenses und den Böhmischen Annalen zur Chronik des Kosmas von Prag

Die Frage über die Beziehungen der Opatovizer Annalen zur Chronik des Kosmas von Prag bezüglich der ältesten Bestandteile ihres Textes kann vor allem aus der Betrachtung der Annales Pragenses und der Böhmischen Annalen, die sich mit den Opatovizer Annalen sehr nahe berühren, manche Aufklärung erhalten. Was zunächst die Annales Pragenses betrifft, wurde von den verschiedensten Forschern die Behauptung aufgestellt, daß sie in engster Beziehung zur Chronik des Kosmas von Prag stehen, und zwar in der Weise, daß die Annales Pragenses ihr Material aus der Chronik geschöpft haben. Perlbach wiederholt nur die Ansicht anderer Gelehrter, indem er behauptet, die Annales Pragenses seien „ein magerer Auszug aus der böhmischen Chronik des Kosmas[1])." Diese Ansicht war früher von Köpke[2]), Emler[3]), Regel[4]) und Dietrich[5]) ausgesprochen[6]). In der Tat stimmen die Nachrichten der Annales Pragenses in vielen Fällen wörtlich mit der Chronik des Kosmas überein. Diese Übereinstimmung bezieht sich auf folgende Jahre: 894, 929, 931, 968, 981, 987, 990, 995, 998, 1017, 1024, 1030, 1038, 1066, 1090, 1097. Zum Bei-

[1]) Perlbach, „Die Anfänge der polnischen Annalistik", (Neues Archiv) . . . XXIV, S. 274 (v. J. 1899).

[2]) Monumenta Germ. scr., IX, S. 10.

[3]) Fontes rer. Bohem., II, S. 375.

[4]) Regel, „Über die Chronik Kosmas von Prag", ed. 1892, Dorpat, S. 42 ff.

[5]) Dietrich, „Die Geschichtsquellen des Klosters Reichenau bis zur Mitte des 11. Jh.", 1897, SS. 173ff., 250ff.

[6]) Novotny Vaclav sprach in seiner Voraussetzung aus, daß diese Annales Pragenses auch irgendwelche verlorene Annalen hatten, von denen auch Kosma wissen konnte, doch kann er von diesen verlorenen Annalen nichts sicheres bestimmen. (Vgl. seine „Studien z. Quellenk., B.", Mitt. J. O. G. XXIV, S. 602.)

Digitized by Google

spiel unter dem Jahre 894 ist die Übereinstimmung wörtlich, nur ist der Text der Annales Pragenses kürzer als jener bei Kosmas (bei Kosmas werden hier die Vorfahren des Bořivoj genannt, was in den Annales Pragenses nicht vorkommt). Auch unter dem Jahre 929 ist der Text der betreffenden Nachricht in den Annales Pragenses kürzer als bei Kosmas. Fast in allen übrigen Fällen stimmen die Nachrichten der Annales Pragenses mit jenen des Kosmas überein, nur sind sie dort kürzer als hier. Wollte man daher zugeben, daß der Verfasser der Annales Pragenses aus Kosmas geschöpft hat, so müßte man eine systematische Kürzung des Textes des Kosmas seitens des Verfassers der Annales Pragenses annehmen. Dagegen spricht jedoch ein weiter zur Sprache kommender Umstand.

Auch betreffs der Böhmischen Annalen wird von Emler die Ansicht vertreten, daß sie ihr Material aus Kosmas geschöpft haben. Er äußert sich sowohl betreffs der Annales Pragenses wie der Böhmischen Annalen folgendermaßen: „Cena letopisů těchto (d. h. der Böhmischen Annalen) není zvláštní jako i tak zvaných letopisů pražských; neboť jsou naskrz kratičké výňatky ze známých letopisů jiných, jmenovitě z letopisů Kosmova[1])" .. In der Tat stimmen die Böhmischen Annalen mit dem Texte des Kosmas unter folgenden Jahren überein: 894, 929, 931, 974, (966), 981, 990, 998, 1004, 1017, 1023, (1024), 1030, 1039, 1067, (1066), 1090, 1098, (1097). Dabei muß angenommen werden, daß, wenn die Böhmischen Annalen ihre kurz gefaßten Notizen aus Kosmas geschöpft hätten, sie in gleicher Weise wie es bei den Annales Pragenses der Fall ist, Kürzungen vorgenommen haben müßten. Die mit Kosmas häufig selbst im Wortlaut übereinstimmenden Nachrichten der Annales Pragenses und der „Böhmischen Annalen" kehren häufig in wörtlicher Übereinstimmung auch in den Opatovizer Annalen wieder, wo sie ebenfalls in gleicher Art kurz abgefaßt sind, und nur selten einige Zusätze enthalten, während dagegen Kosmas in allen diesen Texten durch große Ausführlichkeit sich hervortut. Darum haben Fr. Palacký[2]), Wattenbach[3]), Emler[4]) und neuerdings V. Novotny[5]) auch betreffs der Opatovizer Annalen die Meinung ausgesprochen, daß sie einen aus Kosmas gemachten Auszug darstellen. Allein ich halte diese Ansicht nicht für richtig. Vor allem kommt es mir höchst unwahrscheinlich vor, daß die drei erwähnten Texte (nämlich die Annales Pragenses, die Böhmischen Annalen und die Opatovizer Annalen) gerade dieselben Nachrichten aus Kosmas geschöpft hätten, und zwar mit gleichartigen systematischen Kürzungen; dabei fällt wesentlich ins Gewicht die Tatsache, daß ja jene drei Texte ganz unabhängig voneinander dastehen und in verschiedenen Zeiten zu Stande kamen, wie hätten sie da ganz unabhängig voneinander dastehend und zu verschiedenen Zeiten entstanden, einen ganz gleichen Auszug aus Kosmas zu Stande bringen können? Das ist undenkbar. Ist aber diese Annahme unbedingt abzuweisen, dann bleibt

---

[1]) Fontes rerum Bohem., II, S. 376.
[2]) Palacký, Fr., „Würdigung der alten böhm. Geschichtsschreiber".
[3]) Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen", B. II. (ed. 1894) S. 319.
[4]) Fontes rerum Boh., II, S. 384.
[5]) Novotný, V., „Studien zur Quellenkunde Böhmens", S. 586 ff., in den Mitteilungen des Instituts f. Ö. G., XXIV.

Digitized by Google

noch eine theoretische Möglichkeit übrig, die wir auch erwähnen müssen, nämlich die Vermutung, daß irgend ein unbekannter Kompilator jene Auswahl und Kürzung aus Kosmas gemacht und dann die erwähnten drei Texte ihr gleichlautendes Material daraus geschöpft hätten. Dann wäre allerdings ihre Übereinstimmung in der Auswahl des Auszuges aus Kosmas ungeachtet ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit erklärlich. Allein auch gegen eine solche Annahme des aus Kosmas gemachten vorausgegangenen Auszuges, der jenen drei Texten (Annales Pragenses, Böhmische Annalen und Opatovizer Annalen) zu Grunde gelegen hätte, läßt sich folgendes einwenden: Erstens enthalten die drei genannten Texte in ihrem Inhalt einige Nachrichten, die auch in den ältesten polnischen Annalen wie in den Annales Cracoviensis capituli, Annales Polonorum, Annales Cracovienses breves (Mon. Germ. scrpt. XIX.) wiederkehren. Diese Nachrichten beziehen sich auf den heiligen Adalbert und sind in den erwähnten polnischen Annalen in derselben kurzen Fassung enthalten, wie in den drei böhmischen Texten und nicht so ausführlich erzählt wie bei Kosmas. Es ist nun ganz unmöglich anzunehmen, daß die verschiedenen ältesten polnischen Annalen, die in einer ganz anderen Gegend entstanden sind, ihre Nachrichten über den heiligen Adalbert aus der Chronik des Kosmas im XII. Jahrhundert oder aus irgend einem aus ihm gemachten Auszug geschöpft hätten und zwar ganz in gleicher Art und Weise, wie sie in den Opatovizer Annalen und den mit ihnen übereinstimmenden Annales Pragenses und den Böhmischen Annalen vorkommen[1]). Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß solche Denkmäler, wie die Annales Cracovienses Vetusti nach ihrer Entstehungszeit vor die Chronik des Kosmas fallen, d. h. in das Jahr 1122[2]), und die Quelle aller dieser polnischen Annalen muß in einer noch früheren Zeit gesucht werden, ihre Gemeinsamkeit im Inhalt hört bei 1111 auf. Zweitens, wenn die Annales Pragenses und die Böhmischen Annalen ihre Angaben aus Kosmas geschöpft hätten, so würden sie nicht blos die Zahlen der Jahre, sondern auch die der Tage und Monate, wie es bei Kosmas der Fall ist, anführen, was jedoch weder in den Prager, noch in den Böhmischen Annalen geschah[3]).

Nachdem man die Überzeugung gewonnen, daß die Chronik des Kosmas nicht als Vorlage für die drei Texte (Opatovizer Annalen, Annales Pragenses und Böhmische Annalen) dienen konnte, entsteht theoretisch weiter die Frage, ob nicht die genannten drei böhmischen Annalentexte ihre Nachrichten einer von dem anderen entlehnt haben. Bei näherer

---

[1]) Vergl. mein Werk — „Die deutsche Quelle der Sazaver Chronik", im Archiv f. Slavische Philol., Bd. 40, Heft 1—2, 1925, — wo ich ebenfalls diese älteste polnische Annalistik berühre (S. 62f).

[2]) Nicht bloß die Annales Cracovienses vetusti endigen früher als die Chronik des Kosmas. Perlbach („Die Anfänge der Poln. Annalistik", Neues Archiv, XXIV) folgt dem polnischen Historiker Stanislaw Smolka („Polnische Annalen", S. 11 ff.), indem er die Ansicht ausspricht, die Annales Cracov. vetusti hätten ihr Material aus einer mit den Annales Cracov. vetusti identischen, jedoch früher als diese abgefaßten Vorlage geschöpft. Der Text dieser Annalen spricht entschieden dafür. Aus der Forschung Perlbachs ist ersichtlich, daß diese Urquelle der Annales Crac. vetusti (wo natürlich Nachrichten über den heiligen Adalbert enthalten waren) die in demselben Jahre zu Ende gingen, wie die wörtlich übereinstimmenden Annales Crac. vetusti, d. h. i. J. 1119.

[3]) Vgl. Font. rer. Boh., II, S. 376, 380ff.

Digitized by Google

Betrachtung wird sich auch diese Annahme als unmöglich herausstellen. In den Böhmischen Annalen kommt eine Reihe von Nachrichten vor, die sich auf die polnische Geschichte beziehen, so unter den Jahren 968, 1072, 1079, 1133, 1158. Diese Nachrichten können nicht aus einer böhmischen Quelle stammen, sie sind polnischen Ursprungs, wie aus dem Umstand erhellt, daß die Nachrichten unter den Jahren 1079 und 1133 wörtlich mit dem Text der Annales Cracovienses Breves übereinstimmen. Die übrigen polnischen Nachrichten der Böhmischen Annalen weisen ebenfalls auf polnische Quellen hin, wie z. B. auf die Annales Cracovienses Breves und andere polnische Annalen. Ferner enthalten die Böhmischen Annalen einige Nachrichten aus dem Bereiche der Kirchengeschichte, und zwar betreffend die Einrichtung verschiedener Mönchsorden. Diese Nachrichten führen auf die Notae Clumacienses und Notae Codicis 5030 (M. G. scr. XVII. 722) als ihre Quelle zurück, und zwar auf den Notae Clumacienses beruhen die Nachrichten der Böhmischen Annalen unter 1098 (1091), 1120, 1153, auf den Notae Codicis 5030 mit wörtlicher Wiedergabe die Nachrichten unter 1086 (1089), 1090 (1097), 1120 (1122). Angenommen, daß die Opatovizer Annalen oder die Annales Pragenses aus den Böhmischen Annalen als ihrer Quelle geschöpft hätten, so würden sie nebst anderen Nachrichten die vorerwähnten polnischen und die Clumacienses Angaben aus den Böhmischen Annalen in ihren Text aufgenommen haben, entweder ganz oder zum mindesten etwas davon. Und doch ist es nicht der Fall. An eine tendentiöse systematische Ausmerzung ist nicht zu denken. Dafür ist kein Grund vorhanden.

Man hat in dem Inhalt der Böhmischen Annalen selbst einen Anhaltspunkt dafür, daß sie nicht für den Opatovizer Text oder einige andere als Quelle dienen konnten. Ihre verworrenen und in einigen Fällen erdichtete Chronologie hätte auf alle Texte, die aus dieser Quelle geschöpft hätten, einen sichtbaren Einfluß ausüben müssen, was jedoch weder in den Opatovizer noch in anderen Annalen in der Tat der Fall war. Auch die Voraussetzung, daß etwa die Annales Pragenses auf den Opatovizer Text und auf die Böhmischen Annalen eingewirkt hätten, muß als unnachweisbar abgewiesen werden, weil es unbegreiflich wäre, warum die in den Mainzer Annalen enthaltenen Nachrichten, die in die Annales Pragenses aufgenommen sind, in den beiden übrigen Texten ausgelassen worden wären. Endlich kann man auch die Kombination nicht zugeben, daß etwa die Opatovizer Annalen für die Annales Pragenses und die Böhmischen Annalen als Vorlage gedient hätten, denn in diesem Falle hätte der eine oder andere der beiden letztgenannten Texte aus dem reichhaltigen Inhalt der Opatovizer Annalen sei es etwas auf Mähren Bezug nehmendes, sei es irgendwelche böhmische Nachrichten herübergenommen, was jedoch durchaus nicht der Fall ist. Außerdem ist auch noch der Umstand zu berücksichtigen, daß die Opatovizer Annalen in der Datierung der Ereignisse sehr genau sind, während die Annales Pragenses, wenn sie auch die Ereignisse chronologisch geordnet haben, doch die in dem Opatovizer Text übliche Datierung nach Tagen und Monaten gar nicht kennen; dasselbe gilt auch für die Böhmischen Annalen, deren Chronologie auf noch schwächeren Füßen steht.

Digitized by Google

Darnach stellt es sich heraus, daß keiner von diesen vier Texten seinerseits als Quelle für die übrigen gelten kann. Ein jeder von diesen Texten enthält außerdem viele ihm zum Unterschied von den übrigen allein eigentümlichen Nachrichten, die nicht zufällig in den Text hineingeraten sind, sondern mit Vorbedacht von dem Verfasser aufgenommen wurden und zwar so, daß in dem jedem einzelnen Text eigenen Material zwischen ihnen gar kein Zusammenhang besteht. So ergibt sich aus der Vergleichung der Opatovizer Annalen mit den Annales Pragenses und den Böhmischen Annalen auf der einen Seite und diesen dreien mit der Chronik des Kosmas auf der anderen Seite das Resultat, daß die Opatovizer Annalen unabhängig sind, sowohl von der Chronik des Kosmas wie von den Annales Pragenses und den Böhmischen Annalen. Es ist allerdings anzunehmen, daß ein gemeinsamer Text allen diesen Annalen zu Grunde lag, durch den ihre gegenwärtige nahe Verwandtschaft bedingt ist, doch gegen die Opatovizer Annalen unabhängig von den besagten zwei Texten auf jene Quelle als Grundlage zurück, aus welcher sie den identischen grundlegenden Text geschöpft haben. Auf diesen grundlegenden Text nicht nur für die Opatovizer Annalen, sondern auch für die Annales Pragenses, für die Böhmischen Annalen und für die Chronik des Kosmas wollen wir im nachfolgenden kommen und ihn durch die Vergleichung verschiedener Annalen beleuchten, die auf derselben Grundlage beruhen.

III. Die Beziehungen der Opatovizer Annalen zu der vermuteten Existenz von Aufzeichnungen betreffs der ältester Prager Fürsten und Bischöfe

Wenn man aus den Böhmischen Annalen die auf den polnischen und Clumacienses Quellen beruhenden Texte ausschaltet, so bleiben nur Nachrichten böhmischen geschichtlichen Inhalts übrig. Daraus kann man folgern, daß als Hauptquelle der Böhmischen Annalen die Texte böhmischen geschichtlichen Inhalts anzusehen sind, die nachher durch die polnischen und Clumacienses Entlehnungen ergänzt wurden. Ein Vergleich dieser böhmischen Grundlage der Böhmischen Annalen mit den Opatovizer Annalen führt zu der Wahrnehmung, daß jener böhmische Inhalt der Böhmischen Annalen mit dem Text der Opatovizer Annalen, soweit er hier vorkommt, häufig wörtlich übereinstimmt. Diese Identität ist nachweisbar für die Jahre 894 (in den Böhmischen Annalen ist der Inhalt willkürlich über mehrere Jahre verteilt), 929, 931, (933), 981, 990, 998, (997), 1004, 1017, 1023, (1024), 1030, 1039; und betreffs der Prager Bischöfe kommen die Jahre 1067, 1090, 1098, 1122 in Betracht. Fast bei allen unter diesen Jahren mitgeteilten Nachrichten der Böhmischen Annalen und der Opatovizer Annalen schließen sich ihnen auch die Annales Pragenses an. Man kann somit sagen, daß jener Teil der Böhmischen Annalen, den wir als grundlegenden bezeichnet haben, bevor die Einschaltung aus den polnischen Quellen und aus den Clumacienses hinzu kam, als selbständige Leistung vorhanden war, die in der damaligen literarischen Welt sehr starke Verbreitung hatte, wie man das aus der Abspiegelung derselben in vielen Annalentexten mannigfachen Inhalts konstatieren kann. Also der mit den Böhmischen Annalen und mit den Annales Pragenses zusammenfallende Inhalt der

Digitized by Google

Opatovizer Annalen gilt uns als ein ursprünglich selbständiges, unabhängiges annalistisches Werk. Dieses enthielt zunächst die ältesten Nachrichten von der Taufe Bořivojs, von seiner Frau, seinen Söhnen, weiter von dem Märtyrertod des heiligen Wenzel, von der Übertragung seiner Reliquien, von dem Brudermörder Boleslaus, von Boleslaus Pius, von der Gründung des Prager Bistums und dem ersten Bischof Detmar, dann eine Reihe von auf den heiligen Adalbert Bezug nehmenden Erzählungen, von der Tötung der fünf Brüder (im Jahre 1004), von dem Einfall Bretislaus nach Polen und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert von dort nach Prag. Weiter folgte eine kurze Aufzählung der Bischöfe Prags. Das war der ungefähre Inhalt jener alten, allen gemeinsamen Grundlage.

In den Böhmischen Annalen wird nach den Nachrichten des Jahres 998 vom Tode des heiligen Adalbert und des Jahres 1004 vom Märtyrertod der fünf Brüder in Polen gleich die Nachricht des Jahres 1039 über den Zug Bretislavs gegen Polen und die Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert nach Prag erzählt. Nach diesem Jahre folgt ohne chronologische Reihenfolge die Erzählung der Ereignisse des Jahres 1045, dann des Jahres 1043, weiter der Jahre 1017, 1023, 1030 und 1053. Erst vom letzten Jahre an läuft die chronologische Reihenfolge richtig weiter. Nun sehen wir auch in den Annalen Neplachs (Font. r. Boh. III, 464) die Nachricht des Jahres 1039 von der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert im unmittelbaren Zusammenhang gebracht mit der Nachricht von seinem Tode (998). Man sieht daraus, daß diese Erscheinung keine zufällige ist, daß schon in der Vorlage der Böhmischen Annalen die Nachricht von der Übertragung der Reliquien unmittelbar sich an die Todesnachricht anschloß. Die weitere Verwirrung der chronologischen Reihenfolge in den Böhmischen Annalen läßt sich vielleicht folgendermaßen erklären: Der Verfasser der Böhmischen Annalen hatte möglicherweise zwei oder mehrere Quellen vor sich, als er nun die beiden Nachrichten von dem Tode und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert niedergeschrieben, setzte er mechanisch aus einer anderen Vorlage das fort, was dort nach dem Jahre 1039 folgte, das heißt die Nachrichten der Jahre 1045 und 1043. Da mag er aber bemerkt haben, daß zwischen 1004 und 1039 eine Lücke vorhanden ist, diese wollte er ausfüllen mit Nachrichten der Jahre 1017, 1023 und 1030, die er der Series episcoporum Pragensium entnahm. Diese Nachrichten kamen freilich erst nach jenen vom Jahre 1045 und 1043 in seinem Texte an die Reihe. Diese chronologische Verwirrung in den Böhmischen Annalen scheint, wie man vermuten darf, auf die Beeinflussung seitens verschiedener Quellen hinzuweisen, die eine mag früh nämlich mit den Nachrichten des Jahres 1039 ihren Abschluß gefunden haben, das heißt mit der Erzählung vom Einfall Bretislavs nach Polen und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert nach Prag. In dieser Vorlage dürften die Nachrichten von den ältesten Prager Fürsten und vom heiligen Adalbert den Hauptinhalt gebildet haben. Eine zweite Quelle der Böhmischen Annalen wird dann die Fortsetzung der Nachrichten nach dem Jahre 1039 enthalten haben. Das ist die Series episcoporum Pragensium, angefangen von Theodagus[1]).

[1]) Diese Series der Prager Bischöfe dürfte selbständig vorhanden gewesen sein, wie wir eine andere selbständige Series episcoporum Pragensium

Digitized by Google

Nach unserer Kombination stellt sich also heraus, daß die Aufzeichnungen betreffs der ältesten Prager Fürsten und des heiligen Adalbert, die bis in die zweite Hälfte der Dreißiger Jahre des XI. Jahrhunderts reichten, ursprünglich unabhängig von der Series der Prager Bischöfe als etwas selbständiges vorhanden waren. In den Opatovizer Annalen ist jene oben erwähnte chronologische Verwirrung in den Jahresangaben des XI. Jahrhunderts nicht zu finden. Ihr Verfasser, dem mannigfaches Material zur Verfügung stand, vermochte schon eine richtige chronologische Reihenfolge zu beobachten und seine zwei Quellenvorlagen, die ältesten bis zur zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre des XI. Jahrhunderts und die Series der Prager Bischöfe in guten Zusammenhang zu bringen, wobei er die Identität seines Textes mit dem ursprünglichen Text aufrechthielt. Unsere Beweisführung bringt uns weiter zur Chronik Neplachs (Fontes r. B. III), die zwar für ein späteres literarisches Produkt gilt (sie stammt aus dem XIV. Jahrhundert aus der Zeit Kaiser Karl IV.), allein in ihrem Inhalt unter anderem auch ein sehr altes annalistisches Material enthält. Bekanntlich legte er dem ersten Teil seiner Arbeit die Chronik des Martin Polonus zugrunde, doch als er bis zum Jahre 890 kam, da unterbrach er diese Quelle und zieht unter dem Jahre 894 die „Acta ac gesta Bohemorum ducum et regum" heran. In diesem böhmischen Teil erzählt er zunächst von der Libuša und Přemysl, geht dann zu Bořivoj und seinen Nachfolgern über und schließt mit der Thronbesteigung Wenzels. Dann wird als Fortsetzung die Series imperatorum, pontificum Romanorum etc. herangezogen. Weiter schaltet er mit Unterbrechungen unter die entsprechenden Jahre Nachrichten über Wenzel, seinen Märtyrertod, über Boleslaus, über die Gründung des Prager Bistums, den Bischof Detmar, über Mlada, die Tochter Boleslaus Pius, über Adalbert, sein Märtyrertum und zuletzt über die Übertragung seiner Reliquien im Jahre 1039 aus Polen nach Prag ein. Darauf setzt er wieder die Series imperatorum et pontificum Romanorum etc. fort, und bringt dieses Abschreiben bis zum Jahre MCCCLI incl., wo er auf einmal sagt: „Sed his praemissis ad Chronicam Bohemicalem revertamur". Jetzt beginnt von neuem die Erzählung aus der böhmischen Geschichte, angefangen von Bořivoj, dazu gibt er als Datum das Jahr 894.

Sehen wir uns diese Wiederholung der Erzählung aus der ältesten böhmischen Geschichte etwas näher an. Nachdem er über Bořivoj, seine Taufe, seine Frau Ludmila, die ihm zwei Söhne: Spytigniev und Vratislav geboren, berichtet hatte, beginnt er plötzlich mit den Worten „Mortuo Borzivoy" und setzt die Erzählung folgendermaßen fort: „.... et beata Ludmilia XVI. Kalendis Oktobris ...", wobei er unter anderem die Namen der Mörder Ludmilas erwähnt, ferner erzählt er, daß die Ermordung in Tetin geschah und daß ihre Reliquien auf Befehl des heiligen Wenzel aus Tetin nach Prag übertragen wurden, wo sie in der Kirche des heiligen Georgius ruhen. In dieser Erzählung von der heiligen Ludmila fällt auf, daß der

---

kennen. (M. G. scr. XIII.) Dafür spricht die Gemeinsamkeit des Textes der Series der Prager Bischöfe in den Böhmischen Annalen mit jener Series, die in der Chronik des Anonymus (bei Dobner, Mon. h. B., III) enthalten ist. Diese beiden Series vereint mit einem anderen Text stellen eine andere Kombination vor, als die Series der Böhmischen Annalen.

Digitized by Google

Verfasser, ohne das Jahr ihres Todes zu nennen, auf einmal den Todestag angibt. Dieser Umstand scheint darauf hinzuweisen, daß der Verfasser diese Nachrichten aus einer anderen Quelle schöpfte, als die über Bořivoj und seine Söhne. Diesen Nachrichten betreffs Ludmilas begegnen wir sonst in der annalistischen Literatur fast gar nicht, dagegen wohl in der hagiographischen, in der Vita sancti Wenzeslai et Ludmilae von Gumpold, in der Vita derselben Heiligen verfaßt von dem sogenannten Christian usw. Es ist klar, daß Neplach als Verfasser der Chronik diese Nachrichten aus der hagiographischen Literatur entlehnt hat: In den Vitae Gumpolds und Christian werden in der Tat die Namen der Mörder Ludmilas genannt, ebenso werden die Tage (und nicht auch die Jahre) der Übertragung der Reliquien erwähnt, das stimmt ganz mit dem Charakter der hagiographischen Erzählung, wo die Nennung der Tage wegen der jährlichen Wiederkehr der Erinnerungsfeier sehr wichtig ist. Der Verfasser weist selbst auf die hagiographischen Quellen hin, indem er nach Erwähnung der Nachrichten über Ludmila, Dragomira und über die Ermordung des heiligen Wenzel hinzufügt: „cujus vita et actus videantur in passionali". Möglich, daß auch die Datierung nach Tagen bezüglich des Todes und der Reliquienübertragung des heiligen Wenzel von der hagiographischen Literatur herrühren. Die ältesten Böhmischen Annalen kennen die Datierung nach Tagen bei den auf den heiligen Wenzel Bezug nehmenden Nachrichten gar nicht (Ann. Pragenses, Böhm. Ann. etc.), nur nach Jahren. Über die Chronologie der altböhmischen Nachrichten werden wir übrigens später reden.

Wenn man diese hagiographischen Stellen aus dem Fragment der Chronik Neplachs ausscheidet, so bleibt eine Reihe der zusammenhängenden Nachrichten betreffs der ältesten Prager Fürsten und Fürstinnen übrig, angefangen von der Taufe Bořivojs bis zum Tode Udalrichs, eigentlich bis zum Beginn der Regierung Bretislavs (bis 1036—1039). Diese Nachrichten, wenn man jene über Bořivoj, zwei über Wenzel, eine über Boleslav I. ausnimmt, entbehren chronologischer Daten, beschränken sich auf nackte Tatsachen betreffs ihrer Regierung, die mechanisch miteinander verbunden sind in der Art, daß man sagt: Nach dem Tode dieses Fürsten (wird mit dem Namen genannt) folgte dieser Fürst ebenfalls beim Namen genannt.

Das eingeschaltete Bruchstück in der Chronik Neplachs schließt mit den Worten: „Mortuo Jaromire dux decimus Odalricus successit et isti due fuerunt fratres". Das ist offenbar eine Ungenauigkeit. Man weiß, daß Jaromir nach dem Tode seines Vaters Boleslav III. den Thron bestiegen, aber von seinem Bruder Udalrich abgesetzt worden war. Nach dem Tode Udalrichs kam er allerdings in die Lage, den böhmischen Fürstenthron wieder einzunehmen, doch er verzichtete freiwillig auf denselben zugunsten seines Neffen, des Sohnes Udalrichs, Bretislav. Er starb bald darauf, entweder im Todesjahr Udalrichs oder nicht lange nachher. Auf jeden Fall wurde das mit dem Jahre 1036 zu Ende gehende Fragment Neplachs entweder in demselben Jahre oder bald darauf niedergeschrieben.

Die Zeitbestimmung des in die Chronik Neplachs eingeschobenen Bruchstückes kann nach folgendem Umstand berechnet werden. Als die Erzählung der Nachrichten über die ältesten böhmischen Fürsten auf den Boleslav Pius kam und seiner Schwester Mlada Beteiligung in der An=

Digitized by Google

gelegenheit des Prager Bistums erzählt war, wurde auf einmal mit Unterbrechung dieser Erzählung von dem Verfasser des Bruchstücks ein Verzeichnis der Prager Bischöfe, das bis zum Tode Izzos und dem Beginn seines Nachfolgers Sever, d. h. bis zum Jahre 1030 reichte, eingetragen. Dann geht die Erzählung von Boleslaus Pius weiter. Also in die Erzählung vom Boleslaus Pius, d. h. von den Jahren 957—999 werden Nachrichten eingeschaltet, die bis zum Jahre 1030 reichen. Diese Einschaltung geschah gewiß erst nachträglich, ungefähr so, wie es ähnlich bei den Böhmischen Annalen der Fall war. Nun weiß der Verfasser dieses Verzeichnisses der Prager Bischöfe von dem Tode des Vorgängers des Bischofs Sever, nämlich vom Tode Izzos (der im Jahre 1030 erfolgte), weiß dagegen nichts vom Tode Severs, der in das Jahr 1066 (1067) fällt. Man kann daraus mit Sicherheit folgern, daß das Verzeichnis der Bischöfe nur bis zum Jahre 1030 fortgesetzt worden war. Würde das Bruchstück selbst weiter reichen, dann wäre auch das Verzeichnis der Bischöfe fortgesetzt worden. Man würde zum Beispiel von dem Tode Severs und der Einsetzung seines Nachfolgers Jaromir etwas erfahren. Das ist nicht der Fall, folglich fällt die Abfassung des ganzen in die Chronik Neplachs eingeschobenen Bruchstückes über die ältesten böhmischen Fürsten und die Prager Bischöfe in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre des XI. Jahrhunderts. Der Chronist Neplach, der um die Mitte des XIV. Jahrhunderts an seiner Kompilation arbeitete, wußte das Todesjahr Severs, wußte auch von der Regierung Bretislavs, — im weiteren Verlauf seiner Chronik spricht er davon, doch bei der Eintragung des Bruchstückes in seine Chronik ließ er diesen Bestandteil seines Werkes ganz unangetastet, ohne seinerseits etwas hinzuzufügen oder zu ergänzen, d. h. so wie er es in seinem Original vorfand.

Dieses mit dem Jahre 1036 zu Ende gehende Bruchstück kann nicht etwas zufälliges sein. Man kann nicht glauben, daß Neplach als Verfasser seiner Chronik zuerst eine ausführliche Darstellung der ältesten Zeiten der böhmischen Geschichte gegeben und dann mitten hinein als Einschiebsel abermals einen gekürzten Text, eine überflüssige Wiederholung eingeschaltet hätte. Also beides kann nicht von ihm herrühren, er muß das Einschiebsel abgesondert in fertiger Form vorgefunden haben. Es wäre auch ungenau, von einer von ihm gemachten Kürzung zu reden. Dieses Bruchstück ist keine ad hoc gemachte Kürzung, weil wir es in den sonst von der Kompilation Neplach ganz unabhängigen, alte Züge verratenden Texten wiederfinden, so namentlich in den Annales Bohemiae brevissimi. Der Zusammenhang dieser Annales Bohemiae brevissimi mit dem Bruchstück Neplachs ist über dem ganzen Umfang des Bruchstückes deutlich sichtbar, er geht dann und wann bis zur wörtlichen Übereinstimmung. In den Fontes rer. Boh. (Bd. II) gab Emler unter No. VIII als „Závěrek zběratele“ einen annalistischen Text heraus, der mit den soeben erwähnten Annales brevissimi sehr nahe Berührungspunkte zeigt. Darum wollen wir beide Texte unter der gleichen Benennung — Annales Bohemiae brevissimi — zusammenfassen und nur durch No. I und II auseinanderhalten. Eine parallele Zusammenstellung aller drei Texte wird den nahen Zusammenhang noch deutlicher veranschaulichen, wobei einiges ihnen Gemeinsames, aber in anderen Texten nicht vorhandenes zum Vorschein tritt, zum Beispiel die Erwähnung von Vladivoj oder die Einsetzung Jaromirs als neunter Fürst vor Udalrich.

Digitized by Google

Annales Bohemiae brevissimi No. I	Annales Bohemiae brevissimi Nr. II	Fragmentum Neplasi
Borziwoy, primus christianus, baptisatos est a Metudio, episcopo Moraviensis, anno dominicae incarnationis 894	Primus dux cristianus fuit Borziwoy, quem baptisavit Methodius, episcopus Moravie, anno Domini 894	Anno Domini DCCCXCIV primus dux christianus baptisatur a sancto Metudio vocabatur Borziwoy, habens uxorem filiam Slaviboris ex qua procreavit Spitigneum et Wratislaum.
Spitigneus	2=us dux cristianus Spitigneus	Mortuo Borziwoy successit in ducatu Spitigneus dux secundus.
Wratislaw	3=us dux Wratislaus	Mortuo Spitignei successit dux tertius Wratislaus.
Wenceslaus sanctus fraterna fraude martirisatus IV kal. Octobris	4=us dux sanctus Wenceslaus martir	Mortuo Wratislao successit dux quartus sanctus et martir Wenceslaus.
Boleslaus ferus, fratricida	5=us dux Boleslaus ferus et fratricida	Martirisato sancto Wenceslao successit dux quintus fratricida Boleslaus.
Boleslaus pius creator episcopatum Pragensis	6=us dux Boleslaus pius creator	A. d. DCDLXVII ydus Julii mortuo sevo Boleslao successit dux sextus pius Boleslaus qui inter alia pia opera cum sua sorore Mlada, cui papa inposuit nomen Maria, creavit episcopatum Pragensem.
Boleslaus mitis	7=us dux Boleslaus mitis	Mortuo pio Boleslao dux VII. mitis Boleslaus successit.
Wladiwoy	8=us dux Wladiwoy, de quo nihil boni legitur	Mortuo Boleslao dux VIII Bladiwoy, de quo nil boni legitur, successit.
Jaromir	9=us dux Jaromir	Mortuo Bladywoy dux IX Jaromirus successit.
Odalricus	10=us dux Odalricus, isti duo fratres uterni	Mortuo Jaromiro dux decimus Odalricus successit, et isti duo fuerunt fratres.

Digitized by Google

Wenn man von dem vierten Absatz in den Annales brevissimi No. I absieht, wo eine chronologische Bestimmung vielleicht als späterer Zusatz anzusehen ist, enthalten die Annales brevissimi No. I sonst nichts, was nicht auch in den Annales brevissimi No. II zu finden wäre. Ebenso kehrt der Text der Annales brevissimi No. II wörtlich in dem Text des Bruchstückes bei Neplach wieder. Besonders auffallend ist in den Annales brevissimi No. II die nahezu wörtliche Übereinstimmung des Textes der Absätze 8 und 10 mit dem Text des Bruchstückes bei Neplach, während No. I hier wie auch sonst einige Male bloß den Namen des Fürsten nennt.

Wir kommen nun zur Chronik Heinrichs von Heimburg. Der Verfasser derselben benützte für denselben Gegenstand zwei verschiedene Quellen, wie man das aus folgender Übersicht ersehen kann. Unter dem Jahre 898 erzählt er von Borivoy, von seinen Söhnen und von Wenzel. Dann von der Ermordung des letzteren durch Boleslav Fratricida und nachdem er von den Wundern am Leichnam Wenzels, von der Übertragung seiner Gebeine, die post aliquos annos nach der Ermordung geschah, von der Unversehrtheit der Reliquien, die in der St. Veithkirche beigesetzt waren, gesprochen und nicht unterlassen hat, zu erwähnen, was dessen „sanatis vulneribus apparuit" kommt der Verfasser dieser Kompilation auf das Jahr 930, wo er abermals von der Ermordung Wenzels durch Boleslav spricht und dann auf Boleslav zu sprechen kommt, dabei werden von ihm unter das Jahr 930 Nachrichten, die in den Zeitraum von 930 bis 1038 fallen, untergebracht, und zwar von Boleslav, von Mlada und der Errichtung des Prager Bistums, von ihrer Gründung des St. Georgius-Klosters, von Boleslaus Pius und seinen zwei Söhnen, von seinem Nachfolger Boleslav III. und von dem Fürsten Jaromir durch ein Jahr nach dem Tode Udalrichs, während von dem letztgenannten nichts gesagt wird. Das Ganze endigt mit der Erwähnung Bretislavs, des Nachfolgers Jaromirs, was im Jahre 1136—1137 geschehen sein könnte.

Gleich nach dieser unter das Jahr 930 gesetzten, aber mit den Ereignissen der Jahre 1003, 1004, 1034, 1037 und 1038 ausgefüllten Darstellung folgt ein abermals unter ein früheres Jahr, nämlich unter 969 untergebrachter Text, in welchem von dem Tode des Bischof Detmar und der Einnahme des bischöflichen Stuhles nach ihm durch Adalbert erzählt wird. Darauf folgt unter dem Jahre 980 die Erzählung über Ereignisse, die nicht in dieses Jahr fallen, nämlich über Udalrich, der in Ermangelung legitimer Kinder von seiner Frau mit der Konkubine Božena den Bretislav gezeugt hat, dann über Bretislav, der Judith geraubt, einen verheerenden Einfall nach Polen unternommen und die Reliquien Adalberts von dort geholt hat. Unzweifelhaft gehört dieser Text in unmittelbaren Zusammenhang mit den oben unter dem Jahr 930 aufgezählten Ereignissen. Diese Erzählung des Jahres 980 füllt die Lücke des Jahres 930 betreffs Udalrichs aus, von dem unter 930 nichts gesagt worden war, sie ergänzt auch einiges über Bretislav. Die Nachrichten aber des angeblichen 980. Jahres betreffs der Verheerung Polens durch Bretislav und der Übertragung der Reliquien Adalberts beziehen sich bekanntlich auf das Jahr 1036 (1037) und nicht auf 980, wie es der Verfasser der Chronik Heinrichs von Heimburg gemacht hat.

Digitized by Google

Nach dem Jahre 980, das in Wirklichkeit die Ereignisse des XI. Jahrhunderts umfaßt, besonders des Jahres 1036 (1037), folgt die richtig mit dem Jahre 996 bezeichnete Nachricht von dem Märtyrertod des Bischofs Adalbert. Weiter stehen in dieser Chronik die Nachrichten der Jahre 1001, 1002, 1004, 1016, 1017, 1021, 1022, 1023, 1030, alles mit genauen Zeitangaben, wie sie durch andere Chroniken (die Opatovizer u. a.) bestätigt werden. Dann folgen ebenfalls in richtiger Zeitfolge in der Chronik Heinrichs die Nachrichten des Jahres 1036. Allein davon war ja in dieser Chronik schon unter den Jahren 930 und 980 die Rede. Hier werden also unter 1036 die Nachrichten vom Tode Udalrichs, vom Einfall Bretislavs ins Polenland und von der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert von neuem wiederholt. Nachher setzt sich der Text der Chronik folgerichtig weiter, wie es auch in anderen Annalen (vergl. Opatovizer) geschieht, namentlich unter nachfolgenden Jahren 1043, 1045, 1047, 1055 . . . ohne jene chronologische Verwirrung, die wir unter 930 und 980 gesehen haben. Die Wiederholung der Nachrichten vom Tode des heiligen Wenzel (894), vom Tode Udalrichs, vom Einfall Bretislavs nach Polen, von der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert in der Chronik Heinrichs stimmt dann und wann an beiden Stellen, wo sie erwähnt werden, wörtlich überein, ein Beweis, daß auch die beiden Quellen, aus welchen das hier wiederholt Erzählte geschöpft wurde, sehr nahe verwandt waren[1]). Doch gibt es auch Fälle der Nichtübereinstimmung, wo auf einer Stelle so auf der anderen über dasselbe anders erzählt wird. So sehen wir betreffs Jaromirs: Unter dem Jahre 930 wird erzählt, daß nach dem Tode Udalrichs durch ein Jahr Jaromir herrschte und nachher Bretislav den Thron bestieg, unter dem Jahre 1036 aber wird gesagt, daß nach dem Tode Udalrichs und nach dem Tode des in demselben Jahr ermordeten Jaromir, mit welchem man hier Boleslav verwechselte, Bretislav auf den Thron kam; dabei war im ersten Text (unter dem Jahre 930) noch ein solches Detail miterwähnt, daß Jaromir ermordet wurde, als er ausging, „quodam die ad necessaria naturae".

Man sieht daraus, daß die Chronik Heinrichs von Heimburg für die ältesten Zeiten mehrere, wenigstens zwei Quellen zur Verfügung hatte. Der Verfasser der Chronik verstand nicht, mit diesem Material ordentlich umzugehen, indem er den Text und seine Chronologie in Verwirrung brachte und alles unter die beiden Jahre 930 und 980 setzte. Eine von diesen Quellen, die nicht nach Jahren verteilt oder richtiger gesagt, unter die besagten zwei Jahre (930 und 980) untergebracht war, endigte sehr früh, d. h. mit der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre des XI. Jahrhunderts, mit welchem Zeitpunkt der sich wiederholende Text in der Chronik Heinrichs zu Ende geht. Die letzte diesbezügliche Nachricht enthält die Er=

---

[1]) So ein wörtliches Zusammenfallen der sich in der Chronik Heinrichs wiederholenden Texte ersieht man in folgendem:

Unter dem Jahre 980	Unter dem Jahre 1021
Brseçislaus . . . virginem famosam . . . rapuit	Brzecislaus rapuit virginem Juditham
Brzesislaus . . . Poloniam etiam hostili manu devastavit, corpus beati Woytiech inde tulit.	Brzecislaus Poloniam hostiliter devastat . . . corpusque sancti Adalberti de Polonia in Bohemiam tulit.

Digitized by Google

zählung von dem Einfall Bretislavs nach Polen und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert, also dasselbe, was auch der älteste Teil der Böhmischen Annalen in gleicher Weise zu Ende gehen läßt. In der Chronik Heinrichs finden wir zwar nicht die Wiederholung solcher Nachrichten, wie die Taufe Bořivojs, oder die Nachricht von seinen Söhnen, von Boleslav Pius, von der Wirksamkeit der Mlada, das alles wird nur einmal erzählt, und zwar die ersten zwei Nachrichten unter dem Jahre 894, die beiden übrigen unter 930. Allein die nahezu wörtliche Übereinstimmung dieser Texte mit den entsprechenden Texten des alten eingeschalteten Bruchstückes bei Neplach führt zur Annahme, daß auch in der Chronik Heinrichs ihre älteste Quelle mit dem Einfall Bretislavs nach Polen und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert zu Ende ging.

Daraus ergibt sich, daß der älteste Teil der Böhmischen Annalen und der Chronik Heinrichs tatsächlich in gleicher Weise mit demselben Text zu Ende gehen. Das Bruchstück Neplachs endigt nur um zwei Nachrichten früher, als der älteste Teil der Chronik Heinrichs von Heimburg und der Böhmischen Annalen, d. h. es endigt mit der Nachricht vom Tode Udalrichs und der Thronbesteigung Jaromirs und erwähnt nichts vom Einfall Bretislavs nach Polen und von der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert nach Prag. Dieser älteste Teil in allen drei Annalen beginnt also mit der Nachricht des Jahres 894 von der Taufe Bořivojs und enthält Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten. Die drei Texte sind eng miteinander verwandt, oft fallen sie selbst wörtlich zusammen. Dieses konsequente Zusammenfallen der Nachrichten bezüglich der ältesten Zeitepoche in den drei verschiedenen Annalentexten, deren Entstehung in verschiedene Zeiten fällt und von verschiedenen Verfassern herrührt, sowie der Umstand, daß alle diese drei übereinstimmenden Texte zur gleichen Zeit das Ende nehmen, d. h. in der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre des XI. Jahrhunderts und genau genommen mit ganz gleichen Nachrichten — zeigt deutlich, daß wir in dem Inhalt dieser unserer Analyse unterliegenden drei Annalen die älteste Aufzeichnung über die alten böhmischen Fürsten vor uns haben. Der Text dieser ältesten Aufzeichnung ist allerdings nicht inhaltsreich, er gibt hauptsächlich nur die Namen der Fürsten, mitunter mit der Nennung des betreffenden Vorgängers oder Nachfolgers oder mit Hinzufügung irgend eines Hauptereignisses der entsprechenden Regierungszeit. Solche Aufzeichnungen konnten schon Kosmas bei der Abfassung seiner Chronik nicht befriedigen, obwohl er sie zur Grundlage des ersten Buches seiner Chronik machte, das mit dem Tode Jaromirs, bei ihm unter dem Jahre 1038 eingetragen, zu Ende ging. Daher seine berechtigte Klage über die Kargheit des Materials bezüglich der ältesten Zeiten. Er spricht: „Continet autem hic liber primus Boemorum gesta prout mihi scire licuit, digesta usque ad tempora primi Bracislavi, filii ducis Odalrici. Annos autem dominicae incarnationis idcirco a temporibus Borivoy primi ducis catholici ordinare coepi, quia in initio huius libri nec fingere volui nec cronicam reperire potui ut, quando vel quibus gesta sint temporibus scirem, quae ad praesens recitabis in sequentibus". Man kann wirklich glauben, daß sich Kosmas um das Material für die Zeit von Borivoj bis zum Beginn der Regierung Bretislavs umgesehen, doch mit dem Erfolg seines Nachsuchens

Digitized by Google

nicht zufrieden war. Was er vorfand, das war vorhandenes geschriebenes Material: digesta (nicht etwa audita). Wenn er sagt: in initio hujus libri nec fingere volui", so werden wir die Berechtigung dieser Behauptung später prüfen. In Wirklichkeit enthält sein erstes Buch nichts, was aus dem Rahmen des in den Böhmischen Annalen, bei Neplach und Heinrich von Heimburg enthaltenen Materials herausfallen würde. Das sind eben jene ältesten Aufzeichnungen, die wir aus dem Text der besagten Annalen und Chroniken rekonstruiert haben.

Vergleicht man den Text bezüglich der ältesten Prager Fürsten, wie er in den Böhmischen Annalen, im Bruchstück Neplachs und in der Chronik Heinrichs von Heimburg enthalten ist, mit den Opatovizer Annalen, so wird man eine weitgehende Verwandtschaft konstatieren können. Und zwar verhalten sich die Böhmischen Annalen zu den Opatovizer Annalen in folgender Weise: Die Nachricht des Jahres 894 über die Taufe Bořivojs stimmt nahezu wörtlich überein, die Nachrichten über die Söhne Bořivojs zeigen eine Verschiedenheit der Lesarten (in den Böhmischen Annalen — kurz), die Nachricht vom Tode Wenzels zeigt beinahe eine wörtliche Übereinstimmung, die Nachricht von der Übertragung der Reliquien Wenzels ist wörtlich übereinstimmend, die Nachricht vom Tode Boleslav I. und der Thronbesteigung Boleslavs ist ebenfalls beinahe wörtlich übereinstimmend, die Nachricht des Jahres 998 (999) vom Tode Adalberts ist nahezu wörtlich gleich, die Nachricht des Jahres 1004 ebenfalls wörtlich gleich, die Nachricht über die Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert zeigt verschiedene Lesarten. Das bei Neplach eingeschaltete Bruchstück verhält sich zu den Opatovizer Annalen in folgender Weise: Wörtliche Übereinstimmung zeigt die Nachricht von der Taufe Bořivojs, eine geringfügige Verschiedenheit der Lesarten sieht man in der Erzählung, die sich auf Ludmila bezieht; eine beinahe wörtliche Übereinstimmung bezüglich Dragomiras, eine unbedeutende Verschiedenheit der Lesarten, betreffend die Ermordung des heiligen Wenzel, eine wörtliche Übereinstimmung betreffend die Übertragung seiner Reliquien und betreffend den Tod Boleslav I., eine unbedeutende Verschiedenheit der Lesarten betreffs Boleslav Pius und Mlada, eine wörtliche Übereinstimmung merkt man in der Nachricht von Boleslav III., über Vladivoy steht in den Opatovizer Annalen nichts, über Udalrich und Jaromir ist im Bruchstück Neplachs eine kleine Verwirrung bemerkbar. Zwischen dem entsprechenden ältesten Teil der Chronik Heinrichs und den Opatovizer Annalen bemerkt man folgendes Verhältnis: In bedeutendem Grade übereinstimmend sind die Nachrichten über Bořivoj und Ludmila, über ihre Söhne, über Boleslav Pius und Mlada, wörtlich gleiche Nachrichten von dem Überfall Bretislavs in Polen und der Übertragung der Reliquien des heiligen Adalbert. Eine Verschiedenheit der Lesarten zeigt sich in der Nachricht von Jaromir (im Text Heinrichs steht bei der Ermordung das Detail, daß sie geschah, als ihn die necessaria naturae zwangen, hinauszugehen).

Einer fast wörtlichen Übereinstimmung aller vier Texte begegnen wir in einer Reihe von Nachrichten, so betreffs der Taufe Bořivojs, betreffs der Dragomira, betreffend die Übertragung der Reliquien des heiligen Wenzel, des Todes Boleslavs Fratricida usw. Eine gleiche Übereinstimmung

Digitized by Google

wiederholt sich auch in den Nachrichten betreffs der Prager Bischöfe (Series episcoporum Pragensium), die den Aufzeichnungen über die ältesten Fürsten beigefügt sind.

Diese Aufzeichnungen betreffs der ältesten Prager Fürsten und Bischöfe wurden von verschiedenen Verfassern der annalistischen Kompilationen in verschiedener Weise verwertet, bald mit Änderungen im Text, sei es durch Zusätze oder durch Kürzungen, bald durch andere Abweichungen. Allein ihre Abspiegelung in den besagten vier Texten und außerdem in Kosmas und in den Annales Pragenses und einigen anderen zeigt von ihrer großen Bedeutung für die älteste böhmische Annalistik als ihre hauptsächliche und anfängliche Grundlage.

IV. Die Aufzeichnung über den heiligen Adalbert[1]) und die Opatovizer Annalen

In den Opatovizer Annalen liest man unter dem Jahre 994 folgendes: „Sanctus Adalbertus episcopus de Praga civitate a Prucis martyrio coronatur". Und unter dem Jahre 998 stehen wieder die Worte: „Sanctus Adalbertus est martyrisatus feria sexta, quo . . ." Ohne Fortsetzung des begonnenen Relativsatzes, wahrscheinlich bemerkte der Schreiber, daß er schon einmal darüber etwas gesagt hat, demnach lautet seine Wiederholung so, daß sie auf eine andere Quelle hinweist, folglich hatte er zwei verschiedene Quellen vor sich: Die eine Quelle waren die bekannten Aufzeichnungen betreffs der ältesten Prager Fürsten und Bischöfe, diese steht unter dem Jahre 994 und wörtlich identisch mit dem Bruchstück Neplachs. Was aber die begonnene und nicht weitergeführte Aufzeichnung des Jahres 998 anbetrifft, so steht diese mit anderen Nachrichten der Opatovizer Annalen betreffend die Jahre 990, 994 und 998 im Zusammenhang, die alle von dem heiligen Adalbert handeln, im Bruchstück Neplachs und bei Heinrich von Heimburg nicht vorkommen, wohl aber in den Böhmischen Annalen, bei Kosmas, in den Annales Pragenses und in dem Sazaver Annalisten, ferner, wie wir oben sagten, in den polnischen Annales Cracovienses vetusti, in den Annales Cracovienses breves, Annales Cracoviensis capituli und in den Annales Polonorum. Natürlich mochten die Quellen, aus welchen die Opatovizer Annalen ihre erwähnten Nachrichten betreffs Adalbert schöpften, reichhaltiger gewesen sein, als aus den Opatovizer Annalen ersichtlich ist, so zum Beispiel können sie die Nachricht des Sazaver Annalisten unter dem Jahre 990: „Item eodem anno Nemci perdita est" (diese Nachricht ist nicht auf den Sazaver Annalisten beschränkt, sie kommt auch im Kosmas vor) enthalten haben. Auch die Nachricht des Sazaver Annalisten vom Jahre 1100 bezüglich des Besuches des Grabes des heiligen Adalbert durch den

[1]) Vgl. aus der zahlreichen Literatur über den heiligen Adalbert die tüchtige Monographie von H. G. Voigt, „Adalbert von Prag" (Westend-Berlin, 1898) mit eingehender Darlegung der Quellen, Hilfsmittel und Beilagen; vgl. auch F. Hybl, „Brun Querfurtský a jeho životopis sv. Voitěcha", in Český Čas. histor., Bd. IV. — Beide diese Arbeiten berühren die Quellen über den heiligen Adalbert, aber für meine Schema haben diese Arbeiten keine besondere Bedeutung.

Digitized by Google

Kaiser Otto III. begegnet man sowohl bei Kosmas wie in den Annalen Cracoviensis capituli und ist derselben Quelle entnommen, aus welcher die Opatovizer Annalen die Nachrichten über Adalbert geschöpft haben. Denselben Aufzeichnungen betreffs Adalbert gehört auch die Nachricht des Jahres 1003 in den Opatovizer Annalen an, die in den Böhmischen Annalen, bei Kosmas, in den Annales Cracovienses breves enthalten ist. Aus all dem kann man schließen, daß die Opatovizer Annalen die Mehrzahl der auf den heiligen Adalbert Bezug nehmenden Nachrichten nicht aus den Aufzeichnungen betreffs der ältesten Prager Fürsten und Bischöfe geschöpft haben, sondern aus derselben Quelle, die auch den polnischen Annalen als Vorlage diente, denen die Aufzeichnungen betreffs der Prager Fürsten und Bischöfe unbekannt waren.

Bei aufmerksamer Betrachtung der auf den heiligen Adalbert bezugnehmenden Nachrichten der Opatovizer Annalen, die in den polnischen Annalen und einigen böhmischen Texten enthalten sind, doch in den Aufzeichnungen über die ältesten böhmischen Fürsten und Bischöfe nicht vorkommen, kommt man leicht zu der Überzeugung, daß sie von jemandem herrühren, der mit Adalbert in näheren Beziehungen stand, seine biographischen Daten genau kannte (zum Beispiel seinen Aufenthalt im römischen Alexiuskloster), seines Vaters, seiner Mutter wußte, die Jahre ihres Todes kannte usw. Niedergeschrieben wurden diese Aufzeichnungen vermutlich bald nach seinem Tode, die letzte Nachricht bezüglich Adalberts datiert vom Jahre 1100, in welchem Kaiser Otto III. das Grab des heiligen Adalbert besuchte. Diese Darstellung zeigt Züge der Gleichzeitigkeit, zum Beispiel vom Besuch des Grabes heißt es: „Martyrem nuper Christo laurentum adiit . . .", auch der Name des Presbiters, der am Grab des Heiligen Dienst verrichtet, wird genannt. Die Frische der Gleichzeitigkeit verspürt man bei solchem Detail, wie die Angaben von der Abreise Ottos nach Quedlinburg zur Osterfeier.

Die bald nach dem Tode des heiligen Adalbert erfolgte Abfassung seines Martyriums aus der hervorragenden Wirksamkeit und dem Märtyrertod des Heiligen, die ihm großen Ruhm und Popularität verschafft haben, die in der Literatur und Legende zum Ausdruck kamen: Schon im Jahre 1000 beschrieb ein Mönch namens Johannes Canaparius im römischen Kloster des heiligen Alexius, wo der heilige Adalbert einige Zeit getauft hatte, sein Leben (Mon. Germ. scr. IV, Seite 581—595). In den Jahren 1004—1005 verfaßte Bruno von Querfurt in Merseburg[1]) eine Biographie Adalberts. Im Jahre 1007—1008 lieferte derselbe einen kurzen Lebensabriß Adalberts. In Polen und Deutschland zirkulierten schon im Jahre 1017 legendarische Darstellungen seines Martyriums. Im Jahre 1110 schrieb der polnische Hofhistoriograph Boleslaus III. ein Liber de passione Sancti Adalberti. Allein die uns angehenden Aufzeichnungen der besagten böhmischen und polnischen Annalen betreffs des heiligen Adalbert haben nichts gemeinsames mit der aufgezeigten hagiographischen Literatur, während J. Emler meinte, daß die annalistischen Mitteilungen

[1]) Monumenta Germaniae scrp. t. IV, SS. 596—612. — Fontes rer. Boh. t. I, S. 266ff.

Digitized by Google

aus der Literatur der Lebensbeschreibung ihr Material bezogen haben[1]. Die annalistischen Aufzeichnungen zeichnen sich durch die reine Wiedergabe des Tatsächlichen aus, ohne jede Ausschmückung hagiographischer Art. Dieser Charakter spricht stark für die Annahme einer unmittelbar nach dem Ereignis gemachten Aufzeichnung des Tatsächlichen ohne Zutun der Volksphantasie. In den polnischen Annalen steht die Aufzeichnung über den heiligen Adalbert mitten im polnischen Material (etwas anderes böhmisches findet man sonst in den polnischen Annalen nicht), daraus kann man auf ihre ursprünglich unabhängige und selbständige Entstehung schließen. Im Sazaver Annalisten stehen diese Aufzeichnungen ohne jede Beziehung zu dem Text über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe. Hätte der Sazaver Annalist etwas von den Aufzeichnungen betreffs der Prager Fürsten und Bischöfe gewußt, so würde er wenigstens eines davon in seinem Text eingetragen haben, was in der Tat nicht der Fall war. Wohl aber hat er betreffs des heiligen Adalbert Beziehungen zu den Mainzer Annalen, mit welchen auch einige polnische Annalen in dieser Hinsicht im Zusammenhang stehen. Diese Beziehung der Mainzer Annalen zu den Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert sind recht merkwürdig. Bekanntlich ging die zweite Redaktion der Mainzer Annalen mit den im Jahre 1002 zu Ende[2]) und um diese Zeit waren auch die Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert niedergeschrieben. Ziemlich bald mögen sie mit den Mainzer Annalen vereinigt worden sein. Das dürfte auch der Grund gewesen sein für das Eindringen der Mainzer Annalen in die böhmische und polnische Annalistik, ihre Popularität in diesen Ländern verdanken sie der Vereinigung eben mit den Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert.

In den Opatovizer Annalen ist die Aufzeichnung über Adalbert vereinigt mit dem Text über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe. In einigen polnischen Annalen aber ist die Aufzeichnung über Adalbert einerseits ohne Vereinigung mit dem Text über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe, andererseits ohne Vereinigung mit den Mainzer Annalen gelassen worden. Endlich gibt es auch einen solchen Fall, daß die Aufzeichnung über den heiligen Adalbert mit allen zwei gemeinsam, d. h. den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und mit den Mainzer Annalen vereinigt sind.

Dieses verschiedenartige ungleiche Verhältnis der Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert zu den übrigen erwähnten Texten spricht deutlich dafür, daß die Aufzeichnungen betreffs des heiligen Adalbert ursprünglich einen ganz selbständigen, unabhängigen Text gebracht haben. Die am häufigsten beobachtete Vereinigung derselben mit den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe dürfte daher rühren, daß sie eben sehr früh zustande kam, bald nach der Abfassung der Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe. In dieser Vereinigung finden wir sie auch in den Opatovizer Annalen.

---

[1]) Fontes rer. Bohem. t. I., S. XX (Einleitung).

[2]) Meine Arbeit, „Die deutsche Quelle d. Sazaver Chronik", ibid., S. 63f., 67.

Digitized by Google

Die in Rede stehenden Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert zeichnen sich durch ihre tatsächliche Realität und Wahrheitsliebe gegenüber den in einigen anderen Annalen enthaltenen Nachrichten vom heiligen Adalbert vorteilhaft aus; die auf hagiographischen, legendarischen Ursprung hinweisen. Den größten Einfluß hat in dieser Beziehung die Vita sancti Adalberti von Bruno ausgeübt. So wurden sie z. B. von den Annales Magdeburgenses (Mon. Germ. scr. t. XVI) zuweilen wörtlich herausgezogen. Auch Saxos Annalista (Mon. Germ. t. VI.) hat sie benützt, indem er unter dem Jahre 983 die Worte Brunos weitergibt: „Nocte intempesta . . . ita jussit" (ibid. p. 631). Auch in den Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium (Mon. Germ. scr. t. XIV, S. 361. f.) und im Chronicon Montis Sereni (M. Germ. scr., XXIII, S. 130. f.), das um 1230 verfaßt wurde, merkt man ihren Einfluß.

V. Die weiteren Textbestandteile der Opatovizer Annalen und eine alte Fürstenchronik als ihre Quelle

Die Opatovizer Annalen haben außer den bisher aufgezählten Quellen, nämlich den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und den Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert für die Mitte des XI. Jahrhunderts und namentlich für die Nachricht des XII. Jahrhunderts ein neues sehr inhaltsreiches Material zu Rate gezogen. Darüber hatte sich seinerzeit Franz Palacký folgendermaßen geäußert: Die Opatovizer Annalen haben nicht nur aus Kosmas von Prag geschöpft, sondern auch „aus dem Sazaver Mönch und aus der ersten Forsetzung des Kosmas, oft mit Beibehaltung derselben Worte, oft mit auffallenden Abweichungen in den Zeitangaben[1]). Dieser Ansicht haben sich auch andere angeschlossen; wir haben sie jedoch betreffs der Abhängigkeit von Kosmas in Abrede stellen zu müssen geglaubt und die Behauptung aufgestellt, daß die Opatovizer Annalen die beiden obenerwähnten Aufzeichnungen als Vorlage benützt haben. Woher stammt aber der weitere Text der Opatovizer Annalen? Ein Zusammenfallen ihres Textes mit Kosmas findet man unter den Jahren 1045, 1058, 1067, ... 1104, 1111, mit dem Fortsetzer des Kosmas, dem Vyšehrader Domherrn unter den Jahren 1126 und 1128 wörtlich; mit abweichenden Lesarten unter 1130, 1131, 1132, 1133, 1134, 1137, 1139, 1140; mit den Sazaver Annalisten unter den Jahren 1137, 1139, 1140 wörtlich, und mit verschiedenen Lesarten unter 1126, 1130, 1131, 1132, 1133, 1134. Diese Uebereinstimmung beschränkt sich jedoch nicht auf die genannten drei Texte, sie findet in noch höherem Grade statt bezüglich der entsprechenden Texte in den Chroniken Heinrichs von Hainburg und Neplachs und in etwas geringerem Maße bei dem Text der Chronik des Vinzenz von Prag usw.

Vergleicht man die Opatovizer Annalen mit der Chronik Neplachs, so wird man bei einigen Nachrichten mitunter wörtliche Übereinstimmung finden und zwar nicht nur im Bereich der Aufzeichnungen über die ältesten Fürsten und Bischöfe (unter den Jahren 1003, 1004, 1017, 1023, 1030,

---

[1]) Palacký, F., „Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber", S. 61.

1039, 1067, 1090), sondern auch weiterhin (unter den Jahren 1029, 1055, 1060, (1061), 1093 (1091—1092), 1099 (1098), 1109, 1114, 1140). Vergleicht man ferner dieselben Opatovizer Annalen mit der Chronik Heinrichs, so findet man auch hier die Übereinstimmung nicht nur betreffs der Aufzeichnungen der ältesten Fürsten und Bischöfe (1004, 1017, 1023, 1030, 1039), sondern auch bezüglich einer Reihe anderer Nachrichten aus den Jahren 1041 (1043), 1045, 1046 (1047), 1055, 1058 (1057), 1067 (1060), 1082, 1085, 1090, 1093 (1092), 1095, 1096, 1116 (1117), 1118, 1120, 1122 (1123), 1124, 1126 (1125), 1135. Die Chroniken Neplachs und Heinrichs von Heinburg könnten nicht diese Übereinstimmung aus den Opatovizer Annalen ableiten, denn sonst hätten sie aus ihnen auch einige auf Mähren Bezug nehmende Nachrichten, die dort vorhanden sind, entlehnt. Ferner hätten sie aus der Opatovizer Vorlage auch die genaue, bei auf Datierung nach Tagen und Monaten reichende Chronologie geschöpft, wovon in den Chroniken Neplachs und Heinrichs nichts zu finden ist. Aus demselben Grunde können diese Chroniken weder aus Kosmas noch aus dem Vyšehrader Fortsetzer oder aus dem Sazaver Annalisten ihre Nachrichten geschöpft haben. Das stimmt nicht zur Chronologie und auch nicht zum Inhalt, der sich von allerlei Ausführlichkeiten bei Kosmas, dem Vyšehrader Fortsetzer und dem Sazaver Annalisten freihält. Alles spricht dafür, daß die beiden Chroniken diese ihre an die erwähnten Quellen erinnernden Nachrichten aus keiner dieser Quellen, sondern aus einer selbständigen Vorlage, die nicht nach Tagen, sondern bloß nach Jahren chronologisch estimmt war, entlehnt haben.

Kosmas-Chronik, dann die Vyšehrader und Sazaver fallen, wie wir gesehen, nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Nachrichten mit den Opatovizer Annalen zusammen[1]), diese stehen im Text der betreffenden Nachrichten am nächsten dem Heinrich, dessen überwiegende Mehrzahl der Nachrichten mit dem Opatovizer Text der gegebenen Zeitperiode (1040—1140) übereinstimmt. Wenn auch eine Reihe von Nachrichten in Kosmas, Vyšehrader und Sazaver enthalten sind, so wie in Heinricus, so ist doch die Übereinstimmung zwischen Heinricus und den Opatovizer Annalen größer, vielfach wörtlich, während bei Kosmas in diesen Fällen gegenüber den Opatovizer, Heinricus und Neplach verschiedene Lesarten wahrzunehmen sind. (Unter 1041, 1046, 1055 usw.) Also die Chronik Heinrici und Neplachs auf der einen und die Opatovizer Annalen auf der anderen Seite, wenn sie auch nicht aus derselben Quelle geschöpft hatten, stehen sich doch infolge wörtlicher Übereinstimmung am nächsten. Ihre gemeinsame Grundlage wurde, bevor sie in die Opatovizer Annalen Eingang fand, nicht nur nach Jahren, sondern auch nach Monaten und Tagen eingerichtet, während bei Neplach und Heinricus nur die Jahre in Betracht gezogen wurden. War eine einheitliche Quelle vorhanden, die alle diese Nachrichten des Kosmas, des Vyšehrader und Sazaver Textes enthielt, und die sich auch in der Chronik Heinrichs und Neplachs widerspiegelten,

[1]) Die Vyšehrader Annalen weisen an verschiedenen Stellen bedeutende Lesartsabweichungen gegenüber den Opatovizer Annalen auf, allein die dem Jahre 1140 vorausgehende Nachricht des Jahres 1139 stimmt beinahe wörtlich überein.

Digitized by Google

dann sieht man nicht ein, warum die Opatovizer Annalen die betreffenden Nachrichten stückweise bald aus Kosmas, bald aus dem Vyšehrader, bald aus dem Sazaver Text hätten mit zusammentragen müssen, wie die Ansicht Palacký lautete[1]), näher liegt es jedenfalls zu sagen, daß sie aus derselben Quelle schöpfen, die auch dem Nachrichtenmaterial bei Heinrich von Heinburg und Neplach zu Grunde lag.

Der in den Opatovizer Annalen enthaltene Text, abgesehen von dem Inhalt über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und über den heiligen Adalbert, ferner über die mährischen Nachrichten, die nur in den Opatovizer Annalen vorkommen, begegnet unter den Jahren 1029, 1040, 1041, 1045, 1046, 1049, 1055, 1058, 1059, 1069, 1074, 1082, 1085, 1086, 1087, 1092, 1095, 1099, 1101, 1104, 1109, 1110, 1111, 1116, 1118, 1120, 1123, 1124, 1125, 1126, 1128, 1129, 1135, 1139, 1140. Diese Nachrichten beginnen mit der den Ungarn bei Ostrogen im Jahre 1029 in den böhmischen Fürsten Bretislav beigebrachten Niederlage, dann folgt unter 1040 die Nachricht von der Niederlage des Kaisers Heinrich bei Domažilic durch Bretislav, unter dem Jahre 1041 die Niederlage Bretislavs durch Heinrich bei Siben, unter dem Jahre 1049 hören wir vom Übereinkommen Bretislavs mit den Polen, unter 1052 vom Tode Boženas, der Mutter Bretislavs, unter 1053 vom Tode Bretislavs selbst. Dann folgen die Nachrichten von seinem Nachfolger Spytihněv und den weiteren Nachfolgern bis zum Tode des Fürsten Soběslav im Jahre 1140. Wie man sieht, beziehen sich die Nachrichten fast ausschließlich auf böhmische Fürsten und die mit ihnen im Zusammenhang stehenden politischen Ereignisse. Wenn man die Nachricht des Jahres 1029, die von Bretislav handelt, demselben Verfasser zuschreibt, der uns Nachrichten über diesen Fürsten aus den 40er und 50er Jahren übermittelt hat, dann hätten wir mit einem annalistischen Werk zu tun, in welchem unmittelbar die Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe fortgesetzt werden bis zu dem Jahre 1035—1039. Von da an (von 1040) wird in den Opatovizer Annalen der Text umständlicher, ausführlicher als im vorausgehenden Text, jetzt werden oft genau Ortsbezeichnungen der betreffenden Ereignisse mitgeteilt, nähere Umstände mit Nennung der Namen handelnder Personen, mögen diese selbst keine Fürsten gewesen sein, angeführt, in der Beschreibung dieser Ereignisse herrscht größere Lebhaftigkeit, als in der näheren Aufzählung der ältesten Fürsten und Bischöfe. Diese, die Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten fortsetzende Chronik interessiert sich über die böhmischen Fürsten allseitig, mit Rücksichtnahme auf ihre Wirksamkeit nach allen Richtungen, doch die Kirchengeschichte bleibt im Hintergrund, der ganze Charakter des Werkes kann mit dem Ausdruck „Böhmische Fürstenchronik" bezeichnet werden. So wollen wir es auch nennen zum Unterschied von den ältesten Prager Annalen, als deren Fortsetzung sie anzusehen ist.

In der Chronik Heinrichs von Heinburg sind unter dem Jahre 1126 Ereignisse mehrerer Jahre zusammengetragen, und zwar die Nachricht von der Thronbesteigung Soběslavs 1125, die Nachricht von seinem Tode im Jahre 1140, und von der Thronbesteigung Vladislavs in demselben

[1]) Palacký, Fr., „Würdigung . . .", ibidem.

Digitized by Google

Jahre 1140. Der Zusatz bei der Erwähnung von der Thronbesteigung Soběslavs — „vivente adhuc matre eorum Swatawa regina prima" zeigt, daß der Schreiber dieser Worte auch vom Tode Swatawas unterrichtet war, der nach der Thronbesteigung Soběslavs eintrat. Das stimmt, als das Todesjahr derselben wird das Jahr 1126 angesetzt. Alles das steht bei Heinrich von Heinburg unter dem Jahre 1126, worauf gleich der Text des Jahres 1135 folgt, dieser in voller Übereinstimmung mit der Darstellung in den Opatovizer Annalen. Die Übereinstimmung beider Texte geht bis zu den zwei Nachrichten des Jahres 1140, von da weiter, wenn man von der nicht aus den böhmischen Quellen geschöpften Nachricht über den Tod des heiligen Bernhard absieht, steht bis zum Jahre 1173 gar nichts, dann wird unter 1179 die Vertreibung Soběslavs II. erwähnt, und weiter wieder nichts bis 1195. Erst von da an beginnt Heinrich wieder systematisch — von Jahr zu Jahr Nachrichten einzutragen, wie es bis 1140 der Fall war. Die erwähnten Lücken zwischen 1140 und 1195 sprechen dafür, daß Heinrich für die besagten Jahre keine bestimmte Quelle hatte und das fehlende so gut es ging, ergänzte durch solche Nachrichten wie vom heiligen Bernard und der Einnahme Jerusalems (1173), die er in fremden Quellen fand, die sonst in böhmischen Texten nicht vorkommen, vergleicht man die Chronik Heinrichs mit jenem Text der Böhmischen Annalen, den Emler im Band II seiner Fontes rerum Bohemicarum unter Nr. IV herausgegeben, so findet man die mitunter wörtliche Übereinstimmung unter den Jahren 1195 (1199), 1201, 1207, 1208 (bei Heinrich 1203), 1209, 1211, 1215 (1213), teilweise 1217, 1222, 1247, 1254 (bei Heinrich 1255), 1263. Die zwischen diesen zwei Texten beobachtete Übereinstimmung wiederholt sich auch in der Chronik Neplachs. Daraus folgt, daß Heinrich für die Jahre 1141—1194 keine bestimmte Quelle vor sich hatte, vor dieser Lücke aber eine mit dem Opatovizer Text übereinstimmende Vorlage benützte, die bis 1140 reichte. Das wäre die von uns als Fürstenchronik bezeichnete Quelle. Die Sazaver Chronik zeigt eine wörtliche Uebereinstimmung mit den Opatovizer Annalen nur betreffs der Nachrichten der Böhmischen Fürstenchronik (diese enthält nicht die ältesten Prager Annalen), das sind die Nachrichten betreffs welcher die Opatovizer Annalen mit der Chronik Heinrici Heimburgensis übereinstimmen. Die wörtliche Übereinstimmung zwischen der Sazaver Chronik und den Opatovizer Annalen hört mit den Nachrichten des Jahres 1140 auf, während die Sazaver Chronik mit dem Jahre 1162 endigt. Auch zwischen den Vyšehrader und Opatovizer hört die Übereinstimmung mit 1140 auf, sonst geht die Vyšehrader bis 1142[1]). Dasselbe gilt auch für die Chronik Heinrichs von Heinburg mit Bezug auf die Opatovizer Annalen.

Die gemeinsame Quelle also, auf die die böhmischen Fürstennachrichten der Opatovizer Annalen, der Sazaver Chronik und der Vyšehrader Annalen und die Chronik Neplachs und Heinrichs von Heinburg zurückgehen, — von uns Böhmische Fürstenchronik genannt — endigte mit den Nachrichten vom Tode Soběslavs und der Thronbesteigung Vladislavi, d. h. mit dem Jahre 1140. Die Beendigung der böhmischen Fürstenchronik

[1]) S. auf dem vorderen Blatt.

Digitized by Google

mit dem Jahre 1140 ist umso begreiflicher, als dann als die Fortsetzung davon die Kompilation des Vincentius von Prag angesehen ist, der seine Chronik im Jahre 1140 beginnt und zu der Regierung Wladislavi widmete: „Excelentiae itaque vestre gesta regalia, ut eterna potiantur memoria, scriptis mandare dignum dùximus"[1]). Beachtenswerterweise stimmt der erste Aufsatz des Vincentius vom Jahre 1140 wörtlich überein mit der entsprechenden Angabe des Jahres 1140 in den Opatovizer Annalen und der Sazaver Chronik. Wunderbar ist es, daß Vincentius von Prag eine wörtliche Übereinstimmung mit einem Aufsatz in der Sazaver Chronik und den Opatovizer Annalen findet, der in diesen Texten die Mitte einnimmt. Das läßt sich nur so erklären, daß die gemeinsame Quelle der Sazaver Chronik und der Opatovizer Annalen mit dem Jahre 1140 zu Ende ging, und Vicentius seine Kompilation mit der Wiederholung des dortigen letzten Aufsatzes begann.

VI. Die Mährische Annalistik als eine Quelle der Opatovizer Annalen

In der Emler'schen Ausgabe der Hradišt-Opatovizer Annalen (Fontes rer. Bohemic. II.), wo ziemlich unkritisch dieser Text von einem anderen mit ihm in Zusammenhang stehenden Text derselben Handschrift losgelöst ist (dieser ist auch noch nicht vollständig in Druck erschienen) sind einige Nachrichten älterer Zeiten enthalten, die in den übrigen böhmischen Annalen nicht vorkommen, das sind Nachrichten von den Jahren 900, 931, 950, 977. Die Nachrichten der Jahre 900 und 931 stehen wörtlich in der Chronik Eckehards von Aura wieder[2]), die Nachricht des Jahres 950 spricht gut, wenn auch bei verschiedenen Lesarten, doch den Sinn und Gedankengang noch mit den Nachrichten der Chronik Sigberts, aus welcher Eckehard sein Material geschöpft hat[3]). Angesichts der Tatsache, daß die Opatovizer Annalen für uns in der Handschrift, in welcher die Chronik Eckehards enthalten ist, vereint mit dieser enthalten sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Nachrichten jener Chronik angehören. Möglicherweise rühren aus dieser Chronik, die für die slavische Sache großes Interesse zeigt, auch Nachrichten des Jahres 977, es ist vom Tode der polnischen Fürstin Dobravka die Rede, der Text selbst dieser Chronik endigt mit dem Jahre 997, dem Todesjahr des Königs Konrad.

Es gibt aber in den Opatovizer Annalen auch solche Texte, die ihnen allein und ausschließlich angehören. Sie sind außer ihrer Übereinstimmung mit den Prager Annalen, mit Kosmas, mit den Vyšehrader Annalen und der Sazaver Chronik so reich an faktischem Inhalt, daß sie noch manches besonderliche, was in den besagten Texten nicht vertreten ist, enthalten. Das gilt für einige Nachrichten der Jahre 1077, 1078, 1081, 1087 (nur teilweise), 1093 (von der Sonnenfinsternis), 1095 (vom Tode Vladislavs), 1093 (von

[1]) Mon. Germ. scr., XVII., S. 654. — Font. rer. Bohem., t. II., S. 408.
[2]) Mon. Germ. scrp. t. VI., S. 173 und 184.
[3]) Mon. Ger. scrp. t. VI., S. 349.

Digitized by Google

der Sonnenfinsternis), 1095 (vom Tode Vladislavs), 1096 (mit einigen Ausnahmen), 1105, 1106, 1107, 1108, 1111, 1112, 1113, 1114, 1115, 1116, 1118, 1120, 1122, 1123, 1124, 1125, 1126, 1128, 1130 (mit einigen Ausnahmen), 1132, 1133 (mit einigen Ausnahmen), 1135, 1136, 1137, 1138, 1140, 1141, 1142, 1143, 1146, 1148, 1163, 1157, 1158. Einige unter diesen Jahren mitgeteilten Nachrichten sind ausschließliches Eigentum der Opatovizer Annalen und kommen sonst nirgends vor. Unterzieht man die betreffenden Angaben einer näheren Prüfung, so bemerkt man bald einen inneren Zusammenhang derselben untereinander. Die erste Nachricht unter dem Jahre 1077 erzählt von dem durch Otto von Mähren und seiner Frau gegründeten Kloster bei Olmütz, wobei der Verfasser dieser Notiz von dem Gründer als pater patriae spricht. Die Nachricht des Jahres 1078 spricht von der Einweihung dieses Klosters durch den Olmützer Bischof in Anwesenheit Ottos und seiner Frau. Auch von der Weihe eines Abtes dieses Klosters ist unter demselben Jahre die Rede. Das Jahr 1081 berichtet über den Tod seines Abtes und der Einsetzung eines Nachfolgers. Im Jahre 1087 starb nach der hier erhaltenen Nachricht Otto von Mähren, wo er wieder pater Moraviae heißt. Man sieht, mit welchem Gefühl der Verehrung von diesem Fürsten gesprochen wird: „Vivat in celis, ubi vivit quisque fidelis". Mit diesen Worten schließen die Nachrichten über Otto. Das Jahr 1096 spricht vom Tode des mährischen Bischof Andreas und der Geburt des Fürstensohnes Naděy. Im Jahre 1107 ist vom Tode eines Abtes desselben Klosters die Rede. Das Jahr 1111 berichtet vom Tode der Frau Ottos, Eufemia (Euthymia?). Unter dem Jahre 1112 ist von der Befreiung eines mährischen Fürsten, unter 1113 vom Tode Udalrichs von Brünn, unter dem Jahre 1114 von der Heirat des mährischen Fürsten, unter dem Jahre 1115 von der Geburt der Fürstentochter Eufemia die Rede. Das Jahr 1161 erzählt von der durch die Mährer erlittenen Niederlage der Ungarn, wobei der Wagemut und das ausschließliche Verdienst der Mährer hervorgehoben wird, während die Čechen sich nicht tapfer zeigten: „Terga vertentibus" sagt von ihnen der Verfasser der Notiz. Das Jahr 1122 teilt die Geburt Detlebs, eines Sohnes des Fürsten Otto von Mähren, mit. Unter 1123 wird von der Vertreibung Sobeslavs aus Mähren berichtet und unter dem Jahre 1116—1118, 1120 von der dreimaligen Vertreibung Borivojs. Das Jahr 1124 teilt den Tod Borivojs, 1125 den Tod Ottos von Mähren und des Olmützer Bischofs Johannes, 1127 den Tod des Abtes Sulislavs mit. Im Jahre 1128 wurde Blazius zum Abt des Opatovizer Klosters geweiht. Unter 1130 wird der Tod des Wenzel von Mähren erwähnt, unter 1131 ist von der Einweihung der Kirche des heiligen Wenzel durch Heinrich von Mähren, unter 1133 von den Feldzügen der Čechen und Mährer gegen die Polen mit besonderer Berücksichtigung der Taten der Mährer die Rede. In das Jahr 1135 fällt die Thronbesteigung Liupolds von Mähren, das Jahr 1137 erzählt von der Reise des Olmützer Bischofs Heinrich in das heilige Land und von der Vertreibung Liupolds von Mähren. Das Jahr 1138 berichtet von der Rückkehr des Olmützer Bischofs aus dem heiligen Lande und von der Wirksamkeit des Opatovizer Hegumenos Bogumil. Das Jahr 1140 spricht von der Berufung Detlebs auf den mährischen Fürstenthron, das Jahr 1141 von der Absicht des Olmützer Bischofs Heinrich in das Land

Digitized by Google

der Preußen zu reisen, das Jahr 1142 von dem Siege der Mähren über Vladislav von Böhmen und von dem Benehmen des Olmützer Bischofs Heinrich, das Jahr 1143 von der Weihe des Blasius von Opatoviz, das Jahr 1144 von einem wunderbaren Gesicht Ottos von Mähren, das Jahr 1145 von Beziehungen Ottos zu dem Fürsten Konrad und Vratislav und von der Abreise des Olmützer Bischofs Heinrich nach Rom, das Jahr 1146 vom Tode des Opatovizer Abtes Blasius, das Jahr 1148 von der Wahl des Opatovizer Hegumenos Mislok mit der eingehenden Charakteristik desselben.

Wie man sieht, beziehen sich alle diese Nachrichten auf das Leben Mährens und nur einige von den in den Annales Pragenses, in den Böhmischen Annalen, in der Chronik von Kosmas, in den Vyšehrader Annalen und der Sazaver Chronik nicht vorkommenden, aber in den Opatovizer enthaltenen Nachrichten zeigen den Zusammenhang mit Mähren nicht, und zwar unter 1093 vom Tode Stefans von Ungarn die Rede, unter dem Jahre 1105 von der Hilfeleistung Bořivojs an Kaiser Heinrich, 1106 vom Tode Heinrichs und vom Erscheinen eines Kometen, 1107 von der Vertreibung Bořivojs, 1141 von dem Ableben des ungarischen Königs Bela, 1142 vom Erscheinen eines Kometen. Alle diese Nachrichten, mögen sie auch nicht auf Mähren Bezug haben, tragen einen so allgemeinen Charakter und haben eine so allgemeine Bedeutung, daß sie füglich auch in Mähren bekannt sein konnten.

Wenn man den warmen Ton, mit welchem in diesen Nachrichten von Mähren, aber auch nur von ihm gesprochen wird, in Erwägung zieht, es war schon oben vom „pater patriae" und „pater Moraviae" die Rede — vom Olmützer Bischof wird gesagt, er sei „dextra pauperibus infirmis atque baculus" (1126) — so wird man mit absoluter Sicherheit an der mährischen Heimat des Verfassers dieser Notizen festhalten. Darum wird der Olmützer Bischof Heinrich als „dominus Heinricus, hujus terrae reverentissimus antistes" (1131) bezeichnet, oder Otto „dux provinciae hujus" genannt[1]). Während ohne nähere Nennung der Namen, zum Beispiel des Klosters oder des Bischofs das einfache Erwähnen hujus terrae, hujus monasterii genügt, weil es sich um Ereignisse des bekannten Heimatlandes handelt, unterließ der Verfasser bei fremden Persönlichkeiten nicht nähere Angaben hinzuzufügen, oder die Einzelheiten der Ereignisse hervorzuheben, wie zum Beispiel unter den Jahren 1116, 1133, 1142 (sprechen) über die Kriege mit Ungarn, mit Polen, mit dem böhmischen Fürsten Vladislav. Die das Land Mähren betreffenden Einzelheiten sprechen dafür, daß der Verfasser der Notizen den Ereignissen sehr nahe stand, vielfach als Augenzeuge war. Da die Einzelheiten des Klosters Hradiště den Verfasser besonders interessierten, indem er Szenen dieses Klosters schildert und den Hegumenos unser nennt, so liegt der Gedanke nahe, daß diese annalistischen Aufzeichnungen im Kloster Hradiště geführt wurden. Dieses Kloster wurde vom Fürsten Otto von Mähren und seiner Frau Euthemie gegründet und reichlich beschenkt („auro et argento et omnibus ornamentis bene ditatum", II, 1077), er gilt als Kollator dieses Klosters. In der Tat war

[1]) Deocarus abbas Hradicensis — „nostri monasterii abbas" genannt, und andere.

Digitized by Google

es das Familienkloster der Olmützer Dynastie der mährischen Fürsten; Otto gründete es: pro eterne retributionis munere contemptoribus mundi deo ad serviendum". Der Verfasser der Annalen verfolgte die einzelnen Ereignisse des Klosters mit großem Interesse. Er verzeichnete Geburten, Heiraten, Todesfälle der fürstlichen Dynastie, deren Mitglieder in dem Kloster Erholung und bei den Mönchen Rat suchten und fanden. Es war also am natürlichsten in diesem Kloster die Chronik zu führen, wozu auch die Nähe des Olmützer Bischofsitzes das Material zu haben vermochte.

Es ist erwähnenswert, daß somit die diesbezügliche Annalistik nicht besonders das mährische Leben berücksichtigt. Nur sporadisch vereinzelte Nachrichten begegnen bei Kosmas von Prag und dem Vyšehrader Annalisten, wie zum Beispiel vom Tode des mährischen Fürsten Otto I., wobei diese Nachricht im Zusammenhang steht mit der gleichzeitigen Weihe des Prager und des mährischen Bischofs. In den Vyšehrader Annalen wird über den Olmützer Bischof Heinrich berichtet, doch in einem anderen Zusammenhang als in den Opatovizer Annalen. Wiederholt sei es gesagt, daß ein Zusammenhang dieser vereinzelten Angaben bei Kosmas von Prag oder beim Vyšehrader Annalisten mit den mährischen Annalen nicht anzusetzen sei, zumal diese Mitteilungen ganz geringfügig sind. Bei weitem stärker sind die Berichte Mährens bei der Chronik von Vinzenius von Prag, die abgesondert dastehen. Die Materialien der Hradištěr Nachrichten sind eng untereinander verbunden und bilden ein systematisch geordnetes Ganzes. Als natürliche Fortsetzung gilt hier der Opatovizer Bestandteil der mährischen Annalisten. Auch die Materialien der Opatovizer Nachrichten sind eng untereinander verbunden, bilden ein systematisch geordnetes Ganzes. So wird zum Beispiel zum Jahre 1142 wie der mährische Bischof Heinrich seine ganze Diözese in Bann getan hat, für die Unordnungen politischer Art. Im weiteren Texte zum Jahre 1143 wird die Erzählung fortgesetzt und wird gesagt, daß der Kardinal Quido, der damals nach Mähren gekommen sei, „uns alle" vom Banne befreit habe: „nos omnes ab excommunicationis vinrulo absolvit". Der Text der Hradištěr Annalen sub 1138 beginnt mit den Worten: „Der oben erwähnte Bischof — praefatus dominus episcopus visitatio glorissimo etc.", wobei der Name nicht erwähnt wird und zur Annahme dieses Namens verweist uns der Annalist auf die vorausgeführten Absätze, und wir treffen diesen Namen unter dem Jahre 1136 und 1137, — und es ist der Heinrich von Olmütz. Es erhellt daraus, daß die Nachrichten zu den Jahren 1136, 1137, 1138 mit den Nachrichten zu den Jahren 1142 und 1143 in einem organischen Zusammenhang stehen. Solche Beispiele könnten mehrere angeführt werden.

VII. Die Entstehungszeit der Opatovizer Annalen

Die Böhmische Fürstenchronik, welche einen Teil der Sazaver Kompilation ausmacht, hat keinen Zusammenhang mit den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe: keine Nachricht von den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe erscheint in der Sazaver Chronik. Den Anfang der Sazaver Chronik bilden anstatt dieser Aufzeichnungen die Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert, verbunden

Digitized by Google

mit den Mainzer Annalen. Das beweist uns, daß die Böhmische Fürstenchronik am Anfang unabhängig von den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten existiert hat, daß also diese Annalen früher ganz selbständig waren.

Diese selbständige, Jahr für Jahr fortgeführte Böhmische Fürstenchronik wurde von anderen Annalisten benützt; so hat zum Beispiel Kosmas von Prag einige Nachrichten dieser Böhmischen Fürstenchronik für seine Chronik genommen. Diese Nachrichten wurden ganz konsequent dadurch fortgesetzt, daß an die Böhmische Fürstenchronik sporadische Notizen angereiht wurden, was bis zum Jahre 1140 geschah.

In den Opatovizer Annalen wird zum Jahre 1068 erzählt, daß in diesem Jahre der Prager Präpositus Marcus zusammen mit anderen Kanonici angeordnet hat, daß von den Prager Kanoniken bestimmte Steuern abgeführt werden sollen („instituit eis omni anno XXX modios tritici et totidem avene dari"). Weiter sagen die Annalen, daß Marcus dreißig Jahre nach Antritt seiner Ämter gestorben ist, wobei sein Todesjahr angegeben wird: „Qui post XXX annos sue prepositure XVIII Kal. Mar. obiit." Es ist offensichtlich, daß diese Nachricht nicht im Jahre 1068, sondern später, nach dem Tode des Marcus, niedergeschrieben wurde. Kosmas von Prag, welcher ein jüngerer Zeitgenosse des Marcus war, erzählt, Marcus habe die Präpositur im Jahre 1068 bekommen: „Qui cum pervenisset (Bischof Jaromir) Pragam, eo die (J. 1068) . . . dat Marco, capellano suo, eiusdem ecclesiae praeposituram" . . . (Cron. v. Kosm. II). Auf Grund dieser Nachrichten können wir schließen, daß die Nachricht über Marcus ganz zum Schluß der neunziger Jahre des XI. oder aber am Anfang des XII. Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist. Das beweist uns weiter, daß der Annalist, welcher diese Teile der Böhmischen Fürstenchronik niedergeschrieben hat, in derselben Zeit auch gelebt hat. Offensichtlich wurde nicht diese einzige Nachricht von diesem Annalisten aufgezeichnet; es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die Aufzeichnungen von demselben Annalisten herstammen, welche mit der Nachricht über den Tod des Marcus beginnen und mit der Zeit endigen, da der Annalist gelebt hat, das heißt mit dem Schluß des XI. und dem Anfang des XII. Jahrhunderts. Die stellenweise wörtlich mit dem Kosmas übereinstimmenden Texte der Opatovizer Annalen schließen mit dem J a h r e 1111. Dieses Jahr scheint mir der Endtermin der Aufzeichnungen des Annalisten zu sein, welcher zum Schluß der neunziger Jahre des XI. Jahrhunderts (zirka 1100) geschrieben hat und von dem die Nachricht über den Tod des Marcus herrührt (vergl. Opat. Ann.). N o c h i n d i e s e r Z e i t (nach dem Jahre 1111) wird die Böhmische Fürstenchronik durch andere Leute fortgesetzt und bis zum Jahre 1140 geführt.

Die Böhmische Fürstenchronik hatte sich schon sehr frühzeitig mit den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und mit den Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert verknüpft. Das bezeugt der Inhalt verschiedener böhmischer Annalenkompilationen sehr alten Ursprungs, in denen die Aufzeichnungen über die ältesten böhmischen Fürsten und die Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert mit den böhmischen Annalen schon verbunden waren. Am besten beweist, daß eine

Digitized by Google

von den ältesten solcher böhmischen Kompilationen die Opatovizer Kompilation ist. Schon der Umstand, daß in den Opatovizer Annalen die Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe, die Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert und die Böhmische Fürstenchronik, was ihre Nachrichten anbelangt, nicht nur auf bestimmte Jahre verteilt ist, sondern sogar durch Monat und Tag datiert ist (ursprünglich haben diese Annalen eine solche Detaildatierung nicht gehabt), beweist die gleichzeitige Bearbeitung aller dieser Teile. Dabei wurde die Bearbeitung und Vereinigung dieser drei Teile früher abgeschlossen, als sie den Opatovizer Annalen zu Grunde gelegt wurden. Daß diese Datierung der Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe, die Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert und der Böhmischen Fürstenchronik durch die Monate und Tage nicht von dem späteren Redakteur, welcher diese drei Teile mit dem vierten, den Mährischen Annalen verbunden hat, nicht durchgeführt werden konnte, erhellt am klarsten daraus, daß dieser vierte Teil der Mährischen Annalen trotzdem er der neueste ist, nur sehr mangelhaft datiert ist, ohne Monat- und Tagesangaben, und auch die letzten Nachrichten in den Opatovizer Annalen entbehren solcher detaillierter Datierung. Es ist klar, daß die Mährischen, Hradišter und Opatovizer Annalisten ein sehr mangelhaftes Datierungsmaterial zur Verfügung gehabt haben. Aus diesen Gründen ist die Detaildatierung der ersten drei Teile auf die Person, welche sie verbunden hat, zurückzuführen. Und weiter können wir schließen, daß diese Verbindung der ersten drei Teile noch vor der Verbindung (vor dem Zusammenhang) mit den Mährischen Annalen durchgeführt worden ist.

Die Wiener Handschrift Nr. 395, wo der Text der Opatovizer Annalen enthalten ist, ist von mehreren Händen geschrieben. Der Schluß einer Chronik, die mit der Eckehard-Chronik übereinstimmt, und der Text der Opatovizer Annalen, mit der Nachricht zum Jahre 1146 schließend, sind mit derselben Hand geschrieben. Aber schon der folgende Teil des Textes, die Nachricht zu 1148, obgleich auch noch aus dem XII. Jahrhundert, ist doch mit einer anderen Hand geschrieben, was man an der Schrift deutlich erkennen kann. Andere Ligatur des Buchstaben c und p. Die Unregelmäßigkeiten in den Zügen. Mit derselben Hand wie die Nachricht zum Jahre 1148 ist auch die Notiz zum Jahre 1163 geschrieben. Aber nach der Notiz zum Jahre 1163 werden auf einmal die Notizen zu den Jahren 1157 und 1158 eingetragen, womit die Handschrift schließt. Die Notizen zu den Jahren 1157 und 1158 sind aber mit einer ganz anderen Hand geschrieben; das beweist eine andere Ligatur des Buchstaben c und g und an den Zeichen, die von den des vorhergehenden Textes abweichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Text mit der Notiz zum Jahre 1146 geschrieben, d. h. die Nachricht über den Tod des Abtes Blasius. Die Notizen zu den Jahren 1148, 1157, 1158 und 1163 wurden erst später durch andere Schreiber der Handschrift einverleibt.

Der Text zum Jahre 1148 erzählt von der Abtwahl des Misloc als Nachfolger des verstorbenen Blasius, lobt den Misloc und spricht von seiner energischen Tätigkeit betreffs der Erbauung des neuen Klostergebäudes, mit welchem Bau er vier Jahre nach der Abternennung des

Digitized by Google

Misloc begonnen hat („quarto electionis sue anno"), erzählt von einigen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren und berichtet zum Schluß über den Wunsch des Misloc, sein Kloster am Tage des heiligen Laurentius einzuweihen, wobei zugefügt wird, daß Gott der Erfüllung dieses Wunsches geholfen hat. Nach diesem folgt indirekt die Notiz des Textes zum Jahre 1163, wo berichtet wird, daß die Klosterweihe wirklich am Tage des heiligen Laurentius in Anwesenheit des Königs Wladislaus stattfand. Es ist klar, daß der Text zum Jahre 1163 eine indirekte Vorstellung des Textes zum Jahre 1148 bedeutet, und daß der Text zum Jahre 1148 ganz willkürlich zu diesem Jahre zugefügt wurde, weil hier über verschiedene Ereignisse berichtet wird, z. B. über die Wahl des Misloc zum Abt und über das, was im vierten Jahre nach seiner Wahl vorgefallen ist etc. Eigentlich schon im Text zum Jahre 1148 wird teilweise das Faktum der Klosterweihe am Tage des heiligen Laurentius antizipiert dadurch, daß hier schon von dem Wunsche des Abtes, die Weihe an diesem Tage durchzuführen, berichtet wird, und daß Gott diesen Wunsch erfüllt hat. Sicher ist, daß die Texte zu den Jahren 1148 und 1163 von einem und demselben Schreiber eingetragen wurden; beide Texte sind eigentlich dieselbe Erzählung (von der Neuherrichtung des Opatovizer Klosters) und nur auf zwei Jahre verteilt. Dabei brauchte der erste Teil nicht im Jahre 1146, sondern später im Jahre 1152, im vierten Jahre der Abteinsetzung des Misloc, geschrieben worden sein, wenn wir damit rechnen, daß er gleich nach dem Tode des Blasius (gestorben 1146) zum Abt gewählt wurde. Der andere Text wurde im Jahre der Klosterweihe geschrieben, d. h. im Jahre 1163, und noch später wurden die Texte zu den Jahren 1157 und 1158 zugefügt.

Die Vereinigung der Böhmischen Fürstenchronik (welche schon mit den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und mit den Aufzeichnungen über den heiligen Adalbert verbunden worden) mit den Mährischen Annalen von Hradiště, die mit dem Jahre 1138—1140 schließen, wurde vom Opatovizer Kompilator durchgeführt. Darauf weist die Tatsache, daß die Opatovizer Nachrichten nicht nur ganz einfach am Schluß zugefügt wurden, d. h. sie wurden nach den letzten Nachrichten der Böhmischen Fürstenchronik gestellt (innerhalb der Jahre 1141—1146), sondern auch in die Mitte des Textes unter die Jahre 1107, 1127, 1128 eingeschoben. Diese Einschaltungen der Opatovizer Nachrichten unter dem Text der verbundenen Böhmischen und Hradištěer Annalen[1]), welche (d. h. die Opatovizer Nachrichten) in einem indirekten Zusammenhang mit den Opatovizer Nachrichten von den Jahren 1141—1146 stehen, beweist, daß diese Einschiebungen der Opatovizer Nachrichten nur in der Zeit des Bildungsprozesses der Böhmisch-Mährischen Kompilation geschehen konnte. Diese Nachrichten unter den Text hineinmengen konnte nur der Kompilator, der Redakteur dieses Kodex. Der Zusammenhang dieser Nachrichten (unter dem Text der Böhmisch-Mährischen Kompilation) mit den Nachrichten über die Jahre 1141—1146 weist direkt auf

[1]) Dies sind zwei Nachrichten über den Tod von zwei Opatovizer Äbten (unter d. J. 1107 und 1127) und die Nachricht von der Abtwahl des Blasius (1128), von dem mehrmals in den Opatovizer Zusätzen unter d. J. 1141—1146 erzählt wird..

Digitized by Google

den Opatovizer Redakteur hin, weist darauf hin, daß die ganze Zusammensetzung dieser komplizierten Kompilation einem Opatovizer zuzuschreiben ist, weil alle Nachrichten sich auf das Kloster und sein Leben beziehen.

Vorausgesetzt, daß der Zusammenhang der böhmischen (zusammen mit den Aufzeichnungen über die ältesten Prager Fürsten und Bischöfe und über den heiligen Adalbert) mit den Hradištěer Annalen von einem Opatovizer Verfasser geschaffen wurde, sehen wir, daß dies nach dem Hineinmengen der letzten Nachricht durch den Opatovizer Redakteur geschehen konnte, und nicht später, als zu dem Opatovizer Kodex verschiedene Personen zu schreiben begannen.

Aber wenn wir den Text der Opatovizer Kompilation lesen, sehen wir, daß von dem Heinrich Bischof von Olmütz mehrmals gesprochen wird, aber immer, als von einem lebenden. Von dem Tode dieses Bischofs weiß die Opatovizer Kompilation nichts. Daraus erhellt, daß die Opatovizer Kompilation noch vor dem Tode dieses Bischofs entstanden ist.

Wenn wir beachten, daß der Bischof Heinrich im Jahre 1150 gestorben ist (vgl. Sazav. Chron.[1]), und wenn wir nach dem gesagten zugeben, daß sie nicht früher entstehen konnte als im Jahre 1146, müssen wir zu dem Schluß gelangen, daß die Opatovizer Kompilation in den Jahren 1146—1150 entstand.

---

[1]) Vgl. Cod. Dipl. Mor. I, S. 262, 263 und 282—283. — H. Jireček, „Jindřich Zdik" im Časop. mat. Mor. II, 67 ff. — Bachmann, „Gesch. Böhmens", I, 327.

Digitized by Google

DIE BERUFUNG VON GAUSS AN DIE KAISERLICHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN IN ST. PETERSBURG

Von
Dr. Wilhelm Stieda,
Geh. Hofrat, Universitätsprofessor (Leipzig)

Von einer Berufung an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg melden erstmalig Gauss' eigene Briefe, einer vom 12. Oktober 1802 an Olbers in Bremen[1]) und einer vom 3. Dezember desselben Jahres an seinen ungarischen Freund Bolyai[2]). Der Brief an Olbers ist, soviel ich habe feststellen können, noch nicht gedruckt.. Er wird in einem Schreiben von Olbers an Heeren in Göttingen[3]) erwähnt[4]). Der andere Brief ist in dem Briefwechsel Gauss-Bolyai veröffentlicht[5]). Die Nachricht lautet in ihm kurz „im allerengsten Vertrauen", ohne daß sich der Briefschreiber weiter über den Fall auszulassen für gut befindet.

Karl Friedrich Gauss, damals 25 Jahre alt, hatte in Braunschweig unter Bartels[6]) eine gute mathematische Schulung erfahren. Bartels war anfänglich ein bescheidener Lehrer der Mathematik am Collegium Carolinum seiner Vaterstadt und wurde später ein angesehener Vertreter seines Faches an der russischen Universität in Kazan und der deutschen in Dorpat. Aus der Büttnerschen Schreibschule, an der Bartels die Geschäfte eines Hilfslehrers versah[7]), trat Gauss auf das Gymnasium, das Katharineum, über und zog bald die Aufmerksamkeit des Professors der Physik am Karolinum, des späteren Geheimenrats Eberhard August Wilhelm Zimmermann[8]) auf sich. Der neue Mathematiklehrer am Katharineum, Professor Hellwig, gab eines Tages dem 13 jährigen Primaner Gauss die erste schriftliche Arbeit mit der Anerkennung zurück: es sei überflüssig und kaum zu verlangen, daß ein solcher Mathematikus in seinen Unterrichtsstunden noch

---

[1]) Heinrich Wilhelm Mathias O., 1758—1840, A. D. B. 24, S. 236.
[2]) Bolyai de Bolya, Wolfgang, 1775—1856, Professor der Mathematik, Physik und Chemie in Vesarhety (Siebenbürgen).
[3]) Heeren, Arnold (Hermann Ludwig), 1760—1842, A. D. B. 11, S. 244.
[4]) W. Sartorius von Waltershausen, Gauss zum Gedächtniß, 1856, S. 30/32.
[5]) 1899, S. 46.
[6]) Johann Martin Christian B., 1769—1836. Levickij, Biographisches Wörterbuch der Dozenten der Universität Jurev, früher Dorpat, 1902, I, S. 163 (russisch).
[7]) L. Hänselmann, K. Fr. Gauss, 1878, S. 18.
[8]) 1743—1815, A. D. B. 45, S. 256.

Digitized by Google

erscheine. Zu Professor Zimmermann, der sich bereits für den hochbegabten Jungen zu interessieren angefangen hatte, brachte Bartels ihn, und dieser verstand die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig[1]) auf das vielversprechende Talent zu lenken. Der Herzog ließ ihn auf seine Kosten erst auf dem Katharineum erziehen und bestritt alsdann die Kosten seines Universitätsstudiums. Als Student in Göttingen, sagt Ernst Schering[2]) in seiner Festrede zu Gauss' hundertjährigem Geburtstage, machte er seine genialsten Entdeckungen und fand die Keime zu einem großen Teile seiner tiefsinnigen Schöpfungen auf wissenschaftlichen Gebieten, die zu den schwierigsten gehören, in die die menschliche Denkkraft einzudringen vermag. Schon als Abiturient Erfinder der „Methode der kleinsten Quadrate"[3]) hatte er, ebenfalls schon auf der Schule, in Braunschweig dem Gesetze der Primzahlen nachgeforscht, war diesen Studien auf der Universität Göttingen, wo ihn die Vorlesungen des sonst gefeierten Kaestners[4]) nicht befriedigten, weiter nachgegangen und hatte endlich am 30. März 1796 die Entdeckung gemacht, daß ein regelmäßiges Siebzehneck sich in einen gegebenen Kreis einzeichnen ließe. Darin zeigte sich eine unerwartete Bereicherung eines mehr als 2000 Jahre für abgeschlossen gehaltenen Kapitels der Geometrie. Sie wurde für Gauss insofern sehr bedeutsam, als er sich nunmehr endgültig der Mathematik als Lebensberuf zuwandte, während er vorher zwischen ihr und der Philologie geschwankt hatte. Es folgten jetzt die Helmstedter Doktordissertation über die Grundlagen der Lehre von den Gleichungen und 1801 die „Disquisitiones mathematicae" auf zahlentheoretischem Gebiete, an deren Fertigstellung im Drucke er seit 1797 gearbeitet hatte.

An allen diesen Errungenschaften und Fortschritten nahmen seine Freunde und Gönner aufrichtigen Anteil. Sie freuten sich nicht nur über die Fortschritte des jugendlichen Genies, sie meldeten auch ins Ausland, welcher Stern in Braunschweig aufgegangen sei. Insbesondere Professor Zimmermann, der seit dem 28. Juli 1794 Ehrenmitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften[5]) in St. Petersburg geworden war, war unermüdlich in seinen Korrespondenzen mit dem beständigen Sekretär der Akademie, Nikolaus Fuss[6]), seines Schülers Gauss in lobenden Bemerkungen zu gedenken. In Ausdrücken der Bewunderung spricht er am 19. Oktober 1800 von ihm. Er übersendet einige Exemplare von dessen Doktordissertation als Probe seines Könnens. Darnach soll der Empfänger beurteilen, was von dem größeren im Druck befindlichen mathematischen Werke zu erwarten ist. Er charakterisiert Gauss als einen der ersten Köpfe, die ihm

[1]) 1735—1806, A. D. B. 15, S. 272.

[2]) Abhandl. der Königl. Gesells. d. Wissenschaften in Göttingen, 22 (1877), S. 3.

[3]) Eine Entdeckung, die er doch erst 1809 veröffentlichte, so daß der Franzose Legendre auf das Erstlingsrecht Anspruch hat.

[4]) Kaestner, Abraham Gotthelf, 1719—1800, A. D. B. 15, S. 435.

[5]) Modzalevskij, Verzeichnis d. Mitgl. der Akad. d. Wiss. 1908 (russisch), S. 138. Hänselmann berichtet a. a. O., S. 52, daß Z. im Sommer 1801 den Ruf an die Petersburger Akademie erhalten hätte.

[6]) 1755—1825. Modzalevskij, a. a. O., S. 27.

Digitized by Google

jemals vorgekommen seien[1]). Er stellt in Aussicht die neue Untersuchung der Akademie ebenfalls demnächst zuzusenden, sobald er weiß, daß die früheren Sendungen alle richtig eingetroffen sind. Diesem Briefe, in dem zum ersten Male des seltenen Talents von Gauss gedacht wird, folgt nach vier Wochen ein zweiter, in dem versprochen wird, zu Ostern künftigen Jahres das neue Buch von Gauss zu schicken. Gleichzeitig bezeichnete er den jungen Gelehrten als „einen der seltensten Köpfe aller Nationen", den seinen Pflegesohn nennen zu dürfen, er besondere Freude hat. Das Buch enthielte unter einem sehr bescheidenen Titel tiefgedachte Wahrheiten[2]). Auch der folgende Brief Zimmermanns ist in dem gleichen anerkennenden wohlwollenden Sinne gehalten, wenn er von dem demnächst an die Offentlichkeit tretenden Buche sagt, daß es, soweit er darüber zu urteilen fähig sei, in seiner Art Epoche machen werde. Da außerdem Zimmermann seinen Schützling veranlaßte, einen Aufsatz der Akademie einzusenden, den Fuss vorlegen sollte[3]), so ist es verständlich, daß diese den jugendlichen Mathematiker zu ihrem korrespondierenden Mitgliede wählte. Fuss beehrte sich, den Ausgezeichneten selbst von der ihm widerfahrenen Anerkennung zu benachrichtigen. Durch Zimmermann mit dem Gange seiner bisherigen Untersuchungen vertraut und durch Gauss' eigene Mitteilung über seine Ermittelung der Laufbahn der Ceres unterrichtet, wünschte er ihm Glück zu seinen „successvollen Arbeiten" und sprach seine Befriedigung darüber aus, ihn nunmehr in näherer Verbindung mit der Akademie zu wissen[4]). So hatte Gauss sich als noch nicht Dreißigjähriger einen hochangesehenen Namen gemacht, und alle, die ihn kannten, blickten mit Spannung und Erwartung auf seine Entwicklung. Als Mitglied eines hervorragenden wissenschaftlichen Instituts, wie die Petersburger Akademie, hielt er sich für verpflichtet, über die Ergebnisse auch seiner anderen Studien zu berichten. Daher hatte er am 20. Mai 1802 über die Pallas-Forschungen Mitteilungen an Fuss gelangen lassen, auf die dieser im nächsten Monat in anerkennender Weise antwortete[5]). Fuss rechnete die Entdeckung des Planetismus der Pallas „zu den merkwürdigsten, deren die Sternkunde sich zu rühmen hat, so wichtig und mannigfaltig die Bereicherungen auch waren, die dieser Wissenschaft in unseren Zeiten zu theil geworden sind". Mit russischerseits angestellten Beobachtungen über die Pallas, nach denen

[1]) Nr. 1.

[2]) Nr. 2.

[3]) Nr. 3.

[4]) Nr. 4. Nach Modzalevskij, a. a. O. S. 174, wäre Gauss am 31. Januar 1802 zum korrespondierenden Mitgliede gewählt worden. Ebenso Procès verbaux des séances de l'acad. imp., IV (1911) S. 969. Cantor bemerkt in seinem Artikel über Gauss (A. D. B. 8, S. 435), daß dieser im Spätsommer 1801 durch Zimmermann's Vermittlung Piazzi's Beobachtungen erhielt und daraufhin in der monatlichen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde im Oktober 1801 seine Berechnungen veröffentlichte. In der Sitzung der Petersburger Akademie vom 20. Dezember 1801 wurde ein undatierter Gauss' Brief und am 31. Januar 1802 ein Brief vom 11. Dezember 1801 über seine Berechnungen vorgetragen. Procès verbaux, IV, S. 961, 969.

[5]) Über die Entdeckung des Planetismus der Pallas siehe Gauss' Brief an Olbers vom 20. April 1802 bei Schering, a. a. O., S. 18. Später ist die Pallas der Lieblingsplanet des großen Astronomen geworden. Sartorius, S. 28.

Digitized by Google

Gauss sich erkundigt haben mag, konnte Fuss aber nicht dienen, da die Petersburger Sternwarte durch den Abgang des Akademikers Henry[1]) verwaist war. Man war mit der Ausarbeitung eines neuen Reglements beschäftigt, vor deren Fertigstellung an eine Neubesetzung der Stelle nicht gedacht werden konnte.

Unter der Hand scheint Fuss bei Pfaff in Helmstedt[2]) Erkundigungen eingezogen zu haben, entweder ob Gauss für die vakante Akademiestelle sich eignete oder ob Gauss einem etwaigen Rufe als Leiter einer Sternwarte in Rußland zu folgen geneigt sein würde. Wenigstens läßt sich sonst nicht verstehen, warum Fuss glaubte annehmen zu dürfen, daß Gauss von dem Inhalte dieses Briefes, der sich nicht erhalten zu haben scheint, Kenntnis genommen hätte. Auch die in diesem Briefe gelegentlich gemachte Bemerkung: „es würde ihn unendlich freuen, wenn das gleichsam hingeworfene Samenkorn so herrliche Früchte für die Akademie hervorbrächte", läßt sich kaum anders verstehen, als daß Fuss Andeutungen über eine beabsichtigte Berufung von Gauss nach St. Petersburg gemacht haben muß.

Die volle Bestätigung dieser Vermutungen enthält Fuss' Brief vom 5. September 1802[3]). Pfaff hatte wider Erwarten mit Gauss nicht gesprochen und Fuss wiederholte nunmehr Gauss, was er Jenem geschrieben. Pfaff hatte bei Fuss angefragt, ob nicht eine schickliche Stelle für Gauss in St. Petersburg frei wäre und dieser sofort geantwortet, daß Henry abgegangen sei und einer Berufung von Gauss nichts entgegenstände. Nur müsse er eben seine theoretischen Studien mit der praktischen Astronomie verbinden und die Leitung der Sternwarte übernehmen. . Jetzt am 5. September, ohne offenbar von Pfaff Antwort zu haben, fragte Fuss bei Gauss an, ob er geneigt sein würde, einen Ruf an eine Sternwarte unter dem 60. Grade, d. h. einem Himmel, der dem Studium der Astronomie eben nicht sonderlich günstig sei, zu folgen. Man bot ihm zunächst ein Gehalt von 1000 Rubeln und freie Wohnung oder statt ihrer eine Vermehrung des Gehalts um 200 Rubel. In der Folge sollte der Gehalt ansehnlich vergrößert und die Stellung von anderen Auszeichnungen begleitet werden. Der Präsident der Akademie, Baron Heinrich Ludwig Nikolai[4]) und die Mehrheit der akademischen Konferenz hatten ihre Einwilligung zu der Berufung gegeben, so daß der „provisorische Antrag" tatsächlich so gut wie eine offizielle Anfrage war[5]). Gauss schwankend, was er tun sollte, suchte Zuflucht bei Olbers[6]) und dieser bemühte sich sogleich, von der Überzeugung geleitet, daß das „unvergleichliche Genie" dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben müsse, in Göttingen an die daselbst zu errichtende Sternwarte Gauss berufen zu lassen. In Braunschweig erwog der Herzog ebenfalls, ob es ihm möglich sei, eine Sternwarte zu erbauen, deren Leitung er seinem Schützling, von dem er so viel schon wußte, anvertrauen könnte. Bis es so weit kam, erhöhte er, um seinen guten Willen das talentvolle Landeskind

---

[1]) Maurice Henry, 1763—1825. Modzalevskij, a. a. O., S. 31.
[2]) Pfaff, Johann Friedrich, 1765—1825. A. D. B. 25, S. 592.
[3]) Nr. 6.
[4]) 1737—1820 aus Straßburg i. E. Modzalevskij, S. 2.
[5]) Nr. 6.
[6]) Hänselmann, a. a. O., S. 58.

Digitized by Google

der Heimat zu erhalten, zu zeigen, das seither Gauss ausgeworfene Jahresgehalt von 400 auf 600 Thaler. Im Banne dieser Versprechungen und Aussichten hat dann Gauss gemeint, auf weitere Verhandlungen mit St. Petersburg verzichten zu sollen. Er scheint jedoch nicht selbst abgelehnt, sondern seinem Gönner Zimmermann überlassen zu haben, die Absage Fuss zu übermitteln. Wenigstens liegt kein Brief von ihm an Fuss vor, während ein Schreiben Zimmermanns an Fuss vom 20. Januar 1803[1]) sich rühmt, durch seine Fürsprache beim Herzog erreicht zu haben, Gauss in Braunschweig festzuhalten.

„Dieser seltene Fürst," ließ sich Zimmermann vernehmen, „hat nun einmal eine auf Sachkenntnis und Wissenschaftsliebe gegründete Vorliebe für diesen jungen Mann und wünscht ihn hier zu behalten". Es sei weder seine Schuld, noch die von Gauss, daß er jetzt nicht nach St. Petersburg gehen könnte. Seine Lage sei nunmehr zu bequem. Zimmermann schloß daran die Hoffnung, daß die Wissenschaften dadurch nichts verlieren würden. Indes die Hoffnungen, die Gauss auf Verwirklichung seiner Wünsche im Vaterlande einen angemessenen Wirkungskreis zu finden, gesetzt hatte, sollten sich nicht so bald erfüllen. Gauss hatte nicht eigentlich den Wunsch, Lehrer zu sein, sondern wollte als Gelehrter sich betätigen. Dieser Auffassung hatte Olbers Rechnung getragen, als er in seinem Empfehlungsbriefe nach Göttingen andeutete, daß Gauss eine entschiedene Abneigung gegen eine mathematische Lehrstelle hege. Dadurch mag es verschuldet sein, daß Gauss schließlich das Nachsehen hatte und Harding[2]) als außerordentlicher Professor der Astronomie nach Göttingen im Jahre 1805 berufen wurde.

In Braunschweig war trotz allem guten Willen des Herzogs die Kargheit der zu Gebote stehenden Mittel zu groß, als daß der Bau der Sternwarte durchgeführt werden konnte. Freilich hatte Zimmermann im April 1803 an Fuss geschrieben, daß eine eigene kleine Sternwarte, „ein Observatorium in nuce" entstehe, mit der jedoch, wie er sich tröstete, „dieser seltene Mensch sicher etwas eben so vorzügliches leisten wird". Herr von Zach[3]) wurde in Braunschweig erwartet, um näheres über den Bau zu bereden[4]). So sicher glaubte Zimmermann an die Errichtung des Baues, daß er im August nach St. Petersburg meldete: was meinen sehr geliebten Gauss anlangt, so wird er vorerst schwerlich expatriieren. Um seinetwillen wird unter Beratung des Herrn von Zach ein Observatorium erbaut werden[5]). Bis zum Ende des Jahres gestaltete sich leider seine Ansicht weniger optimistisch. Denn Ende Dezember mußte er mitteilen: wahrscheinlich werden wir hier im nächsten Jahre ein sehr brauchbares Observatorium erhalten, dessen Director dann unser Dr. Gauss sein wird[6]). Tatsächlich war Herr von Zach in Braunschweig gewesen, um die beste Lage für die zu erbauende Warte und ihre beste Konstruktion festzustellen. Der von ihm auszuarbeitende Plan sollte dem=

[1]) Nr. 7.
[2]) Karl Ludwig H., 1765—1834, A. D. B. 10, S. 593.
[3]) Franz Xaver Freiherr v. Z., 1754—1832, A. D. B. 44, S. 613.
[4]) Nr. 8.
[5]) Nr. 11.
[6]) Nr. 13.

Digitized by Google

nächst dem Herzog vorgelegt werden. Als dann im März 1804 ein zehn=füßiges Teleskop in Braunschweig eingetroffen war, meinte Zimmermann zuversichtlich, daß nun im Sommer die Sternwarte zustande kommen werde. Aber im Mai desselben Jahres schrieb er nach St. Petersburg, daß Gauss sehr gerührt wäre von den wohlwollenden Gesinnungen, die man in St. Petersburg für ihn hege. Es könne sich noch manches ändern und „insofern läßt sich noch nicht voraussehen, inwieweit er nicht einmal von dem Wohlwollen der dortigen Akademie dankbar Gebrauch machen könne"[1]).

Der erfahrene Fuss seinerseits hatte vorausgesehen, daß die Angelegen=heit in Braunschweig keinen für Gauss günstigen Verlauf nehmen könne und ihm geschrieben: „Ich meinerseits kann, nachdem ich alles erschöpft habe, was sich anführen ließ, um Sie zur Annahme der Ihnen gemachten Anerbietungen zu bewegen, nur wünschen, daß Ihre verbesserte Lage in Braunschweig Ihnen alle Zufriedenheit gewähren möge, die wir uns bestrebt haben würden, Ihnen hier zu verschaffen, und ich zweifle nicht, daß das Bewußtseyn, die Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihren vortrefflichen Fürsten erfüllt zu haben, Sie für das ihm gebrachte Opfer entschädigen werde"[2]). Fuss fürchtete das Bedauern von Gauss, den Ruf an die nordische Anstalt abgelehnt zu haben, wenn er den neuen Etat der Akademie gesehen haben würde, dessen Bestätigung bevorstand und der offenbar für die Mitglieder der Akademie sehr günstige Bedingungen enthielt. Gauss hatte in der Tat mit seiner Pietät für den Herzog, dem er in seinen Schul= und Universitäts=jahren soviel verdankte, ein Opfer gebracht. Die sich ihm in St. Petersburg bietende Gelegenheit fiel allerdings stark ins Gewicht und hätte ihn freilich zum Fortgang aus Deutschland bewegen können: 2400 Rubel Gehalt, freie Wohnung und Heizung, der Rang eines Kollegienrats, d. h. eines Obersten ins militärische übertragen, eine Pension in Höhe der halben Jahresgage nach zwanzigjähriger und in voller Höhe nach dreißigjährigem Dienste, Versorgung der Witwe und Kinder bei frühzeitigem Tode des Akademikers. Da erschienen allerdings Vorteile, wie sie sich an deutschen Hochschulen nicht in gleichem Umfange boten.

Auf diese Weise war Gauss noch immer nicht in einer seinen Kennt=nissen und Leistungen entsprechenden Stellung. Fuss mochte daher wohl berechtigt sein, von neuem die Möglichkeit einer Berufung, dieses Mal mit größerem Erfolge, zu erwägen, zumal er aus Zimmermanns Briefen über den Stand der Angelegenheit des Baues in Braunschweig unterrichtet war. Möglicherweise hatte Gauss selbst in dem Begleitschreiben zu den wissen=schaftlichen Mitteilungen, die er als Mitglied der Akademie an diese ge=langen ließ, selbst dem Unmute, daß er noch nichts erreicht hatte, Luft gemacht. Sehr wahrscheinlich ist ein solcher Gefühlsausbruch jedoch nicht. Jedenfalls wollte Fuss, indem er sich für die Zusendung der astronomischen Daten über die Ceres und Pallas bedankte, nicht damit zufrieden geben, daß seine Lage und seine Grundsätze Gauss nicht erlaubt hätten, die Be=rufung an die Petersburger Akademie anzunehmen. „Sollten," so schließt er seinen Brief, „je Umstände eintreten, die Ihnen eine Wiederholung

[1]) Nr. 15.
[2]) Nr. 9.

Digitized by Google

meiner ehemaligen Anträge, versteht sich unter Bedingungen, wie sie das durch das neue Reglement und den neuen Etat der Akademie möglich geworden sind, wünschenswert machten, so vergessen Sie nicht, daß Sie Freunde in Petersburg haben, die nur einen Wink erwarten, um ihre ehemaligen Vorschläge zu erneuern[1])." Niemand hätte es Gauss verdenken dürfen, wenn er nach den trüben Erfahrungen, die ihm beschieden gewesen waren, von neuem in Verhandlungen mit der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften getreten wäre. Er hing jedoch an seiner Heimat. Es war gewiß keine Phrase, wenn er im Briefwechsel mit Olbers sich einmal ausdrückt: „Unserm vortrefflichen Fürsten habe ich Alles zu danken; dies knüpft mich fest an mein Vaterland." Den Gedanken, den Gauss selbst dem Herzoge vorgetragen hatte, nämlich einen astronomischen Salon oder eine Art kleiner Sternwarte errichten zu lassen, die eine Zierde der Stadt, ein Mittel, den Geschmack an der Himmelskunde mehr auszubreiten, ein Mittel, der Wissenschaft nützlich zu sein, hatte der Fürst wohlmeinend aufgenommen[2]). Wenn sich nun alle diese Hoffnungen nicht verwirklichen ließen, dann war er es wohl seiner Wissenschaft schuldig, seine Begabung dort zur Entfaltung zu bringen, wo ein fruchtbarer Boden für deren Entwicklung gegeben war. Um so mehr als der Versucher zu Beginn des neuen Jahres abermals auf der Bildfläche erschien. „Noch immer haben Sie keine Sternwarte", ließ sich Fuss hören. „Dies thut mir für die Wissenschaft und für Sie leyd! Ungeachtet daß eine wol eingerichtete Sternwarte mehr oder weniger in Deutschland für die Astronomie kein gleichgültiger Gegenstand ist, so müßte man dem Orte vorzüglich eine solche wünschen, wo ein Gauss seit Jahren solche Wunder der Schnelligkeit in genauer Bestimmung der Bahnen neu entdeckter Wandelsterne thut. Ich gebe die Hofnung nicht auf, Sie dereinst noch für unsere Sternwarte zu gewinnen und erwarte nur eine Vacanz, welche wahrscheinlich bald eintreten wird, um anzufragen, ob ich Sie nun mit besserem Erfolg als ehemals in Vorschlag bringen kann"[3]).

Ein solches freundliches Schreiben und die volle Anerkennung des älteren Gelehrten für den jüngeren, konnte auf Gauss seine Wirkung nicht verfehlen. Voller Kraft und Fähigkeit, voller neuer Gedanken und von starkem Forschungstrieb beseelt, im Bewußtsein, mehr leisten zu können und gleichwohl darauf angewiesen zu sein, nur in beschränktem Umfange Beobachtungen anzustellen — diese Erkenntnis hätte schwächere Gemüter niederdrücken müssen. Aus solcher Stimmung heraus erklärt sich Gauss' Brief an Fuss vom 18. März 1805, in dem er bestätigt, daß eine Sternwarte in Braunschweig noch nicht erbaut sei, und dann fortfährt: „Meine Beobachtungen über Juno sind nur mit spärlichen Hilfsmitteln gemacht. Indessen ist der Zeitpunkt sehr nahe, der entscheiden wird, ob Braunschweig eine Sternwarte haben wird oder nicht. Wenn gleich die erstere Entscheidung unter meine ersten Wünsche gehört hat, so würde ich mich bei der zweiten mit der um sehr vieles erleichterten Möglichkeit trösten, meine gegen=

[1]) Nr. 14.
[2]) Hänselmann, a. a. O., S. 60/62.
[3]) Nr. 18.

Digitized by Google

wärtige Lage mit einer anderen zu vertauschen, die einen höheren Wirkungskreis und so sehr vervielfachte Unterstützung zu wissenschaftlichen Arbeiten darbietet"[1]).

Fuss griff dieses Bekenntnis auf. Von Zimmermann war er über die Fortsetzung der Gauss'schen Studien unterrichtet. Dieser hatte ihm im August geschrieben, daß Gauss sich jetzt besonders mit der Perturbationsrechnung der neuen Planeten beschäftige und darin bis zu einer bewunderungswürdigen Genauigkeit gekommen wäre[2]). Somit war sein ohnehin warmes Interesse für den großen Forscher rege gehalten und es kam ihm aus dem Herzen, wenn er im Oktober 1805 Gauss schrieb von seiner andauernden Bereitwilligkeit, ehemals begonnene Negociationen, sobald die Umstände es gestatteten, auf eine sichere Art wieder anzuknüpfen[3]).

Zu Anfang des Jahres 1806 war der Herzog von Braunschweig in geheimer diplomatischer Mission der preußischen Regierung in der nordischen Residenz und man verfehlte nicht, ihn in dem Sinne zu beeinflussen, daß er Gauss zur Übersiedlung nach St. Petersburg zureden möchte[4]). Wurde auch ein derartiges Ansinnen vom Fürsten entschieden abgelehnt, so trat doch bald eine Wendung ein, die eine erneute Stellungnahme zu dem russischen Antrage bedang. Die Unglückstage von Jena und Auerstädt kamen, Zimmermann floh aus Braunschweig, der Herzog erlag seinen Wunden und im Bewußtsein der traurigen Zeit, die nunmehr über Deutschland hereinbrach, ergriff Gauss selbst die Initiative. Er schrieb am 20. Oktober 1806 an Fuss[5]) und fragte an, ob er nicht nach Petersburg kommen könnte. Dieser Brief scheint sich so wenig erhalten zu haben, als die Antwort Fussens vom 20. November 1806. Wohl aber findet sich im Gauss-Archiv ein Fuss'sches Schreiben vom 11. Dezember 1806, das ausdrücklich darauf Bezug nimmt, wie Gauss seinen Brief „im ersten Schreck nach der unglücklichen Schlacht bey Auerstedt geschrieben hätte"[6]). Noch anderthalb Jahre darnach zitterten diese Ereignisse in Gauss' Seele nach. Wie er denn am 20. März 1808 an den Freund Bolyai schrieb: „Du kennst die unglückliche Geschichte des Herbstes 1806. Wenige Tage vorher noch im Genuß von allen Segnungen des Friedens, sahen wir auf einmal unsere Fluren zum Schauplatz des Krieges werden, sahen wir unseren geliebten Fürsten tödlich verwundet, den Verfolgungen der Feinde fliehend, um bald in fremder Erde eine Ruhestatt zu finden. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie nichtig alles hienieden ist, daß nur die Aussicht in eine höhere Existenz die grellen Mißstände des Erdenlebens in Harmonie auflösen kann, als in jenen schrecklichen Tagen, wo wir Zeuge von dem unglücklichen Ende eines der edelsten Menschen waren"[7]).

---

[1]) Nr. 19.
[2]) Nr. 21.
[3]) Nr. 23.
[4]) Hänselmann, a. a. O., S. 62.
[5]) Das Datum des Briefes, in dem Gauss sich gemeldet hat, kennt man nur aus den Briefen von Fuss. Doch wird einmal der 20., ein anderes Mal der 25. Oktober angegeben.
[6]) Nr. 25.
[7]) Briefwechsel Gauss-Bolyai, 1899, S. 90. Schering, a. a. O., S. 22, 30.

Digitized by Google

So kann es nicht Wunder nehmen, daß er, der später von sich sagte, er habe in seinem 56. Lebensjahre noch immer das Gefühl, in der äußeren Welt wie ein Fremdling zu stehen[1]), sich in jener betrübten Zeit aus Deutschland fortsehnte. Er strebte nach einem Wohnsitze, an dem er lediglich der Erforschung der Wahrheit, den Studien zur Lösung aufgeworfener noch nicht gelöster Probleme, nachgehen könnte. Die Entrücktheit in St. Petersburg schien ihm das Ideal für eine Forschungstätigkeit. Nikolaus Fuss war über dieses Entgegenkommen sehr erfreut. So sollte er doch in der früheren Annahme den hervorragenden Astronomen für Rußland gewinnen zu können, recht behalten! Zimmermann, der in äußerster Bestürzung nach Altona geflohen war und in starker Bedrängnis dort wohnte, meinte, daß Gauss jetzt, „da dort ziemlich alles vorbei ist", nicht ungern den Norden aufsuchen werde[2]). Und kaum 14 Tage später redete er dem Sekretär der Akademie nachdrücklichst zu, Gauss nunmehr offiziell berufen zu lassen. Gauss hatte ihn in Kenntnis davon gesetzt, daß er sich den Petersburgern zur Verfügung gestellt hätte. Da diese „einen der ersten Köpfe erhielte", riet er eifrig dazu, die Gelegenheit jetzt nicht zu verpassen, zumal man auch in Paris Anstalten mache, Gauss zu gewinnen. Einige Mitglieder der Académie des sciences hätten sich bereits dahin geäußert: Nous l'aurons coute qu'il coute. Gauss habe ihm geschrieben, daß er die Angel von weitem kommen sehe[3]).

Noch ehe diese günstigen Nachrichten den Sekretär der Akademie hatten erreichen können, hatte er sich bereit erklärt, seinen ganzen Einfluß aufbieten zu wollen, um die gewünschte Berufung in die Wege zu leiten. Aber er wollte allerdings Gewißheit haben, daß es Gauss ernster Wille und unabänderlicher Entschluß wäre, ordentliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu werden. Fuss wünschte eine bestimmte Erklärung in der Hand zu haben, ehe er einen Schritt in der Angelegenheit tun wollte[4]).

Zu dieser unbedingten Erklärung ist es glücklicherweise nicht gekommen. Wenigstens ist im Fuss'schen Nachlasse kein solcher Brief gefunden. Im Sommer 1807, als er eben bei Olbers zu Besuch war, erhielt Gauss den Ruf als Leiter der Sternwarte in Göttingen, während Harding zum Ordinarius aufrückte und seine Vorlesungen über praktische Astronomie nicht aufgab. Gewisse Kreise in Göttingen hatten immer an Gauss festgehalten. Heyne hatte 1804 sich bei Olbers bedankt, daß er die gütige Vermittlung der ihm und anderen so sehr am Herzen liegenden Aquisition des Herrn Gauss übernommen hatte[5]). Nur beklommen hatte man der Berufung Hardings zugesehen und war jetzt froh, die Aufgabe in angemessener, Gauss befriedigender Weise, zwischen beiden Professoren geteilt zu sehen. Gauss nahm den Ruf nach Göttingen an und damit waren alle weiteren Versuche, ihn seinem Vaterlande zu entziehen, dauernd unmöglich geworden.

---

1) Schering, a. a. O., S. 22, 35.
2) Am 21. November 1806.
3) Nr. 27 und 29.
4) Nr. 25.
5) Sartorius, a. a. O., S. 38.

Digitized by Google

Hänselmann nimmt an, daß St. Petersburg in den ersten Tagen des Jahres 1807 seine früheren Anträge erneuert hätte[1]). Damit ist vermutlich jenes Schreiben vom 11. Dezember 1806 gemeint, das wohl in Braunschweig erst zu Beginn des neuen Jahres eintraf. Dieser Brief enthielt jedoch nicht den offiziellen Ruf, sondern setzte diesen so lange aus, als die kategorische Erklärung, kommen zu wollen, noch nicht vorlag. Auch nachdem die Berufung von Gauss endgültig gescheitert war, haben Fuss und Gauss noch einige Briefe gewechselt. Wenigstens haben sich drei erhalten; ob es ihrer noch mehr waren, kann nicht mehr festgestellt werden.

Am 10. Oktober 1807 hat Gauss durch Professor Bartels, der einem Rufe als Professor der Mathematik an die Universität Kazan folgte, an Fuss einen Brief gelangen lassen. In ihm dürfte er von seiner Berufung nach Göttingen und der damit bewirkten günstigen Wendung seines Schicksals berichtet haben. Erhalten scheint sich dieser Brief nicht zu haben, wenigstens ist er bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Fuss wünschte Glück, indem er sich resignierend wohl selbst sagen mußte, daß damit seine Hoffnungen auf den hervorragenden Astronomen endgültig sich verflüchtigt hatten. Gleichsam sich selbst zum Trost fügte er den Zweifel hinzu, ob man in der Tat in St. Petersburg ihm für alles hätte Ersatz bieten können, was er in Deutschland, nunmehr also in Göttingen, aufgegeben haben würde[2]). Es scheint hieraus hervorzugehen, daß Gauss im Jahre 1806 noch keine endgültige Absage auf die neuerliche Anfrage des Akademie-Sekretärs Fuss vom 11. Dezember gegeben hatte. Fuss nahm an, daß seine beiden Briefe an Gauss, die ihn auf Umwegen zu erreichen versucht hatten, der eine über Hamburg, der andere über Schweden, nicht an den Adressaten gelangt wären. Dann wäre es erklärlich, daß Gauss, ohne zu wissen, wie eigentlich seine Angelegenheit in St. Petersburg stand, im Oktober 1807 gleichwohl von seiner veränderten Lage dorthin berichtet hatte. Indes, da das Duplikat des Briefes vom 11. Dezember 1806 sich im Gauss-Archiv findet, so muß der vielleicht mit Spannung Wartende es doch bekommen haben. Dann versteht man wieder nicht, warum er mit der Absendung der endgültigen Ablehnung nach Petersburg so lange zögerte.

Gauss hat in dem Briefe vom 24. März 1808 erklärt, jenen Brief nicht erhalten zu haben. Demnach gewinnt die Vermutung Raum, daß das Duplikatschreiben erst längere Zeit nachher in seine Hände gekommen ist, nachdem alles längst entschieden war. Da es den Umweg über Schweden genommen hatte, wäre diese Verspätung denkbar. Sonst begreift man das leise Bedauern nicht, das aus Gauss Antwort herauszuklingen scheint, daß jener Brief ohne Zweifel seiner Lage eine ganz verschiedene Wendung verliehen hätte. Auch ist bemerkenswert, daß er als fraglich hinstellt, ob er für den Verlust der Akademiestelle in St. Petersburg in Göttingen in jeder Rücksicht Entschädigung finden werde. Bedauernd fügt er hinzu, daß die deutschen Regierungen in jenen dunklen Tagen für die Wissenschaften so wenig getan hätten und der neue Zustand der Dinge sich bisher nur in Opfern, nicht in Aufmunterungen zeige. Immerhin sieht er es als Trost

[1]) a. a. O., S. 82.
[2]) Nr. 27.

Digitized by Google

an, daß er künftig seine mathematischen Arbeiten werde bequem an die Öffentlichkeit kommen lassen könne.

Der letzte Brief von Fuss an Gauss[1]) betrifft dessen Wahl zum ordentlichen Ehrenmitgliede der Akademie, die am 24. März 1824 erfolgte. Zweiundzwanzig Jahre zuvor war Gauss der Auszeichnung gewürdigt worden, zum korrespondierenden Mitgliede gewählt worden zu sein. Daß man ihn, den unerreichten Meister, bei seinem wachsenden Ruhme so spät den erneuten „öffentlichen Beweis der hohen Achtung, welche er durch seine glänzenden Verdienste um die mathematischen Wissenschaften" erworben hatte, gab, ist freilich auffällig. Fuss fügte schuldbewußt hinzu: „was freylich schon längst hätte geschehen sollen".

Als Gauss sich dem Beginn des siebenten Jahrzehnts seines Lebens näherte, glaubte er neben seinen mathematischen Studien eines neuen Mittels zu bedürfen, um seinen Geist frisch, lebendig und für neue Eindrücke empfänglich zu erhalten. Dazu wählte er die Erlernung der russischen Sprache, die er zur Fortsetzung seiner Studien nicht brauchte und in Göttingen schwerlich verwerten konnte. Soll man darin eine unbewußte Huldigung gegen jenes Land erblicken, das sich einst redliche Mühe gab, ihm die Weiterführung seiner epochemachenden wissenschaftlichen Untersuchungen zu erleichtern? Schwerlich. Gauss war zuerst auf die Botanik verfallen, da er jedoch bei der Beschäftigung mit ihr auf manche Hindernisse stieß, wandte er sich den Sprachen zu, für die er stets regstes Interesse gezeigt hatte. Das Sanskrit, das er anfangs in Angriff nahm, befriedigte ihn wenig, und so kam er zum Russischen, das er nach zwei Jahren vollständig beherrscht haben soll. Er konnte prosaische wie poetische Schriften geläufig lesen, seine Korrespondenz nach St. Petersburg in ihr führen und sich sogar bei vollkommen richtiger Aussprache in ihr unterhalten[2]).

---

1. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1800 Oktober 19[3]).

. . . Ich hatte diesem auch ein Paar Exemplare einer schätzbaren Dissertation des Herrn Dr. Gauss beigelegt, die der Academie eine Probe gewesen wären, was man von dessem größeren mathematischen Werke, wovon bereits 30 Bogen abgedruckt, erwarten dürfe. Er gehört sicher zu den ersten Köpfen, die mir jemals vorgekommen sind, und ich werde nicht ermangeln, der Academie der Wissenschaften ein Exemplar von dem neuen Werke einzusenden, sobald ich nur erfahre, ob jenes frühere nebst meiner eigenen Arbeit dort richtig eingelaufen. . . .

[1]) Nr. 31.

[2]) Sartorius, a. a. O., S. 91/92.

[3]) Die Briefe, bei denen kein Aufbewahrungsort angegeben, entstammen dem Nachlasse des 1825 in St. Petersburg gestorbenen beständigen Sekretärs der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Nikolaus Fuss, heute im Privatbesitz. Aus den Zimmermann'schen Briefen sind nur die auf Gauss sich beziehenden Stellen nachstehend zum Abdruck gelangt; aus den Gauss'schen nur die auf seine Berufung sich beziehenden.

Digitized by Google

2. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1800 November 19.

. . . Ich werde nie ermangeln, der Kaiserlichen Akademie meine geringe Arbeit stets zu übersenden, und auf Ostern auch ein für die höhere Analytik äußerst merkwürdiges Werk des Dr. Gaus überreichen. Er ist unstreitig einer der seltensten Köpfe aller Nationen und wird sich glücklich schätzen, E. Wohlgeboren seine Hochachtung bezeugen zu können; ich freue mich, daß ich ihn meinen Pflege=Sohn nennen darf. Sein Werk enthält unter einem sehr bescheidenen Titel tiefgedachte Wahrheiten.

3. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1801 Januar 1.

. . . Was Euer Hochwohlgeboren mir wegen der scientifischen Lage von Rußland sagen, thut mir wehe. Dadurch werden Sie gleichsam von allem isolirt. Indeß halte ich mich von der hohen Wohldenkenheit und dem väterlich richtigen Edelsinn Ihres Monarchen überzeugt, daß Seine Majestät sobald Sie es thunlich glauben, allen wirklichen Fortschritten in nützlichen Kenntnissen, die Bahn wieder eröffnen werden. Da bis jetzt des Dr. Gaus Dissertation noch nicht bei der Akademie eingelauffen ist, so habe ihn ersucht, ferner Euer Hochwohlgeboren einen kleinen Aufsatz zu geben, welchen Euer Hochwohlgeboren der Akademie gütigst vorlegen wollen. Das größere Werk wird nun mit Eifer gefördert, und ich muß es meinem trefflichen Landesfürsten mit Dank nachsagen, daß Er auf mein Ersuchen die Kosten dazu gibt, da es kein Buchhändler übernehmen wolte. Es wird, soweit ich darüber zu urtheilen fähig bin, in seiner Art Epoche machen, und soll, wenn anders zu der Zeit der Zugang der Ideen des Auslandes wieder frei ist, sogleich für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften abgehen.

4. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1802 Februar 14.

Gauss=Archiv Göttingen. Adr.: Sr. Wolgebohrnen dem Herrn Doctor C. F. Gauss Correspondenten der kayserlichen Akademie zu St. Petersburg in Braunschweig.

Wolgebohrner Herr Doctor!
Hochzuehrender Herr!

Es gereicht mir zu besonderm Vergnügen, Ew. Wolgebohrnen officiell anzukündigen, daß die hiesige Kayserliche Akademie der Wissenschaften Sie in ihrer Sitzung vom 31 ten Jan. unter die Zahl ihrer auswärtigen correspondirenden Mitglieder aufgenommen hat[1]).

Mit Ihren mathematischen Kenntnissen und Verdiensten schon längst durch die Briefe des Herrn Geheimen Etatsrath von Zimmermann, und seit kurzem noch genauer durch eigne Mittheilung Ihrer gelehrten Arbeiten bekannt, kann es mir nicht anders als äußerst erfreulich seyn, Sie in näherer Verbindung mit der Akademie zu sehn und ich wünsche mir Glück etwas dazu haben beytragen zu können.

Das Diplom habe ich bereits ausfertigen und von dem Herrn Presidenten und Vice=Presidenten unterschreiben lassen und werde es mit der ersten guten

[1]) Nach den Procès=verbaux des séances de l'académie impériale Band IV (1911) S. 969 schlug der Sekretär Fuss am 31. Januar 1802 vor, unter die correspondirenden Mitglieder der Akademie aufzunehmen . . . . „le docteur Charles Fréderic Gauss a Brunswic, avantageusement connu par ses ouvrages d'analyse présentés à l'académie et tout récemment par ses calculs sur la nouvelle planete Céres, auxquels on doit principalement l'avantage de l'avoir retrouvée. Il fut reçu unanimement".

Digitized by Google

Gelegenheit an Sie selbst adressiren. Sollte sich aber nicht bald eine schickliche und sichere Gelegenheit darbieten, so erhalten Sie dasselbe unmittelbar durch die Post.

Empfangen Sie meinen Glückwunsch zu Ihren successvollen Arbeiten über die Ceres und die Versicherungen der vollkommenen Achtung und Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wolgebohrnen

gehorsamster Diener

N. Fuss

K. R. Etatsrath und Ritter des S. Annenordens.

St. Petersburg den 14ten Febr. 1802.

5. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1802 Juni 6.

Gauss-Archiv Göttingen. Adr.: Sr. Wolgebohrnen Herrn Doctor C. F. Gauss, Correspondenten der Russisch-Kayserlichen Akademie der Wissenschaften in Braunschweig.

St. Petersburg den 6ten Juni 1802.

Wolgebohrner Herr Doctor!

Hochzuehrender Herr!

Sie haben mir durch Ihren interessanten und gehaltvollen Brief vom 20ten May ein sehr großes Vergnügen gemacht und ich halte mich Ihnen für die mir gütigst mitgetheilten merkwürdigen Resultate Ihrer Untersuchungen über die Olbersche[1]) Pallas recht sehr verpflichtet. Auch die Akademie, der ich dieselben sogleich vorgelegt habe[2]), hat mir aufgetragen, Ihnen für die ihr dadurch bezeugte Aufmerksamkeit verbindlich zu danken.

An dem Planetismus dieses neuen Sterns läßt sich nach einer so auffallenden Übereinstimmung der drey von Ihnen aus drey verschiedenen Beobachtungs-Reihen gemachten Berechnungen der Elemente kaum mehr zweifeln. Und sollte der vierte Versuch, auf dessen Resultate ich sehr begierig bin, und spähtere Beobachtungen, das bisher gefundene bestätigen, so gehörte allerdings dieses Weltkörpers Entdeckung zu den merkwürdigsten, deren die Sternkunde sich zu rühmen hat, so wichtig und mannigfaltig die Bereicherungen auch waren, die dieser Wissenschaft in unsern Zeiten zutheil geworden sind.

Mit hiesigen Beobachtungen der Pallas kann ich leyder das Vergnügen nicht bezahlen, das mir Ihr Brief gewährt hat, weil unsere Sternwarte seit einiger Zeit verwaisst steht und vor der Bestätigung des neuen Reglements, an dem itzt gearbeitet wird, nicht recht ernstlich an die Besetzung der so nöthigen Stelle eines Beobachters gedacht werden kann. Was ich hierüber vor einiger Zeit an Herrn Prof. Pfaff[3]) schrieb, werden Ew. Wolgebohrnen nun bereits gelesen haben. Ich bin sehr begierig auf seine Antwort, und würde mich unendlich freuen, wenn das gleichsam hingeworfene Samenkorn so herrliche Früchte für die Akademie hervorbrächte.

Das den 2ten May an den Herrn Geh. Etats-Rath von Zimmermann abgeschickte Diplom werden Sie nun wol bereits erhalten haben. Es freut mich, daß die Akademie zuerst unter den größern gelehrten Instituten Ihren Verdiensten die verdiente Gerechtigkeit durch eine Auszeichnung hat wiederfahren lassen, zu der ich etwas beyzutragen im Stande gewesen bin.

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ew. Wolgebohrnen

gehorsamster Diener

N. Fuss.

[1]) Heinrich Wilhelm Mathias Olbers, Astronom, 1758—1840 A. D. B.

[2]) Am 26. Mai 1802 las Fuss den von Gauss erhaltenen Brief in der Akademie vor. Procès-verbaux IV S. 998.

[3]) Johann Friedrich Pfaff, 1765—1825, A. D. B., war seit 1800 Professor der Mathematik in Halle, vorher in Helmstedt.

Digitized by Google

6. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1802 September 5.

Gauss-Archiv Göttingen.

Wolgebohrner Herr Doctor!
Hochzuehrender Herr!

Ihren interessanten Brief vom 18ten Julii habe ich wegen der Erndteferien nicht eher als zu Ende vorigen Monats der akademischen Conferenz vorlegen können[1]). Diesem Umstande, und nicht meiner Saumseligkeit, bitte ich Sie, es zuzuschreiben, daß mein Dank für die gefällige Mittheilung der Resultate Ihrer Arbeiten über die Pallas so späth kömmt. Wie verdienstlich diese so herrlich gelungenen Arbeiten sind, erkennen Ihre Zeitgenossen; und auch die Nachwelt wird es erkennen und nie den Namen der Entdecker der beyden neuen Planeten nennen, ohne zugleich des Ihrigen dankbar zu erwähnen.

D. Herschels[2]) Vorschlag aus der Ceres und Pallas eine Mittelgattung von Himmels-Körpern unter dem Namen Asteroiden zu machen, kann unmöglich Beyfall finden, weil er sich auf gar nichts gründet, nicht einmal auf seine eigne fehlerhafte Definition, die doch im Grunde nichts anders sagt, als daß diese beyden Körper entweder Planeten oder Kometen sind.

Daß Ew. Wolgebohrnen von dem Inhalt des Briefs, den ich an unsern gemeinschaftlichen Freund Pfaff Ihrentwegen geschrieben habe, nicht unterrichtet sind, bedaure ich sehr, so wie die unglückliche Ursache seines Stillschweigens. Mit jenem Briefe hatte es folgende Bewandnis: Herr Prof. Pfaff hatte in seinem lezten an mich abgelassenen Schreiben den Wunsch geäußert, daß Sie eine Ihren Verdiensten und Neigungen angemessene Anstellung erhalten möchten, und frug an, ob nicht bey unserer Akademie eine schickliche Stelle für Sie offen wäre. Ich antwortete ihm, daß zwar die mathematische Klasse besetzt, oder viel mehr übersetzt wäre, daß aber der Abgang des Astronomen Henry mir einen sehr erwünschten Vorwand gäbe, Sie zu dieser vacanten Stelle vorzuschlagen, falls Sie sich entschließen könnten, mit Ihren so eminenten theoretischen Kenntnissen practische Astronomie zu verbinden und unsre Sternwarte zu übernehmen. Ich bat ihn, Sie hierüber zu sondiren, und mir sobald als möglich Ihre Erklärung wissen zu lassen. Hierauf bezog sich der fromme Wunsch in meinem lezten Brief, und die Stelle in dem Schreiben des Herrn Kollegienrath und Ritter Schubert[3]).

Seitdem habe ich aus einem Briefe des Herrn Geheimen Etatsrath Zimmermann (dem ich meine gehorsamste Empfehlung und meine Entschuldigung zu machen bitte, daß ich ihm aus Mangel an Zeit diesmal nicht schreibe) ersehn, mit welchem Erfolge Ew. Wolgebohrnen sich auf das Practische der Sternkunde gelegt haben. Die Neigung zum Beobachten darf ich allso bey Ihnen voraussetzen, und es käme nur darauf an, zu wissen, ob Ihnen der Ruf zu einer Sternwarte unter dem 60ten Grade, d. i. unter einem Himmel, der der Astronomie eben nicht sonderlich günstig ist, lieb seyn würde? Bey Pflichten, welche für einen Mann wie Sie eher Vergnügen als Last sind, würden Sie im Anfang auf einen fixen Gehalt von tausend Rubel und freye Wohnung oder statt dieser, falls sie es vorzögen, zweyhundert Rubel Quartiergeld rechnen können; daß der Gehalt in der Folge ansehnlich vergrößert und mit andern Auszeichnungen begleitet werden würde, darf ich Ihnen zuversichtlich versprechen.

Es geschieht mit Vorwissen, und sogar auf Verlangen des Herrn Präsidenten und einer großen Majorität der academischen Conferenz, daß ich Ihnen diesen provisorischen Antrag thue. Ich bitte Sie, mir sobald möglich, Ihren Entschluß und Ihre etwanigen Bedingungen wissen zu lassen und versichert zu seyn, daß ich mir es zum besonderen Vergnügen rechnen würde, mit einem

[1]) 25. Aug. 1802, Procès-verbaux IV, S. 1014.

[2]) Friedrich Wilhelm H., 1738—1822, A. D. B.

[3]) Friedrich Theodor Schubert, 1758—1825, seit 1786 Akademiker für Mathematik, seit 1803 für Astronomie an der Kaiserl. Akademie in St. Petersburg.

Digitized by Google

Manne in persönliche Bekanntschaft zu kommen, der seine gelehrte Laufbahn mit sovielem Glanze begonnen hat.

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn

Ew. Wolgebohrnen

ergebenster Diener

N. Fuss.

St. Petersburg den 5 ten September 1802.

7. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1803 Januar 20.

. . . Jetzt erlauben Sie mir, von meinem Freunde dem Dr. Gaus zu reden. Die Ehre, welche ihm die Akademie erwiesen hat durch die Wiederholung des Rufes mir so bedeutend, und die Gelegenheit für ihn in einer großen Sphäre arbeiten zu können, so wichtig, daß ich unserm treflichen Fürsten, dem Regierenden Herzoge sogleich davon Nachricht gab, und Ihm selbst vorstellte, wie der Dr. Gaus selbst zur Ehre von Braunschweig dort bei Ihnen arbeiten und seinen Wirkungskreis erweitern würde. Allein dieser seltene Fürst hat nun einmal eine auf Sachkenntnis und Wissenschaftsliebe gegründete Vorliebe für diesen jungen Mann. Er wünscht ihn hier zu behalten und erhöhte aus freien Stücken sein Gehalt fast zum doppelten außer freier Feuerung und Wohnung. Er bleibt dabei völlig independent, hat daher seine ganze Zeit zur Erweiterung seiner Talente übrig. Was kann dieser seltene Kopf bei solcher Muße nicht bewirken? Euer Hochwohlgeboren sehen daher, daß weder der Dr. Gaus noch ich Schuld daran sind, wenn er Ihnen vorjetzt nicht zu eigen wird. Seine Lage ist nun zu bequem und ich darf hoffen, daß die Wissenschaften nicht dabei verlieren werden. Der Baron von Zach hat ihm aus wahrem Edelsinn und Wissenschaftseifer so eben ein schönes Geschenk mit einem treflichen Sextanten nebst marmornen Horizont und Pendule gemacht, und Sie werden in dem letzten Stück der astronomischen Correspondenz ersehen, wie Dr. Gaus dergleichen schon jetzt zu gebrauchen versteht. Im Sommer wird er, eingeladen von Baron von Zach, auf einige Zeit nach Gotha gehen. Ich lege einen Brief des Herrn Dr. Gaus an Herrn Schubert bei nebst Bitte, mich ihm unbekannterweise recht sehr zu empfelen.

8. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1803 April 25.

. . . Dadurch daß unser treflicher Herzog den Dr. Gaus bei uns vors erste fixirt hat, entsteht nun, ihm zu Gunsten, eine eigene kleine Sternwarte, ein Observatorium in nuce, womit aber dieser seltne Mensch sicher etwas eben so vorzügliches liefern wird. Herr Oberstwachtmeister von Zach wird deßhalb auf Johannis zu uns kommen; empfelen Sie mich doch beiläufig auch Herrn Schubert; er hat sich gegen meinen treflichen Gaus sehr gut genommen und ich danke ihm hiefür unbekannterweise.

9. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1803 Mai 19.

Gauss-Archiv Göttingen. Nach einer Kopie. Adr.: Herrn Doctor C. F. Gauss, Correspondent der Kayserl. St. Petersburgischen Akademie der Wissenschaften zu Braunschweig.

St. Petersburg den 19 ten May 1803

Wohlgebohrner Herr Doctor!

Hochzuverehrender Herr!

Die Akademie hat durch Ew. Wolgebohrnen letzteres, unterm 4 ten April an mich abgelassenes Schreiben die Hindernisse vernommen, welche sich der Annahme eines Rufes nach St. Petersburg entgegensetzen. Sie bedauert es die Hofnung, einen Mann von so ausgezeichneten Talenten zu besitzen, aufgeben

Digitized by Google

zu müssen, aber sie ehrt die Beweggründe, welche Ihren Entschluß bestimmt haben[1]).

Ich meinerseits kann, nachdem ich alles erschöpft habe, was sich anführen lies, um Sie zur Annahme der Ihnen gemachten Anerbietungen zu bewegen, nur wünschen, daß Ihre verbesserte Lage in Braunschweig Ihnen alle Zufriedenheit gewähren möge, die wir uns bestrebt haben würden, Ihnen hier zu verschaffen; und ich zweifle nicht, daß das Bewußtseyn, die Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihren vortrefflichen Fürsten erfüllt zu haben, Sie für das Ihm gebrachte Opfer entschädigen werde. Wie gros dieses Opfer sey, werden Sie erst dann gans erfahren, wenn das neue Reglement und der verbesserte Etat der Akademie, deren Bestätigung wir zu Ende dieser Woche zuversichtlich erwarten, öffentlich bekannt gemacht werden wird. Vorläufig kann ich Ihnen sagen, daß 2400 Rbl. Gehalt, freye Wohnung und Heizung, Kollegienraths-, das ist Obristen-Rang, Pension der halben Gage nach zwanzigjährigem, der ganzen nach dreissigjährigem Dienste, Versorgung der Wittwe und Waysen durch einen der Zahl der Dienstjahre entsprechenden Gnadengehalt einige der Vortheile sind, denen Sie wahrscheinlich entsagt haben.

Für die uns gütigst mitgetheilten Notizen die Pallas betreffend danke ich Ihnen verbindlichst im Namen der Akademie und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren

Ew. Wolgebornen

ergebenster Diener N. Fuss.

10. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an N. Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1803 August 1.

. . . Jetzt erlauben Sie, würdiger Freund und Goenner von andern Dingen zu sprechen. Was unsern oder ich darf sagen, meinen sehr geliebten Gaus anlangt, so wird er vorerst schwerlich expatriiren. Unser treflicher Fürst wird um seinetwillen ein eigenes Observatorium mit Zuziehung des Baron von Zach bauen lassen. Herr von Zach komt deßhalb im Herbst herüber . . .

Mein guter Gaus wird vielleicht, da La Grange[2]) und La Place[3]) wünschen ihn persönlich zu sehen, auf Kosten unsers Herzogs eine Reise nach Paris machen. Er ist soeben von dem Dr. Olbers zurückgekommen, von dessen weisen Entdeckungen Sie vielleicht bald etwas Neues hören werden.

11. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1803 Dezember 23.

. . . Wahrscheinlich werden wir hier im nächsten Jahre ein sehr brauchbares Observatorium erhalten, dessen Director dann unser Dr. Gaus werden wird. Der Baron von Zach ist deßhalb eigends hier gewesen, um die beste Lage und Anlage für unsere Sternwarte auszumitteln, und wird binnen kurzen unsern treflichen Fürsten den ganzen Plan vorlegen. Der Dr. Gaus empfielt sich Ihnen gehorsam, er ist mehrere Monate in Gotha gewesen, hat einen Theil der Basis-Messung dort beigewohnt und sich im Manoevre der Instrumente geübt. Es ist selbst des Herrn von Zachs Zeugnis zufolge außerordentlich, was er auch in diesen praktischen Dingen schon zu leisten im Stande ist.

---

[1]) In den Protokollen der Akademie, IV, S. 1074, heißt es über die Sitzung vom 20. April: M. Gauss, pénétré de la plus profonde reconnaissance de l'honneur que l'académie lui a fait par cette offre, têmoigne dans les termes les plus propres à exprimer ce sentiment qui l'anime son grand regret de ne pas pouvoir accepter une vocation aussi honorable, qu'il regarderoit comme sont plus grand bonheur, si la reconnoissance envers son souverain, qui vient de lui doubler sa pension, ne lui imposoit pas le devoir de rester attaché à son service et de renoncer à tout établissement hors de sa patrie.

[2]) Joseph Louis Lagrange 1736—1813; seit 1716 Mitgl. der Petersburger Akademie.

[3]) Peter Simon Laplace 1749—1827; seit 1802 Mitgl. der Petersburger Akademie.

Digitized by Google

12. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1804 Januar 3.

... Ich werde hoffentlich in diesem Jahr mit meiner größeren Arbeit nämlich der über Australien oder den Entdeckungen im Südmeer seit Ansons[1]) Zeit fertig. Es wird eine eigene Karte vom ganzen Südmeer dabei gefügt; ist übrigens nicht weniger als eine Geschichte der Entdeckungen, sondern vielmehr eine Darlegung des Werts dieser Entdeckungen für die Wissenschaft, den Handel und die Politic. Es wird ein Quart=Band von etwa 50 Bogen. Dr. Gaus giebt darinn nach einer neuen Methode die genaueren Messungen der be=deutendsten Länder und Inseln, nach den besten Karten und Angaben. Er ist nun wieder hier von Gotha zurück und wir haben ein sehr gutes Emplacement zu einer Sternwarte gefunden. Herr von Zach giebt deßhalb nun den Plan an unsern Herzog ein.

13. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1804 März 10.

... Wir erhalten jetzt ein 10füßiges Telescop, und die Sternwarte wird wohl in diesem Sommer zu stande kommen. Herr Dr. Gaus wird über seine bedeutenden neuen Arbeiten in beiliegendem Briefe selbst sprechen. Ob er noch nach Paris geht, ist bis jetzt unbestimmt. Die Lage der politischen Welt läßt nichts Gewisses und Sicheres zu. Von den meisten Mächten darf man sagen: Herr, sie wissen nicht, was sie thun! aber Napoleon oder wie er heißen könte, Napellus, weis dagegen schon, was er thut. Doch wird er fallen! Denken Sie dereinst an diese Prophezeiung. Es gehört weit mehr Verstand dazu zur rechten Zeit abzutreten als sich bis zu einer gegebenen Höhe zu heben und diesen Verstand, der die wahnsinnige Leidenschaft des Herrschens unterjochen muß, hat der Mensch nicht.

14. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1804 April 24.

Gauss=Archiv Göttingen. Adr.: Sr. Wolgebohrnen Herrn Doctor Gauss, Correspondent der Russisch=Kayserl. Akademie der Wissenschaften zu Braunschweig.

St. Petersburg den 24ten April 1804.

Wolgebohrner Herr Doctor!
Hochzuverehrender Herr und Freund!

Es war mir sehr angenehm wieder einmal mit einer Zuschrift von Ihnen erfreut zu werden und von Ihren Aussichten und Beschäftigungen einige Nach=richt zu erhalten. Ihre Talente sowie Ihre Denkungsart haben mir die höchste Achtung gegen Sie, und die lebhafteste Theilnahme an allem, was Sie angeht, eingeflößt, sodaß ich auch ohne Rücksicht auf den Gewinn, den die Wissen=schaften von Ihren gelehrten Arbeiten ziehn, schon darum mich aufs angelegent=lichste dafür interessire, weil es Ihre Arbeiten sind.

Ihre Untersuchungen über die Grenzen der gnocentrischen Oerter der Planeten sind in mehr als einer Hinsicht verdienstlich, und ich begreife wol, daß sich diese Arbeit auch von analytischer Seite empfohlen haben muß. Für die gefällige Mittheilung der Resultate, die Grenzen der speciellen Zodiake von Ceres und Pallas betreffend, statte ich Ihnen sowol für meine Person als auch im Namen der Akademie, der ich diese Resultate mitgetheilt habe, den ver=bindlichsten Dank ab.

Noch kann ich mich immer nicht ganz zufrieden geben, daß Ihre Lage und Ihre Grundsätze Ihnen nicht erlaubt haben, einen Ruf von der Akademie anzunehmen. Sollten je Umstände eintreten, die Ihnen eine Wiederholung meiner ehemaligen Anträge, versteht sich unter Bedingungen, wie sie durch

[1]) George, Lord Anson von Soberton 1677—1762, vergl. Barrow, Life of George Lord A. 1839.

Digitized by Google

das neue Reglement und den neuen Etat der Akademie möglich geworden sind, wünschenswert machten: so vergessen Sie nicht, daß Sie Freunde in Petersburg haben, die nur einen Wink erwarten, um ihre ehemaligen Vorschläge zu erneuern.

Ich habe die Ehre mit unabänderlicher Ergebenheit zu seyn

Ew. Wolgebohrnen

gehorsamer Diener

N. Fuss.

15. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1804 Mai 30.

Ew. Hochwohlgeboren wünschen einen Anatomen von Celebrität. Da frage ich also, ehe ich selbst einen Schritt thue, bei Ihnen an, ob je der berühmte Soemmering[1]), unstreitig jetzt wenigstens einer der ersten Männer dieser Art, von der Academie eingeladen ist? Ich kenne ihn persönlich und wenn er gleich theuer sein würde, so erhielt doch die Academie die Zierde der Deutschen, ja vielleicht aller Anatomiker. Geben Sie mir hierüber baldigst einige Auskunft, denn in jedem Falle könte ich der Akademie hiebei vielleicht nützlich sein, da ich mit verschiedenen berühmten Anatomikern in Holland studiert habe und leicht bei ihnen anfragen kann. Stets müßte ich aber doch im Allgemeinen einige Bedingungen voraus wissen. Soemmering wäre wahrscheinlich der theuerste, aber er ist wie gesagt, Soemmering . . .

Herr Dr. Gaus ist sehr gerührt von den in Ihren Briefen geäußerten Gesinnungen. Es kann sich manches ändern und insofern läßt sich noch nicht voraussehen, inwieweit er nicht einmal von dem Wohlwollen der dortigen Academie dankbar Gebrauch machen könte.

16. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1804 September 13.

. . . Ich freue mich, daß die Akademie noch einen Versuch bei Herrn Soemmering gemacht hat, denn er ist doch ein ganz ausgezeichneter, aber freilich, sonderbarer Mann. Solte er abermals refusiren, so kann ich Ihnen vorzügliche Männer vorschlagen, 1. Herrn Professor Rosenmüller[2]) in Leipzig, 2. Herrn Professor Fischer[3]) in Kiel. Beide haben Proben ihrer Kenntnisse und Arbeiten in der feineren Anatomie gegeben. Herrn Professor Wiedemann[4]) hieselbst kann ich nicht rathen zu vocieren, 1. weil er soeben einen Ruf nach Dorpt ausgeschlagen und hier deßhalb sehr verbessert ist, 2. aber weil er sich anjetzt sehr mit der Hebammenkunst als einen ihm sehr viel lucrativeren Theil, beschäftigt. Es soll von Euer Hochwohlgeboren abhangen, ob ich unter der Hand, im Fall Herr Dr. Soemmering es ausschlägt, einen jener Männer sondiren soll, ehe ein eigentlicher Ruf geschieht.

17. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1804 November 23.

Euer Hochwohlgeboren glaube keine unangenehme Nachricht mitzutheilen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bei einer Reise nach Frankfurt a. M. Herrn Dr. Soemmering sehr geneigt gefunden habe, dem Ruf der Akademie in Petersburg zu folgen. Sie können versichert sein, daß ich alles angewendet habe, ihn noch mehr darinn zu bestärken, und die ausgezeichnete Vorliebe

[1]) Samuel Thomas S., 1755—1830; seit 1819 Mitgl. der Petersburger Akademie, A. D. B. 34, S. 610.

[2]) Johann Christian R., 1771—1820, A. D. B. 29, S. 221.

[3]) Johann Leonhard F., 1760—1833, seit 1793 Prof. der Anatomie und Chirurgie in Kiel.

[4]) Christian Rud. Wilhelm W., 1770—1840, Professor der Anatomie und zugleich der Geburtshülfe am anatomisch-chirurg. Colleg in Braunschweig; seit 1805 in Kiel.

Digitized by Google

dieses großen Anatomen für seine Wissenschaft läßt mich mit Grunde hoffen, er werde zu Ihnen kommen. Übrigens ist allerdings seine Praxis bedeutend und mag ihm wohl auf 5000 Florins eintragen. Ich habe schöne Platten von seinem neuen Werk der Organa auditus fertig gesehen und noch schönere Präparate; er gedachte dieß Werk Sr. Majestät dem Kaiser Alexander zu widmen . . .

Hiebei erfolgt ein Brief meines treflichen Gaus; er wird Ihnen darinn pie Resultate seiner letzten Bestimmung der Orbis der Juno mittheilen. Es ist bewundernswürdig genug, daß sie so mit den Beobachtungen zutreffen.

18. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1805 Januar 6.

Gauss=Archiv Göttingen. Adr.: Sr.Wolgebohrnen Herrn Doctor Gauss in Braunschweig. Durch Einschlag.

St. Petersburg den 6ten Januar a. St. 1805.

Wolgebohrner Herr Doctor!

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich habe der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften Ihre vierten Elemente der Juno vorgelegt, welche mir den Auftrag ertheilt hat, Ihnen für die derselben durch diese gefällige Mittheilung abermals bezeugte Aufmerksam=keit den verbindlichsten Dank abzustatten.

Sie haben sich durch Einsendung dieser Elemente besonders unsre Astro=nomen verpflichtet, welche den neuen Planeten bereits seit der zweyten Hälfte unseres Septembers beobachtet haben und für welche diese verbessetren Ele=mente (die dritten hatten wir beynahe um die nämliche Zeit in den Göttinginschen Anzeigen gelesen) das größte Interesse hatten.

Kommendes Frühjahr erwarten wir aus London das Herschel'sche 20füßige Teleskop und einen 3füßigen Vollkreis von Troughton[1]), außer verschiedenen minder bedeutenden Bereicherungen unsrer Sternwarte.

Auf Herrn Oberamtmann Schröter's[2]) Werkchen, über die Durchmesser der neuen Planeten, bin ich sehr begierig. Es wird ihm nicht schwer werden, die Richtigkeit seiner Messungen gegen die Herschelschen zu vertheidigen; mir wenigstens sind die letztern immer, und zwar blos aus photometrischen Gründen, sehr unstatthaft vorgekommen.

Allso noch haben Sie keine Sternwarte? Dies thut mir für die Wissen=schaft und für Sie leyd! Ungerechnet daß eine wol eingerichtete Sternwarte mehr oder weniger in Deutschland für die Astronomie kein gleichgültiger Gegenstand ist, so müßte man dem Orte vorzüglich eine solche wünschen, wo in Gauss seit Jahren solche Wunder der Schnelligkeit in genauer Bestimmung der Bahnen neuentdeckter Wandelsterne thut. Ich gebe die Hofnung nicht auf, Sie dereinst noch für unsere Sternwarte zu gewinnen und erwarte nur eine Vacanz, welche wahrscheinlich bald eintreten wird, um anzufragen, ob ich Sie nun mit besserm Erfolg als ehmals in Vorschlag bringen kann.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihr gehorsamer Diener

N. Fuss.

19. C. F. Gauss in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1805 März 18.

Gauss=Archiv Göttingen.

. . . eine Sternwarte haben wir noch nicht. Meine Beobachtungen der Juno sind nur mit spärlichen Hülfsmitteln gemacht. Indessen ist der Zeitpunkt

[1]) Edward Troughton, 1753—1835, Instrumentenmacher in London in Firma Wright & Co., die er nach dem Ableben seines älteren Bruders Johann T. 1770 ebenfalls Mechaniker, allein weiterführte. Dict. of nat. Biography.

[2]) Johann Hieronymus S., 1745—1826; seit 1794 correspondirendes Mitgl. der Petersburger Akademie. Procès=verbaux IV, S. 387.

Digitized by Google

sehr nahe, der entscheiden wird, ob Braunschweig eine Sternwarte haben wird oder nicht. Wenngleich die erstere Entscheidung unter meine ersten Wünsche gehört hat, so würde ich mich bei der zweiten mit der um sehr vieles erleichterten Möglichkeit trösten meine gegenwärtige Lage mit einer andern zu vertauschen, die einen höheren Wirkungskreis und so sehr vervielfachte Unterstützung zu wissenschaftlichen Arbeiten darbietet.

C. F. Gauss.

20. C. F. Gauss in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1805 September 7.

Gauss=Archiv Göttingen.

. . . Sie erhalten diesen Brief durch Herrn Eiche, einen Jugendfreund von mir, der seine in Moskau sich niederlassende Schwester nach Rußland begleitet. Er hat gegen mich geäußert, daß es ihm, da auch seine Mutter mit dahinzieht, lieb sein würde, wenn er auf eine gute Art in der Nähe seiner so nahen Verwandten bleiben könnte. Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie Verehrungswürdigster, ihm zur Erreichung seines Wunsches behülflich sein könnten und ich bin auch gewiß, daß er sich durch seine reelle Kenntniß besonders in Schulwissenschaften und Sprachen . . . und einen angemessenen Platz mit Ehren ausfüllen wird.

21. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1805 März 20.

. . . Es schmerzt mich nicht wenig, daß auch dießmal die Vocation des Herrn Soemmering so ausgefallen ist. Völlig bin ich überzeugt, daß wenn Seine Excellenz von Novosilzow[1]) dort gewesen, und hiedurch die Sache beschleunigt worden, so hätte die Akademie unfehlbar diesen seltnen Mann bekommen; denn ich habe ihn sehr aufrichtig für sein Engagement nach Petersburg sprechen hören. Er wird indeß gerne Ihnen nach seinem besten Wissen einen ausgezeichneten Mann vorschlagen, wenn anders keiner der 3 neulich erwähnten Anatomen solte gewählt werden.

22. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Braunschweig 1805 August 1.

. . . Herr Professor Bartels[2]), auch einer von denen, worüber wir Braunschweiger uns mit Recht freuen dürfen, mein besonders guter Freund, ist jetzt hier. Er erwartet von Rusland die entscheidende Antwort. Er ist ein in mehreren Rücksichten vorzüglicher Mann, und zugleich vom biedersten Charakter. Er sagte mir vormals stets, er wünsche nicht so weit von seinem Vaterlande zu leben, sonst hätte ihn längst bei Ihnen dort vorgeschlagen. Er war der erste Lehrer des Dr. Gaus. Letzterer beschäftigt sich jetzt besonders mit der Pertubations Rechnung der neuen Planeten und ist bis zu einer bewundernswürdigen Genauigkeit damit gekommen. Er wird nächstens selbst davon Meldung thun.

23. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1805 Oktober 31.

Gauss=Archiv Göttingen. Adr.: Herrn Doctor Gauss in Braunschweig.

St. Petersburg den 31. Octob. 1805.

Ihre gütigen Zuschriften vom 18ten März und 17ten September sind mir beyde richtig zu Händen gekommen, und die darin enthaltenen astronomischen und andern Nachrichten sind von mir der K. Akademie der W. vor=

---

[1]) Nikolai Nikolajevitsch N., 1762—1838; von 1803—1810 Präsident der Akademie.

[2]) Johann Martin Christian Bartels, 1769—1836 Professor der Mathematik in Kazan und seit 1821 in Dorpat.

Digitized by Google

gelegt worden, welche Ihnen für die gefällige Mittheilung derselben verbindlichst danken läßt. Ihre Arbeiten haben alle soviel Interesse und sind für die Wissenschaft von so hohen und entschiedenem Werth, daß Sie immer im voraus von der günstigsten Aufnahme versichert seyn können, sowie von meiner fortdauernden Bereitwilligkeit ehmals begonnene Negociationen, sobald die Umstände es gestatten, auf eine sichere Art wieder anzuknüpfen.

Ich bin mit unbegrenzter Achtung

Ihr ergebener

N. Fuss.

24. E. A. W. Zimmermann in Altona an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Altona 1806 Dezember 4.

... Seitdem erhielt von meinem treflichen Dr. Gaus einen Brief, worinn er mir meldet, er habe (über Berlin) an Euer Hochwohlgeboren geschrieben und gehorsamst ersucht, an ihn bei dortiger Akademie zu denken. Völlig überzeugt, daß Sie wehrtester Freund und Goenner sich für ihn interessieren und daß die Akademie durch ihn einen der ersten Köpfe erhielte, so ist dieß Ihnen sicher überflüssig zu sagen. Sie wehrter Goenner, haben sich selbst wie er mir meldet, schon vormals dahin erklärt, daß die Academie ihn stets gerne unter sich aufnehmen würde, wenn er irgend seinen Wohnplatz zu verändern gedachte; und ich halte mich überzeugt, daß Sie das große allgemeine Unglück, welches uns alle, und auch ihn trifft, für eine Gelegenheit aufnehmen, ihm durch gute Bedingungen seinen Verlust zu mindern. Auch überläßt er diese gänzlich der Academie und der Beurtheilung seiner Petersburger Freunde. Nur soviel kann ich für mich hinzufügen, daß mir Herr von Humbold bereits im vergangenen Frühjahr sagte, die Pariser Academiker hätten bei Erwähnung des Dr. Gaus hinzugefügt, da sie mit Bewunderung von ihm sprachen „et nous l'aurons, coute qu'il coute". Daß Dr. Gaus aber wohl bei seinen Gesinnungen, dem Norden den Vorzug geben werde, daran zweifle keinen Augenblick. Nehmen Sie daher wehrtester Goenner sich dieses seltenen Kopfes und guten Menschen mit der Freundschaft an, die er doppelt verdient. Er ist jetzt verheirahtet und hat einen jungen Sohn von 1 Jahr. Sein wichtiges Werk über seine Methode die Planeten-Bahn zu berechnen, ist schon bis zur Hälfte fertig, und er kündigt mir jetzt noch mehr als ein Werk an, worauf er selbst noch größern Wehrt legt als auf seine vorhergehenden. Solte es möglich sein, auch sich des geschickten Professors Bartels für Kasan oder eine andere dortige bedeutende Lehranstalt anzunehmen, so bitte darumm inständig ...

25. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1806 Dezember 11.

Gauss-Archiv Göttingen. Adr.: Sr. Wolgebohrnen dem Herrn Doctor Gauss in Braunschweig.

St. Petersburg den 11ten December 1806.

Herrn Dr. Gauss in Braunschweig.

Bereits vor 3 Wochen hab' ich auf Ihren Brief vom 20ten Oct. geantwortet. Da aber der Postenlauf so lange gehemmt war, und auch noch itzt nicht wieder in seinem alten Gleise geht, so schreibe ich Ihnen zum 2ten male, in der Hofnung, daß Sie wenigstens dies Duplicat erhalten werden. Das Ihrige ist mir nicht zugekommen.

Mit dem größten Vergnügen will ich zum 2ten male allen meinen Einfluß anwenden, um einen Ruf an Sie von Seiten der Akademie einzuleiten. Nur werden Sie es meinen Verhältnissen und dem so natürlichen Wunsche, nicht etwa durch eine abermalige Abweisung desselben compromittirt zu werden, zu gute halten, wenn ich diesmal vorsichtiger bin und Gewißheit zu haben wünsche, daß es Ihr ernster Wille und unabänderlicher Entschluß sey, einen Ruf zur Akademie als ordentliches Mitglied derselben, mit den durch das Reglement bestimmten Emolumenten, falls er an Sie gelangt, anzunehmen.

Digitized by Google

Sie schrieben Ihren Brief im ersten Schreck, nach der unglücklichen Schlacht bey Auerstedt, die denn freylich seit dem auch bey Ihnen große Veränderungen hervorgebracht hat. Da aber Ihr neuer Fürst Ihrer precairen Lage Sicherheit gegeben und Ihnen den Wunsch Ihr Vaterland mit Rußland, dessen Grenzen sich nun der Krieg nähert, zu vertauschen, benommen haben könnte: so wünsche ich hierüber Ihre letzte bestimmte Erklärung zu haben, bevor ich einen Schritt in der Sache thue.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihr gehorsamer Diener

N. Fuss.

26. E. A. W. Zimmermann in Braunschweig an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Altona 1807 Februar 23.

. . . habe die Ehre jetzt zum 3 ten Mahle aus meinem Asyle zu schreiben. Ich nahm mir die Freiheit zuerst, bald nach meiner Flucht aus Braunschweig den 21 ten November Ihnen meine traurige Lage bekant zu machen und dieß am 9 ten December zu wiederholen. Fast fürchte ich, daß diese Briefe gar nicht angekommen sind, da sie über Copenhagen liefen, indem der Weg über Königsberg schon gehemmt war. Ich bat in beiden im Falle sich dort auch für mich eine gute Stelle offen zeigte, an mich zu denken, da mein Schicksal so äußerst precair ist. Auch trug Ihnen den treflichen Dr. Gaus und Herrn Professor Bartels an; ersteren für Ihre Akademie, letztern für Casan. Damals lebte indeß noch der Professor Ide[1]) in Moscau und ich wage es unmasgeblich anheim zu geben, ob nicht Herr Professor Bartels für jene Stelle in Moscau paßlicher wäre als für die in Casan?

Herr Dr. Gaus schreibt mir, daß ihn der famöse Beutemäkler Denon, da er in Braunschweig gleichfalls sein ehrenvolles Amt zur Wegnahme vorzüglicher Kunstsachen trieb, besucht habe, und wie er sich darüber ausdrückt, er sähe bereits die Angel von weitem kommen, ich mögte daher Euer Hochwohlgeboren hierauf aufmerksam zu machen suchen. Sie begreifen nämlich, daß die Gallier alles thun werden, was mit dem gegen Herrn von Humbold geäußerten Spruch einiger Mitglieder des National-Instituts zutrift „nous l'aurons (sc. Dr. Gaus) coute qu'il coute". Daß mein junger Freund gerne von jeher zu Ihnen wolte, wissen Sie bereits. Ich ersuche daher in Hofnung, daß dieser Brief Sie wirklich erreiche, hierauf ergebenst zu denken; ich würde sodann den Herrn Doctor Gaus sofort zur Reise nach St. Petersburg bestimmen, sobald ich nur wegen der Bedingungen und wegen des Reisegelds einige Auskunft erhalten hätte. Euer Hochwohlgeboren sehen nämlich leicht ein, daß Sie mit Dr. Gaus nach Braunschweig selbst jetzt in keine Correspondenz treten können . . .

27. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Braunschweig. St. Petersburg 1808 Januar 7./19.

Gauss-Archiv Göttingen.

St. Petersburg den 7/19 ten Januar 1808.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Herr Professor Bartels hat mir durch Überreichung Ihres mir sehr angenehmen Schreibens vom 10 ten Octob. vorigen Jahres ein sehr großes Vergnügen gemacht. Ich sehe daraus, daß Sie mich in freundschaftlichem Andenken behalten haben und daß Ihre Lage eine für Sie und die Wissenschaften gleich günstige Veränderung erlitten hat. Ich sehe aber auch mit Bedauern, daß Sie weder meine erste Antwort auf Ihren Brief vom 25 ten Octob. 1806, welche ich, Ihrer Anweisung gemäß, an Herrn Tamsen nach Hamburg adressirt hatte, noch das bald darauf über Schweden abgesandte Duplicat erhalten haben. Auch scheint es, daß die indirecten Anfragen und Bitten um eine entscheidende

[1]) Johann A. Ide starb Januar 1807 in Moskau als Professor der Mathematik, etwa 30 Jahre alt. Biograph. Wörterbuch der Universität Moskau 1855 I. Teil, S. 351 (russ.).

Digitized by Google

Antwort auf jene Briefe, welche ich durch Herrn Bode zu zweimalen an Sie gelangen ließ, Ihnen ebenfalls nicht zugekommen sind. Ihr Stillschweigen auf alles dies ließ mich vermuthen, daß Sie Ihren frühern, in dem ersten Schreck gefaßten Entschluß geändert hätten. Zu den mannigfaltigen Nachtheilen, die uns die Stöhrung des Postenlaufs zugezogen hat, müssen wir allso auch das zweite Mißlingen der Absicht rechnen, Sie für Rußland und für die Akademie zu gewinnen. Denn nun, da Sie den Ruf nach Göttingen angenommen haben, ist wol weniger als je zu hoffen, daß Sie sich zu einer solchen Veränderung ent= schließen würden. Auch zweifle ich, ob wir Ihnen völligen Ersatz für alles das würden anbieten können, was Sie dort zurücklassen müßten.

Unser der practischen Sternkunde so ungünstige Himmel hat unsern Astronomen erst späth, und seitdem nur selten erlaubt den Cometen zu be= obachten. Die erste Nachricht von seiner Erscheinung erhielten wir erst in der Mitte des Octobers, weil wir seit der Stöhrung des gewöhnlichen Post=Cours unsre Zeitungen und Journale bis zu Ende des Jahres fortfahren mußten über Wien und Schweden zu beziehen.

Die Nachricht von dem baldigen Erscheinen Ihres Werkes über die Be= stimmung der Planetenbahnen war Herrn Schubert und mir sehr angenehm und wir sehn mit Ungeduld dem versprochenen Exemplar desselben entgegen.

Mit dem herzlichen Wunsch, daß Sie mit Zufriedenheit an Ihrem neuen Wohnorte und in Ihrem neuen Wirkungskreiß leben mögen, verharre ich hoch= achtungsvoll Ihr ergebenster

N. Fuss.

28. C. F. Gauss in Göttingen an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Göttingen 1808 März 24.

Gauss=Archiv Göttingen.

Die Abreise des Herrn Professor Renner[1]) nach Rußland gibt mir eine erwünschte Gelegenheit Ihnen verehrungswürdigster Gönner und Freund, für Ihr gütiges Schreiben vom 7. Januar und die Versicherungen Ihres fort= dauernden Wohlwollens gegen mich, meinen wärmsten Dank abzustatten. Es war mir eine angenehme Beruhigung die Überzeugung zu erhalten, daß Sie meine Ihnen geäußerten Wünsche noch aus demselben Gesichtspunkte wie ehedem betrachten und das Mißlingen derselben wie ich vermuthete, nur eine Folge von gefälligen Umständen gewesen ist. Erst im Oktober des vorigen Jahrs fast in dem Augenblick, wo ich noch meinen letzten Brief an Sie Herrn Professor Bartels übergab, wurde mir durch eine Anfrage des Herrn Professor Bode[2]) der Zweifel gehoben, ob Sie überhaupt einen meiner Briefe empfangen hatten. Ob das im April 1807 erfolgte plötzliche Absterben von Vater und Sohn in dem Handelshause Tamsen mit Schuld daran gewesen ist, daß sich Ihre Antwort, die ohne Zweifel meiner Lage eine ganz verschiedene Wendung gegeben haben würde, nicht erhalten habe, kann ich nicht sagen. Ob ich für diesen Verlust in meiner hiesigen Lage in jeder Rücksicht Entschädigung finden werde, steht noch dahin. Unter Zeitumständen wie die gegenwärtigen sind die Wissenschaften das Letzte woran die Regierungen denken können und man muß es wol jenen, nicht diesen zuschreiben, daß wir den neuen Zustand der Dinge bisher nur nach Opfern nicht nach Aufmunterungen kennen. Das schätzbarste an meiner hiesigen Lage ist die Leichtigkeit, womit ich jetzt meine mathematischen Arbeiten werde in's Publikum bringen können. Ich hoffe künftig zu jedem Bande unserer Comment. zahlreiche Beiträge liefern zu können, die für die Freunde der Mathematik nicht ohne Intresse seyn werden . . .

[1]) Theobald R., 1779—1850; aus Bremen stirbt als Professor in Moskau.
[2]) Johann Ehlert Bode, 1747—1826, Astronom der Berliner Sternwarte, A. D. B.

Digitized by Google

29. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Göttingen. St. Petersburg 1808 Mai 29.

Gauss-Archiv Göttingen.

St. Petersburg den 29ten May 1808.

Hochzuehrender Herr Professor!

Werthgeschäzter Freund!

Der wirkliche Etatsrath Rumowski[1]), Curator der Kasanischen Universität, hat mich ersucht, durch meine Correspondenten in Göttingen in Erfahrung zu bringen ob ein gewisser Doctor Renner, den er für seine Universität berufen, und dem er nach Annahme des Rufes, bereits im Januar einen Reisepaß nach Rußland nebst dem festgesetzten Reisegelde durch Wechsel nach Göttingen übermacht hat, sich noch dort aufhalte, oder, falls er abgereiset, wann dies geschehn, und wohin er seinen Weg genommen habe?

Ich bin so frey mich mit dieser Frage an Sie zu wenden, mit der ergebensten Bitte mir nach eingezogenen Erkundigungen das Resultat davon gefälligst mitzuteilen.

Verzeyhen Sie mir die Freyheit dieser zutraulichen Zumuthung. Ich stehe zu jeder Gegengefälligkeit jederzeit bereit, und werde mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen.

Wie steht es mit Ihrer dortigen Sternwarte? Hat die kürzliche Anwesenheit Ihres neuen Königs keine Hofnung zur baldigen Vollendung nachgelassen? Dies ist um so mehr zu wünschen, da die Seeberger Sternwarte, wie es scheint, nicht so bald, wofern je, wieder in Activität gesezt werden wird.

Unser thätige und ganz der practischen Astronomie lebende Akademiker Wisnievski[2]) wird nächstens seine dritte astronomisch-geographische Excursion beginnen. Er denkt in drey jahren mit der Bestimmung von etwa 350 Puncten des Europäischen Rußlands fertig zu werden.

Ich empfehle mich zu geneigtem Andenken, wiederhole meine Bitte und verharre mit vollkommenster Hochachtung

Ihr ergebenster

N. Fuss.

30. C. F. Gauss in Göttingen an Nikolaus Fuss in St. Petersburg. Göttingen 1808 Juli 15.

Gauss-Archiv Göttingen.

. . . Ihrem Verlangen zufolge, verehrungswürdigster Freund, eile ich Ihnen anzuzeigen, daß der für Kasan engagirte Herr Dr. Renner schon vor mehrern Monaten von hier abgereiset ist. Er hatte noch die Gefälligkeit einen Brief von mir nebst einer kleinen gedruckten Abhandlung an Sie mitzunehmen und verließ Göttingen, ich erinnere mich nicht mehr genau ob gegen Ende des März oder gleich zu Anfange Aprils. Seine Absicht war noch einige Zeit bei seinen Eltern — sein Vater ist Deichaufseher im Bremischen — zuzubringen und in der Mitte Mays wo möglich zu Schiffe die Reise nach Rußland anzutreten. Wahrscheinlich wird er alsbald nach Abgang Ihres Briefes in Petersburg eingetroffen seyn. Ich werde noch Nachricht zu erhalten suchen, ob und wann er von seiner Heimat wirklich abgereiset ist.

Wegen des fortsetzenden Baus unsrer neuen Sternwarte hat uns der Staatsrath von Müller — der allerdings den besten Willen hat den Wissenschaften nützlich zu werden, aber freilich manchmal in den Umständen Hindernisse findet, die besten Versicherungen gegeben: in der That ist diese Aussicht zu meiner Zufriedenheit mit meiner hiesigen Lage wesentlich. Ich suche die alte Sternwarte so gut ich kann zu benutzen: aber bei allem Eifer kann man doch

---

[1]) Stepan Jakowlewitsch Rumowski, 1734—1812, von 1800—1803 Vizepräsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, seit 1803 Kurator der Universität Kazan.

[2]) Vincenz Karlovič W., 1781—1855, seit 1804 Mitgl. der Petersburger Akademie.

Digitized by Google

mit so mangelhaften Hülfsmitteln nur unvollkommene Resultate und selbst diese nur mit großem Aufwande von Zeit und Arbeit erhalten . . .

Unter den für die Wissenschaft nachtheiligen Folgen, die mit der Umwandlung der Dinge in Deutschland verbunden sind — ist neben der allgemeinen Verarmung die Conscription wol die schlimmste. Sogar Herr Bessel[1]), ein junger Mann von so ausgezeichneten Talenten ist damit bedroht! Ich habe mich in Cassel auf das nachdrücklichste für ihn verwandt, weiß aber den Erfolg meiner Bemühungen noch nicht . . .

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ihr gehorsamster Freund und Diener

C. F. Gauss.

31. N. Fuss in St. Petersburg an C. F. Gauss in Göttingen. St. Petersburg 1824 April 2./14.

Gauss=Archiv Göttingen.

St. Petersburg den 2/14ten April 1824.

Hochwolgebohrner Herr Hofrath und Ritter!
Verehrter Herr Professor!

Längst war es der mathematischen Klasse der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften anstößig den Namen des ersten Geometer Deutschlands noch immer auf dem Verzeichnis ihrer correspondirenden Mitglieder zu finden, welches er seit 22 Jahren ziert, das ist seit dem Beginn seines gelehrten Rufes, begründet durch das damals eben erschienen klassische Werk Disquisitiones arithmeticae. Um nun diesen seitdem so hochgefeyrten Namen aus jener Liste in die der Ehrenmitglieder zu versetzen und dadurch einen öffentlichen Beweis der hohen Achtung zu geben, welche Sie gegen Ew. Hochwolgeboren glänzende Verdienste um die mathematischen Wissenschaften hegt, hat die eben erwähnte Klasse vorigen 24ten März gethan, was freylich schon längst hätte geschehn sollen, indem sie durch eine schriftliche Vorstellung Ihre Aufnahme unter die Zahl der auswärtigen Ehrenmitglieder bey der Akademie in Vorschlag brachte und die Genugthuung hatte diese Aufnahme in pleno einstimmig beschlossen zu sehn.

Indem ich Ew. Hochwolgeboren von dieser Wahl vorläufig hiemit in Kenntnis setze, gratulire ich nicht sowol Ihnen als der Akademie, die sich dadurch selbst geehrt hat. Das Diplom werde ich Ihnen mit der ersten sichern Gelegenheit übermachen. Unterdessen genehmigen Sie die erneute Versicherung der unbegrenzten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe unausgesetzt zu verharren

Ew. Hochwolgeboren

ergebenster Diener

N. Fuss.

[1]) Friedrich Wilhelm Bessel, 1784—1846, Professor der Astronomie in Königsberg i. Pr.

Digitized by Google

MISCELLEN

NOCH EIN LETZTES WORT ZUM SOG. „PATRIOTISMUS“ KARLS IV.

Von
Erdmann Hanisch

Im 2. Heft des vorigen Jahrganges dieser „Jahrbücher" habe ich (S. 9 ff.) Stellung genommen zu dem Artikel von Jan Bedřich Novák: „Der Patriotismus Karls IV.". Im eben erschienenen Heft 3 des 32. Jahrganges des „Český Časopis Historický" unterzieht jetzt nun Novák diese meine Stellungnahme einer Kritik (S. 608—616), die er im wesentlichen als „unfruchtbare Polemik" („neplodná polemika", S. 615) hinstellt. Ich gebe ihm darin völlig recht: meine Entgegnung ist durchaus unfruchtbar geblieben, wie ich an den Ausführungen Nováks merke. Es muß festgestellt werden, daß wir z. T. über ganz grundsätzliche Auffassungen völlig anderer Meinung sind und uns, wie ich Nováks Erwiderung entnehmen muß, darin nie auf einer Basis werden finden können. Infolgedessen werden wir auch hierin stets aneinander vorbeireden.

Nichtsdestoweniger muß ich aber doch noch einmal, um meine Auffassung zu präzisieren, auf einige, mir bedeutsam erscheinende Punkte hinweisen. Nach wie vor stehe ich auf dem Standpunkte, daß für Karl IV. die von Novák gewählte Überschrift seines Artikels „Der Patriotismus Karls IV." in dieser Fassung durchaus verfehlt ist, weil er bei dem Leser ganz falsche Vorstellungen erweckt, die der Verf. selbst, wie er betont, gar nicht anregen will. Wenn Novák das Wort „Patriotismus" nicht so verstanden wissen wollte, wie man es in der Umgangssprache eben allenthalben einzig und allein heutzutage gebraucht, wenn er es also nur für eine bestimmte Epoche in deren damaligen Sinne erfaßt wissen wollte, so hatte der Historiker Novák die Pflicht, diese von ihm gemeinte Stufe der historischen Begriffsentwicklung schon in der Überschrift irgendwie klar anzudeuten. Hätte er also geschrieben z. B. „Karls IV. Verhältnis (oder ‚Einstellung') zu Böhmen. Ein Beitrag zur Entwickelung des Begriffs ‚Patriotismus'," so wäre ein großer Stein des Anstoßes genommen worden. Das ist nicht aus schulmeisterlicher Pedanterie heraus geschehen, daß ich gegen seine Titelfassung mich scharf erklärte, sondern, zum ersten, erfordert es die begriffliche Klarheit, dann aber ist es doch notorisch, wie stark das heutzutage ins Nationalistisch-Chauvinistische gar so häufig umgeschlagene patriotische Gefühl auch in die Wissenschaft — leider — eingedrungen ist. Um so mehr ist es m. E. die Pflicht strenger und ernster Wissenschaftlichkeit, gerade bei völkisch so heiklem Thema „von vornherein" dem doch so scharfsichtigen Auge des völkischen Chauvinismus jede — und so häufige! — mißbräuchliche Verwendungsmöglichkeit wissenschaftlicher Darlegungen unmöglich zu machen.

Und Novák selbst hat dabei sogar ein überscharfes Ohr im Hören nationalistischer Tendenzen. Diese legt er nämlich mir selber unter und meint, daß meine ganze Entgegnung zeige, wie es ein mir unerträglicher Gedanke sei, daß Karl IV., der doch auch über Deutschland herrschte, einen gefühlsgegebenen

Digitized by Google

Zug zu Böhmen und dessen Bewohnern gehabt haben könnte (S. 616: „Hanischovi je nesnesitelna myšlenka, že Karel IV., který přece také panoval Německu, by mohl míti jakýkoli citový vztah k zemím českým a jejich obyvatelstvu. Toje patrno na celém jeho článku.") Einen auf bestimmte Ausführungen meines Artikels sich stützenden Nachweis dafür zu erbringen, scheint Novák freilich nicht notwendig zu erachten. Vielleicht überläßt er sich aber auch in diesem Falle wiederum mehr der ihm als sicher geltenden Führung seines psychischen Fühlens als der nüchternen Tatsächlichkeit, deren ausschlaggebende Rolle für m e i n e Beurteilung Karls IV. ihm als ein so bedeutsames Manko meiner Auffassung erscheint (S. 611: „S psychologii Karlovou se Hanisch mnoho neobírá, jemu je jen střizlivým a reálním politikem a to je vše; citovou stránku jeho duše se nenamáhá vysvětliti.").

Wenn ich zunächst einmal diesen prinzipiellen Einwand Nováks gegen meine Auffassung Karls IV. abwehren muß, so möchte ich meinerseits doch die Frage an ihn richten: woher denn eigentlich Novák gerade über das Seelenleben Karls IV. seine so genaue Kenntnis hat. So viel ich weiß, haben wir doch zur Beurteilung des in Frage stehenden Themas nur Dokumente von dem F ü r s t e n, nicht von dem M e n s c h e n Karl. Auch seine Autobiographie wird wohl niemand als den Drang des Vielerfahrenen zur Zwiesprache mit sich selbst auffassen wollen, auch keiner seiner Briefe zählt unter die reine, tendenzlose Privatkorrespondenz. Überhaupt: wie viel wirklich das Innerste eines mittelalterlichen Fürsten unbefangen uns offenbarende Dokumente besitzen wir denn schließlich insgesamt? Und nun gar von dem viel geschäftigen Politiker Karl IV.! Woher kennt also Novák den Seelenzustand, das Gefühlsleben Karls IV. so zuverlässig? Vielleicht etwa aus der Analogie des Empfindungskomplexes eines Bürgerlebens unserer Gegenwart? Das wäre aber doch recht unhistorisch: denn, wie Novák mit vollem Recht dem Vaterlandsgefühl von seinen primitiven egoistischen Anfängen bis zum altruistischer gerichteten Patriotismus der Neuzeit eine stufenförmige Entwicklung zuerkennt, so wird er auch wohl dem gesamten Gefühlskomplex eine Geschichte zubilligen, wobei die ständischen Nuancierungen jeweils in der Beurteilung des Einzelindividuums sehr beachtlich und das Urteil recht erheblich erschwerend hinzutreten.

Ich kann Novák nun aber wirklich versichern, daß mir das Seelenleben Karls IV. trotz vieljähriger Betrachtung dieses großen Fürsten bis heute noch durchaus nicht recht faßbar geworden ist. Seine, an Gefühlstönen wohl unzweifelhaft recht arme Jugend hat die empfindsame Seite seiner Seele anscheinend dem Absterben nahegebracht, so daß selbst der Jüngling schon sich ganz — und ohne je dem Stürmisch-Triebhaften des Vaters sich verwandt zu zeigen — auf einer merkwürdig hohen Stufe der Selbstzucht und Gedankenkühle erweist, fast nur Verstand, kaum wallendes Blut, daher auch bei aller Religiosität mehr im schematisch Kirchlichen sich bewegend, die äußere Form, nicht so die innere Seele suchend. Man wende nur nicht etwa ein, daß die avignonesische Zeit das wahrhaft religiöse Gefühl zu fördern nicht gerade geeignet schien und eine äußere Erfassung des Kirchlichen begünstigte: der Streit der Minoriten mit Papst Johann XXII. um die Armut Christi und der Apostel lehrt uns doch deutlich eine tiefere Auffassung auch damals kennen, zeigt uns eine religiöse Bewegung, die dem Papst wichtig genug schien, sein Anathem im Decretale „Cum inter nonnullos" dagegen auszusprechen. Daß Ludwig der Bayer dann diese franziskanische Bewegung für seine egoistisch politischen Zwecke mißbraucht, ist natürlich eine andere Sache.

Daß nun Karl IV., als er die Beziehungen zu Böhmen aufnahm und weiterhin stets unterstrich, von rein dynastischem, nicht von böhmischem („patriotischem") Gefühle geleitet wurde, habe ich S. 15 meines Artikels auch durch die mir wesentliche Frage zu stützen gesucht, ob denn jemand im Ernst glauben möchte, daß Karl, wenn der w e s t l i c h e Teil der Luxemburgischen Hausmacht damals die Bedeutung des östlichen für die Luxemburger gehabt hätte, sich nicht mit ebenso starker Betonung der w e s t l i c h e n Tradition bedient hätte, ohne sich i m a l l e r g e r i n g s t e n seiner Přemyslidischen Herkunft und der „amabilis lingue boemicalis" zu erinnern? Diese, aus dem

Digitized by Google

vorhandenen Tatsachenmaterial sehr leicht zu beantwortende Frage hat Novák übersehen. Und ich will nur auf eine, auch bisher nicht beachtete Kleinigkeit noch hinweisen, die im Zusammenhang mit dieser meiner Frage steht: ist es nicht allein üblich, daß ein Fürst seine Ahnenreihe von der Vaterseite her zählt, haftet nicht demgegenüber der ständigen Berufung auf die mütterliche Abstammung, eben angesichts der Ungewöhnlichkeit eines solchen Faktums, von vornherein (ich muß, trotz Novák, diesen Ausdruck hier wieder anwenden) etwas durchaus Tendenzhaftes, eine bestimmte Absicht an? Daraus ergibt sich mir aber, daß für Karl nur die dynastischen Rücksichten, nur die Luxemburgische Familienpolitik, ausschlaggebend waren.

Diese Berufung auf die Přemysliden sollte eben den čechischen Adel gewinnen. Es war dies also nur ein politischer Schachzug, weil er auf den Adel doch einmal angewiesen war. Karls Wenzelskult, seiner religiösen Auffassung durchaus konform, stimmt m. E. völlig zu seiner ganzen, sich auf die mütterliche Ahnenreihe stützenden rein Luxemburgischen Politik, steht ihr in nichts entgegen, einer Politik, die ihn auch das bekannte „Te nominavimus" des Papstes kühlen Blutes hinnehmen ließ: wenn es ihm aber dann politisch geraten schien, z. B. in dem Heiratsplane mit der Wittelsbacherin, kümmerte er, dieser Kirchliche, sich dann wieder in nichts um des Papstes Wunsch und Meinung.

So sehen wir in allem Karl IV. als kühl die Vorteile abwägenden Politiker, der die Menschen auch richtig und klug zu behandeln weiß, also: voll psychologischen Verständnisses. Weil Karl nun ein so hervorragender Politiker und Diplomat ist, stehen wir auch bei dem Erfassen seiner eigenen Persönlichkeit besonders großen Schwierigkeiten gegenüber. Da Karl den čechischen Adel doch dringend nötig hatte, so erinnerte er sich gerade eben der mütterlichen Ahnenreihe. Ich habe ja bereits im genannten Artikel hervorgehoben, daß Karl dem čechischen Adel jegliches Entgegenkommen hierin erweisen konnte, denn auch nicht eine seiner Maßnahmen gab wirkliche Rechte der Dynastie irgendwie preis, im Gegenteil: er wußte von Anfang an durch richtiges Zugreifen im geeigneten Augenblick stets das vom Vater Verlorene zurückzugewinnen. Ich habe auch betont, daß Karl auf diese Weise ein Förderer der čechischen Nation wurde und werden mußte, wenn er selbst freilich den beiden Volksstämmen Böhmens, eben von seinem Luxemburgischen Familiengedanken her, durchaus innerlich neutral gegenüberstand. Das von Novák herangezogene Argument der „Majestas Carolina" konnte ich dabei (l. o. S. 16), aus diesem indifferent nationalen Sinne des Königs heraus, gegen Novák, erklären, wie ich gleicherweise (l. c. S. 17) die von Novák besonders unterstrichene Reihenfolge der Sprachenaufzählung in Karls Autobiographie ganz unbefangen aus der Logik des Textes heraus gedeutet habe. Novák hat übrigens in seiner Entgegnung es unterlassen, bei dieser von ihm besonders herangezogenen Stelle, die, als einziger Beleg, von einer gewissen Sentimentalität Karls für die čechische Sprache zeugen soll, die von Karl vorgenommene Einordnung des Deutschen und Lateinischen zu deuten. Ich muß also meine Auffassung der Stelle, die allerdings auch hier durchaus nüchtern und ohne jede Gefühlsbewertung ist, aufrecht erhalten. Hierbei möchte ich, um Novák vor einer, anscheinend mißverständlichen Auffassung meiner Erklärung zu bewahren, aber noch hervorheben, daß m. E. die Schilderung der Verlassenheit Karls inmitten des aufsässigen čechischen Adels auch nur in eindringlicher rhetorischer Form das historische Faktum uns vor Augen stellen soll, doch würde ich es verstehen, wenn jemand in diesem Teile eine gewisse Sentimentalität sehen wollte, aber die trockene, realistische, nüchterne Fortführung der Erzählung nimmt auch dieser angeblichen Sentimentalität Karls m. E. die Wahrscheinlichkeit. Und so bietet mir die sentimentale Auffassung dieser Textstelle durch Novák gerade ein typisches Beispiel seiner m. E. verfehlten Interpretationsversuche in dieser Frage, wie es mir ebenfalls wesentlich ist, daß Novák auch in seiner jetzigen Polemik gegen meine Ausführungen das Faktum so leicht bewertet, daß Karl, der in Frankreich ganz Franzose geworden war, bei seiner Ankunft in Böhmen die Sprache seiner Mutter gänzlich vergessen hatte, aber (wohl gemerkt:) der mütterlichen Ahnen

Digitized by Google

sich rechtzeitig erinnert. Für mich liegt eben hier reinstes Luxemburgisches Familieninteresse vor, durchaus dynastische Politik.

Karl wurde eben zunächst durch die Zustände in Böhmen selbst, dann durch das Verhältnis zu den Wittelsbachern, schließlich durch seine weiter ausgreifenden Pläne gezwungen, den Osten (also gerade Böhmen) nicht den Westen (also die Luxemburgischen Lande), zur Grundlage seiner Luxemburgischen dynastischen Politik zu nehmen. War schon, wie erwähnt, Karls Lage zu Beginn so, daß er mehr den čechischen Adel, als das deutsche Bürgertum berücksichtigen mußte, so ergab sich auch aus den weiteren politischen Absichten Karls eine bis dahin noch nie erhörte, aber folgerichtige Berücksichtigung und Förderung des čechischen Volkstums. Auch im „Reiche" war ja das stark Nicht-Deutsche als hervorstechendes Merkmal gerade der böhmischen Kur, gegenüber dem einheitlichen Volkscharakter der andern Kuren, von je aufgefallen. Der Sachsenspiegel (III, 57 § 2) beanstandete auch daher diese böhmische Kur, die von einem nicht-deutschen Fürsten ausgeübt werde. Derartige Stimmen waren in Deutschland ab und zu immer wieder laut geworden. Perels hat neulich in seinem Artikel „Zur Geschichte der böhmischen Kur im 14. und 15. Jahrhundert" (Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, germanist. Abteilg. 45, 1925, S. 83 ff.) auf diese Theorien wieder hingewiesen. War es nicht da naheliegend, daß Karl, mochten auch praktisch diese Anschauungen noch kein Gewicht bekommen haben, doch ihnen für künftig die Spitze abbrach: gerade dieses typische Unterscheidungsmal seiner Kur hob er selbst um so schärfer hervor und unterstrich es noch reichsgesetzlich in der Goldenen Bulle, nachdem ihm durch seine starke Stellung dieses möglich geworden war. Es waren die diesbezüglichen bekannten Bestimmungen damit eben nur Symbole Luxemburgischer Macht, entsprechend den bekannten, stark symbolistischen Neigungen des Mittelalters, daher konnten sie auch in der Praxis zunächst, weil nur Vorfühlung eines Rechtsanspruches, unverwirklicht bleiben.

Karl IV. war also Luxemburger und verfocht lediglich seine Luxemburgischen Interessen, die mit denen Böhmens, sogar insbesondere mit denen des čechischen Bevölkerungsteiles, äußerlich konform gingen. Daß jeder von Natur aus an seinem Besitztum hängt, es liebt und nach Kräften zu fördern sucht, ist ja selbstverständlich. Auf Karls Verhältnis zu Böhmen übertragen, ist das aber doch noch nicht böhmischer „Patriotismus". Es nützt da nichts, wenn Novák seiner verfehlten Überschrift eine richtige Einschränkung im Texte gegeben hat. Und um so beanstandenswerter war diese Überschrift, weil die Darstellung dann ganz einseitig Karls slavische Tradition und seine Förderung des čechischen Volksteiles berücksichtigte. Dadurch lief Novák eben selbstverschuldet Gefahr, falsch verstanden zu werden, trotz aller Einschränkung des Begriffs „Patriotismus". Sowohl der französische Wortlaut seines Artikels, auf den mich Novák hinweist, wie der čechische, an den ich mich bei einem čechischen Gelehrten zunächst halte, betonen einseitig die slavische Tradition.

Nun hält mir Novák jetzt vor, daß die Fälle, in denen Karl IV. sich für das Deutschtum aussprach, hinlänglich bekannt seien und zu dem von ihm behandelten Thema nicht gehörten (S. 613: „Vytýká-li mi Hanisch zase jednostrannost, že jsem sestavil projevy Karla IV. pro český národ a pro český jazyk a opominul sestaviti případy, kdy se Karel přátelsky vyslovil o Němcích, mohu ho ujistiti, že toho nebylo třeba. Případy ty jsou dosti známé a pro thema, které jsem si vytknul, nebylo třeba jich opakovati."). So möchte ich nun fragen: was wollte eigentlich die Arbeit Nováks denn Neues erweisen? Alle bedeutsamen Tatsachen, welche Novák vorgebracht hat, sind doch auch schon durchaus bekannt und oft besprochen und im Zusammenhang gedeutet worden. Aus ihnen geht hervor, eine wie wesentliche Rolle die mütterliche Ahnenreihe, das čechische Volk und das Land Böhmen bei Karl spielte, daß eben Böhmen das Zentrum seines dynastischen Denkens war. Das Gesamtbild hätte erst die notwendige Vervollständigung erlangt durch die richtige Abwägung auch der Maßnahmen fürs böhmische Deutschtum. Erst dann hätte Novák den Begriff „Patriotismus" und den Ahnenkult Karls ganz richtig gedeutet. Er hätte bei

Digitized by Google

Berücksichtigung auch der anderen Teile des Luxemburgischen Hausbesitzes vor allem dann die starke wirtschaftliche Tendenz des Kaisers gewürdigt, die seiner Überschrift „Patriotismus Karls" nicht günstig war. Wäre Karl IV. so stark persönlich in der slavischen Tradition aufgegangen, wie es Nováks Schilderung dartun will, dann hätten die Stände der Mark nicht so dringend den Anschluß an Böhmen erbeten! Karl stand eben als Luxemburger über den beiden Nationen, er kannte nur die politische und wirtschaftliche Förderung der Luxemburgischen Dynastie, hing, selbstverständlich, an seinem Besitz, zeigte daher jedem seiner Territorien die größtmöglichste Fürsorge. Besonders war Böhmen als größter und geschlossenster Besitz und daher wichtigster Stützpunkt der Dynastie der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns. Wer das als eine Vorstufe des heutigen Begriffs „Patriotismus" betrachtet, hat m. E. nicht Unrecht: diese Stufe des „Patriotismus" hatte damals und stets jeder Territorialherr. Diese — nur rein naturgemäße — Liebe zum eigenen Besitz ist aber kein „Patriotismus" im richtigen Wortverstande, eben nur eine Entwicklungsstufe dazu, und auch nichts eben gerade Karl dem IV. Typisches. Sein rastloses Wirken für Böhmen zum Nutzen seiner Dynastie könnte nur, weil wir durch die Fülle des überlieferten Materials gerade hier über das „landesväterliche" Wirken eines Fürsten jener Tage sehr genau unterrichtet sind, als ein Schulbeispiel gelten, etwa so, wie Ludwig XIV. als der Typus des absoluten Herrschers landläufig gilt, unbeschadet aller andern gleichstrebenden Fürsten der fraglichen Zeit.

Wenn Novák selbst die geistige Einstellung Karls zu Böhmen als eine Entwicklungsstufe zum heutigen Patriotismus bezeichnet, so mußte die Überschrift diese Meinung also zum klaren Ausdruck bringen. Aber gerade diese Unterlassung, zusammengehalten mit der ganz einseitigen Berücksichtigung des nur die slavische Tradition weisenden Materials, konnte und mußte bei dem Leser, ungeachtet aller Kautelen des Verfassers, den Eindruck hinterlassen, daß dieser „Patriotismus" Karls IV. doch wohl einem čechisch fühlenden Herzen entstammte, während Karl IV. kein Čeche und — obwohl deutscher Kaiser — durchaus kein Deutscher war, sondern einzig und allein Luxemburger.

Digitized by Google

II

LITERATURBERICHTE

POLNISCHE GESCHICHTSSCHREIBUNG IN DEN JAHREN 1925 UND 1926

Von
Dr. Otto Forst-Battaglia (Wien)

Vorbemerkung: Allen Autoren und Verlegern, die mir durch liebenswürdige Zusendung der in diesem Referat erwähnten Bücher und Aufsätze meine Arbeit erleichterten und überhaupt erst ermöglichten, spreche ich meinen besten Dank aus. Sie alle anzuführen, verbietet der Raum.

Verwendete Abkürzungen: AU ... Polska Akademja Umiejętności. BN ... Bibljoteka Narodowa, herausgegeben von St. Kot. BP ... Bibljoteka Polska, Instytut Wydawniczy. GW .. Gebethner i Wolff. K ... Kraków. KB ... Księga Pamiątkowa ku czci Oswalda Balzera. L. 1925. 2 Bde. KSW ... Krakowska Spółka Wydawnicza. Kwh ... Kwartalnik historyczny. L ... Lwów. LH ... Literarischer Handweiser. LZ ... Literarisches Zentralblatt. P ... Poznań. Ph ... Przegląd historyczny. Ppw ... Przegląd powszechny. Pw ... Przegląd warszawski. Pwsp ... Przegląd współczesny. PZ ... Pamiętnik IV. Powszechnego Zjazdu Historyków Polskich w Poznaniu 6—8 grudnia 1925. L. Towarzystwo Historyczne 1925. W ... Warszawa. ZO ... Zakład Narodowy im. Ossolińskich.

Vor nun fast zehn Jahren habe ich es unternommen, in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" ein Bild der polnischen Historiographie zu zeichnen, von deren Leistungen die Gelehrten jenseits der polnischen Grenzen nur wenig Kunde erhielten und keine Notiz nahmen. Als ich der Wiener Zeitschrift meine Arbeit übersandte, neigte sich der Weltkrieg seinem Ende zu. Das neue Polen war, wenigstens in der Theorie, erstanden. So lockte mich der Gedanken, die Bilanz einer eben erst Vergangenheit gewordenen Gegenwart zu ziehen. Ich schilderte die Geschichtsschreibung im dreigeteilten Polen am Beispiel ihrer letzten fünf Jahre. Nach einer von schicksalsvollen Ereignissen angefüllten Pause ist mein Aufsatz, sachlich unverändert und nur aus Raumrücksichten erheblich gekürzt, zum Abdruck gelangt[1]).

Seither verstrich eine geraume Spanne Zeit. Wieder drängt es mich, den Fachgenossen Rechenschaft zu erstatten. Welchen Wandel hat der Umsturz auch bei der Geschichtsschreibung bewirkt? Ich beantworte diese Frage mit dem Bericht über die Ernte der beiden letzten Jahre.

Von einem tiefgreifenden Wandel ist nichts zu verspüren. Das kann nur den Fernstehenden wundersam dünken. Ob unter fremdem Joch, ob im eigenen Reich, der polnische Mensch, Schöpfer, Chronist, Deuter,

[1]) Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, 39, 162 ff.

Digitized by Google

Objekt und Subjekt seiner nationalen Geschichte blieb derselbe. Seine traditionsgesättigte, schollenverwachsene Denkensart, seine aus ihr entquellende fanatische Liebe zu Volk und Heimaterde, zum einst besessenen, hernach verlorenen und nun wieder errungenen Staat beherrschen die Feierstunde und die Arbeit, Literatur und Wissenschaft: die Historiographie.

Der Engländer sucht in seiner Vergangenheit Gründe für ein Plaidoyer zugunsten der Welthegemonie Britanniens, um die er mit den Barbarenstaaten vor dem Old England gnädigen Tribunal des höchsten Richters einen ewigen Prozeß führt. Der Franzose findet in der Geschichte Anlaß oder Vorwand zu künstlerischen Emotionen, zum Spott oder zur Begeisterung. Dem Deutschen geht es darum, das „Ding an sich", die nackte historische Tatsache zu erkennen. Weit mehr als den großen Nationen bedeutet die Geschichte dem Polen. Sie regiert und lehrt ihn als „Magistra vitae". Ihre Geschehnisse und Figuren sind den breiten Massen lebendige Wirklichkeit, die zu leidenschaftlicher Parteinahme herausfordert. So wie dem frommen Glauben die triumphierende, die leidende der streitenden Kirche untrennbar verbunden erscheinen, umschlingt ein festes Band die noch im Fleische wandelnden und die entschwundenen Geschlechter. Wer seinen Blick der Vorzeit zukehrt, erstrebt keine abstrakten Ziele, nicht reine Freude gemehrten Wissens um das Gestrige. Er übt Dienst, am Volk und dem Volke erwiesen. Stoff des Forschens, Maßstab des Urteils, Zweck der Erzählung: Polen und immer wieder Polen. Vor dem Kriege und heute, unter der Knute und in der Freiheit.

Was diese grandiose und gefährliche Einseitigkeit an Vorzügen und Nachteilen birgt, habe ich schon einmal geschildert. Es behält seine volle Gültigkeit. Fast unverändert schaut uns das Antlitz der Historiographie entgegen; ganz unverändert ist der Geist und nur die äußere Hülle, die materiellen Bedingungen der wissenschaftlichen Arbeit haben sich gewandelt.

Vielfach zum Besseren. Statt zweier dienen sechs Universitäten — in Warschau, Krakau, Lemberg, Posen, Wilna, Lublin — der Lehre und den Lernenden. An die Stelle der Indifferenz oder offener Feindschaft des Fremden trat das bescheidene Mäcenatentum des heimischen Staates. Er schützt, belohnt und ermuntert die Gelehrten, deren einigen hundert so die Möglichkeit der früher oft von Brotsorge geirrten Forschung geboten ist. Archive, Bibliotheken, Seminare, die früher nur in Galizien der polnischen Geschichte restlos geweiht waren, sind in stark vermehrter Zahl tätig. Man fördert wissenschaftliche Reisen nach dem Ausland. Endlich stehen die archivalischen Quellen im Inland wie in der Fremde fast bis zur Jetztzeit der Benutzung offen[1]).

[1]) Die polnischen Universitäten veröffentlichen anläßlich der Rektorsinaugurationen jährliche Berichte ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Über den gegenwärtigen Stand der polnischen Archive, Bibliotheken, Museen informiere man sich aus E. Chwalewik, Zbiory Polskie. W. 1926f. 2 Bde.; J. Grycz, Przewodnik dla korzystających z bibljotek. K. 1925; K. A. Świerkowski, Przewodnik po bibljotekach warszawskich. W. 1926. Zum für die polnische Geschichtsforschung lebenswichtigen Problem der Rückkehr aller von Rußland entführten, jetzt auf Grund des Friedens von Riga zurückzuerstattenden, teilweise auch restituierten Archivalien vgl. K. Tyszowski, Z dziejów rewindikacji. Kwh. 38, 201 ff.; E. Kuntze, Sprawy rewindikacyjne. PZ.

Schlechter wurde es dort, wo finanzielle Momente entscheiden. Der Kreis von Bücherkäufern ist eingeengt. Das fachgelehrte Werk wurde zum gerade den Interessenten unerschwinglichen Luxusgegenstand. Viele Verleger gaben deshalb den Kampf gegen die ihnen unholde Epoche auf. Wäre nicht die kräftige Unterstützung durch drei segensreiche Institute, die Polnische Akademie der Wissenschaften, die Warschauer Mianowskistiftung, das Lemberger Ossolineum; durch ein paar Vereine, unter denen ich vor allem die Lemberger „Wissenschaftliche Gesellschaft", die „Historische Gesellschaft", dann die Warschauer, Krakauer, Posener, Wilnaer und Thorner Fachvereine nenne: wir hätten kaum vom Ergebnis der Forschungen erfahren, die sich auf vom großen Publikum weniger betretene Straßen begaben[1]).

Mit vereinten Kräften wurde, auch inmitten aller Stürme, das Niveau gewahrt, auf dem die polnische Geschichtswissenschaft vor dem Kriege sich hielt. Zum mindesten, was die Qualität betrifft. Die Quantität erlitt schwere Einbuße. Auch die Interessensphäre der Fachgelehrten hat sich verengt und auf einige hauptsächliche Gebiete konzentriert. Davon vermochte der letzte Kongreß polnischer Historiker, der Anfang Dezember 1925 zu Posen tagte, uns anschauliche Vorstellung zu vermitteln[2]). Nehmen wir seinen Verlauf, die Neuerscheinungen unserer Berichtsperiode und die alljährlich in der vortrefflichen Chronik „Nauka Polska" veröffentlichten Referate zur Grundlage, so dürfen wir ein klares Bild dessen skizzieren, was die Geschichtsforschung vollbrachte und wo unerläßliche Wünsche zu erfüllen sind[3]).

Als erfreulichsten Fortschritt begrüßen wir, daß der Dilettantismus so gut wie ganz verschwunden ist. Die fachliche Ausbildung der nun im Zenith stehenden Generation übertrifft die ihrer Vorgänger. Ein zweites Plus, daß die nur in den ungesunden politischen Verhältnissen wurzelnde Neigung zum schrankenlosen Optimismus oder Pessimismus, zur Empfindsamkeit beim Urteil über die nationale Geschichte, gemäßigten und nüchterneren Anschauungen Platz machte. Drittens, das sichtbare Streben, wo nur irgend möglich, die unanfechtbaren Ergebnisse der Einzelforschung zur Synthese zusammenzufassen. Viertens die wenigstens prinzipielle Ausdehnung des Gesichtskreises auf die außerpolnischen Länder. Schattenseiten: daß diese „Europäisierung" oft Theorie und zu selten praktisch wirksam war. Den vielen Büchern über heimische Vergangenheit kann man nur wenige über das Ausland entgegenhalten. Endlich mangelt die

---

[1]) Der jährliche „Rocznik Polskiej Akademji Umiejętności" unterrichtet über die Wirksamkeit der Akademie. Mianowskistiftung: Katalog wydawnictw Kasy im. Mianowskiego. W. 1926. Ossolineum: M. Gębarowicz und K. Tyszkowski, Zakład Narodowy im. Ossolińskich. L. 1926. Tätigkeit der Vereine: Übersicht in der Kronika naukowa des Kwh. vgl. auch Wł. Konopczyński, Organizacja pracy histor. PZ.

[2]) Historikertag. Referate gedruckt im PZ. Schilderung des Verlaufs nach dem Protokoll im Kwh. 39, 632 ff., daselbst 668 ff. Bibliographie der Artikel über den Kongreß, die von K. Tyszkowski dem Vernehmen nach vervollständigt werden wird.

[3]) Vgl. die laufenden Berichte der „Nauka Polska", zuletzt Bd. 5 (1925) den Artikel K. Tymienieckis.

Digitized by Google

Fühlung mit den in Symbiose lebenden polnischen Minoritäten. Ruthenische Publikationen werden gelegentlich berücksichtigt, litauische sporadisch, jiddische und hebräische niemals[1]).

Nun zu den Einzelposten unserer Bilanz. Zunächst geziemt es uns, ein paar wertvolle Handbücher zu loben. Die beiden Bände der „Politischen Geschichte Polens", die im Rahmen der von Polens Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Enzyklopädie erschienen, vereinen zwar nicht lauter Beiträge, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Als Gesamtheit erfüllt diese bei weitem beste Übersicht der polnischen Geschichte von den Anfängen bis zum Jahre 1775 ihren Zweck. In einer künftigen zweiten Auflage und bei den noch folgenden zwei Teilen wird die Redaktion des Unternehmens aus den diesem gemachten Kritiken manche Lehren ziehen, die Zügel straffer spannen, textliche Trennung gesicherter Tatsachen und bestreitbarer Hypothesen vornehmen, den Smolkaschen Aufsatz durch einen neuen ersetzen[2]).

An Hampes Kompendium des deutschen Hochmittelalters erinnert eine später zu besprechende gemeinsame Arbeit der Professoren Dąbrowski, Grodecki und Zachorowski, die das Thema des ersten Bandes der Enzyklopädie-Geschichte wieder aufnimmt und die Zeit bis 1506 mehr lehrbuchmäßig darstellt. Das Werk der drei ist dem der vielen mannigfach überlegen. Es wird selbst von Grundrissen übertroffen, die nur einen Verfasser haben: Kutrzebas Quellenkunde des Polnischen Rechts, Rutkowskis brillante polnische Wirtschaftsgeschichte (die ihrerseits dem älteren Kompendium Kutrzebas über die polnische Verfassungsgeschichte nachgebildet ist[3]).

Während diese beiden Werke zwar die ersten Synthesen ihres Gegenstandes sind, doch aus zahlreichen Vorarbeiten schöpfen, hat Kopera seine Geschichte der Malerei aus dem Nichts, oder sagen wir lieber fast ganz aus eigener Quellenuntersuchung schöpfen müssen[4]). Andere wertvolle

---

[1]) Das Verschwinden des Dilettantismus lehrt, abgesehen vom Studium der Arbeiten, eine leicht anzustellende Statistik über die Vorbildung der Teilnehmer am 3. und am 4. Kongreß der Historiker. Belege für die Ernüchterung erblicke ich in der kühlen Sachlichkeit, mit der man anfängt, über Rußland oder das durchaus nicht beliebte England zu berichten (A. Brückner, Lednicki, Tarnawski, Dyboski). Streitfragen, bei denen die nationale Eigenliebe engagiert ist, werden sehr verschieden von der Vorkriegszeit angesehen. ZB. Vorsichtige Wendung in der Frage der Lausitzer Kultur (Kozłowski, Kostrzewski), gerechtes Urteil über die deutschen Polenkriege unter den ersten Piasten (Zakrzewski, Grodecki), Revision der Ansichten über Poniatowski und die Targowica (Skałkowski, Tatarkiewicz, Lauterbach, Bernacki, Wojciechowski). Der Streit um die Kościuszkolegende (Skałkowski). Statt vieler Stimmen hier eine, die den Drang nach Europäisierung belegt: Es ist sehr schade, daß wir die historischen Forschungen bis jetzt kleinstädtisch betreiben, ohne weiten Horizont nach Europa und ohne vergleichenden Hintergrund (Bujak). Selbsterkenntnis und Programm arbeitsamer Zukunft in den Referaten von A. Czołowski, O. Górka, K. Tyszkowski, J. Dąbrowski, A. Mańkowski, Z. Mocarski, K. Sochaniewicz, St. Zajączkowski. PZ.

[2]) Historja polityczna Polski. 2 Bde. K. 1920, 1923.

[3]) J. Dąbrowski u. a., Dzieje Polski średniowiecznej. 2 Bde. 1926; St. Kutrzeba, Historja źródeł prawa polskiego. 2 Bde. 1926; J. Rutkowski, Zarys gospodarskich dziejów Polski. P. 1923.

[4]) F. Kopera, Dzieje malarstwa w Polsce. 2 Bde., 1925, 1926.

Digitized by Google

Grundrisse sind Gumowskis Münzkunde, Bystrońs Einführung in den polnischen Folklore. Handelsmans vielversprechendes Lehrbuch der historischen Methode, ein polnischer „Bernheim" ist vorläufig noch Fragment[1]).

Aus der Mitte der Monographien: Balzers „Königreich Polen", eine tiefgründliche Studie über die Renaissance der polnischen Einheitsmonarchie unter den letzten Piasten und Anjou; Haleckis Geschichte der polnisch-litauischen Union, Handelsmans eindringende und der europäischen Beziehungen nicht vergessende Abhandlungen über das Werden des polnischen Nationalgefühls, bei denen oft genug die Erinnerung an Meinecke wach wird[2]). Beleuchten diese Bücher das allgemeines Interesse erregende Problem der Genesis des modernen Polenstaates und des ihn tragenden Gemeinschaftsempfindens, so verdienen darum die weniger blendenden, der neuen Erkenntnisse vollen, rechtshistorischen und sozialgeschichtlichen Forschungen Kozierowskis und Semkowiczs nicht geringere Beachtung. Beide Gelehrte bauen auf topographischen, namenskundlichen, heraldischen und genealogischen Untersuchungen ein von den unzureichenden erzählenden Quellen unabhängiges, einwandfreies Bild der mittelalterlichen polnischen Gesellschaft auf. Leider sind weder sie noch der ihnen der Arbeitsweise nach verwandte Bujak zu einer größeren Synthese vorgeschritten[3]).

Die Kulturgeschichte darf mit Stolz auf Ptaśniks von der Stadtgeschichte ausgehenden Werke blicken, die in einem noch unvollendeten über die Zivilisation des Mittelalters gipfeln. Abrahams „Eheschließung im ältesten polnischen Recht" ist vielleicht noch mehr dem Soziologen als dem Juristen bestimmt. Kulturgeschichte im weiteren Sinne bringt Kots Abriß der Erziehungsgeschichte[4]). Die Kriegshistoriker, sehr regsam und durch die Heeresbehörden stets gefördert, bescherten zwar viele tüchtige Abhandlungen, doch, von Kukiels Lehrbuch abgesehen, keine einzige zusammenfassende Arbeit[5]). Auch die politische Geschichte hat nicht besonders gut abgeschnitten. Kaum ein halbes Dutzend Monographien scheinen mir späterer Dauer gewiß: Askenazys „Napoleon und Polen" vor allem. Dann

---

[1]) M. Gumowski, Medale polskie. 1925. Bystroń, Wstęp do ludoznawstwa polskiego. 1926. M. Handelsman, Historyka. Zamość 1922.

[2]) O. Balzer, Królestwo Polskie. 3 Bde. L. 1919/1920. O. Halecki, Dzieje Unji Jagiellońskiej. 2 Bde. K. 1919. M. Handelsmann, Rozwój narodowości nowoczesnej. 2 Bde. W. 1924, 1926.

[3]) St. Kozierowski, Badania nazw topograficznych Wielkopolski. 3 Bde. P. 1921/1926 (drei andere Bände „Badania" sind schon früher erschienen); Studja nad pierwotnem rozsiedleniem rycerstwa wielkopolskiego. Im ganzen 9 Hefte seit 1913, das letzte P. 1926. Wł. Semkowicz, Ród Awdańców. P. 1920. Fr. Bujak, Studja historyczne i społeczne. L. 1924.

[4]) J. Ptaśnik, Miasta w Polsce. L. 1922; Kultura włoska wieków średnich w Polsce. W. 1922; Kultura wieków średnich. 1925. Wł. Abraham, Zawarcie małżeństwa w pierwotnem prawie polskiem. 1925. St. Kot, Historja wychowania. W. 1924.

[5]) M. Kukiel, Zarys historji wojskowości w Polsce. W. 1922, 2. Aufl., 1924.

Digitized by Google

Zakrzewskis „Mieszko" und „Bolesław"; Sobieskis „Żółkiewski auf dem Kreml"; Konopczyńskis „Polen und Schweden"[1]).

Bei der Literaturgeschichte indes wird die Auswahl schwer. Zu viel Bücher überragen um ein Beträchtliches den Durchschnitt. Nennen wir, ohne vollständig zu sein, Brückners prächtige Gesamtdarstellung in ihrer endgültigen, zensurfreien Fassung; die nach Form und Inhalt vollendeten Werke Kallenbachs, Kleiners, Łempickis, Ujejskis, Sinkos, denen wir eine Fülle anderer wissenschaftlich, wenn auch nicht stilistisch ebenbürtiger Kridls, Wojciechowskis, Pigońs, Grabowskis anreihen können[2]).

Auch die mit Geschmack und durch die Vermittlung hervorragender Fachleute zur großen Menge redende populäre Geschichtsschreibung sei gewürdigt. Bei Sobieskis brillanter polnischer Geschichte, bei Kucharzewkis Rußlandstudien ist die Freude eine ungetrübte. Śliwińskis groß angelegte Serie von Lebensbeschreibungen, die zusammen ein vollkommenes Ganze der nationalen Vergangenheit ergeben werden, ist aufs wärmste zu begrüßen. Selbst in Deutschland und Frankreich wüßte ich ihr kaum Ebenbürtiges zur Seite[3]).

Den Aktivposten unserer Bilanz stehen unerfüllte und leider häufig noch unerfüllbare Wünsche als Soll gegenüber. Zunächst, weiter ausgreifend, einheitlich angelegt und den Rahmen der politischen Geschichte sprengend, ein polnischer „Lavisse-Rambaud", dem es nicht schaden würde, wenn sämtliche Mitarbeiter auch der Form ihrer Darstellung gebührende

---

[1]) Sz. Askenazy, Napoleon a Polska. 3 Bde. W. 1918/1919. St. Zakrzewski, Mieszko I jako budowniczy państwa polskiego. W. 1921; Bolesław Chrobry. 1925. W. Sobieski, Żółkiewski na Kremlu. W. 1920. Wł. Konopczyński, Polska a Szwecja. W. 1924. Wie sehr die politische Geschichtsschreibung vor der Kulturhistorie zurücktritt, beweise die Tatsache, daß der jährlich von der Akademie an das beste historische Werk eines polnischen Verfassers verliehene Preis fast stets einem Literaturforscher zufiel. Allerdings spielen dabei auch Motive mit, über die, wer Aufklärung sucht, der Neugierige in Boys „Słówka" Gereimtes und Ungereimtes nachlesen möge.

[2]) A. Brückner, Dzieje literatury polskiej w zarysie. 3. Aufl. 2 Bde. W. 1924. J. Kallenbach, Adam Mickiewicz. 2.—4. Aufl. 2 Bde. L. 1918, 1922, 1926; Towianizm. 1926. J. Kleiner, Zygmunt Krasiński. 3 Bde. W. 1919/1923; Juljusz Słowacki. 3 Bde. I. Aufl. W. 1920 ff.; 3. Aufl. L. 1925 ff. Z. Łempicki, Renesans, Oświecenie, Romantyzm. W. 1923 (die deutschen Arbeiten Łempickis darf ich wohl als bekannt voraussetzen). J. Ujejski, Antoni Malczewski. W. 1921; O cenę absolutu. 1925; Król Nowego Izraela. W. 1924. T. Sinko, Krasiński i Wyspiański. W. 1921.

[3]) W. Sobieski, Dzieje Polski. 3 Bde. W. 1923/1925. J. Kucharzewski, Od białego Caratu do czerwonego. 2 Bde. W. 1923/1925. A. Śliwiński, Batory. W. 1922; Żółkiewski. W. 1920; Chodkiewicz. W. 1923; Władysław IV. W. 1925; Jan Sobieski. W. 1924; Rejtan. W. 1924; Konstytucja 3. Maja. 3. Aufl. W. 1921; Powstanie Kościuszkowskie. 2. Aufl. W. 1920; Powstanie listopadowe. 5. Aufl. W. 1921; Powstanie styczniowe. 2. Aufl. W. 1921. Sonst sei noch auf zwei vortreffliche populäre Werke zweier linksgerichteter Publizisten hingewiesen, des greisen B. Limanowski, Historja demokracji polskiej. 2. Aufl. 3 Bde. W. 1922 und J. Grabiecs, Ostatni szlachcic. (Wielopolski). 4 Bde. K. 1924.

Digitized by Google

Sorgfalt zuwendeten[1]). Von den Zweigen unserer Wissenschaft entbehrt die Kirchengeschichte eines Grundrisses. Ein dem „Schweizer Geschlechterbuch" nacheiferndes Repertorium der polnischen Adelsfamilien des Mittelalters; ein modernes Kompendium der polnischen Kunstgeschichte stehen auf meiner Desideratenliste. Wann wird eine „Allgemeine Polnische Biographie" der Nation ein gedrucktes Pantheon errichten?[2]). Auf die Themen, Personen, Ereignisse und Institutionen hinzuweisen, die monographischer Behandlung harren, würde zu weit führen[3]).

Dagegen sei, obzwar wir im wesentlichen nur von der Geschichtsschreibung berichten, auf die großzügige Neuedition der Quellen verwiesen, die sich wohl als die dringendste Aufgabe der Historiker ankündet. Mit den veralteten „Monumenta", mit den „Acta", den meist unzureichenden und dilettantisch herausgegebenen Landschaftsurkundenbüchern ist nicht viel anzufangen. Während für das 16. Jahrhundert die allgekannten Sammlungen, — z. B. die Tomiciana — noch eine Weile genügen und die Zeit der Legionen, neuerdings eine ganze Reihe von Quellen-

[1]) Eine polnische Geschichte in etwa 12 Bänden ist seit Kriegsende geplant und auch ernstlich in Angriff genommen worden. Vor einiger Zeit hörte ich, das Unternehmen sei in Stocken geraten. Ob und wann es greifbare Gestalt annehmen wird, entzieht sich meiner Kenntnis. M. E. wäre nicht die schwerfällige Organisation der Akademie, vielmehr am ehesten das über genügende Mittel verfügende und rasch arbeitende Ossolineum berufen, dieses Projekt wie das einer polnischen Weltgeschichte durchzuführen.

[2]) Man sollte auch das beim Buchstaben Ł unterbrochene alphabetisch angeordnete „Wappenbuch" (Herbarz) Bonieckis beendigen, für das bei Baron Reyski die sorgsam gehüteten Materialien vorhanden waren, als der Krieg ausbrach. Als Herausgeber des „Polnischen Geschlechterbuchs im Mittelalter" kommt nur die Akademie in Betracht. Semkowicz oder Kozierowski wären die berufenen Leiter. Die Möglichkeit einer Żmigrodzkis veralteten Grundriß ersetzenden Kunstgeschichte ist nach Kopera und den zahlreichen Monographien der letzten Jahre gegeben. Es müßte ihr jedoch erst eine Übersicht über die Plastik und eine zweite über die Architektur vorausgehen. In Ermangelung einer vielbändigen „Allgemeinen Biographie", die wieder nur durch die Akademie zu verwirklichen wäre (o, daß sich unsere Urenkel dieses Werkes erfreuten!), könnte private Initiative einen Band knapper Lebensläufe redigieren. Was vorhanden ist, spottet jeder Kritik (ich verzichte darauf, Namen zu nennen).

[3]) Es gibt darüber einige, teilweise durch die Tatsachen überholte Aufsätze. Am besten orientiert für das Mittelalter ein Blick in die Literaturangaben bei Dąbrowski-Grodecki-Zachorowski; für die Neuzeit in die des 2. Bandes der Historja polityczna. Von 1775 bis zur Gegenwart seien hier einige Themen genannt, die zunächst wissenschaftlicher Untersuchung harren: (ich beschränke mich auf die politische Geschichte) kurze Biographien Stanisław Augusts, August Sułkowskis, Adam Ponińskis. Gesamtdarstellung des Prokonsulats Stackelbergs, der polnischen Wirksamkeit Lucchesinis, die österreichische Partei in Polen unter Poniatowskis Regierung, Stanislaw Augusts Außenpolitik, die 3. Teilung. Fortsetzung der gerade im interessantesten Moment abbrechenden Biographien Ignaz Potockis und General Dąbrowskis, Lebenslauf Stanisław Potockis. Galizien von der Besitznahme bis zum Wiener Kongreß. Russophilie und Franzosenfreundschaft vom vierjährigen Reichstag bis zum Novemberaufstand . . . Ich breche ab. Die Probe zeigt, wie zahlreiche Untersuchungen noch nötig sind, ehe man an eine Synthese schreiten kann (der 3., noch mehr der 4. Bd. der „Historja polityczna" werden schier unüberwindbaren Schwierigkeiten begegnen).

Digitized by Google

publikationen zu verzeichnen hat (so die Akten der Insurrektionsregierung Kościuszkos, die Korrespondenz Josef Poniatowskis, die Berichte der französischen Residenten im Herzogtum Warschau), klaffen dazwischen weite Lücken. Um ein Beispiel aus einer mir besonders wohl vertrauten Epoche zu wählen: über die Verfallszeit wurde seit Dembińskis „Quellen zur zweiten Teilung" (die nebenbei bemerkt nur begrenzten, relativen Wert haben) nichts von Belang ediert. Kapitale Stücke gleich der im Czartoryski-museum und bei der Familie Popiel ruhenden riesigen Korrespondenz Stanisław Augusts sollte man drucken, die der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen" kaum an Interesse nachstünden[1]).

Für das 19. Jahrhundert wären unschwer aus den Archiven von London, Paris, Wien, Berlin und Moskau die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke zur Polenfrage und über die Aufstände zu veröffentlichen. Außerdem Regesten aus den Rapperswyler und den in der Pariser Polnischen Bibliothek liegenden Archivalien, die aus galizischem, Posener, Warschauer Material Ergänzung finden könnten. Später dächte ich an polnische Inventare aller öffentlichen und privaten Quellenschätze. (Als Muster die „Archives départementales"[2]). Weiter zurückblickend stellen wir fest, daß die gesamten erzählenden und urkundlichen Zeugnisse des Mittelalters in drei Publikationen neu zu sichten sind. In den „Scriptores rerum Polonicarum" müßten, mit dem modernen kritischen Apparat versehen, alle in polnischen Archiven und Bibliotheken vorhandenen Chroniken, Annalen, Totenbücher, Epistolarien zum vollständigen Abdruck kommen, soweit sie auf die polnische Geschichte bis zum Jahre 1506 Bezug haben. Als Ergänzung hätten hiezu die Quellen aus fremden Fundstätten zu treten; in ihrer Gänze, wenn sie wesentlich polnische Dinge berühren; auszugsweise, wenn sie nur gelegentlich auf Polen Bezug haben. Lateinische, Griechisch-Byzantinische, Deutsche, Romanische, Skandinavische, Russische Quellen im Urtext, Orientalische in polnischer oder lateinischer Übersetzung. Ein Urkundenbuch der Könige und Herzöge von Polen, ein zweites der Großfürsten und Fürsten von Litauen und der später mit Polen vereinigten reussischen Länder bringe sämtliche Urkunden bis zum Jahre 1386. Von da ab mögen gemeinsame Regesten alles Wichtige bis zur Zeit Siegmund des Alten vorführen[3]).

Bisher ging nur von der vaterländischen Geschichte die Rede, deren erdrückende Alleinherrschaft wir schon erzählten. War da vieles, so ist für die polnischen Forscher fremder Vergangenheit so gut wie alles zu tun. Unglaublich aber wahr: es gibt keine auch nur mäßigen Anforderungen genügende Weltgeschichte in polnischer Sprache. Man schaffe sie, wenig-

[1]) Vgl. zuletzt L. Finkel, Zjazdy dotychczasowe. PZ. Über einzelne Desiderata ebenda die Referate von Bernacki, Konopczyński und Semkowicz.

[2]) Der verstorbene Abgeordnete Kozłowski hat mit großen Opfern eine Sammlung von Abschriften aus den meisten der großen Archive angelegt, die einem Regestenwerk zur Polenfrage das beste Gerüst bilden könnten. Sie befinden sich nunmehr im Lemberger Ossolineum.

[3]) Vgl. Wł. Semkowicz, O potrzebie reedycji źródeł historycznych. PZ. Die im Text vertretenen Ansichten stimmen grundsätzlich mit Semkowicz (Finkel, Kochanowski und Konopczyński) überein, bringen aber auch einige neue und bisher nicht beachtete Momente zur Erörterung.

Digitized by Google

stens im Ausmaß der Pflugk-Hartungschen oder der Helmoltschen, wenn nicht schon in dem der englischen oder französischen Sammelwerke[1]). Wir entbehren eines den speziellen Bedürfnissen Rechnung tragenden Handbuchs der antiken Geschichte, zu dessen Herausgabe im Lande eine Plejade glänzender Kräfte zur Verfügung stünde (Zieliński, Przychocki, Heinrich, Witkowski, Wałek, K. Zakrzewski usw.!). So dringend auch diese allgemeineren Unternehmen sein mögen, noch schmerzlicher macht sich fühlbar, daß die Polen der wissenschaftlichen Handbücher über politische und kulturelle Entwicklung ihrer Nachbarn fast gänzlich ermangeln.

Als vereinzelte Ausnahme von einer betrüblichen Regel nenne ich die herrliche Geschichte der russischen Literatur Alex. Brückners. Ihr tritt, nur bis an die Schwelle der Neuzeit reichend, ein fragmentarischer Überblick über die politische Vergangenheit Rußlands schüchtern zur Seite[2]). Die eben erst erschienene Synthese des englischen Schrifttums, dann noch wertvolle Untersuchungen über Polens Beziehungen zu Frankreich, Schweden, Ungarn: das ist so ziemlich alles, was wir an allgemeinen Darstellungen besitzen[3]). Es fehlen also je eine politische und literarische Geschichte Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Werke über die staatliche Entwicklung Englands, der Vereinigten Staaten und des neuzeitlichen Rußland, allgemeinen Charakters über die Türkei, Rumänien, die Čecho-Slovakische Republik und die baltischen Staaten[4]).

---

[1]) Ich werde wohl kaum mit der Feststellung Anstoß erregen, daß Teile dieser Weltgeschichte einfach aus den besten fremden Handbüchern übersetzt werden müssen. Polen verfügt noch nicht über genügend mit der allgemeinen Geschichte vertraute und literarisch befähigte Historiker.

[2]) A. Brückner, Historja literatury rosyjskiej. 2 Bde. L. 1922, 1923. F. Koneczny, Dzieje Rusi. K. 1917; Dzieje Rosji. W. 1921. Vgl. K. Tyszkowski, Dzieje Rosji w opracowaniu historyków polskich. PZ.

[3]) Wł. Tarnawski, Historja literatury angielskiej. Bd. I. 1926. Die englische Literargeschichte hat außerdem die beiden schönen Werke desselben Autors über Marlowe (W. 1922) und L. Pinińskis über Shakespeare (2 Bde. L. 1924) zu verzeichnen. Mehrere zwar populäre, doch kenntnisreiche und informierende Schriften R. Dyboskis. Beziehungen zu Frankreich in den mehrfach genannten Büchern Askenazys, Handelsmans, dazu in zahlreichen politischen Propagandabroschüren, nirgends eine Gesamtdarstellung, ebensowenig eine französische Geschichte. Die Studien Boy-Żeleńskis zur französischen Literargeschichte sind glanzvolle schriftstellerische Leistungen, erfassen zu tiefst den französischen Geist und haben bedeutende Verdienste, um die Popularisierung der klassischen und romantischen Meisterwerke Frankreichs beim polnischen Publikum. Als historische Facharbeiten beanspruchen sie nicht, angesehen zu werden. Außer Konopczyński hat auch Wędkiewicz die schwedische Geschichte sorgfältig studiert. Spezialist für Ungarisches ist J. Dąbrowski, der Historiker Kasimirs des Großen und der Anjou.

[4]) Einzelne dieser Fragen besprechen A. Czołowski und O. Górka in PZ. Es wird vielleicht gestattet sein, die Autoren zu nennen, die berufen scheinen, die bestehenden Lücken zu schließen. Handelsman wäre (gemeinsam mit Wędkiewicz als Schilderer des letzten Saeculums) berufen, eine französische Geschichte zu liefern, R. Pollak die Italiens der Neuzeit, Ptaśnik Italiens im Mittelalter, Tarnawski, längst den Fachscheuklappen fremd, die Englands. Von Szyjkowski könnten wir ein gutes Buch über die Čechoslovakei, von Górka eines über Rumänien, von Modelski eine Darstellung der Welt des Islam erwarten. Und daß Z. Łempicki noch keine deutsche Literaturgeschichte schrieb,

Digitized by Google

Genug indes von Vergangenheit und Zukunft, vom Lob des Erreichten und Mahnung an das noch zu Vollbringende! Wir verweilen bei unseres Referates Gegenwart, der polnischen Geschichtsschreibung von 1925 und 1926. Für den Geist, der sie beseelte, gilt, was im allgemeinen für die Zeit seit Kriegsende gesagt wurde. Polen blieb im Mittelpunkt des fast ausschließlichen Interesses. Neben den der vaterländischen Geschichte gewidmeten etwa zweihundert wichtigeren Schriften dünken uns die wenigen Rußland und die Antike behandelnden, nicht völlig des Zusammenhangs mit Polen baren recht bescheiden. Ganz außerhalb des heimischen Gesichtskreises liegt einzig Tarnawskis „Englische Literatur"[1]).

Nicht allzu zahlreiche Leistungen überragen den Durchschnitt. Viele darunter sind Fortsetzung oder Neuauflage älterer Arbeiten[2]). Von diesen abgesehen, erachte ich folgende, teils wegen ihrer inhaltlichen, teils wegen ihrer formalen Vorzüge für den wesentlichen Gewinn der beiden Jahre: Aus der politischen Geschichte Zakrzewskis „Bolesław Chrobry", Feldmans „Polen im Nordischen Krieg", Skałkowskis Skizzen zur Insurrektionsgeschichte, Tokarzs „Verschwörung Wysockis" und Handelsmans „Polen-Frankreich". Der Kulturgeschichte wurde durch Ptaśniks „Kultur des Mittelalters", durch das ein gewaltiges Material bergende „Etymologische Wörterbuch der polnischen Sprache" von Brückner, in den weit den provinzialen Rahmen sprengenden „Skizzen aus dem großpolnischen Leben im 17. Jahrhundert" Białkowskis Bereicherung.

Für die Rechtsgeschichte haben außer dem Kompendium Kutrzebas über deren Quellen Abrahams „Eheschließung im ältesten polnischen Recht" und die Neuausgabe der Statuten Kasimirs des Großen aus Ulanowskis Nachlaß große Bedeutung. Epochal und zweifellos die gewaltigste historiographische Leistung der Berichtsperiode ist Koperas „Malerei in Polen". Am zahlreichsten sind die Literarhistoriker zu nennen. Badeckis „Bürgerliche Literatur des 17. Jahrhunderts", Wojciechowskis „Zeitalter der Aufklärung", Kridls und Kallenbachs Werke über die großen Romantiker, endlich Folkierskis in elegantem Französisch geschriebenes Buch „Entre le classicisme et le romantisme" machen der polnischen Schrifttumsforschung alle Ehre.

Die mittelalterliche Geschichte Polens der drei Krakauer Professoren, Śliwińskis „Ladislaus IV.", Bystrońs „Volkskunde", Gumowskis „Polnische Medaillen", Chwalewiks „Polnische Sammlungen" bewegen sich, die erste als Hochschulkompendium, das zweite als populäre „Oeuvre de vulgari-

---

ist höchst schade. Für die politische Geschichte Deutschlands wären ein Dutzend tüchtige Bearbeiter vorhanden. Die französische Literargeschichte bis zur Romantik kann niemand besser überblicken und darstellen als Folkierski.

[1]) Die nicht wesentlich historisch gedachten Arbeiten wie Kowalskis Buch über die Türkei, Tarnawskis „Englische Briefe", Morstins „Im Lande der Latiner" sind natürlich bei dieser Statistik beiseite gelassen.

[2]) Sobieskis „Dzieje Polski", Brückners „Dzieje literatury polskiej", Kozierowskis „Badania" und „Studja", Kochanowskis „Polska w świetle psychiki", Wojciechowskis „Studja XI wieku", Śliwińskis „Sobieski", Hösicks „Chopin", Chrzanowskis „Bielski", Windakiewiczs „Skarga", Kallenbachs „Mickiewicz", Kleiners „Słowacki", Sinkos „Hellenismus bei Słowacki", Kucharzewskis „Zarat".

Digitized by Google

sation", die anderen als Handbücher verwandter Disziplinen an der Peripherie der Geschichtsschreibung. Von hervorragendem Wert und gleichsam eine Heerschau über polnische Gelehrte und ihr Wirken sind die sehr umfangreichen Sammelwerke, die aus Anlaß des IV. Historikertages und zum Jubiläum des großen Rechtshistorikers Oswald Balzer erschienen[1]). In ihnen sind kleinere und auch ganz stattliche Aufsätze über die verschiedensten Themen enthalten, darunter manche allgemeinen Charakters oder über außerpolnische Dinge.

Nun an die knappe Besprechung der beachtlichen Schriften, unter denen wir den eben auf einem „Tableau d'honneur" verzeichneten neuerlich und mit kurzer Inhaltsangabe begegnen werden. Wir beginnen mit Werken zur gesamten oder zu größeren Perioden der polnischen Geschichte. Wacław Sobieski führte mit dem dritten Band seine der fachlich nicht vorgebildeten Intelligenz gewidmete Darstellung der polnischen Vergangenheit zu Ende[2]). Klarer noch als früher lassen sich die Vorzüge und Fehler dieses bald an Jacques Bainville, bald an Reventlow gemahnenden, temperamentvollen und mit grandioser Einseitigkeit konzipierten Buches überblicken. Trotz der Anmerkungen und der für die Wissenschaft nicht zu mißachtenden originellen Streiflichter ist es ein Pamphlet, voll heißer Liebe zur Nation, voll loderndem Haß gegen deren wirkliche oder vermeinte Feinde. Unleugbar sind, wie bei dessen französischen und deutschen Seitenstücken, Sobieskis politischer Blick, der Sinn für große Zusammenhänge, die schriftstellerische Verve. Mängel bedeuten die unsymmetrische Anordnung des Stoffes (der hier besprochene letzte Band umfaßt die Jahre seit 1865, der vorhergehende setzt mit den Sachsenkönigen ein, im ersten war, wie in einem Präludium die ganze frühere Geschichte zusammengedrängt). Methodisch verfehlt scheinen mir die ganz willkürlichen Anmerkungen, die entweder wegbleiben oder durch systematische Literaturhinweise abgelöst werden sollten[3]). Übrigens ist, wenn man einmal den chauvinistischen, deutsch- und judenfeindlichen Standpunkt des Verfassers als Voraussetzung hinnimmt, der ebenso und für einen arischen Polen mindestens so berechtigt bleibt wie der germanophile und philosemitische, das Buch als gedankenreiche Parteischrift anzuerkennen.

Ganz anderen Charakter trägt die trockene, gewissenhafte und vor jeder Leidenschaft zurückschreckende Geschichte des polnischen Mittelalters, zu der Roman Grodecki die Darstellung der ersten drei Jahrhunderte, Jan Dąbrowski die Kasimirs des Großen, der Anjou und der Jagellonen beigesteuert haben, während die dazwischen liegende Epoche

---

[1]) Die wichtigeren Aufsätze aus diesen beiden Sammelbänden sind in den Anmerkungen zu dieser Überschau angeführt.

[2]) W. Sobieski, Dzieje Polski. W. Zorza 1925. 245 S. Vgl. Forst-Battaglia, „Germania", 25. Februar 1926.

[3]) Welchen Zweck soll es haben, für unbedeutende oder willkürlich aus irgend einem Schmöker zitierbare Dinge eine Quelle zu zitieren, während die Grundauffassung dem Autor auf Treu und Glauben hingenommen werden muß? Man wird den peinlichen Eindruck nicht los, daß den Halbgebildeten und der unreifen Jugend gegenüber durch den pseudogelehrten Apparat größeres Vertrauen eingeflößt werden soll.

Digitized by Google

in dem aus der Enzyklopädie der Akademie der Wissenschaften übernommenen Beitrag des verstorbenen Stanisław Zachorowski geschildert wurde[1]). Im wesentlichen erfüllt das Lehrbuch seinen Zweck. Dąbrowski trachtet, bei aller Betonung seiner Sympathien für Kasimirs des Großen friedliche, auf der Interessengemeinschaft mit Ungarn beruhende Politik, bei aller Kritik gegenüber Kasimir Jagiellończyk und selbst wenn er direkte Abneigung empfindet, wie gegen Alexander, den Leser keinen Augenblick darüber im Unklaren zu lassen, wo des Autors Empfinden anhebt und wo die nackten Tatsachen aufhören. Zachorowski stellt, wo bezweifelbare Hypothesen vorliegen, deren Problematik fest. Beide Autoren verzeichnen die gesamte wichtigere Literatur.

Bei Grodecki muß ich es bedauern, daß seine sonst vortreffliche Arbeit an vielen Stellen, zumal, wo dies am gefährlichsten wird, bei den Anfängen des Reichs, Vermutungen in einer Form als Gewißheit behandelt, die bei der mangelnden kritischen Schulung seiner meisten Leser nicht unbedenklich ist. Hängt mit dieser Selbstgerechtigkeit des Verfassers zusammen, daß er die Literatur nur ganz ungenügend anführt? (Ich vermisse die Cambridge Medieval History, Lavisse-Rambaud, die „Jahrbücher des Deutschen Reichs", Giesebrechts „Wendische Geschichten", Niederles „Slovanské Starožitnosti", Chaloupeckýs „Staré Slovensko", Kujots und Wehrmanns Pommersche Geschichten, Voigts „Adalbert von Bamberg". Kozierowskis Arbeiten zur Siedelungskunde, Semkowiczs „Ród Pałuków" und „Ród Awdanców", seine „Geograficzne podstawy Polski Chrobrego", endlich Tymienieckis und Krotoskis sehr beachtliche Hypothesen der polnischen Urgeschichte[2]). Aus den als erwiesen vorgetragenen, höchst zweifelhaften Dingen greife ich heraus, daß die Namen von Mieszkos Vorfahren „unbedingt authentisch" seien, die „Piastendynastie verdankte den Fürstenthron zu Gnesen einem Staatsstreich, der in der Beseitigung der früheren Fürstendynastie bestand"; Otto krönte im Jahre 1000 Bolesław zum König usw. Wäre es nicht angezeigter, zu sagen, daß wir von den Anfängen des Polenstaates wie von denen der Piasten (welche beide Dinge man zu Unrecht miteinander vermengt) nichts wissen und hernach, was der Autor und andere Gelehrte darüber vermuten? Auch die Darstellung der polnischen Beziehungen zum Papst und zum Kaiser, zu Ungarn und Čechen will mir wenig behagen. Bis zum 12. Jahrhundert ist aber da dichter Nebel gebreitet, und ich werde nächstens zeigen, wie wenige der als besonders gesichert vermeinten Fakten vor der Kritik standhalten. Vorsicht also und weniger Nachsicht gegenüber der eigenen Kombinationsgabe! Wenn das beachtet und noch dem Bande genealogische Tabellen der Piasten, eine Karte, ein Register und, abgesehen von dem bedeutend zu erweiternden Literaturverzeichnis zu Grodeckis Beitrag, überall ein Hinweis auf die grundlegenden Quellen hinzugefügt würden, könnte ich das auch dem deutschen Slavisten unentbehrliche Kompendium in seiner zweiten Auflage rückhaltlos loben.

[1]) R. Grodecki; St. Zachorowski; J. Dąbrowski, Dzieje Polski średniowiecznej. 2 Bde. K. KSW. 1926. 418, 475 S.

[2]) Auf die Berücksichtigung russischer, griechischer und orientalischer Literatur habe ich dabei verzichtet.

Digitized by Google

Über die in diesen Jahrbüchern bereits angezeigte Sammlung von Aufsätzen zur großpolnischen Geschichte hinweg[1]) eilen wir zu drei Charakteristiken des polnischen Menschen und der polnischen Gesellschaft als der Hauptfaktoren des historischen Prozesses[2]). Tymieniecki zeichnet sein Portrait etwas knapp und groblinig, doch richtig. (Freiheitsliebe, Mangel an Disziplin und Andauer, Befähigung zum Parlamentarismus.) Zamorski konstatiert die Beständigkeit des polnischen Typus als eines empfindsamen und traditionsfreudigen (in Sombarts Terminologie als eines unhändlerischen und heldischen[3]). Kochanowski geht darüber hinaus und erblickt im Polen, dem reinblütigsten Arier, den Inbegriff des „Vollmenschtums", neben dem die anderen Nationen eine klägliche Figur machen. Dem vergleichenden Forscher ist dieses Buch ein amüsantes Pendant zu Woltmanns „Germanen" oder gewissen Schriften der „Action Française"[4]).

Die politische Geschichte des Mittelalters erfuhr zunächst eine quantitativ erhebliche Bereicherung durch die zum Tausendjahrjubiläum der Krönung Bolesław Chrobrys erschienene Literatur. Aus deren Mitte ist Stanisław Zakrzewskis schon mehrfach erwähnte Monographie an anderer Stelle dieses Jahrbuchs eingehend gewürdigt. Ihr zunächst verdient Semkowiczs Untersuchung über den territorialen Umfang des Polnischen Reiches starke Beachtung. Der Krakauer Historiker verficht die traditionelle (und von Zakrzewski abgelehnte) Ansicht, daß die Grenzen von Bolesławs Macht bis an die Donau gereicht hätten. Er findet in der Expansion des Polenherrschers die Spuren systematischer Erwägungen, die abzielten, Polen wie Deutschland mit einem den ethnographisch homogenen Kern schützenden Kranz von sprachverwandten Marken zu umgeben. So schritt man an die Eroberung der wendischen Lausitz, des čechischen Mähren, der Slovakei und der als „Grody czerwieńskie" bekannten russischen Länder östlich der Weichsel. Krotoski, dem wir übrigens auch eine Studie über die Anfänge Polens danken (er vertritt eine neue Fassung der Normannentheorie: Skandinavier aus Kiev, im speziellen der Gefährte Rjuriks, Askjøld-Popiel habe an der Warthe mit seiner Gefolgschaft ein Reich begründet), befaßte sich kritisch mit Zakrzewskis Buch

---

1) Wielkopolska w przeszłości. P. Towarzystwo miłośników historji 1926. 314 S. Vgl. H. F. Schmid, Jahrb. f. d. Gesch. d. Slaven, NF. 2, 108 ff.

2) Vgl. meine Ausführungen im I. Kapitel meines Buches „Stanisław August Poniatowski". Wien 1927.

3) K. Tymieniecki, Cechy moralne narodu jako wynik historji. P. Fiszer i Majewski 1926, 34 S. J. Zamorski, Dziejowe przemiany polskiego typu. Przegląd wszechpolski 1925, Heft 4, 6, 10.

4) J. K. Kochanowski, Polska w świetle psychiki własnej i obcej. Częstochowa, Gmachowski 1925. 432 S. Das Buch ist ein unveränderter Abdruck der 1., 1920 erschienenen Auflage. Kochanowski, der als Denker unter dem sich sonderbar kreuzenden Einfluß seines schwärmerisch geliebten Lehrers, des polnischen Juden Gumplowiczs und anderseits H. St. Chamberlains steht, nicht ohne Berührung mit der Lehre Lutosławskis und des polnischen Messianismus, verdiente es in Deutschland gekannt zu werden. Seine des Lesens werte Schrift „Nad Renem i nad Wisłą" (1913), eine Antithese deutscher und polnischer, auf verschiedener Geschichtsentwicklung beruhender, verschiedener Wesensart, erwuchs aus eindringlichen Studien über das deutsche Mittelalter.

Digitized by Google

und nahm insbesondere gegen dessen Ansicht über die frühe Zugehörigkeit Krakaus zu Polen zum Anlaß einer sachkundigen Polemik. Grodecki gab eine gute welthistorische Charakterskizze des Königs[1]).

Wir verzeichnen eine durch Zakrzewski eingeleitete und edierte Neuauflage von Tadeusz Wojciechowskis gefeierten „Skizzen zum 11. Jahrhundert". Sonst sind über das Mittelalter nur spezielle Fragen behandelnde Monographien veröffentlicht worden. Semkowicz schöpft aus einem dem 12. Jahrhundert angehörenden Gemälde in einer schwedischen Dorfkirche neue Argumente für die Ansicht, der Heilige Stanisław sei als Opfer eines regelrechten Gerichtsverfahrens getötet worden. Die vor fast zwei Jahrzehnten über das Ende des Märtyrer-Bischofs vom „Przegląd Powszechny" veranstaltete Enquête ist übrigens eben in neuer Auflage unverändert herausgekommen[2]). Arnold würdigt die Rolle der Magnaten unter den älteren Piasten: nicht Grundbesitz, nur Fahrhabe entschieden über ökonomische Macht und Einfluß. Das letzte Wort ist in dieser Frage, die zum Beispiel der scharfsichtige Dilettant Starczewski sehr verständig beleuchtet hat, noch nicht gesprochen. Meines Erachtens müßte erst die Genealogie der großen Familien genügend geklärt sein, damit, zusamt der „Normannentheorie", auch das Problem des Entstehens und des Wesens der altpolnischen Aristokratie erschöpfenden Aufschluß erfahre[3]).

Ehe darüber eine zusammenfassende Untersuchung möglich sein wird, leisten uns, dem Muster Semkowiczs nacheifernd, die nun zum 9. Heft gediehenen Arbeiten Kozierowskis über einzelne Adelsgeschlechter, noch mehr umfangreiche Monographien wie Friedbergs „Geschlecht der Łabędź" große Dienste. Für eine spätere Epoche hat Moszczeńska versucht, die zu einem gewichtigen Faktor des Staatslebens gewordene Oligarchie Großpolens als Machtfaktor zu zeigen. Andere schilderten

---

[1]) St. Zakrzewski, Bolesław Chrobry Wielki. L. 1925. 439 S. Vgl. K. Krotoski, Ppw. 1926, Heft 4; V. Chaloupecký, česky časopis histor. 1926, Heft 2; ich werde in diesen „Jahrbüchern" eine sehr eingehende Besprechung dieses Werkes veröffentlichen. Wł. Semkowicz, Geograficzne podstawy Polski Chrobrego. Kwh. 39, 258 ff. und separat K. 1925. 59 S. Wichtigste neuere polnische Literatur zu den Anfängen des polnischen Staates: Fr. Bujak, Roczniki historyczne I, 290 ff.; M. Gumowski, Hipotezy o początkach państwa polskiego. Ppw. 1926, Heft 4; K. Krotoski, Echa historyczne w podaniu o Popielu i Piaście. Kwh. 39, 33 ff.; E. Kucharski, Polska w zapisce zwanej „Geografem bawarskim" PZ.; K. Tymieniecki, Wielkopolska jako kolebka państwa polskiego. Roczniki historyczne I, 17 ff. Von den genannten Arbeiten sind mit Ausnahme Krotoskis alle anderen von einem autochthonen und organischen Ursprung des polnischen Staates überzeugt. R. Grodeckis, „Znaczenie dziejowe Bolesława Chrobrego" erschien im Pwsp. 1925, Heft 4.

[2]) T. Wojciechowski, Szkice historyczne jedenastego wieku. 2. Aufl. W. BP. 1925, 53 u. 389 S. Wł. Semkowicz, Sprawa św. Stanisława w świetle nowego źródła ikonograficznego. KB. 2, 389 ff., separat K. KSW. 1925. 55 S. „W sprawie św. Stanisława biskupa", herausgegeben vom Ppw. und eingeleitet von K. Krotoski. 2. Aufl. K. 1926. 148 S. Das Buch von J. Umiński, Henryk arcybiskup Gnieźnieński zwany Kietliczem, Lublin, Uniwersytet 1926, 12 und 287 S., habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

[3]) St. Arnold, Możnowładztwo polskie w. XI i XII i jego podstawy gospodarczo-społeczne. Ph. 25, 1 ff.

Digitized by Google

gegenüber den aristokratischen Strömungen in der Nation die geschichtliche Rolle hervorragender Herrscher. Freilich in keinem Fall nach allen Richtungen. Tyc behandelte die pommersche Politik Bolesław Schiefmauls, Włodarski und Paszkiewicz das reussische Problem unter Leszek dem Weisen, bezwecklich unter Kasimir dem Großen. Zwischen beide Studien, von denen die Paszkiewiczs lebhaftes Bedauern weckt, daß der Autor nicht sein reiches Material zu einer vollständigen Charakteristik der Außenpolitik des großen Königs erweiterte, stehen Zajączkowskis Skizzen zur samogitischen Geschichte des 13. Jahrhunderts. Bei dem engen Zusammenhang der reussischen mit der litauischen und samogitischen Entwicklung fallen auch für den Forscher des polnischen Ostens manche Brocken ab. Sehr fesselnd ist die Studie über Mendog-Mindowe, den rätselhaften und zweifelsohne außerordentlichen Mann, der es verstand, Litauen aus dem Dunkel zu hoher Macht zu bringen und nebenbei ganz Europa zusamt dem Heiligen Vater an der Nase zu führen[1]).

Die Arbeiten zur Reformationsgeschichte gruppieren sich um die von Kot vortrefflich geleitete Zeitschrift „Reformacja w Polsce". Neben den dort abgedruckten und teilweise selbständig erschienenen Aufsätzen von Sobieski und Kot wären für das 16. Jahrhundert noch Finkels „Rettung" des reussisch-litauischen fürstlichen Revolutionärs Gliński und ein gutes Charakterbild des Herzog-Großmeisters Albrecht von Preußen zu nennen, das Dembiński in satten Farben zeichnete. (Andere Beiträge gehören in die Kultur- bzw. Kirchengeschichte[2]).

Zum 17. Jahrhundert sind die beiden populärwissenschaftlichen Biographien Ladislaus IV. und Jan Sobieskis von Artur Śliwiński, auch dem Historiker wegen der Gesamtauffassung, trotzdem das erste der beiden Werke gelegentlich seine wissenschaftlichen Behelfe allzu skrupellos ausschreibt, wertvoll und jedermann genußreich zu lesen. Das Portrait des Türkenbesiegers scheint mir getreuer als das des ein wenig überschätzten zweiten Wasa, der seit einiger Zeit, bloß weil er dem föderalistischen Gedanken zuneigte und, anders als sein Vater, religiös ziemlich indifferent war, zum Genie hinaufgelobt wird. Die Tragik (und ein wenig die Tragikomik) des Kriegs- und Pantoffelhelden Sobieski hat Śliwiński glänzend erkannt und dargestellt. Störend ist die Wieder-

[1]) St. Kozierowski, Leszczyce. P. Księgarnia św. Wojciecha 1925. 67 S. ergänzt als 10. die mit dem 9. Heft 1923 abgeschlossenen „Studja". J. Friedberg, Ród Łabędziów w wiekach średnich. K. 1925. 100 S. (separat aus Rocznik towarzystwa heraldycznego VII). W. Moszczeńska, Rola polityczna rycerstwa wielkopolskiego w czasie bezkrólewia po Ludwiku. Ph. 25, 33 ff. T. Tyc, Polska a Pomorze za Krzywoustego. Roczniki historyczne 2, 1 ff. Br. Włodarski, Polityka ruska Leszka Białego. L. Towarzystwo Naukowe 1925. 84 S. H. Paszkiewicz, Polityka ruska Kazimierza Wielkiego. W. Kasa Mianowskiego 1925. 385 S.; Ze studjów nad polityką krzyżacką Kazimierza Wielkiego. Ph. 25, 187 ff. St. Zajączkowski, Studja nad dziejami Żmudzi w XIII. L. Towarzystwo Naukowe 1925. 110 S.

[2]) W. Sobieski, Idee rokoszowe a różnowiercy za czasów Zygmunta Augusta. Reformacja w Polsce 4, 1 ff.; St. Kot, Hugo Grotius a Polska. ibid. 4, 100 ff. und separat K. KSW. 1926. 50 S. L. Finkel, Michał Gliński, Ateneum Wileńskie 1925, Heft 9 und separat Wilno 1925. 11 S. Br. Dembiński, Ostatni wielki mistrz Zakonu Niemieckiego. K. AU. 1926. 32 S.

Digitized by Google

holung mancher bei einem so ernste Studien reflektierenden Werk unangebrachten Legenden wie der von Leopolds I. „Dank vom Hause Österreich" (der wahre Sachverhalt ist aus Wiener Archivalien restlos zu entnehmen; er zeigt eine tiefgehende Dankbarkeit und herzliche Sympathie des Kaisers für seinen Retter). Sehr gespannt dürfen wir einer Untersuchung von Chowaniec entgegensehen, die Sobieskis Orientpolitik zum Thema hat und fragmentarisch vorliegt. Wenn nur der Autor sich die Mühe nicht verdrießen läßt, bis zu den türkischen und persischen Quellen vorzudringen![1]).

Das Interesse für Polens Beziehungen zur Welt des Islam ist entschieden im Wachsen. Józef Feldman hat einen Ausschnitt der polnisch-türkischen Geschichte vortrefflich dargestellt. Diese Abhandlung und eine zweite, auf dem Dresdner Archiv beruhende über August II. und die Dissidenten ergänzen des Verfassers prächtiges Werk „Polen in der Epoche des großen nordischen Krieges". Es setzt dort ein, wo Jarochowskis Forschungen vor Jahrzehnten unfreiwillig abbrachen, — der posthume Band aus dem Nachlaß dieses Gelehrten steht weit unter dessen anderen Arbeiten — mit Leszczyńskis Wahl und endet bei Połtawa. Entgegen Pierre Boyé unternimmt Feldman den Versuch einer Rehabilitierung des großen Kindes, das der „Philosophe bienfaisant" sein Leben lang war. Die Gestalten Augusts, Karls XII., Peters des Großen, Mazepas, Stanisław Poniatowskis sind klar geschaut, wenn auch nicht immer einläßlich geschildert. Ich halte Feldman für den stärksten Gewinn unter den seit Kriegsende aufgetauchten politischen Historikern und hoffe mir noch viel von seiner kenntnisreichen und geschmackvollen Feder[2]).

Konopczyński, der bis nun anerkannte Meister der Geschichtsschreibung von Polens Schicksalen in der Zeit zwischen den Wasa und den Teilungen, hat mich mit seiner letzten Arbeit, einer Biographie des Piaristen und Reformators der Schule wie des politischen Denkens P. Konarski etwas enttäuscht. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß die für weite Perioden der Quellen entbehrende Lebensgeschichte dieser priesterlichen Egeria der „Familie" bis zu einem Zeitpunkt zurückgehalten worden wäre, wo das sicher vorhandene Material reichlicher zugänglich sein wird. Auch die Würdigung des Helden glückte nicht zur Gänze. Seine Schwächen hätten unbefangen gezeigt werden müssen. Wo so viel Licht war, durfte man auch vom Schatten melden, dessen man bei Konarski genug finden kann[3]).

Die Regierungszeit Stanisław Augusts ist, wie gewöhnlich, von den politischen Historikern vernachlässigt worden. Statt der Dar-

---

[1]) A. Śliwiński, Jan Sobieski. W. Arct 1925. 339 S.; Król Władysław IV. W. Arct 1925. 222 S. Cz. Chowaniec, Z. dziejów polityki Jana III. na Bliskim Wschodzie. 1683—1686. Kwh. 40, 151 ff.

[2]) J. Feldman, Polska w dobie wielkiej wojny północnej 1704—1709. K. AU. 1925. 318 S.; Polska a sprawa wschodnia 1709—1714. K. AU. 1926. 163 S.; vgl. K. Piwarski, Kwh. 39, 547 ff.

[3]) Wł. Konopczyński, Stanisław Konarski. W. Kasa Mianowskiego 1926. 20 u. 479 S.

Digitized by Google

stellungen müssen wir zwei Memoirenwerke erwähnen. Die in Leningrad von der Russischen Akademie der Wissenschaften edierten Denkwürdigkeiten des Königs aus den Jahren 1771—1778 und die tagebuchartigen, höchst langweiligen und inhaltsarmen Aufzeichnungen des Kronmarschall Stanisław Lubomirski aus den Jahren der Barer Konföderation, an deren Bearbeitung Konopczyński viel Mühe gewendet hat[1]). Um so mehr Aufmerksamkeit lenkte die Generation des Kościuszkoaufstandes, der Legionen und Kongreßpolens auf sich. Kościuszko steht zur Diskussion. Skałkowski sammelt unermüdlich Quellen und Beweise, die alle bisherigen Ansichten umstürzen. Es läuft darauf hinaus, daß die Erfolge des Jahres 1794 auf die Reste eines Berufsheeres und seine geschulten Führer nach Art Dąbrowskis zurückzuleiten sind, während die politische Leitung versagte und die legendäre Teilnahme der Bauern, des Großstadtproletariats, der Juden nichts oder nichts Günstiges bewirkte. Bis dahin kann ich Skałkowski nur ganz beipflichten. Seine beiden erbittertsten Widersacher Próchnik und Kozłowski (geringerer wie Łuniński zu geschweigen), haben nicht den kleinsten Bruchteil seiner Behauptungen zu erschüttern vermocht. Ich könnte unschwer aus dem Pariser und Wiener Archiv eine Fülle weiterer Belege anreihen. Darin jedoch schießt Skałkowski — in nicht ganz unbegreiflicher Reaktion gegen die „Vita S. Kościuszcii" Konecznys — übers Ziel; hat Sobieski mit seinen kritischen Einwänden recht, daß des „Naczelnik" menschliche Größe, von den militärischen und politischen Irrtümern des Revolutionshelden unberührt, weiterbesteht. Skałkowski hat diese, zum Teil lächerlichen Vorwürfe (etwa, daß der Demokrat Kościuszko sich nach damaligem Brauch „comte" geheißen habe, oder, daß er nicht als reine Jungfrau einhergewandelt sei) in der schmalen und doch gehaltvollen Broschüre erhoben, die dem Streit um Kościuszko Ausgang war. In dem in unserer Berichtsperiode veröffentlichten Band wird des Naczelnik weniger gedacht. Nur in einem Aufsatz tritt Skałkowski für die an sich unerhebliche Möglichkeit ein, daß der Ausspruch „Finis Poloniae" historische Wahrheit sei. Sonst trachtet Skałkowski — wie ich, der dem König gewiß Gerechtigkeit zollt, annehme, zu Unrecht — Poniatowskis Haltung gegenüber dem Aufstand von 1794 zu entschuldigen. Überzeugend ist, was den Kern des Buches bildet, der Nachweis über die Rolle der Armee, der Bauernschaft, des Proletariats und der Juden.

Kościuszko wird von Skałkowski als Ideal Dąbrowski, der Schöpfer der Legionen, gegenübergestellt, dem der Posener Historiker einst eine ausführliche Biographie und nun eine revidierende Skizze widmete (beide reichen nur bis an die Schwelle der Legionszeit). In derselben Reihe von „Lebensumrissen verdienter Polen", die den neuen „Dąbrowski" brachte, schildert Willaume die Schicksale des Generals Wielhorski, eines glühenden Patrioten, der gut machte, was sein unähnlicher Bruder dem

[1]) Mémoires du roi Stanislas-Auguste Poniatowski. Leningrad, Académie des Sciences 1924 (richtig 1925). 2. Band. 726 S. Vgl. Forst-Battaglia, Jahrbücher f. Kult. u. Gesch. d. Slaven, NF. 2, 112 f. St. Lubomirski, Pamiętniki. wydał Wł. Konopczyński. L. ZO. 1925. 222 S.

Digitized by Google

Familiennamen an Schande des Verrats zufügte[1]). Wenn man auf die heute noch erbitterte und erbitternde Fehde blickt, die zwischen den Partisanen Kościuszkos, Poniatowskis — des in der Elster ertrunkenen maréchal de France — und Dąbrowskis ausgefochten wurde (an der Spitze der drei Heerlager standen die Biographen Korzon, Askenazy, Skałkowski), so dünkt uns, als sei der Streit zwischen den Polen der Teilungsepoche in den späten Nachkommen erneut aufgelodert. Von dem Kampf der drei „Orientierungen" — extreme und franzosenschwärmerische Demokratie, liberale Franzosenfreundschaft und gegenüber den beiden Kaiserreichen loyaler Konservativismus — berichtet uns Marceli Handelsmans „Frankreich-Polen", eine auf reiche Archivstudien gestützte Geschichte der politischen Ideen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die verwirklicht, was bei dem älteren Werk Wilhelm Feldmans mehr guter Wille, ein Versuch mit untauglichen, publizistischen Mitteln gewesen war. Handelsman betrachtet nüchtern die Ergebnisse einer langjährigen, zur Herzenssache gewordenen Interessengemeinschaft zwischen Frankreich und dem irredenten Polen. Er hält sich von den Übertreibungen der Napoleonischen Legende frei (der gegenüber zum Beispiel Askenazy viel Schwäche an den Tag legte). Wenn er den Gewinn — wir möchten etwas vorsichtiger sagen, das Resultat — der französisch-polnischen Wechselwirkung in der Umformung und Kristallisation des modernen und vom sarmatischen so verschiedenen polnischen Nationalgefühls erblickt, so trifft er zweifellos das Richtige. Sehr fein, wie Handelsman die Anziehungskraft des Polentums auf edlere Geister als unbeabsichtigte Folge der Unterdrückung erkennt (den Gedanken hat vordem zum Beispiel Asnyk in seinem Drama „Brüder Lerche" ausgeführt; es ist eine Variation über das Thema „victrix causa diis placuit, sed victa Catoni"[2]).

Handelsmans Buch unterscheidet sich durch seinen europäischen Horizont und die Vielfältigkeit seiner Dokumentierung zu seinem Vorteil vor Wacław Tokarzs „Verschwörung Wysockis" aus. Schade, daß die seltenen stilistischen und überhaupt darstellerischen Vorzüge des Mannes, den man nach seinem Werk über den Vorabend des Kościuszkoaufstandes den polnischen Vandal nannte, diesmal durch eine falsche Perspektive beeinträchtigt werden, die übersieht, wie sehr der mit Wysockis Verschwörung beginnende polnische Aufstand von 1830/1831 mit den

[1]) A. Skałkowski, Kościuszko w świetle nowszych badań. P. 1924. 48 S. Vgl. M. Laubert, diese „Jahrbücher" NF. 1, 284; H. Barycz, Kwh. 39, 552f. In unserer Berichtsperiode: A. Skałkowski, Z dziejów insurekcji. W. GW. 1926. 248 S.; J. H. Dąbrowski przed wyprawą do Wielkopolski. P. 1925. 44 S. Außerdem edierte Sk. die Befehle Kościuszkos an General Orłowski, „Rozkazy do gen. Orłowskiego". P. Fiszer i Majewski 1925. 104 S. Gegen Skałkowski z. B. W. Sobieski, Zagadnienia Kościuszkowskie. PZ.; A. Próchnik, Kościuszko jako polityk i wódz. Pwsp. 1926, Heft 4, 5; Wł. M. Kozłowski, W obronie bohatera narodowego. Pw. 1925, Heft 6. J. Willaume, Generał Józef Wielhorski. P. Fiszer i Majewski 1925. 84 S.

[2]) M. Handelsman, Polska-Francja. W. GW. 1926. 307 S. Über die von Handelsman im 1. Band seines „Rozwój narodowości nowoczesnej" behandelten Probleme der Beziehungen französischer und polnischer Demokratie vgl. die anregenden Bemerkungen von Wł. M. Kozłowski, Polska i Francja. PZ.

Digitized by Google

gemein=europäischen Umtrieben des „Jungen Europa" verknüpft war. Guichens bekannte Schilderung der Julirevolution und ihrer internationalen Folgen oder Sterns hier besonders glänzende Ausführungen hätten dem Verfasser nahelegen sollen, sich den Hintergrund der fälschlich als isoliert erscheinenden und zu sehr als national betrachteten Erhebung genauer zu betrachten. Auch bei den fleißigen Abhandlungen der Frauen Min=kowska und Więckowska über die polnische Opposition in Kongreß=polen steht der vorzüglichen Einschau in die heimischen Verhältnisse geringe Vertrautheit mit den geheimen Mächten gegenüber, die als Drahtzieher hinter den meisten nationalen Irredenten wirkten. Sonst enthält Więckow=skas Schrift viel Wertvolles über das parlamentarische Leben zwischen dem Wiener Kongreß und dem Novemberaufstand. Die wichtigsten Figuren der gemäßigten Linken, voran die Brüder Niemojewski, aber auch ihre Widersacher Konstantin, Novosil'cov, Czartoryski werden in ihrer zähen Fehde gezeigt. Minkowska schildert die nicht zum Ausbruch gekommenen Vorbereitungen zu einem den deutschen und österreichischen Revolutionen gleichzeitigen Aufstand im Jahre 1848. Ein Familienmitglied gab uns die Biographie eines der „Sturmvögel der Revolution", der, da es ihm versagt war, in seiner kongreßpolnischen Heimat die Fittiche zu entfalten, in Öster=reich und Ungarn nach Lorbeeren suchte und nach abenteuerlichem Schick=sal in der Türkei frühen Tod fand: des Generals Josef Bem. Es macht einen vom Autor unbeabsichtigten und doch dem philosophisch gerichteten Leser nicht entgehenden Eindruck, wenn man die aristokratischen Ante=zedentien und die nicht minder aristokratischen Allüren des lebensbeschrei=benden Nachfahren mit dem wilden Demokratentum des Generals zu=sammenhält. Blitzartig wird klar, wie sehr diese der westeuropäischen und zentraleuropäischen Straße verbündeten irrenden Ritter Revolutionäre par dépit waren (Nowaczyński hat uns diese Tragik in seinem jüngsten Drama „Der Kommandant von Paris" vortrefflich dargestellt[1]).

Für die beiden ersten Drittel des 19. Jahrhunderts liegen uns außer den relativ zahlreichen Darstellungen ein paar nicht unwichtige neue Quellen vor. Die Memoiren des Jan Nepomuk Niemojewski, eines Neffen der Kalischer Dioskuren, sind an sich so unbedeutend wie ihr Ver=fasser, interessant nur durch das in ihnen widergespiegelte Milieu. Lele=wels Denkwürdigkeiten erwecken höhere Erwartung, enttäuschen und bewahren doch historischen Wert. Enthüllen sie ja — von der menschlich

[1]) W. Tokarz, Sprzysiężenie Wysockiego i Noc listopadowa. W. GW. 1925. 276 S. Vgl. Dutkiewicz, Kwh. 40, 75 ff. A. Minkowska, Organi=zacja spiskowa 1848 roku w Królestwie Polskiem. W. Towarzystwo Naukowe 1925. 140 S. H. Więckowska, Opozycja liberalna w Królestwie Kongre=sowem 1815—1830. W. Towarzystwo Naukowe 1925. 199 S. Wł. Bem de Cosban, Generał Józef Bem. L. ZO. 1925. 57 S. Andere Beiträge zum Novemberaufstand: St. Dangel, Rok 1831 w Mińszczyźnie. W. 1925. 189 S.; W. Tokarz, Stan i dezyderaty badań nad historja wojny polskie=rosyjskiej 1830/1831. PZ. Zum Jahr 1848: Cz. Frankiewicz, Działania wojenne w Wielkopolsce w r. 1848. P. Rzepecki 1926. 2 Bde. 103, 84 S. („Schlachten" von Książ, Miłosław u. a.); J. Frejlich, Oswobodzenie więźniów moabickich. Pwsp. 1925, Heft 12. (Mit Relation Mierosławskis über seine Befreiung aus dem Moabiter Gefängnis und über die Berliner Polen=egeisterung der Massen.)

Digitized by Google

sympathischen Ehrlichkeit und Opferfreude abgesehen — die phantastische Unfähigkeit des „roten" Parteiführers, die unzulängliche Reichweite seines politischen Denkens. So starke trügerische Zuversicht und von nichts erschütterter Doktrinarismus hören beinahe auf, tragisch zu sein und wirken mitunter unfreiwillig, grimmig erheiternd. Morawskis gehaltvolle Erinnerungen führen uns in die Jugendwelt des genialen Adam Mickiewicz, auf die Wilnaer Universität; die herzlich nichtssagenden des kürzlich im höchsten Greisenalter verblichenen Władysław Mickiewicz sollten uns eigentlich den Lebensabend des Poeten schildern, ergehen sich statt in — offenbar mangelnden — Berichten vom Meinen und Tun des großen Vaters in meist seit langem bekannten Histörchen über Pariser Zelebritäten, von denen genug Franzosen Wichtigeres unterhaltender erzählt haben[1]).

Unter vielen meist recht unbeträchtlichen Memoiren von Teilnehmern der Jännerrevolution des Jahres 1863 ragen die J. K. Janowskis hervor. Wenig später heben die brillant geschriebenen und aufschlußreichen Erinnerungen des Sozialistenführers Ignacy Daszyński an, den für Kongreßpolen die seines Parteigenossen Grabiec ergänzen. Unmittelbar an die umstrittene Gegenwart führen die Aufzeichnungen Piłsudskis und Dmowskis, die sich mit denen Daszyńskis und den schon früher publizierten Bilińskis, endlich mit den vielfach Memoirencharakter tragenden und sonst eher publizistisch als historisch gehaltenen, anonym veröffentlichten Bänden des ehemaligen Ministers und Statthalters Bobrzyński zu einem anschaulichen Bild vom Werden des neuen Polen vereinen[2]). Der denkwürdige Prozeß ist uns so, von den verschiedensten Parteiwarten aus beschaut, doch von an leitender Stelle mitwirkenden Acteuren berichtet. Sokolnickis Sammlung von ins Polnische übertragenen, die internationale Politik gegenüber dem neuerstehenden Reich beleuchtenden Kapiteln der wichtigsten Memoiren beider Lager des Weltkrieges ist eine, nicht immer glückliche Kompilation von zweifelhaftem Wert. Wollen wir uns eine halbwegs objektive Vorstellung von den Ereignissen und Menschen des Umsturzes machen, so ist Kutrzebas mehrfach aufgelegte Schrift „Das zeitgenössische Polen" das beste Hilfsmittel. Jedenfalls ein besseres

---

[1]) J. N. Niemojewski, Wspomnienia. W. GW. 1925. 608 S. J. Lelewel, Pamiętnik z roku 1840—1831. W. BP. 1925. 12 u. 163 S. St. Morawski, Kilka lat młodości mojej w Wilnie. W. BP. 1925. 17 u. 541 S. Wł. Mickiewicz, Pamiętniki. W. GW. (Bd. 1) 1926. 454 S.

[2]) An Darstellungen zum Aufstand von 1863 nur J. Rjabinin, Lublin i Lubelskie w przededniu powstania styczniowego. Lublin, GW. 1925. 80 S.; A. Lewak, Gottfried Keller und der polnische Freiheitskampf vom Jahre 1863. Zürich, Orell=Füssli 1927. 156 S. Späteres: A. Szelągowski, Gołuchowski namiestnik i ugoda austropolska. KB. 2, 539 ff. Quellen zum Aufstand: St. Pomarański, Warszawskie źródła archiwalne do dziejów powstania 1863 r. PZ. Memoiren: J. K. Janowski, Pamiętniki o powstaniu styczniowem. Bd. 2. W. Kasa Mianowskiego 1925. 312 S.; I. Daszynski, Pamiętniki. 2 Bde. K. „Proletarjat" und Drukarnia Ludowa 1925, 1926. 240, 346 S.; J. Grabiec, Czerwona Warszawa. P. Rzepecki 1925. 212 S. J. Piłsudski, Moje pierwsze boje. W. BP. 1925. 182 S. R. Dmowski, Polityka polska i odbudowa państwa. W. Perzyński 1925. 631 S., 2. Aufl. 1926, 15 u. 633 S. (M. Bobrzyński), Wskrzeszenie państwa polskiego. Bd. 2. K. KSW. 1925. 300 S.

als die heftig nationaldemokratische Darstellung Sobieskis in seinem schon erwähnten Werk, als Bobrzyński oder der Antipode Sobieskis, der wütende Piłsudskianer Sujkowski[1]).

Wir verlassen nunmehr die rein politische Geschichte und wenden uns den Beiträgen über die Entwicklung der Zweige polnischer Kultur zu. Allgemeinen Charakter trägt Jan Ptaśniks vorläufig fragmentarisches Buch über die mittelalterliche Zivilisation, das vom religiösen und sozialen Leben dieser Epoche ein lebensvolles Bild entwirft. Warum es trotz seiner rein sachlichen Tendenz von gewissen überkatholischen Kreisen zum Anlaß heftiger Angriffe gegen den ausgezeichneten Verfasser genommen wurde, ist mir nicht recht klar. Hartlebs und Gawliks Quellensammlung zur polnischen Kulturgeschichte scheint in erster Linie dem Mittelschul=unterricht bestimmt, kann auch sonst nützliche Dienste leisten, bedarf aber einer Neusichtung und Umgestaltung. Eine wahre Fundgrube für die polnische Kulturgeschichte aller Zeiten bis ins 19. Jahrhundert bildet das „Etymologische Wörterbuch" Aleksander Brückners, die impo=nierende, reife Frucht eines unerhört reichen und ergiebigen Gelehrten=lebens, ein Werk, vor dem in staunender Bewunderung die Kritik ver=stummt, jedenfalls in einer Überschau nicht an bedeutungslosen Kleinig=keiten gemäkelt, nur das Ganze gepriesen sein darf[2]).

Zwei Neudrucke von wichtigen allgemein kulturgeschichtlichen Quellen des 16. bzw. des 18. Jahrhunderts, Fürst Mikołaj Krzystof Radzi=wiłłs „Wallfahrt ins Heilige Land" und Kitowiczs allgekannte „Be=schreibung der Sitten und Bräuche unter August III.", erstere von Czubek mustergültig ediert, die letzteren von Janik mit nicht allzu viel Mühe ein=geleitet und herausgegeben, sind doch in erster Linie Zeugnisse für die Formen des sozialen Daseins. Über diese belehren uns, in vortrefflicher Form, Białkowskis „Skizzen aus dem großpolnischen Leben im 17. Jahrhundert"; lesen wir bei Truchims „Königlichen Visiten" der Poniatowskizeit, findet man chaotische Brocken in Czartkowskis ihrem Grundgedanken nach zutreffender, doch falsch betitelter und jedes sichtbaren Systems entbehrender Schrift: durch lose Beziehung mit (nicht immer einwandfrei legitimen) Nachkommen Szczęsny Potockis einander

---

[1]) M. Sokolnicki, Polska w pamiętnikach Wielkiej Wojny. W. BP. 1925. 12 u. 678 S. St. Kutrzeba, Polska współczesna. K. KSW. 1926. 137 S. A. Sujkowski, Polska niepodległa. W. Kasa Mianowskiego 1926. 260 u. 60 S.

[2]) J. Ptaśnik, Kultura wieków średnich. W. BP. 1925. 304 S. K. Hart=leb und M. Gawlik, Kultura Polski. L. ZO. 1925. 258 S. Vgl. Forst=Battaglia, LZ. 1926, 490. A. Brückner, Słownik etymologiczny języka polskiego. K. KSW. 1926 f. Bis jetzt erschienen 10 Lieferungen mit 640 S. Viel Kulturgeschichtliches in W. Taszycki, Najdawniejsze polskie imiona osobowe. K. AU. 1926. 129 S. Auch die gesammelten (und schon früher anderwärts gedruckten) Aufsätze von Fr. Bujak, Studja geograficzno=his=toryczne. W. GW. 1925. 299 S. und Wł. Smoleński, Studja historyczne. W. GW. 1925. 328 S. enthalten vor allem kulturgeschichtlichen Stoff, Bujak, Material über die Verbreitung geographischer Kenntnisse in Polen seit der Renaissance, Smoleński über den „Umschwung der Geister" vor, unter und unmittelbar nach der Teilungszeit.

Digitized by Google

verbundene Anekdoten vom „Herrn auf Tulczyn" und seiner Verwandtschaft[1]).

Kirchengeschichte und Schulgeschichte haben recht übel abgeschnitten. Ich sehe an bemerkenswerten Beiträgen zur einen nur mehrere Aufsätze in der „Reformacja w Polsce" (Dobrowolskis schöne Arbeit über mittelalterliche Sekten in Polen, Geisler, Waldenser und dergleichen; Budkas „Przypowski"; Chmays „Grotius und die Sozinianer"), dann eine gute Monographie Chmays über das berühmteste Mitglied der eben genannten Arianerfamilie Przypowski, Samuel. Unterrichtsgeschichtlich am wichtigsten sind zwei Bücher über die Edukationskommission. Pohorskas Darstellung des Elementarschulwesens (Resultat: viel guter Wille; kein Resultat infolge der Tücke des Objekts und der Subjekte); Lewickis „Schulgesetzgebung zur Zeit der Edukationskommission"[2]).

Besser erging es der Rechtsgeschichte. Kutrzebas „Quellen des polnischen Rechts" sind ein zuverlässiger, mit der souveränen Sicherheit des Meisters angelegter Leitfaden durch das Gestrüpp der Vielfältigkeit polnischer Sonderjurisdiktionen. Im ersten Band hätte, meinem Empfinden nach, die Gliederung straffer geschehen müssen und der Quellenbegriff auch auf bildliche Denkmale (der Deutsche erinnert sich unwillkürlich an Amira) und mündliche Tradition (Rechtsparömien!) ausgedehnt werden sollen. Beim zweiten Band, der die auf polnischem Boden geltenden autonomen Rechte der Landschaften, öffentlichen Korporationen und Nationen schildert, ist die Ökonomie etwas verzerrt. (Zu viel von den Armeniern, zu wenig von den Juden!) Bei dem so wichtigen Kapitel über jüdisches Recht hätte Kutrzeba, dem die hebräischen und jiddischen Quellen unzugänglich sind, vielleicht gut daran getan, sich der Hilfe eines Spezialisten, etwa Prof. Schorrs, zu vergewissern. Vortrefflich sind die Abschnitte über Kirchenrecht (denen zugute kam, daß Zachorowski sie vorbereitete und Abraham durchsah) sowie über das deutsche Städterecht. Abrahams „Eheschließung im ältesten polnischen Recht", ein den Rahmen seines allzu bescheidenen Titels sprengendes Kompendium über die rechtliche, soziale, ethische, ethnologische Bedeutung der Ehe im alten Polen bringt vielen Zweigen der Geschichte Nutzen. Das tiefgründliche Werk, dem 1925 der Preis für das beste historische Buch eines polnischen Autors von der Akademie der Wissenschaften zuerkannt wurde, hat internationale

---

[1]) M. K. Radziwiłł, Peregrinacja do Ziemi Świętej 1582/4, herausg. v. J. Czubek. K. AU. 1925. 16 u. 171 u. 27 S. J. Kitowicz, Opis obyczajow i zyczajów za Augusta III. K. BN. I No. 88. 33 u. 408 S. L. Białkowski, Szkice z życia Wielkopolski w XVII. w. P. Rzepecki 1925. 126 S.; Na rubieży podolsko-ukrainnej. Kwh. 39, 587 ff. St. Truchim, Na dworze Augusta Mocnego. P. Lector 1925. 183 S. A. Czartkowski, Pan na Tulczynie. P. Wydawnictwo Polskie 1925. 15 u. 228 S. St. Truchim, Wizyty królewskie. P. Spółka pedagogiczna 1926. 102 S.

[2]) K. Dobrowolski, Pierwsze sekty religyjne w Polsce. Reformacja w Polsce 3, 161 ff.; Wł. Budka, Przypowscy. ibid. 4, 60 ff.; L. Chmaj, Hugo Grotius wobec Socynianizmu. ibid. 4, 74 ff.; Samuel Przypowski. K. AU. 1926. 240 S. H. Pohoska, Sprawa oświaty ludu w dobie Komisji Edukacji Narodowej. K. Arct 1925. 182 S. J. Lewicki, Ustawodawstwo szkolne za czasów Komisji Edukacji Narodowej. W. Arct 1925. 78 u. 456 S.

Digitized by Google

Beachtung vornehmlich durch die auf ein ungeheures Material beruhende Abfertigung zu beanspruchen, die es den Mutterrechtstheorien, wenigstens bei Slaven und Ariern überhaupt, zuteil werden läßt. Der fleißige J ó z e f R a f a c z veröffentlichte eine summarische Darstellung des alten polnischen Prozeßverfahrens. Mit lebhafter Dankbarkeit begrüßt man die nie erlahmende Anregertätigkeit des Lemberger Rechtshistorikers P r z e m y s ł a w D ą b k o w s k i, der nicht nur selbst eine gewaltige Anzahl Abhandlungen zur Rechtshistorie schrieb — zuletzt eine ausgezeichnete Schilderung der altpolnischen „Palästra", die den von Kitowicz und Krasicki arg mitgenommenen Ruf der Rechtsanwaltschaft auf Grund der Akten wiederherstellt —, sondern auch in der von ihm redigierten Schriftenreihe „Rechtsgeschichtliches Gedenkbuch" Erstlingsschriften von achtbarem Format herausbrachte. Ich nenne daraus L a n g e s „Großpolnische Städtegründungen"[1]).

Über zwei ungemein wichtige Quellenpublikationen, die Neuausgabe der Statuten Kasimirs des Großen und K a c z m a r c z y k s Posener Ratsakten, wird in diesen Jahrbüchern wohl von berufener Seite referiert werden[2]). Auf Langes städtegeschichtliche Studie zurückgreifend, wenden wir uns zu den ungemein lehrreichen Untersuchungen von C h a r e w i c z o w a über den Lemberger Handel im Mittelalter (Kutrzebas Krakauer Handelsgeschichte war hier Muster) und M a l e c z y ń s k i s „Älteste polnische Märkte". Das zuletzt genannte Buch steht gegenüber dem gleich Kutrzeba der Belowschen Theorie folgenden Lange auf dem Boden der Markttheorie (tatsächliche Handelsbedeutung bestimmt den faktischen und dann den rechtlichen Stadtcharakter einer Siedelung). Ein Hinweis auf die zwar populäre, doch, wie bei diesem Verfasser nicht anders zu vermuten, originelle und anregende, leitfadenmäßige Schrift über die Entwicklung der polnischen Wirtschaft von B u j a k. Ein Memento an die deutsch geschriebene und in mehreren deutschen Fachorganen angezeigte „Geschichte der Nationalökonomie in Polen" des durch den Fechenbachprozeß in Deutschland zu trauriger Berühmtheit geratenen und nun wohl auch wieder vergessenen

---

[1]) S t. K u t r z e b a, Historja źródeł dawnego prawa polskiego. 2 Bde. L. ZO. 1926. 286, 462 S. (vgl. Forst-Battaglia, LH. 63, 89); Historja ustroju Polski w zarysie. L. Połoniecki 1925. In 6. verbesserter Aufl. erschien Bd. I (Polen bis 1795), die anderen 3 Bde. werden folgen (vgl. K. Tymieniecki, Pw. 1925, Heft 4). W ł. A b r a h a m, Zawarcie małżeństwa w pierwotnem prawie polskiem. L. Towarzystwo Naukowe 1925. 475 S. J. R a f a c z, Dawny proces polski. W. GW. 1925. 131 S. P. D ą b k o w s k i, Palestra i księgi sądowe w dawnej Polsce. L. 1926. O. L a n g e, Lokacje miast Wielkopolski na prawie niemieckiem. L. 1925. 76 S. Unter den beachtenswerten Arbeiten geringeren Umfangs: J. S i e m i e ń s k i, Podział historji ustroju na okresy. KB. 2, 441 ff. (über Periodisierung der polnischen Verfassungsgeschichte); P. D ą b k o w s k i, Historja prawa polskiego. PZ. (Programm für künftige Pflege der Rechtsgeschichte); K. T y m i e n i e c k i, Geneza społeczeństwa polskiego. PZ.; Z. W o j c i e c h o w s k i, Bibljografja prac prof. Balzera. KB. 1, 1 ff. (Bibliographie der Schriften des größten polnischen Rechtshistorikers).

[2]) Statuta Casimiri Magni, ed. von B. U l a n o w s k i, eingeleitet von S t. K u t r z e b a, synoptische Tabellen von A. K ł o d z i ń s k i. K. AU. 1925. 88 u. 588 S., und Archiwum komisji prawniczej, Bd. 2, woselbst in Bd. 4 Fortsetzung. Akta radzieckie poznańskie, ed. K. K a c z m a r c z y k. P. Towarzystwo przyjaciół nauk 1925. 10 u. 444 S. (Bd. 1, Jahre 1434/1470).

Digitized by Google

Gargas und dann noch nachdrückliche Warnung vor dem unwissenschaftlichen, geradezu skandalösen Machwerk, das Aleksander Świętochowski als „Geschichte der polnischen Bauern" (Band I bis zu Kościuszko) in die Welt hinaussandte[1]).

Wer über die Geschichte des polnischen Landmanns zuverlässigen Aufschluß begehrt, der greife zu den Arbeiten des ausgezeichneten Wirtschaftshistorikers Rutkowski, der uns zuletzt über die Agrarreformen auf den Besitzungen der Stadt Posen berichtete, auf denen die großpolnische Metropole im Zeitalter der Aufklärung den vielgerühmten humanen Magnaten mit gutem (und meist mit besserem) Beispiel voranging. So wenig es der Titel vermuten ließe, agrargeschichtlich bedeutsamen Stoff bergen auch die „Forschungen über Ortsnamen" Kozierowskis. Wer sich in die abschreckend langweilig aussehenden historischen Ortslexica des gelehrten Pfarrers von Skórzewo versenkt, der wird bald nicht nur die dem Dilettantentum längst entwachsene solide Methode, die vollkommene Beherrschung eines schier unübersehbaren Materials bewundern, sondern gewahren, wie ein jeder Zweig der kulturellen, wie die politische Geschichte hier aus dem Vollen ungeahnte Erkenntnisse schöpft. Wir verfolgen die Fortschritte der Besiedelung, die Ausbreitung geistiger und materieller Zivilisation; finden — beim Vergleich der Namen — plötzlich kaum vermutete Zusammenhänge der mächtigen Magnatenhäuser, gewinnen ein Bild von der Struktur der polnischen Gesellschaft, den Hilfsquellen des polnischen Staates. Ich möchte gerade aus meinem Staunen über die jahrzehntelange synthetische Emsigkeit Kozierowskis das Recht ableiten, ihm die Bitte vorzutragen, nun endlich an eine lesbare Darstellung seiner Ergebnisse zu schreiten. Die spärlichen begleitenden Texte, wie der zu seinem Aufsatz über die Besiedelung des Warthesystems vermag ich nicht als der ungeheuren Leistung würdig anzuerkennen, der gebührt, weiten Kreisen nicht nur zum Bewußtsein, aber auch in ansprechender Form vor Augen zu kommen[2]).

Unter den Disziplinen, die Kozierowski Dank schulden, ist nicht zuletzt die der polnischen Vorgeschichte. Die wird den Lexiken Kozierowskis und Brückners jedenfalls mehr entnehmen als dem verfehlten Versuch Moszyńskis, über die Herkunft der Slaven neue und alte, durch ihre Unhaltbarkeit einander vereinte Hypothesen mit den Argumenten einer von Brückner vernichtend abgefertigten Philologie vorzubringen. Indes wir

[1]) Ł. Charewiczowa, Handel średniowiecznego Lwowa. L. ZO. 1925. 156 S.; Ograniczenie gospodarcze nacyj schizmatyckich i żydów we Lwowie. Kwh. 39, 193 ff. J. Ptaśnik, Walki o demokratyzację Lwowa. Kwh. 39, 228 ff. Posen: M. Wicherkiewiczowa, Rynek poznański i jego patrycjat. P. 1925. 200 S. K. Maleczyński, Najstarsze targi w Polsce. Fr. Bujak, Rozwój gospodarczy Polski w krótkim zarysie. K. 1925. 15 u. 51 S. S. Gargas, Geschichte der Nationalökonomie in Polen. Berlin, Prager 1925. 154 S. A. Świętochowski, Historja chłopów polskich w zarysie. P. Wydawnictwo Polskie 1925. 522 S.

[2]) J. Rutkowski, Zagadnienie reformy rolnej w Polsce XVIII w. P. Fiszer i Majewski 1925. 148 S. St. Kozierowski, Pierwotne osiedlenie ziemi gnieźnieńskiej. P. 1924. 130 S.; Pierwotne osiedlenie dorzecza Warty. P. 1926. 136 S., beides aus Slavia Occidentalis.

Digitized by Google

entfernen uns immer weiter von dem, was als Geschichtsschreibung gelten kann. Begnügen wir uns deshalb auf wichtige Werke des Folklore hinzuweisen, dem zwei einander ergänzende Lehrbücher geschenkt wurden, ein methodisch vortreffliches Bystrońs und ein lesbareres und mehr kasuistisches Fischers; die Numismatiker zu dem glänzend ausgestatteten Werk Gumowskis über die polnischen Medaillen zu beglückwünschen. Dann zurück zur erzählenden Darstellung[1]).

Die Kunstgeschichte hat allen Grund, mit den beiden letzten Jahren zufrieden zu sein. Koperas Geschichte der polnischen Malerei, deren beide ersten Bände bis an die Schwelle jener Zeit reichen, wo die Malerei in Polen zur polnischen Malkunst wird, ist ebenso überraschend in ihren Ergebnissen, wie deshalb, weil sie erst jetzt der Welt den Reichtum einer mißkannten, ungekannten Vergangenheit enthüllt. Die Reproduktionen sind meist sehr gelungen, wenigstens auf den separat beigegebenen Tafeln. Der Text ist leicht (leider auch gelegentlich leichtsinnig) geschrieben. Die ästhetische Wertung von Männern und Werken verdient allen Beifall. Als hauptsächliche Grundlage der Autopsie haben die Schätze des Krakauer Museums gedient. In zweiter Linie die der anderen öffentlichen Sammlungen. Über die ist, von Kopera, Gembarzewski und Gumowski geleitet, ein monumentaler Katalog im Erscheinen, der recht gute Vorstellung von den Kunstschätzen Polens vermittelt. Zuletzt brachte Gembarzewski einen Band über das Warschauer kaum ein Jahrzehnt bestehende und doch schon erstaunlich reichhaltige Nationalmuseum[2]).

[1]) Wichtigste historisch orientierte folkloristische Bücher: J. Bystroń, Wstęp do ludoznawstwa polskiego. L. Jakubowski 1926. 8 u. 176 S.; Historja w piésni ludu polskiego. W. GW. 1925. 116 S. A. Fiszer, Lud Polski. L. ZO. 1925. 240 S. Numismatik: M. Gumowski, Medale polskie. W. BP. 1925. 230 S. Heraldik (im Zusammenhang mit den polnischen Anfängen): K. Sochaniewicz, W sprawie heraldyki ruskiej. PZ.; H. Polaczkówna, Najstarsze źródła heraldyki polskiej. L. Towarzystwo Naukowe 1925. 43 S.; Geneza herbów polskich w herbarzu flamandzkim. KB. 2, 255 ff. K. Moszyński, Badania nad pochodzeniem Słowiań. K. AU. 1925. 140 S., vgl. Brückner, Kwh. 440, 3 ff. Ohne daß hier — aus begreiflichen Gründen — auf die uns ferner liegenden Werke über die Urslaven, die vorslavische Bevölkerung Polens und überhaupt die Archäologie und geschichtlich orientierten Anthropologie eingegangen werden kann, seien wenigstens ein paar bedeutende Aufsätze der führenden Gelehrten dieser Fächer, J. Kostrzewski, L. Kozłowski und J. Czekanowski genannt. J. Kostrzewski Czasy przedhistoryczne Wielkopolski, Roczniki Historyczne Bd. I; O wzajemnych stosunkach kultury łużyckiej i kultury grobów skrzynkowych, Slavia Occidentalis Bd. 4; Młodsza epoka kamienna w Polsce, Wiadomości archeologiczne Bd. 9. L. Kozłowski, Kultura łużycka a problem pochodzenia Słowian. PZ.; Mapa kultury łużyckiej. Kwh. 40, 18 ff. J. Czekanowski, Kierunek historyczny w naukach antropologicznych. PZ. Das am meisten umstrittene Problem des slavischen Charakters der Lausitzer Kultur wurde von Richthofen in diesen „Jahrbüchern" NF. 2, 93 f. kurz gestreift. Übersicht über die archeologische Literatur bei B. Stelmachowska, System trzech epok w przedhistorji polskiej. P. 1925 und J. Żurowski, Badanie przeszłości przedhistorycznej Polski w latach 1919—1924. Pwsp. 1925, Heft 3; Wł. Antoniewicz, U podstaw archeologji w Polsce. W. 1926. 136 S.

[2]) F. Kopera, Dzieje malarstwa w Polsce. 2 Bde. K. 1925, 1926. 250, 252, 345 S. Vgl. Forst-Battaglia, LZ. 1926, 1563 f. St. Tomkowicz, Kwh.

Digitized by Google

Niewiadomskis Geschichte der polnischen Malerei im 19. und 20. Jahrhundert behandelt die von Kopera noch nicht geschilderte Epoche. Natürlich kann man von dem als Ästhetiker und Schaffender urteilenden Maler nicht die wissenschaftlichen Qualitäten eines Gelehrten fordern. Als Bekenntnis eines warmherzigen Künstlers und als Kommentar zu einer erst zu schreibenden (und hoffentlich von Kopera bald geschriebenen), wahrhaft historischen Arbeit wird das Buch seinen Wert behalten. Nur suche man nicht Vollständigkeit oder kühle Objektivität. Dem deutschen Leser muß, dies zu begründen, wohl erst in Erinnerung gebracht werden, daß der Chronist der polnischen modernen Malerei nicht nur selbst ein Streiter einer stark befehdeten Kunstschule, sondern auch — der Mörder des Präsidenten Narutowicz war, ein Opfer seines ehrlichen und zügellosen Fanatismus[1]).

Neben dem historisch verkleideten Laien sprechen in zwei Serien vortreffliche Kunstgeschichtsschreiber zum anteilnehmenden Publikum. Die Professoren Husarski und Treter geben jeder eine Reihe von Monographien zur polnischen bildenden Kunst heraus. Der eine beschränkt sich auf Gegenwart und jüngste Vergangenheit. Vier Bände brachten bisher eine Würdigung des Werkes von Pankiewicz, Weiß, Skoczylas, Boruciński, Zak und Kißling. Der andere erstreckt sein Interesse bis zurück ins 18. Jahrhundert. Husarski schreibt die den illustrierenden Tafeln vorangehenden Einführungen allein. Treter umgab sich mit einem Stab von Mitarbeitern. In zehn Bänden veröffentlichte er zwei Sammelheftchen über das weibliche Portrait im 18. Jahrhundert und über die polnische Karikatur (Autoren Wasylewski und Husarski), dann Monographien der Maler Orłowski, Płoński (von Tatarkiewicz), Matejko (von Zahorska), Malczewski (von Szydłowski), Stanisławski (von Sterling), Krzyżanowski (von Treter) und Skoczylas (von Woźnicki), des Bildhauers Wittyg (von Rutkowski). Husarskis Unternehmen hat den Vorzug einheitlicher Durchführung und besserer Reproduktionen. In der Treterschen Serie finden sich neben glänzenden, aus dem Vollen schöpfenden Studien wie der Tatarkiewiczs über Orłowski (desselben Autors Würdigung Płońskis ist zu günstig) recht unerfreuliche „ästhetische" Schwätzereien. Es will mir auch wenig behagen, daß nicht systematisch zunächst die genialen Bahnbrecher und dann erst die dii minores bearbeitet wurden. Ein Płoński hat nichts in einer Serie zu suchen. die von Grottger oder Chełmoński keine Notiz nahm. Daß manche heute überschätzte Künstler vom Ausland und von der Nachwelt anders angesehen werden wie von Treter, ist unvermeidlich und sein gutes Recht

---

39, 523 ff., 40, 213 ff. F. Kopera, Muzeum Narodowe w Krakowie. 2 Bde. K. 1923, 24 S. u. 51 Taf., 15 S. u. 60 Taf. M. Gumowski, Muzeum Wielkopolskie w Poznaniu. K. 1924. 40 S. u. 110 S. Br. Gembarzewski, Muzeum Narodowe w Warszawie. K. 1926. 46 S. u. 101 Taf. Alle diese Werke im Verlag der Drukarnia Narodowa.

[1]) E. Niewiadomski, Malarstwo polskie XIX i XX w. W. Arct 1927 (richtig 1926). 332 S.

Digitized by Google

sei aber insbesondere im Fall Krzyżanowski ausdrücklich festgestellt[1]). Nach diesen Worten des Widerspruchs freue ich mich doppelt, mit Treter in seiner Begeisterung für den genialen Fałat ganz übereinstimmen und meine Freude über die schöne und vortrefflich illustrierte Schrift zum Preise dieses seltenen Künstlers ausdrücken zu können. Ein kurzes Lob den Studien zur Baugeschichte des Königsschlosses Łazienki von Tatarkiewicz, dem Werk Kraushars über die schönsten Warschauer Paläste und Lauterbachs auf seiner älteren deutschen Schrift beruhenden brillanten, historisch gegliederten Analyse des architektonischen Werdens der polnischen Hauptstadt. Alle drei Bücher sind prächtig ausgestattet und mit reichem Illustrationsmaterial versehen. Zwei Werke zur Musikgeschichte, beide über Chopin — von Hösick das eine, verkürzte Neuausgabe einer als klassisch geltenden Biographie; das andere von Jachimecki für den Historiker weniger wichtig, da es sich leider fast ganz in musiktheoretische Untersuchungen und Polemiken verliert —: und wir sind bei dem am meisten gepflegten Zweig der polnischen Geschichtsschreibung angelangt[2]).

Die Literarhistorie hat zwar keine einzige ihre Gesamtheit schildernde Darstellung großen Formats zu verzeichnen — die Neuauflage von Wojciechowskis Lehrbuch für freidenkende höhere Töchter ist auch in ihrer veränderten Gestalt dem künstlerisch empfindenden Menschen ungenießbar; die von Pilats bis heute unersetztem bienenfleißigen Handbuch, das eine Art polnischen Goedecke mit verbindendem Text genannt werden kann, zwar angekündigt, doch noch nicht erschienen —. Allein es mangelt nicht an Werken über bedeutsame Fragen und Autoren. Derselbe Wojciechowski, dessen Pädagogentum vor anderen Aufgaben versagt, hat uns eine nützliche und gewissenhafte „Geschichte der Erzählung" hinterlassen, die bis ins 19. Jahrhundert reicht, und nur nicht etwa mit naheliegenden französischen Gegenstücken verglichen werden möge, die einen Schriftsteller vom Rang Brunetières zum Verfasser haben. Chrzanowskis Monographie des Historikers Bielski erschien in zweiter Auflage; Windakiewiczs „Skarga", nachdem er ein Menschenalter im Schreibtisch geruht hatte. Es zeugt für den Scharfblick des Autors, daß er sein Buch unverändert publizieren durfte, ohne damit anachronistisch zu wirken.

---

[1]) W. Husarski, Malarstwo Polskie. W. Mortkowicz 1927 (richtig 1926). Bd. 1—4. Monografje artystyczne pod redakcją M. Tretera. W. GW. 1925, 1926. 10 Bde.: 1. St. Wasylewski, Portret kobiecy w Polsce XVIII w. 23 S. 2. St. Zahorska, Matejko. 25 S. 3. Szcz. Rutkowski, Edward Wittyg. 20 S. 4. St. Woźnicki, Władysław Skoczylas. 23 S. 5. T. Szydłowski, Jacek Malczewski. 23 S. 6. M. Treter, Konrad Krzyżanowski. 25 S. 7. Wł. Tatarkiewicz, Aleksander Orłowski. 23 S. 8. W. Husarski, Karykatura w Polsce. 27 S. 9. M. Sterling, Jan Stanisławski. 23 S. 10. Wł. Tatarkiewicz, Michał Płoński. 20 S. Jedes Heft mit 32 Reproduktionen.

[2]) M. Treter, Fałat. W. GW. 1926. 30 S. Wł. Tatarkiewicz, Pięć studjów o Łazienkach. L. „Atlas" 1925. 169 S. A. Lauterbach, Warszawa. W. BP. 1925. 231 S. A. Kraushar, Pałace Warszawskie. P. Księgarnia św. Wojciecha. 1925. 85 S. u. 47 Taf. Zdz. Jachimecki, Chopin. K. Drukarnia Narodowa 1927. 164 S. F. Hösick, Chopin. 2. Aufl. W. Hösick 1927. 2 Bde. 635, 888 S.

Digitized by Google

Wenn er vor allem den Schriftsteller würdigt (das Biographische ist nur nebenbei berührt), so geht Kot in seiner vorzüglichen Einleitung zu den „Reichstagspredigten" auf die politische Rolle des großen Vorkämpfers für das absolute Königtum ein, den ein Treppenwitz der Literargeschichte zum großen Mahner machen wollte (die Reden sind bekanntlich nie im Reichstag gehalten worden; erst Matejkos Bild hat die irrige Ansicht popularisiert. Die übliche rhetorische Figur der Prediger aller Zeiten, die Weissagung des drohenden Untergangs, als eine inspirierte Prophetie zu deuten, ist erst den Romantikern beigefallen[1]).

Von Skargas, der weit mehr ein Bossuet war als ein Jeremias, unscheinbaren Verbündeten berichtet Badecki in einem dieser dem großen Publikum wenig zusagenden bescheidenen (übrigens dem Umfang nach stattlichen) Werke, die den wahren Fortschritt der Wissenschaft verkörpern. Er sammelte und beschrieb bei zweihundert polemische und andere Schriften der längst vergessenen „bürgerlichen" Literatur des 17. Jahrhunderts, unter deren Autoren kaum ein paar in der Erinnerung der Fachgelehrten oder als Lemberger Lokalberühmtheiten ihr Nachleben fristen. Es läßt sich über den Titel rechten. Ihrem Stande gemäß müßte man viele Schriftsteller aus Badeckis Katalog zum Klerus oder Adel zählen. Gemeinsam

---

[1]) Eine Übersicht über die literarhistorische Forschung von 1921—1925 gibt Z. Ciechanowska, Historja literatury polskiej w ostatniem pięcioleciu. K. Ppw. 1926. 118 S. K. Wojciechowski, Dzieje literatury polskiej. 2. Aufl. L. „Atlas" 1926 (vgl. Forst-Battaglia, Literarische Wochenschrift 1926, 1065 f.); Historja powieści w Polsce. L. Gubrynowicz 1925. 314 S. I. Chrzanowski, Marcin Bielski. 2. Aufl. L. „Atlas" 1926. 8 u. 551 S. St. Windakiewicz, Piotr Skarga. K. KSW. 1925. 239 S. St. Kot, Einleitung zu Piotr Skarga, Kazania sejmowe. K. BN. I No. 70. Über beide Werke vgl. A. Brückner, Reformacja w Polsce 4, 231 ff. Unter den im Laufe der beiden Berichtsjahre veröffentlichten Nummern der mustergültigen, von St. Kot umsichtig geleiteten Bibljoteka Narodowa, die im Verlag der KSW. erscheint, sind, abgesehen von Kitowicz und Skarga zu nennen: No. 82. Wł. Folkierski, Sonet Polski. (Eine Anthologie des Sonnets seit dem 17. Jahrhundert, gute Einführung in die Theorie dieser Dichtungsart.); 85. Edward Wasilewski, Poezje, eingeleitet von W. Haecker; 86. J. I. Kraszewski, Morituri. Mit allgemeiner biographischer Einleitung durch W. Hahn; 87. S. Twardowski, Nadobna Paskwalina. (Der berühmte, romanischen Mustern nachgeahmte älteste polnische allegorisch-heroische Roman, Ausg. von R. Pollak); 89. Fr. Karpiński, Wybór Poezyj. Auswahl und etwas magere Einleitung von W. Jankowski. 90. Staszic, Uwagi nad życiem Jana Zamojskiego. Ausgabe von St. Czarnowski; 92. W. Kochowski, Psalmodja, zusamt einer nur ungenügenden Auslese der anderen Gedichte ediert von J. Krzyżanowski; 93, 97. A. Fredro, Dożywocie, bzw. Cudzoziemszyzna. Einleitung von St. Windakiewicz. (So begrüßenswert die Erneuerung des noch heute lebendigen polnischen „Avare", so überflüssig die der unerlaubt schwachen und geistlosen Satire gegen die kulturelle Überfremdung.) 94. K. Brodziński, Mowy i pisma. Vorbildlich herausgegeben von I. Chrzanowski. 95. M. Bałucki, Gruby ryby. Die Einleitung des Krakauer Theaterdirektors Z. Nowakowski übertrifft bei weitem den Wert des vermoderten Stückes. Im allgemeinen ist die Sichtung des Stoffes durch die Redaktion der BN. des Beifalls gewiß. Überflüssig war außer Fredros „Cudzoziemszyzna" Kraszewskis Roman „Zygmuntowskie czasy", eines der schwächsten Werke des vielschreibenden Autors der „Morituri" und der „Stara Baśń". Inmitten der vortrefflichen Bearbeitungen war ferner die von Rousseaus „Considérations" ein schwerer Mißgriff, vgl. Forst-Battaglia Kwh. 40, 207 ff.

Digitized by Google

ist ihnen ihre Denkensweise „tiers état": Lob der starken Königsgewalt, Zetern wider Verderbnis der Zeiten, satirische Betätigung antisemitischer, streng nationaler und den kosmopolitischen, das Leben großzügig führenden Aristokraten feindlicher Empfindungen. („Tiers état" natürlich im polnischen Verstand und Unverstand gemeint.) Wir blättern also bei Badecki in mit mehr oder weniger esprit vorgebrachten Klagen und An=klagen der Dmowski und Korfanty des 17. Jahrhunderts und ergötzen uns an ihrem unverbrauchten Mutterwitz[1]).

Sehr reich ist die Ernte des polnischen Schrifttums über die Auf=klärung. Wojciechowskis Nachlaß entstammt eine Gesamtdarstel=lung des „Zeitalters der Aufklärung", die, obzwar Fragment geblieben, eine nützliche Übersicht vermittelt und im Urteil über Tatsachen kaum fehl greift, nur in der ästhetischen Bewertung den Schulmeister verrät. Bernackis „Theater, Drama und Musik unter Stanisław August" bietet ein umfangreiches Material nebst sachkundigen kritischen Studien und dankenswerten Illustrationen. Galle zeichnet etwas schwerfällig eine Silhouette von Bogusławski, dem Vater des polnischen Theaters. Zum Staszic=Jubiläum drängten sich eine Menge von Gelegenheitsschriften über den Patriarchen der polnischen Demokratie, den man lange einen politischen Denker wähnte, bis ihn die Zeit gerechter als begnadeten lyrischen Poeten erkannte. Aus dieser Flut ragt Leśniewskis gewissenhafte Biographie des edlen Mannes hervor, der man — wie oft ziemt es, das bei polnischen Büchern zu wiederholen — nur einen mehr europäischen Horizont wünschte[2]).

Von der Aufklärung zur Romantik schlagen zwei Bücher die Brücke, die zur vom impressionistischen Kritiker so verpönten Gattung der „Wpływo=logja", der Einflußlehre, gehören. Wojciechowskis „Werther in Polen" reiht sich den besonders von Szyjkowski eifrig gepflegten Studien über die Ausstrahlung fremden Dichtungsgutes ins polnische Geistesleben an. Der trockenen Aufzählung von Fakten, Jahreszahlen und Parallelen ziehe ich Klarnerównas gründliche Studie über den Panslavismus in der polnischen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor. Weit höher stelle ich allerdings Schippers feine Schrift über die Empfind=samkeit bei Mickiewicz. In ihr ist etwas vom europäischen Maß der Łempicki und Kleiner, die weit hinaus über den Kirchturm blicken. Mit tiefer Einsicht wird der ursächliche Zusammenhang von Pseudoklassizismus und Sentimentalität erkannt und beider, wir möchten sagen, unterbewußtes Fortleben im polnischen Dichterfürsten, dem naiven und romantischen Mickiewicz. Schon halten wir nach fleißigen und wertvollen bei den so

---

[1]) K. Badecki, Literatura mieszczańska w Polsce XVII w. L. ZO. 1925. 38 u. 543 S., vgl. A. Brückner, Reformacja w Polsce 4, 240 ff.

[2]) K. Wojciechowski, Wiek Oświecenia. L. ZO. 1926. 20 u. 432 S., vgl. Forst=Battaglia, Euphorion 27, 623 ff. L. Bernacki, Teatr, dramat i muzyka za Stanisława Augusta. 2 Bde. L. 1925. 15 u. 474, 443 S., vgl. Forst=Battaglia, LH. 63, 87 f. L. Galle, Wojciech Bogusławski. W. Arct 1925. 8 u. 238 S. Cz. Leśniewski, Stanisław Staszic. W. Towarzystwo Naukowe 1925. 352 S.

Digitized by Google

künstlerisch wie wissenschaftlich befriedigenden, Dauer und nachhaltige Wirkung versprechenden Werken[1]).

Kridl schildert den Antagonismus von Mickiewicz und Słowacki. Schildert ihn vorzüglich auf Grundlage der dichterischen Schöpfungen. Mit einer Beherrschung des Tatsachenmaterials, mit vorsichtig abwägender Sicherheit, die man bei Kridl von jeher gewohnt ist. Die Schattenseite seiner Parallele erblicke ich darin, daß zu wenig von der Verschiedenheit der Individualitäten, des Lebenslaufes und seiner wirtschaftlichen, genealogischen Voraussetzungen gesprochen wird. Ohne in die Übertreibungen der Milieu= und Rassenfanatiker zu verfallen, möchte ich betonen, daß es heute kaum angeht, bei einem Buche wie dem Kridls von diesen „naturwissenschaftlichen" Gegensätzen zu schweigen. Eine zweite Einwendung muß ich — übrigens nicht nur gegen Kridl, aber überhaupt gegen fast alle polnischen Literarhistoriker — richten: er überschätzt den Kontrast im Denken der beiden großen Romantiker. Aus der Ferne und jenseits der Grenzen besehen, verwischen sich die unwesentlichen Widersprüche und der einheitlich romantische, empfindenbeherrschte Charakter sowohl der in Polen als Romantiker wie der als „klassisch" geltenden, der Idealisten und der Realisten, verwischt sich. Es bleibt der ewig polnische, wesenhaft romantisch=idealistische Typus. Das haben von keiner Sachkenntnis beschwerte Ausländer mit dem Scharfblick der Abneigung besser erkannt, als die liebevollen gründlichen Sachkundigen in der Heimat (man lese nur einmal Léon Daudets Urteil über den „Realisten" und „Klassiker" Sienkiewicz[2]).

Die beste Mickiewicz=Biographie, die Kallenbachs, wurde zum vierten Mal neu aufgelegt. Sie führt in das Denken und Schaffen des Dichters ein und erzählt in genügender Ausführlichkeit seinen Lebenslauf. Auch bei ihr ist, als einziger erheblicher Vorwurf, der Mangel an Berücksichtigung der den Menschen Mickiewicz formenden, ererbten und in erster Kindheit geschauten Einflüsse zu vermerken. Im übrigen hat sich Kallenbachs „Mickiewicz" schon genügend bewährt. Bei Słowacki scheint es unerläßlich, mindestens zwei Bücher zu Rate zu ziehen. Den äußeren Lebensgang findet man bei Grabowski einläßlich geschildert — in unserer Berichtsperiode kam der 2. Band dieses mit allem Raffinement des modernen Psychologen das Warum und Woher in Słowackis Erdenwallen untersuchenden Buches heraus —. Die Geistesgeschichte des Poeten, die historische und ästhetische Würdigung seines Schaffens ist nirgends auch nur annähernd mit der hohen Vollendung und der intuitiven Einfühlkraft gegeben, wie in dem meisterlichen „Słowacki" Juljusz Kleiners, der als berufenster die monumentale Gesamtausgabe von Słowackis Werken leitet. Einen Ausschnitt aus dem geistigen Bezirk, in dem Słowackis Träumen und Denken weilte, beleuchtet Sinko. Sein „Hellenentum bei Słowacki" geht den Spuren des Klassizismus bei dem nach, den man mit

[1]) K. Wojciechowski, Werter w Polsce. L. ZO. 1925. 189 S. 2. Aufl. Z. Klarnerówna, Słowianofilstwo w literaturze polskiej. W. Kasa Mianowskiego 1926. 8 u. 302 S. H. Schipper, Sentymentalizm w twórczości Mickiewicza. L. ZO. 1926. 311 S.

[2]) M. Kridl, Antagonizm wieszczów. W. Arct 1925. 568 S.

Digitized by Google

Recht die Inkarnation der Romantik aller Zeiten und aller Breiten genannt hat[1]).

Kleinere, doch nicht zu verachtende Beiträge zur Blütezeit der polnischen Romantik: die vortreffliche (die beste bis nun existierende) Neuausgabe des „Pan Tadeusz", besorgt durch Pigoń. Semkowiczs liebevolle und schön edierte Übersicht der Mickiewicz=Drucke, soweit sie zu Lebzeiten des Poeten erschienen. Eine mit den Augen der Sohnesliebe geschaute und mit ermattender Hand gezeichnete Portraitstudie über Celine Mickiewiczs, die Frau Adams und Mutter Władysław Mickiewiczs[2]).

Kallenbachs ungemein inhaltsreiches Buch über den Towianismus verdient besonders hervorgehoben zu werden. Es beschreibt die geistige Atmosphäre, in der Mickiewiczs Schaffenskraft erlosch, Słowackis Weg eine gefährliche Wendung nahm, während Krasiński seine kühle Nüchternheit des Denkens bewahrte. Eine Fülle von, mitunter als kleine Sensation wirkenden, Dokumenten (ich denke z. B. an die unerwartet scharfen Briefe Krasińskis über den zum Schwärmer gewordenen Mickiewicz), wird vor uns ausgebreitet. Aus künstlichem Nebel taucht die wenig sympathische Gestalt des Charlatans und Pseudopropheten hervor, demgegenüber, wenn die fromme und falsche Scheu geschwunden ist, nur das Dilemma des Bedauerns über ansteckende Verrücktheit, der Entrüstung über schamlosen Betrug möglich erscheint. Kallenbach hat, während sein schön, ja hinreißend geschriebenes Werk sonst restlose Zustimmung weckt, den Gaukler unseres lieben Herrn noch zu milde beurteilt. Eine ihm verwandte Gestalt, den neuerdings wieder maßlos überschätzten Hoene=Wroński, nahm Ujejski zum Helden eines mitunter von grimmigem Humor erfüllten biographischen Essais. Ujejski hat seine literarische Kunst schon früher an philosophisch=literarischen Abenteurern versucht. Nach der Skizze über den unschädlichen Narren Grabianka entwarf er nun das wenig anziehende, doch nicht minder getreue Bild des unzweifelhaft genialischen Mathematikers Hoene, der sich Wroński nannte, nach Bedarf neben der deutschen, polnischen, noch die russische und die weltbürgerliche Nationalität bekannte und für französisches Gold sein Wissen um das Absolute verkaufte[3]).

Der Literatur im Heimatland hat weniger Eifer gegolten, als den fesselnderen Gestalten der großen Emigration. Aus dem Bereich der den Augenblick weit überdauernden Leistung kehren wir wieder zum anständigen

---

[1]) J. Kallenbach, Adam Mickiewicz. 4. Aufl. L. ZO. 1926. 2 Bde. 11 u. 475, 536 S. T. Grabowski, Słowacki. P. Fiszer i Majewski. Bd. 1. 2. Aufl. 1920. Bd. 2. 1926. 382 S. J. Kleiner, Słowacki. Bd. 1, 2. 3. Aufl. L. ZO. 1925. 283, 401 S. Bd. 3. W. GW. 1923. Das Werk geht von der 3. Aufl. an in den Verlag des ZO. über. T. Sinko, Hellenizm Słowackiego. 2. Aufl. W. BP. 1925. 251 S. Die Neuausgabe Słowackis schreitet rasch fort. Nach den früher erschienenen Bänden 1, 3, 4 kam 1925 Bd. 10 heraus (L. ZO. 579 S.). Jedem Band ist eine Bibliographie von W. Hahn beigegeben.

[2]) St. Pigoń, Einleitung zum „Pan Tadeusz" Mickiewiczs. BN. I No. 83. K. 1925. 160 S. A. Semkowicz, Wydania dzieł Adama Mickiewicza. L. „Atlas" 1926. 230 S. Wł. Mickiewicz, Moja matka. Pwsp. 1926, Heft 8—12.

[3]) J. Kallenbach, Towianizm na tle historycznem. K. Ppw. 1926. 192 S. J. Ujejski, O cenę absolutu. W. GW. 1925. 216 S.

Digitized by Google

Mittelmaß zurück, als dessen Repräsentanten wir eine gute biographische Einleitung Hahns zu den „Morituri" Kraszewskis und eine gewissenhafte Untersuchung Łytkowskis über de Maistres Einfluß auf den polnischen Romanschreiber Rzewuski nennen, während Kucharskis „Fredro", als Vorbote einer neuen Gesamtausgabe des polnischen Molière, im Format und Stil ein höheres Niveau einhält[1]).

Immer näher rücken wir so der Gegenwart, wo der Historiker die Feder dem publizistischen Kritiker abtritt oder wenigstens abtreten sollte. Wojciechowski hat gut, aus der reichen Erfahrung seines Forschens heraus methodische Ratschläge zu erteilen. Es wird doch vor allem von der Intuition, dem Geschmack, der Ausdrucksfähigkeit abhängen, ob jemand zum Chronisten noch Wirkender oder eben erst Verblichener berufen ist. Heil dem Autor und dem Lesenden, wenn sich alle diese Talente in der Person eines Mannes finden, dem die fachliche Schulung als Superplus eignet. Dann können wir eine Perle moderner Kritik bewundern, wie Kleiners Skizze über das Künstlertum Sienkiewiczs und die anderen „Kupferstiche" literarischer und erlebter Portraits. Wojciechowski, von dessen Nachlaß wir nun Abschied nehmen, nicht ohne uns einem von hochherziger Gesinnung verklärten immensen Wissen zu neigen; dem nur die artistische Empfänglichkeit zum Literarhistoriker ersten Ranges fehlte, Wojciechowski hat viel breiter und gründlicher über Sienkiewicz geschrieben und doch, die wenigen Seiten Kleiners sagen uns mehr. Garnichts dagegen, was im Schweiße eines in Bibliographisches vergrabenen Angesichtes Bronarski über Sienkiewiczs „Quo vadis" und seinen Einfluß auf die romanischen Literaturen zu Papier brachte. Er sah vor lauter Wald die wenigen ragenden Bäume nicht. Mit der kritischen Ausgabe von Wyspiańskis Werken — neben der Słowackis von Kleiner, die beste, die je einem polnischen Dichter wurde; sie enthält in ihrem, unserer Berichtsperiode angehörenden 3. Band die „Warszawianka", „Lelewel", „Die Legion", „Bolesław der Kühne" und „Skałka" — schließt die Literargeschichte[2]).

Unter den jüngste Vergangenheit wertenden Abhandlungen kann, als bewußt historisch betrachtend, eine Übersicht Forst-Battaglias verzeichnet werden, die Polens Literatur seit dem Weltkrieg analysiert und auf ihre Tendenzen prüft. Dębicki hat von Reymont, Zahorska von Żeromski, Borowy von Kasprowicz eine Synthese des Schaffens geliefert. Handelsman schilderte die Strömungen der polnischen Historiographie bis zum Jahre 1924. Die Memoiren Przybyszewskis und Weyssenhoffs Kommentar zum eigenen

---

[1]) W. Hahn, Einleitung zu „Morituri" von J. I. Kraszewski. BN. I No. 86. K. 1925. 135 S. J. Łytkowski, Józef de Maistre a Henryk Rzewuski. W. Kasa Mianowskiego 1925. 282 S. E. Kucharski, Aleksander Fredro. L. ZO. 1926. 216 S.

[2]) K. Wojciechowski, Uwagi wstępne do badań nad nowszą literaturą polską. L. „Atlas" 1926. 43 S.; Henryk Sienkiewicz. 3. Aufl. L. „Atlas" 1925. 158 S. J. Kleiner, Sztychy. L. ZO. 1925. 173 S. A. Bronarski, Stosunek „Quo vadis" do literatur romańskich. P. Towarzystwo przyjaciół nauk 1926. 156 S. St. Wyspiański, Dzieła. W. BP. Bd. 3. 1926. 189 u. 515 S.

Digitized by Google

Lebenswerk halten zwischen Quelle und Darstellung die Mitte (die keineswegs ein bürgerliches juste milieu ist[1]).

Denken wir noch der paar lokales Interesse überschreitenden ortsgeschichtlichen Bücher. Außer Lauterbachs mit dem erwähnten Führer durch Warschau und eines inhaltlich verwandten französischen Przezdzieckis, Kraushars liebenswürdiger Plaudereien vom alten Warschau, seinen Straßen und Häusern, Tomkowiczs Studien über die Straßen Krakaus und, alle bisher genannten sowohl durch den Stoff wie durch die Darstellung übertreffend, Windąkiewiczs Geschichte der Königsburg, des Wawel[2]).

Kaum beachtete getreue Diener am historischen Wort, seien nunmehr einige unentbehrliche und durchwegs vorzügliche bibliographische Hilfsmittel angezeigt, die uns die beiden letzten Jahre bescherten. Vrtel-Wierczyńskis Bibliographien der polnischen Literatur im Jahre 1919 und 1922 (die Bände für 1920 und 1921 sollen folgen) ergänzen eine Lücke, die während der Krisenjahre in der sonst sorgfältig betriebenen Inventaraufnahme der polnischen Neuerscheinungen bestand. Tyszkowskis jährliche Übersicht der Literatur zur polnischen Geschichte, die im „Kwartalnik Historyczny" und später als Separatabdruck erscheint, muß dem Fachmann nicht mehr als die beste, als einzige Übersicht empfohlen werden; sie ist auch in Deutschland erprobt und anerkannt. Dagegen kann ich die Bibliographie zur Weltgeschichte der gleichen Zeitschrift dem Nichtpolen nicht empfehlen. Ihr haften empfindliche Mängel und Lücken an. Die Inhaltsverzeichnisse zu den bis zum Jahre 1922 veröffentlichten Bänden des „Kwartalnik historyczny" und den bis 1925 publizierten des „Przegląd Historyczny" von Rutkowski, bzw. Posseltówna sollen dem deutschen Slavisten als notwendige Ergänzung zu Finkels Bibliographie stets bereitliegen. Eine Zusammenstellung der polnischen Übersetzungen aus dem Französischen von Szulc-Golska wird den Literarhistorikern beim Erforschen des Einflusses der in Polen am stärksten wirksamen fremden Kultur erhebliche Dienste leisten. Wierzbowskis „Vademecum" in seiner zweiten verbesserten Auflage, der polnische Grotefend, muß in Polen der Archivbenutzer und dazu der mittelalterliche Geschichte Studierende, Chwalewiks groß angelegtes Handbuch der polnischen Sammlungen ausnahmslos jeder Fachgenosse zu Rate ziehen[3]).

---

[1]) O. Forst-Battaglia, Die polnische Literatur der Gegenwart. Euphorion 27, 543 ff.; Zdz. Dębicki, Wł. St. Reymont. W. GW. 1925. 35 S. A. Zahorska, Dzieło Żeromskiego. Ppw. 1926, Heft 4, 5. W. Borowy, Jan Kasprowicz. Pwsp. 1926, Sept. Die Arbeiten über Żeromski und Reymont verzeichnet G. Korbut im Ruch literacki 1926, Heft 1, 2. St. Przybyszewski, Moi współczesni. W. BP. 1926. 295 S. J. Weyssenhoff, Mój pamiętnik literacki. P. Księgarnia św. Wojciecha 1926. 144 S.

[2]) R. Przezdziecki, Varsovie. W. BP. 1925. 383 S. A. Kraushar, Warszawa historyczna i dzisiejsza. L. ZO. 1925. 264 S. St. Tomkowicz, Ulice Krakowa. K. Bibljoteka krakowska 1926. 250 S. St. Windakiewicz, Dzieje Wawelu. K. KSW. 1925. 234 S.

[3]) St. Vrtel-Wierczyński, Bibljografja literatury polskiej za rok 1919. L. ZO. 1926. 9 u. 164 S.; za rok 1922. L. Towarzystwo Literackie im. Mickiewicza 1925. 8 u. 167 S. K. Tyszkowski, Bibljografja historji polskiej. Kwh. 40, 88 ff. (der Bd. 39 enthält keine polnische Bibliographie). M. Rut-

Digitized by Google

Es bleibt übrig, die fremder Vergangenheit geweihten Arbeiten polnischer Historiker zu überschauen. Auf dem Gebiet der alten Geschichte wurde bis vor kurzem wenig Originelles geleistet. Man begnügte sich mit der Kenntnis der deutschen, französischen, neuerdings auch englischen Werke. Nur auf dem Umweg über die Bibelstudien gelangten einzelne Gelehrte wie Szczepański zu vertieftem Wissen. Jetzt erregen besonders das Hetiterproblem und die damit im Zusammenhang stehende Frage der altgriechischen, kretischen Kultur Interesse. Die spärlichen Aufsätze und Schriften haben indes nur für Polen Wert. Eine Ausnahme möchte ich für die Theorie St. Witwickis machen, der mit einer fesselnden Untersuchung über den iberischen Ursprung der spanischen Rasse und Kultur hervortrat. Das klassische Altertum hat in Polen hervorragenden Gelehrten Stoff zu ihren Forschungen gewährt. Ich erinnere an K. Morawski und an den ungebrochen schaffenden Zieliński, deren Ruf ein europäischer ist. T. Zieliński bereitet eine Anzahl origineller Werke vor. Von seinen schon vordem in fremden Sprachen erschienenen wurden in den letzten beiden Jahren die „Religion der antiken Welt" und die „Geschichte der antiken Kultur" in polnischer Sprache dem heimischen Schrifttum zurückgewonnen. Wł. Heinrich begann einen Grundriß der griechischen Philosophie. St. Witkowski beschäftigte sich mit der hellenischen Geschichtsschreibung. G. Przychockis Werk über Plautus und des „vulgarisateur" J. Parandowski Bücher zeichnen sich vor denen anderer Forscher durch glänzenden Stil und eine an die besten französischen Muster gemahnende Lesbarkeit aus. K. Zakrzewski erregt seit einiger Zeit mit seinen Studien aus der Zeit des Untergangs der Antike wachsende Aufmerksamkeit[1]).

Ist das Altertum wie für jeden Staat Europas auch für Polen eine Vorstufe zur eigenen nationalen Geschichte, so war die Vergangenheit Rußlands so innig mit der Polens verknüpft, daß man auch die dem Zarenreich gewidmeten Forschungen noch nicht als fremder Vorzeit zugewandt ansehen darf. Der zweite Band von Kucharzewskis Anklageschrift gegen den Zarat, die nur äußerlich, nie dem Wesen nach gewandelte Form russischer Staatsregierung, behandelt eine Epoche, wo die Psychik des russischen Herrschers und seiner ausführenden Organe mit der polnischen Gesellschaft in schmerzlich fühlbaren Konnex stand. Der Groll über das Erduldete hat bis in dieses mit hinreißender Emotion, gewaltiger Sachkenntnis, jedenfalls cum ira et studio erzählte Buch des Gerichtes nachgeklungen.

kowski, Indeks do Kwh. L. Towarzystwo Historyczne 1925. 315 S. I. Posseltówna, Indeks do Ph. Ph. 25, III ff. B. Szulc-Golska, Bibljografja przekładów polskich z literatury francuskiej. Bd. 1. Wiek XIX. P. Fiszer i Majewski 1925. 115 S. T. Wierzbowski, Vademecum. 2. Aufl. L. „Atlas" 1926. 8 u. 253 S. E. Chwalewik, Zbiory Polskie. W. Mortkowicz. Bd. 1, 1926. 9 u. 490 S.

[1]) St. Witwicki, Rasowe pochodzenie Hiszpanów. PZ. T. Zieliński, Religja świata antycznego. W. Mortkowicz. Bd. 2, 1925. 254 S. Wł. Heinrich, Zarys historji filozofji. Bd. I. Grecja. W. GW. 1925. 206 S. St. Witkowski, Historjografja grecka. K. AU. 1926. Bd. I. 319 S. G. Przychocki, Plautus. K. KSW. 1925. 534 S. K. Zakrzewski, Ostatnie lata Stilichona. Kwh. 39, 445 ff.

Digitized by Google

Lednicki dagegen bringt es fertig, über alle diese Dinge, aus der Perspektive der Sirius zu urteilen. Ihn verläßt nirgends die Gabe des Einfühlens und der Herrschaft über das sich aufbäumende Gefühl. Nicht einmal, wenn er die schmerzlichen Ausschreitungen des großen Puškin gegen die Polen bespricht oder vom methodisch-wahnwitzigen Lehrgebäude des Ivanschen Absolutismus berichtet. In Lednicki steckt das Zeug zum großen Historiker. Schade, daß ihm die methodische Schulung fehlt und sein Stil zwischen beträchtlichen Höhen und dem Flachland banaler Phrasen schwankt. Was wir bei Lednicki vermissen, bietet uns Bischof Godlewski, die Harmonie von Form und Inhalt, vermehrt um wissenschaftliche Erfahrung. Seine Portraitskizze Alexanders I. ist ein kleines Meisterwerk. Ich glaube, daß niemand vor ihm, weder Šylder, Großfürst Nikolaus Michajlovič, Mel'gunov, Dovnar-Zapolskij, noch die Ausländer Schiemann, Waliszewski, das Geheimnis der verwirrten Seele so erfaßt haben wie der Historiker, dem nicht umsonst die Praxis des Beichtvaters zugute kam. (Vielleicht hat noch Merežkovskij den Schleier gelüftet . . . doch das gehört zur schönen Literatur.) Godlewski also führt uns durch alle Peripetien von Alexanders kräftig mit Sinnlichkeit gemengter Mystik bis zum tragischen Ausklang, den die Legende vielleicht wahrer erdichtet hat als ihn die Wirklichkeit gestaltete. Grąbczewski, der berühmte Asienreisende, lange General und „Gouverneur" in russischen Diensten, gibt uns einen Epilog zur „Alexandersage". Die Mystik des Freundes der Frau von Krüdener endet in der grausamen Farce des Freundes von Rasputin. Warum und wie? Des scharfsichtigen Polen schlicht erzählte Erinnerungen erleichtern uns die Antwort[1]).

Nun aber sind wir endgültig in der Fremde. Und beim Schluß. Boy-Żeleński mit seinen glitzernden Essais, Wędkiewicz mit der geistig vertieften Chronik französischer Gegenwart bieten literarisch glänzende Publizistik. Forst-Battaglias „Französische Literatur der Gegenwart", Anna Czernys Anthologie der französischen Lyrik verzichten auf historische Methode und gelehrtes Beiwerk. Es bleibt, wie schon gesagt wurde, als wissenschaftlich voll zu nehmende Frucht aus fremden Gärten nichts als Wł. Tarnawskis ihren Zweck, für Polen eine lesbare Synthese zu bringen, vortrefflich erfüllende „Englische Literatur"[2]).

---

[1]) J. Kucharzewski, Od białego Caratu do czerwonego. W. Kasa Mianowskiego. Bd. 2. 1925. 456 S. A. Lednicki, Aleksander Puszkin. K. KSW. 1926. 407 S.; Iwan Groźny, apologeta absolutyzmu. Pwsp. 1926, Heft 9—11. M. Godlewski, Cesarz Aleksander I jako mistyk. K. Ppw. 1926. 152 S. Br. Grąbczewski, Na służbie rosyjskiej. W. GW. 1926. 272 S. K. Waliszewskis „La Russie il y a cent ans", dessen 3. Bd. 1925 zu Paris bei Plon erschien. (479 S.) zögere ich doch, der polnischen Historiographie einzureihen.

[2]) Boy-Żeleński, Mózg i płeć. W. Hösick 1926. 300 S.; St. Wędkiewicz, Dyktator. Pwsp. 1926, Heft 5, 6, 12. O. Forst-Battaglia, Die französische Literatur der Gegenwart. Wiesbaden, Dioskurenverlag 1925. 416 S. (Die deutsche Ausgabe des für einen polnischen Leserkreis bestimmten Buches ist aus verschiedenen Gründen vor der polnischen veröffentlicht worden.) A. Czerny, Antologja nowej liryki francuskiej. L. ZO. 1925. 143 S. — Z. Czernys mit immensem Fleiß gearbeitete „Współczesna wymowa fran-

Digitized by Google

Zuletzt von den Werken allgemeinen Inhalts. Ich finde eigentlich nur Wł. Folkierskis prächtige Analyse der Geistigkeit des 18. Jahrhunderts, die nach Łempickis tiefen Untersuchungen über Renaissance, Aufklärung und Romantik, die im Schatten Diltheys und der deutschen Schule gestanden hatten, mit französischer Eleganz den Problemen ihre Schwere nimmt und doch ins Wesen der Dinge eindringt. Sieht man von den verschiedenen Referaten auf dem letzten Historikerkongreß ab, so bleiben uns O. Haleckis überzeugende und scharfsinnige Plaidoyers für eine neue Periodisierung der Weltgeschichte. — Im Einklang mit den Ergebnissen etwa von Dopsch und der neueren französischen Medievalisten nimmt er langsames Abklingen der Antike an, setzt die Zäsur um das Jahr 1000 (Eintritt Skandinaviens, des Ostens in die Europäische Geschichte, das Kaisertum deutscher Nation, die Kirchenreform); von da an ginge eine zweite Epoche bis 1789, wo die wahre Neuzeit beginnt. — M. Handelsmans bereits erwähnte Übersicht über die polnische Geschichtsschreibung ist vor allem ihrer Stellungnahme zu den großen Problemen halber zu begrüßen[1]).

Unser Bericht setzte sich andere Ziele. Er wollte, den Fachgenossen zu Dank, sachliche und bibliographische Nachrichten vermitteln. Trotzdem wird ihm nicht wenig über den Geist der polnischen Historiographie zu entnehmen sein. Fassen wir das Ergebnis in einem Satz zusammen: Ein gutes Stück Arbeit ist im eigenen Hause geleistet; doch die Luft ist noch drückend und der Raum zu enge. Die Fenster auf nach Europa!

Abgeschlossen: 15. Jänner 1927.

---

cuska" (L. ZO. 1926. 146 u. 290 S.) sei des in ihr enthaltenen kulturgeschichtlichen Materials halber kurz erwähnt. — Wł. Tarnawski, Historja literatury angielskiej. L. Jakubowski 1926. 590 S. Vgl. Dyboski, Pwsp. 1926, Heft 12. Viel zeitgeschichtliches Material zur englischen Kultur und Literatur in den Reisebriefen Wł. Tarnawskis, Z Anglji współczesnej. L. ZO. 1927. 459 S.

[1]) Aus den Referaten im PZ.: O. Halecki, Problem średniowiecza. M. Handelsman, Problem narodowości nowoczesnej. J. Kleiner, Z zagadnień metodologji badań historyczno-literackich. F. Koneczny, Do metodologji nauki o cywilizacji. Wł. Kotwicz, O rolę ludów koczowiczych w historji. M. Kukiel, Miejsce historji wojskowości wśród nauk historycznych. Außerdem O. Halecki, O podziale na okresy dziejów powszechnych. Pw. 1925, Heft 5. M. Handelsman, Les études de l'histoire polonaise et les tendances actuelles de la pensée historique en Pologne. Revue de synthèse historique 39, 65 ff.; Najnowsze tendencje nauki historycznej. Pw. 1925, Heft 1. Wł. Folkierski, Entre le classicisme et le romantisme. K. AU. und Paris, Champion 1925. 604 S.

Digitized by Google

BÜCHERBESPRECHUNGEN

— — —

Dr. Josip Matasović, Zagrebački kućni namještaj polovinom XVIII stoljeća. Zagreb 1925, 35 S.

Matasović, der Herausgeber der besten jugoslavischen kulturhistorischen Zeitschrift Narodna starina, der sich bereits durch seine kritischen Ausgaben der „Briefe des Grafen Sermage" (Zagreb 1923), ferner der „Jugenderinnerungen aus Kroatien" von Thalac (deutsche Ausgabe Leipzig 1894; die serbische Übersetzung samt Kommentar von Matasović in Srpska Književna Zadruga, knj. 187, 194) sowie durch eine Reihe anderer Studien als einer der besten Kenner der kroatischen Kulturgeschichte und historischen Ethnographie des 18. und 19. Jahrhunderts erwiesen hat, gibt hier eine reich Illustrierte, quellenmäßige Darstellung der Agramer Hauseinrichtung in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Graz. J. Matl.

Živ. M. Perić, Porodično pravo u Hrvatskoj i Slavoniji. Beograd, Kon. 1926, 38 S.

Diese von einem bekannten Juristen und in erster Linie für Juristen geschriebene kurze Übersicht über das Familienrecht in der Zadruga in Kroatien und Slavonien ist in ihrem historischen Teile wichtig für den Sozial- und Wirtschaftshistoriker, für den die Zadruga-Frage in der jugoslavischen Geschichte immer ein wichtiges bis heute viel umstrittenes Kapitel darstellt. — Eine ähnliche Bedeutung hat für die Beurteilung der bosnischen Sozialgeschichte die ebenfalls juristische Darstellung des islamischen Rechtes in Bosnien und Herzegowina von Prof. Dr. Eugen Sladović, Islamsko pravo u Bosni i Hercegovini. Beograd, Kon, 1926, 151 S.

Graz. J. Matl.

St. Stanojević, Istorija srpskog naroda. Treće izdanje popravljeno. Beograd: Napredak, 432 S.

Die vorliegende 3. verbesserte Auflage der bekannten Geschichte des serbischen Volkes von dem Belgrader Historiker St. Stanojević unterscheidet sich von den älteren dadurch, daß sie ein neues Schlußkapitel enthält (Srbija oslobađa i njedinjuje Srbe, Hrvate i Slovence), in welchem in Umrissen die neueste Geschichte bis 1918, leider nicht immer mit allseitiger Objektivität, dargestellt wird. Neu sind ferner zahlreiche Illustrationen historisch bedeutsamer Orte und Personen bis in die neueste Zeit hinein. Aus der neueren Literatur sind die größeren Arbeiten herangezogen worden. Vom Standpunkt der Benutzung für wissenschaftliche Zwecke aus, ist es zu bedauern, daß die in den früheren Auflagen im Anhange beigegebene Bibliographie und das Register hier als angeblich unnotwendig weggelassen wurden.

Graz. J. Matl.

Digitized by Google

J. Skerlić, Istorija nove srpske knjizevnosti. Četvrto izd. Beograd, Kon. 1926, 274 S.

Es besteht kein Zweifel, daß für die Erkenntnis der neueren serbischen Literatur- und Geistesgeschichte die Arbeiten des Skerlić auch heute noch Grundlage und Ausgangspunkt bilden. Die neue 4. Auflage der kleinen Ausgabe der Geschichte der neueren serbischen Literatur, die einen komprimierten Auszug aus der größeren und vollständigeren darstellt, wurde redigiert von dem Belgrader Historiker und Literarhistoriker Vlad. Ćorović. Da Herausgeber und Verleger in dem Wunsche einig waren, daß die Neuauflage vollständig das Gepräge der Skerlić'schen Fassung trage, wurde in Disposition und allgemeiner Darstellung nichts geändert, mit Ausnahme der noch vom Verfasser stammenden handschriftlichen Ergänzungen und Änderungen, ferner mit Ausnahme der wichtigsten neuen bio- und bibliographischen Daten. Daher ist auch die neueste Epoche der serbischen Literatur nach dem Tode des Skerlić (1914) nicht dargestellt.

Graz. J. Matl.

Misao. Antologija najnovije lirike. U redakciji i sa predgovorom S. Pandurovića. Beograd 1927, 206 S.

Diese dritte erweiterte und illustrierte Ausgabe der Anthologie der neuesten serbischen und kroatischen Lyrik, herausgegeben von dem serbischen Dichter und Redakteur der Belgrader Kultur- und Literaturzeitschrift Misav, von Pandurović, ist seit der älteren Antologija savremene jugoslovenske lirike, von Deanović. Petravić (1922) der beste Kompaß zur Orientierung über den heutigen Stand der serbischen und kroatischen Lyrik.

Graz. J. Matl.

Prof. Dr. Karl Stählin, Aus den Papieren Jacob von Stählins. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Ost-Europa-Verlag, Königsberg i. Pr. und Berlin, 1926, S. XVI u. 458.

Der archivalische Nachlaß Jacob von Stählins, der fünfzig Jahre lang (1735—1785) als Akademiker an der Petersburger Akademie der Wissenschaften wirkte, geriet in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts in die Hände des bekannten russischen Historikers M. P. Pogodin, der die Stählinschen Papiere zum kleineren Teil der Akademie der Wissenschaften, zum größeren der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek (jetzt Staatsbibliothek zu Leningrad) überwiesen hat. Diese letztere besitzt mehrere Tausende von Briefen und Briefkonzepten, Memoiren, Notizen, sowie Entwürfe der verschiedensten Art und persönliche Papiere Jacob von Stählins. Dieses, seinerzeit Privatarchiv Jacob von Stählins, bildete die Grundlage, auf der Professor Dr. Karl Stählin seinen „biographischen Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts" aufgebaut hat. Außer diesem Hauptbestandteil des Stählinschen Archivs hat Professor Stählin in seinem Werke alle Handschriftensammlungen, alle Archive, deren Sammlungen schriftliche Spuren des Wirkens Jacob von Stählins uns erhalten haben, reichlich ausgenutzt. Hierher gehört in erster Linie das Archiv der Akademie der Wissenschaften, das die Briefe Stählins an Joh. Daniel Schumacher und an Gerhard Friedr. Müller und einige Denkschriften enthält. Im Archiv des Außenministeriums wurden die Stählinschen Memoiren über den Großfürsten und nachmaligen Kaiser Peter III. aufbewahrt. Das Moskauer Archiv des Außenministeriums[1]) enthielt den Briefwechsel Stählins mit dem Kanzler

[1]) Ich möchte gelegentlich hervorheben, daß jetzt nicht nur das frühere Moskauer Archiv des Außenministeriums, sondern auch das Staatsarchiv und das Hauptarchiv des genannten Ministeriums sich nicht in Leningrad (wie es auf S. 436 des Werkes von Prof. Stählin angeführt ist), sondern in Moskau befinden.

Digitized by Google

Bestužev; einige Beiträge konnten auch das Archiv des früheren Hofministeriums, die Bibliothek der Kazaner Universität, wo sich zufälligerweise die Protokolle und zeichnerischen Entwürfe der von Katharina II. eingesetzten Medaillenkommission, an deren Arbeiten sich auch Jacob von Stählin beteiligt hat, befinden, liefern. Soweit die russischen Archive. Was die deutschen Sammlungen anbetrifft, so wurden von Prof. Stählin das Memminger Archiv, also das Archiv der Stählinschen Vaterstadt, welches zwanzig Originalbriefe aus der Korrespondenz Stählins mit den regierenden Herren Memmingens enthält, und die Varnhagen v. Ense'sche Briefsammlung in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin, wo auch einige Briefe Stählins aufbewahrt sind, ausgenutzt.

Dieses archivalische Material hat Prof. Stählin seiner Schilderung des Lebens und Wirkens des Petersburger Akademikers Jacob von Stählins zu Grunde gelegt. Der „biographische Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts", wie Prof. Stählin sein Werk bezeichnet, ist in sieben Bücher eingeteilt. Diese Bücher sind folgendermaßen betitelt: 1. Vom deutschen Kleinstädter zum Weltmann; 2. Der Akademiker und Hofmann unter Anna Joannowna und Anna Leopoldowna; 3. Hofdienst und Erziehertätigkeit in den ersten Jahren Elisabeths; 4. Das Erwachen der schönen Künste und ihr Geschichtsschreiber; 5. Von den letzten Jahren Elisabeths bis zum Sturz Peters III.; 6. Auf dem Gipfel des Wirkens unter Katharina II.; 7. Der Hausvater und der Weltbürger.

Schon dieser Überblick über die Einteilung des Werkes zeigt wie chronologisch breit der Umfang der in diesem Werk behandelnden Gegenstände ist. Aber auch sachlich umfaßt das Werk eine Fülle von Gegenständen. Jacob von Stählin war ein Kind seiner Zeit — einer Zeit der enzyklopädischen Bildung: allerdings ist die Vielseitigkeit seiner Interessen und die Vielseitigkeit seines Wirkens auch für seine Zeit erstaunlich. Um nur einige Beispiele zu nennen, ist zu erwähnen, daß der Feder Jacob von Stählins Schriften und Aufsätze über die Geschichte der Oper und über die Auffindung der Steinkohle im Russischen Reich, über die „Architektur zu Moskau" und über ein „Neuentdecktes Mittel, die Forellen und Lächse zu vermehren", über „Ingenieurs" in Rußland und über „Tschirkassien" oder „Cabardinische Landen", gehören.

Stählin kam schon als ganz junger, 26jähriger Mann nach Rußland. Der Ruf Stählins nach Petersburg erfolgte, wie seltsam es auch für uns klingen mag, auf Grund seiner noch in Leipzig, wo er die Universitätsjahre verbrachte, erkannten Talente für allegorisch-pyrotechnische Darstellungen und die dazu gehörigen Gelegenheitspoesien: dank dieser Talente erwarb Stählin die Stellung eines Adjunkten für Eloquenz und Poesie in der historischen Klasse der Petersburger Akademie. Diese „festliche" Spezialität hat ihr Gepräge auf das gesamte Wirken Stählins in Rußland, wohl kaum zufälliger Weise, auferlegt. Stählin wirkte nicht nur als Akademiker, sondern auch als Hofmann, nicht nur die pyrotechnische Kunst, sondern auch die schönen Künste wurden ihm anvertraut. Während der Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth Petrovna stand Stählin an der Spitze des akademischen Kunstdepartements der Akademie der Wissenschaften; auch dem Theater, der Oper und dem Ballett, und der Musik lagen, wenn nicht immer der amtlichen Tätigkeit, so den persönlichen Interessen Stählins nahe. Aber auch politisch wichtigere Angelegenheiten wurden Stählin anvertraut: gleich nach den Krönungsfesten Elisabeth Petrovnas ernannte die Kaiserin Stählin zum Lehrer ihres Neffen, des jungen Herzogs Karl Peter Ulrich von Holstein Gottorp, des nachmaligen Kaisers Peters III. Als Informator des Großfürsten geriet Stählin in die Stellung eines ständigen Mitgliedes des Hofes, eines ständigen Beobachters aller Hofereignisse und aller Hofintrigen, in die Stellung eines Teilnehmers an ihnen. Bis zum Sturz Peters III. gehörte Stählin zur nächsten Umgebung des Kaisers: auch die tragischen im Leben Peters III. Tage des Umsturzes — den 28. und 29. Juni 1762 — erlebte Stählin im Gefolge des Kaisers. Alles, was wir aus den Papieren Stählins über die Erziehung Peters III., über seine persönlichen Eigenschaften, über seine unglücklichen Eheverhältnisse, über seine Freunde und Feinde erfahren, hat somit das große Interesse der Schilderung eines unmittelbaren Beobachters.

Digitized by Google

Die Stellung Stählins Peter III. gegenüber hat ihn begreiflicher Weise verhindert, eine Rolle am Hofe Katharinas II. zu spielen: seine Tätigkeit an der Akademie der Wissenschaften, seine Arbeiten auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Kunstchronik haben aber eben unter Katharina II. ihren Gipfelpunkt erreicht. Was die Petersburger Akademie insbesondere betrifft, so treten ihre Freuden und ihre Leiden im Laufe des XVIII. Jahrhunderts in den Papieren Stählins klar zu Tage: auch für die Geschichte der Akademie ist somit der archivalische Nachlaß Stählins von größtem Interesse.

Es sind hier nur die Hauptlinien des Stählinschen Wirkens wiedergegeben. In einer kurzen Besprechung ist es unmöglich, auf alle Einzelheiten seiner vielseitigen Tätigkeit, auf alle Ergebnisse seines Wirkens einzugehen.

Professor Stählin gebührt ein aufrichtiger Dank für das große Werk, das er uns geschenkt hat. Aus den von ihm gesammelten und so meisterhaft systematisch bearbeiteten Papieren Jacob von Stählins ersteht ein farbiges Bild des Lebens der höheren Schicht der russischen Petersburger Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts. Es ist nicht zu verleugnen, daß der Breite der Stählin'schen Tätigkeit die Tiefe seines Wirkens nicht entspricht: aber auch die Breite des Umschwunges seiner Interessen, die Breite des Kreises der Personen, mit denen er sich auf seinem langen Lebensweg traf, mit denen er korrespondierte, hat an sich selbst einen unbestreitbaren Reiz. Der archivalische Nachlaß Stählins bietet uns einen unübertrefflichen Einblick in das geistliche, künstlerische, gesellschaftliche Milieu, in welchem er selbst gelebt und gewirkt hat. Es ist besonders hervorzuheben, daß die Papiere Stählins dem Kunsthistoriker, dem Historiker der Musik und des Theaterwesens Rußlands des XVIII. Jahrhunderts überaus wichtiges Material bieten: auf diesem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung wird das Werk von Professor Stählin ein unumgängliches Hilfsmittel werden.

Somit ist der „biographische Beitrag" von Professor Stählin ein wertvollster Beitrag zur russischen Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Nur eine Bemerkung allgemeiner Natur möchte ich mir erlauben auszusprechen. Professor Stählin baut seine Darstellung auf den Texten der Papiere Jacob von Stählins auf: Die Handschriftensammlungen, aus denen der Verfasser das Material schöpfen konnte, sind im Anhang ganz knapp zusammengefaßt (S. 436); im Vorwort wird auch nur ein ganz kurzer Überblick der handschriftlichen Quellen des Werkes gegeben. Wie wir aus dem Vorwort erfahren (S. IX), hielt es der Verfasser für zwecklos, zumal heute vielfach eine Neuordnung eingetreten sein wird, in langer Reihe einzelne Faszikelnummern aufzuzählen. Und dennoch wäre zweifellos die Arbeit weiterer Forscher an den Papieren Jacob von Stählins wesentlich erleichtert, wenn nicht nur im Anhang, sondern im Text selbst der archivalische Sitz einzelner Handschriften, aus denen die entsprechenden Zitate entnommen sind, angeführt wäre. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß ein Teil der von Professor Stählin noch vor dem Kriege benutzten russischen archivalischen Materialien eine Neuordnung erfahren hat, jedoch gilt dies durchaus nicht für alle Sammlungen, die dem Werke von Professor Stählin Material gewährt haben. Wenn aber auch eine Neuordnung eingetroffen ist, so ist das bezügliche Manuskript zweifellos auf Grund der früheren Faszikelnummern leichter aufzusuchen, als ohne jeglichen Hinweis auf ihren archivalischen Sitz.

Zum Schluß noch einige Worte über die äußere Ausstattung des Werkes von Professor Stählin. Es ist höchst erfreulich, daß ein Werk, das dem Leben und Wirken eines so großen Freundes der schönen Künste, wie es Jacob von Stählin war, gewidmet ist, auch eine künstlerische Ausstattung erhalten hat. Der Einbandentwurf und der Titelbogen stammen von Professor Dobužinskij, also von einem der besten Kenner der ewigen Schönheit Petersburgs. Der Text des Werkes ist mit 199 Abbildungen versehen, die ein reiches illustrierendes Material bieten. Das Buch kann zweifellos als eine Prachtausgabe bezeichnet werden. Es ist der Akademie der Wissenschaften der Sovet-Union zu ihrem 200 jährigen Jubiläum gewidmet.

A. N. Makarov,
Leningrad, z. Z. Berlin.

Digitized by Google

Friedrich Stieve, Im Dunkel der europäischen Geheim=diplomatie. Iswolskis Kriegspolitik in Paris 1911—1917. Volks=ausgabe der im Auftrage des Deutschen Auswärtigen Amtes ver=öffentlichten Iswolski=Dokumente. — 1926. Deutsche Verlagsgesell=schaft für Politik und Geschichte, Berlin W. 8.

J. A. Farrer hat uns „Die europäische Politik unter Eduard VII." (mit einer Einleitung von G. Karo, 1925, München, Bruck=mann) gezeichnet und damit das Wirken einer Persönlichkeit vor Augen geführt, welche nicht bloß die Jahre 1901—1911 politisch aufs stärkste bestimmte, sondern auch der Folgezeit ihre Tendenz aufprägte. Die neue, vielfach eigen=artige Auffassung des Verf. stützt sich in den Ausführungen ausschließlich auf ihre schon bekannten Quellenpublikationen, die bereits auch weit über die Fach-kreise hinaus in die breiteren Schichten der Gebildeten gedrungen sind. So ist F.'s Buch also auch weitesten Kreisen für das erste Jahrzehnt unseres Jahr-hunderts eine zum mindesten interessante, wenn auch in manchem noch der Diskussion unterliegende Auseinandersetzung.

Sehen wir in F.'s Buch die Vergiftung des Verhältnisses von England und Deutschland, welche von der Presse beider Länder tendenziös gefördert wurde, so bietet jetzt die „Volksausgabe" der Dokumente Izvol'skijs in Stie=ves oben genannter Edition die urkundliche Fortsetzung Farrers. Die seinem eigenen Lande verhängnisvoll auslaufende Tätigkeit dieses russischen Diplo=maten ist durch Werke größeren Maßstabes bereits bekannt (vgl. „Jahrbücher", N. F. I, Heft II, S. 267 ff.). Die beiden Bände der „Volksausgabe" behandeln in je zwei Büchern folgende Abschnitte: I. Das Vorspiel 1911, II. „Die Einigung mit Poincaré 1912", III. „Der gemeinsame Weg Rußlands und Frankreichs 1913", IV. „Die Kriegsziele 1914—1917". Vorangeschickt ist im ersten Bande S. VII—XIV ein kurzes Vorwort, welches in recht geschickter Form bei aller Knappheit eine sachgemäße Einführung in die Lektüre der Dokumente gibt, die selbst ohne jede Beifügung zum Leser sprechen sollen.

Freilich, eine „Volksausgabe", die doch wohl einen Gesamt=überblick über die schwerstwiegenden Vorgänge bieten müßte, hätte nicht die wichtigen, so verhängnisvollen Julitage 1914 übergehen dürfen, mögen auch die einschlägigen Dokumente andernorts publiziert worden sein. Und noch eines muß ich bemängeln. Der Titel: „Im Dunkel der europäischen Geheimdiplomatie" ist, nach meinem Empfinden, mehr dem Publi=kum der Hintertreppenromane angemessen als denjenigen Kreisen, die für diese, sonst treffliche Publikation in Frage kommen.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Ludwik Bernacki: Teatr, Dramat i Muzyka za Stanisława Augusta. 2 Bde. Lwów, Wydawnictwo Zakładu Narodowego imienia Ossolińskich 1925. 475, 444 Seiten. Mit 68 Illustrationen.

Das Werk des Lemberger Gelehrten, der mit so viel Erfolg das verdienst=reiche Kulturinstitut leitet, das den Namen des unvergeßlichen Mäzens Osso=liński trägt, ist eine Fundgrube von Stoff zur Kulturgeschichte der Poniatowski=zeit. Man wird ihm ein genaues Bild über die Anfänge, das Wesen und das Repertoire des ältesten polnischen Theaters abgewinnen. Wir finden ein sorg=fältiges Verzeichnis der von 1765 bis 1794 aufgeführten Theaterstücke. Dann ein Inventar noch vorhandener Originaltheaterzettel; Kritiken, die in Zeit=schriften der Epoche Stanisław Augusts herauskamen; eine Chronik des haupt=städtischen Theaters. Endlich programmatische Aufsätze Adam Czartoryskis, die der auf allen Gebieten dilettierende Schöngeist englischen und französischen Mustern nachempfand und seinen herzlich unbedeutenden Komödien vorausschickte. Gegenüber dem Rohmaterial treten die darstellenden Auf=sätze in den Hintergrund. Sie betreffen das Theater im Park des Schlosses Łazienki, die Komödien Zabłockis (auch nicht eine einzige ist danach Original

Digitized by Google

gewesen), Shakespeare in Polen (eine Erweiterung älterer Forschungen Bernackis, denen eine französische Shakespeare-Übertragung des jungen Stanisław Poniatowski beigegeben ist). Als wesentliches Ergebnis des vortrefflichen Buches (an dem nur der Titel etwas irreführend ist, der die Erwartungen zu hoch und auf eine abgerundete Synthese richtet), können wir die vertiefte Erkenntnis des polnischen Dramas der Rokoko ansehen. Wir überzeugen uns davon, daß es geringen Wertes, durchaus Import, eine Treibhauspflanze, gehegt von hochadeligen Dilettanten war. Lernen, daß die französischen Vorbilder nicht so dominierten, wie man bisher annahm, auch daß England und Deutschland starken Einfluß übten. Endlich wird uns über die Wiege der später so hochentwickelten polnischen Schauspielkunst mannigfacher Aufschluß. Dem politischen Historiker ist das Kalendarium der Warschauer Theater von Interesse. Wir wissen nunmehr, was an den meisten Schicksalstagen des untergehenden Polen einen hohen Adel belustigte oder rührte.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Wörterbuch der litauischen Schriftsprache. Litauisch-Deutsch. Bearbeitet von M. Niedermann, A. Senn, F. Brender. 1. Lieferung (= Indogermanische Bibliothek, Fünfte Abteilung: Baltische Bibliothek Nr. 3.) Heidelberg 1926. 64 S. Preis: 1.50 Mk.

Das Werk, das in etwa 12 Lieferungen vollständig sein soll und für Deutsche und Litauer bestimmt ist, zeigt ohne Zweifel gegenüber den schon zahlreich vorhandenen litauischen Wörterbüchern einen bedeutenden Fortschritt und kommt einem schon längst in Wissenschaft und Praxis gefühlten Bedürfnis in umso dankenswerter Weise entgegen, als der von Buga begonnene und rein wissenschaftliche Zwecke verfolgende Thesaurus durch seinen frühzeitigen Tod jedenfalls auf unbestimmte Zeit zum Stillstand gekommen ist. Vom Standpunkte der Praxis, für die das neue Wörterbuch hauptsächlich berechnet ist, scheint sich kaum Erhebliches dagegen einwenden zu lassen. Die Wissenschaft wird es vor allem begrüßen, daß hier zum ersten Male für jedes Nomen das vollständige Akzentschema angegeben wird, nach Bugas Art, der Wiedemanns Schemata 1 und 4 zweckmäßig miteinander vertauscht. Der Akzent ist natürlich der in Kowno gebräuchliche, der von Kurschat manchmal abweicht und auch nicht immer mehr das Ursprüngliche bewahrt hat, wie dies gerade auch Buga betont hat (in nur literarischen Ausdrücken z. B. wird heute Schleifton gesprochen). In einigen Fällen wie z. B. bei a i s t r a, a i s t r u s ist es auch Buga nicht möglich gewesen, den richtigen Akzent festzustellen; sie wären deshalb wohl besser auch hier ohne Akzentbezeichnung geblieben; ist übrigens das sowohl Kurschat wie anscheinend auch Buga fremde ž m ô g u s für gewöhnliches ž m o g ù s oder š l i é t i statt š l i ê t i (Kurschat, Buga) in Kowno verbreiteter? a t t o l i n t i zeigt wohl nur versehentlich beide Intonationen. Lexikalisch ist das Werk im ganzen reichhaltiger als alle mir zugänglichen Wörterbücher (Bugas Thesaurus natürlich ausgenommen; Šlapelis ist hier nicht vorhanden) und bringt nicht nur seltene Ausdrücke wie z. B. a k i v a r a s, a l i d e (Buga fragt, wo es in Litauen gesprochen werde!), a p y d a i r a als Adv. (bisher aus Szyrwid als Subst. bekannt) etc., sondern solche, die sogar in Bugas Thesaurus nicht notiert sind, wie a g n a (wohl künstlich gebildet nach dem Adj. a g n u s = lett. a g n s), a i s t r i n g a s, a b l i u o t i, resp. sonst anscheinend nicht verzeichnet sind, wie a p m a l š i n t i, a p t a r š y t i, a t a v ė t o s, a t m a s i n t i, a t s i j a s, a t s e i t, a s s i g o s t i, d ė m e s i s etc. Daß die internationalen Fremdwörter vielfach beibehalten und nicht übersetzt werden, ist nur zu billigen (in der grammat. Terminologie ist man leider dem schlechten Beispiel der slav. Gelehrten gefolgt!); wenn aber für „abstrakt" in sechs Zeilen drei verschiedene Formen angeführt werden und außerdem noch zwei Übersetzungen (a t i t r a u k t a s, a t s i j a s) dafür erscheinen, so ist das wohl nicht sehr praktisch. Wie hier, so könnte auch sonst Raum gespart werden, indem z. B. die reflexiven Verba, wie dies in allen Wörterbüchern geschieht, durchweg bei den nichtreflexiven mit angeführt werden; oder Dialektformen wie a i k v o - t i,

Digitized by Google

-tojas, -jimas ebenso wie ašvo-klis, -klė, -ynas mit den zugehörigen Verweisungen: s. eikvoti etc. resp. s. ašoklis etc. in je einer statt je drei Zeilen untergebracht werden; auch könnten ašvoklis neben ašoklis und andere Dubletten wie amatininkas (von Buga in „Senove ir Kalba" nicht verzeichnet!) neben amatninkas durch aš(v)oklis amat(i)ninkas kürzer gegeben werden. Der auf diese Weise gewonnene Raum könnte benutzt werden, um die in den anderen Wörterbüchern (wenigstens von Kurschat ab) verzeichneten eigenen Ausdrücke mit Angabe des betr. Wörterbuches zu notieren und dadurch den Sprachforschern die Unzuträglichkeit zu ersparen, nach wie vor ein halbes Dutzend litauischer Wörterbücher besitzen und benutzen zu müssen. Übrigens scheinen die Verfasser aldija und akėti nebst Ableitungen für die einzig gebräuchlichen Formen zu halten, während Buga die mit e- anlautenden Formen für die Schriftsprache empfiehlt, akėti aber als dialekt. und aldija als für heut nirgends bezeugt angibt. Die Phraseologie kann gewiß nützlich wirken, warum aber ein so klarer Begriff wie erobern gerade durch einen Satz wie: „Deutschland stand auf dem Punkte, fast die ganze Welt zu erobern" illustriert werden mußte, wird wohl manchem unverständlich bleiben.

Die vorstehenden Bemerkungen suchen dem von den Verfassern ausgesprochenen Wunsche nach Verbesserungsvorschlägen zu entsprechen und mögen mit der Hoffnung schließen, daß das verdienstvolle Werk rasch fortgesetzt werde.

Breslau. O. Grünenthal.

Dr. Ferdinand Liewehr, Die Ortsnamen des Kuhländchens (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, herausgeg. v. Prof. Dr. Franz Spina und Prof. Dr. Gerhard Gesemann, I. Reihe: Untersuchungen, Heft 1). — Reichenberg 1926, Gebrüder Stiepel.

Der Assistent des slavischen Seminars und Lektor der čechischen Sprache an der Deutschen Universität in Prag, Ferdinand Liewehr, hat in diesem Werke eine toponomatologische Untersuchung von vorbildlich philologischer Präzision geschaffen. L. bespricht I. die Ortsnamen slavischer Herkunft (S. 11—73), II. Ortsnamen, deren deutscher Form das Prioritätsrecht gegenüber der čechischen Lautung zukommt, sowie Namen zweifelhaften Ursprungs (S. 74—78), III. Bachnamen slavischer Provenienz oder slavisierter Lautung (S. 83—86) und gibt dann in einem Anhang (S. 83—86) die dialektischen Lehnwörter aus dem Slavischen. Es muß die nüchtern kritische Art und philologische Sicherheit, mit welcher L. dem sprachlichen Material gegenübersteht, besonders hervorgehoben werden. L. geht, in richtiger Methodik, grundsätzlich von den urkundlich ältesten Schreibungen aus. Infolgedessen mußte er sich auch gelegentlich auf das, dem Philologen nicht so ohne weiteres gangbare Feld diplomatischer Erwägungen begeben. Als Beispiel verweise ich hier gleich auf die Erörterung des Namens von Alt- und Neu-Titschein. Der Leser wird hier auch den Beleg umfassender Vertiefung in das Stoffgebiet erkennen, wenn er, außer dem reichen urkundlichen Material, die sagengeschichtlichen und historischen Erörterungen zur Ortsgründung durchgeht und dann zur eigentlichen Domäne des slavischen Philologen: den mit größter Akribie unternommenen sprachlichen Exkursen kommt. Nicht überall ist der Verfasser mit gleicher Ausführlichkeit vorgegangen, zum Teil fehlte wohl die materielle, urkundliche Grundlage, zum Teil erübrigte es sich auf Grund der schon vorhergegangenen Ausführungen. Eine genauere chronologische Fixierung des urkundlichen Materials vermisse ich allerdings gerade bei den Ortsnamen deutscher Priorität oder zweifelhaften Ursprunges (S. 74 ff.). Hier wären m. E. eingehendere Angaben, wären sie nun positiv oder negativ ausgefallen, in jedem Falle besonders angebracht gewesen.

Digitized by Google

Daß der Verfasser die gesamte Literatur des von ihm behandelten Stoffgebietes in historischer und philologischer Beziehung herangezogen hat und über das Maß bloßer Zusammenstellung und Modernisierung älterer Ansichten weit hinausgegangen ist und auch ganz selbständige eigene Deutungen (ich verweise auch hier wieder auf die mir wahrscheinliche Erklärung von Titschein=Jičin als Musterbeispiel) gegeben hat, erwähne ich, weil für das Niveau dieser Arbeit nur selbstverständlich, nur noch nebenbei.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

VOR= UND FRÜHZEIT, BALKAN, ALLGEMEINES

Leon Kozłowski: Mapy kultury łuzyckiej. Kwartalnik Histo=ryczny, Bd. 40 (1926), 18 ff.

Seine Abhandlung im Gedenkbuch des IV. Historikertages ergänzend, gibt Kozłowski Karten der Lausitzer Kultur aus den verschiedenen Epochen ihres Bestehens. Im erläuternden Text tritt er noch mehr den Rückzug aus der langsam verlassenen Position der slavischen Forscher an, die den ethnischen Charakter der Lausitzer Kultur als slavisch betrachteten und nun immer mehr die nordisch=germanischen Einflüsse beachten.

Otto Forst=Battaglia.

Die slavische Bezeichnung der Wochentage. Revue des études slaves, Bd. 6 (1926), S. 107—108.

N. Durnovo ergänzt P. Skok, der in seinem Aufsatz: „La semaine slave" (Rev. d. ét. sl. Bd. 5, S. 14—23) den Einfluß der Terminologie der Rö=mischen Kirche auf die slavischen Tagesbezeichnungen besonders hervor=gehoben hatte, durch den Hinweis auf griechische Einflüsse für die slavischen Benennungen des Samstags und Sonntags.

F. Epstein.

Zur slavischen Ortsnamenforschung. Revue des études slaves, Bd. 6 (1926), (H. 1—2), S. 108.

J. Psichari zeigt, daß die Bezeichnung „Zarkos" eines thessalischen Dorfes in mehreren Atlanten richtig Zarko (die Neutrumform žarko des sla=vischen Adjektivs) heißen muß.

F. Epstein.

9. Jahrhundert. Kultur der Slaven in Steiermark. Vierteljahrsschrift für Sozial= und Wirtschaftsgeschichte, Bd. XIX (1926), S. 87.

F. Popelka weist im Rahmen einer Übersicht über die „Geschichte des Handwerkes in Obersteiermark bis zum Jahre 1527" auf die Nachricht der Conversio Bagoariorum (M. G. S. S. XI, 11) hin, daß 854 dem Slavenfürsten Privina zum Bau einer Kirche im Gebiete des heutigen Steiermark alle zum Bau notwendigen Arbeiter aus Baiern zur Verfügung gestellt werden mußten. Erst mit dem Aufkommen von Städten im Zeitalter der Kreuzzüge beginnt in Steiermark ein Aufschwung der gewerblichen Arbeit. Aus dem 12. Jahrhundert sind Klosterhandwerker, von der Mitte des 13. Jahrhunderts an städtische Gewerbe überliefert.

F. Epstein.

Die slavische Bibelübersetzung. Revue des études slaves, Bd. 6 (1926), (H. 1—2), S. 39—41.

P. Meillet macht gegen die Annahme von V. Pogorělov (Sborník Filosofické Fakulty University Komenského v Bratislavě III, 1925), daß der slavische Übersetzer des Neuen Testaments von der Vulgata beeinflußt worden sei,

Digitized by Google

geltend, daß die slavische Kirchensprache von jeher vom Lateinischen stark beeinflußt wurde. Den Nachweis eines direkten Einflusses der Vulgata habe P. jedenfalls nicht erbracht. F. Epstein.

11. Jahrhundert. Eine altslavische Homilie. Revue des études slaves, Bd. 6 (1926), (H. 1—2), S. 5—38.

P. Lavrov veröffentlicht zwei von ihm 1906 auf dem Athos im Kloster Zographu entdeckte Pergamentblätter („Les feuillets du Zograph") mit dem Bruchstück eines kirchenslavischen, spätestens dem 11. Jahrhundert angehörenden Homilientextes. Der Abhandlung — bestehend aus einer paläographischen Beschreibung des Textes, Bemerkungen über die Orthographie und die Besonderheiten des Wortschatzes, literargeschichtlicher Behandlung des Dokuments, endlich einer linguistischen Studie (dieser Teil aus der Feder von M. Dolobko) — sind Photographien des Fragments beigegeben.

F. Epstein.

Brackmann, Albert, Die Ostpolitik Ottos des Großen. Historische Zeitschrift, Bd. 134 (1926), S. 242—256.

Die Ostpolitik Ottos des Großen ist letztlich von Karl Hampe in seiner Studie „Otto der Große" (Meister der Politik, I) und von Paul Kehr in seiner Untersuchung über „Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der Christlichen Kirche in Polen" (Abhandlungen der Preußischen Akademie d. Wissensch., Jg. 1920, Nr. 1) gewertet worden. Beide kommen zu dem Schluß, daß Ottos Ostpolitik defensiven Charakter getragen habe. Beiden gegenüber kommt Brackmann zu entgegengesetztem Resultat.

Das Kaisertum Ottos konnte ebensowenig wie das Karolingische Kaisertum dem Fortschreiten der Christianisierung inaktiv zuschauen; aus seinem Wesen als christlich-universale Macht mußte es die Eingliederung christlichen Neulands in den Bereich seiner Macht verfolgen, und dieses Ziel ließ sich nur auf dem Wege über die Angliederung der Christianisierten an die deutsche Kirche erreichen. Hierbei mußte das Kaisertum in Widerstreit mit der Kurie geraten, deren Tradition auf die Gründung nur von ihr abhängiger Kirchen gerichtet war.

Die Gründung des Bistums Magdeburg und sein Verhältnis zu Polen bildet das Kernstück der Untersuchung, die Gründung des Bistums Prag und die Verhandlungen mit Ungarn auf der Reichsversammlung zu Quedlinburg 973 ergänzen das Bild. Otto I. hat danach die Herrschaft über alle drei großen Nachbargebiete erstrebt, so „daß Ottos I. Pläne zu den umfassendsten gehörten, die je ein deutscher Staatsmann im Osten verfolgt hat". Der große Gegenspieler Ottos aber war Papst Johann XIII., an dessen Widerstand die Politik des Kaisers scheiterte. Das Privileg Papst Johanns XII. vom 12. Februar 962 für Magdeburg entspricht den Plänen des Kaisers, es kennt keine Begrenzung der Diözese nach Osten hin und gestattet dem Kaiser in slavischen Ländern soviel Bistümer in Abhängigkeit von Magdeburg zu begründen, als ihm notwendig erscheint. Die Synodalbulle Johanns XIII. vom 20. April 967 jedoch nimmt das Privileg der Bistumsgründungen dem Kaiser und die Urkunde desselben Papstes vom 18. Oktober 968 beschränkt das Magdeburger Bistum auf die bisher unterworfenen slavischen Gebiete. Der Papst opferte also die Gebiete der slavischen Stämme zwischen Elbe und Oder, aber das polnische Reich, das Ibrahim-ibn-Jakub als das größte slavische Reich schildert, behielt er der Kurie vor. Diese Politik führt zwischen 985—992 dazu, daß der Polenherzog Misika und seine Familie Polen der Kurie zu eigen übertrugen. Nach Johanns XIII. Tode hat Otto seine Ostpolitik zur Zeit Benedikts VI. (972—974) wieder aufnehmen wollen. Er begründete zu diesem Zweck das Bistum Prag, dessen Gründungsjahr 973 H. Spangenberg in „Die Gründung des Bistums Prag" (Hist. Jahrbuch d. Görresgesellschaft XXI, 1900) und R. Holtzmann in „Die Urkunde Heinrichs IV. für Prag vom Jahre 1086" (Archiv f. Urkundenforschung, VI, 1918) sichergestellt haben. Die Kritik der Nachrichten, die sich auf den Reichstag zu Quedlinburg 973 beziehen, resp. mit ihm in Verbindung

Digitized by Google

gesetzt werden können, machen es wahrscheinlich, daß Otto I. auch die Pläne Piligrims von Passau unterstützte. Der 973 neuaufgenommenen Politik Ottos I. aber setzte sein Tod ein Ende, bevor sie ausreifen konnte. Und den großen Fälschungsversuch Piligrims von Passau will Brackmann als eine Folge dessen betrachtet wissen, daß der Bischof sich durch den Tod des Kaisers plötzlich auf sich selbst gestellt sah. Harald Cosack.

Der Untergang der nordwestlichen Slaven. Slavia Occidentalis, V (1926), S. 81—99.

Aleksander Brückner widmet der auffallenden Tatsache des so raschen und völligen Unterganges der nordwestlichen Slaven, der nur dem der alten Preußen vergleichbar ist, seine Untersuchung „Z dziejów Słowiańszczyzny północnozachodniej". Dabei wendet er sich (S. 84 ff.) besonders gegen die historischen und etymologischen Aufstellungen von Hans Witte: „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg (in Kirchhofs Forschungen zur deutschen Land= und Volkskunde XVI, 1, 1905) und andere seiner Arbeiten. Witte spricht sogar von einer Wiederbelebung des Slaventums in Mecklenburg im 15. und 16. Jahr= hundert. Ebenso polemisiert Brückner (S. 86 ff.) auch gegen den russischen Gelehrten Egorov (vgl. auch Bujak im „Kwartalnik Hist." Bd. 38), der (Moskau 1915) in zwei Bänden die „Kolonizacja Mecklenburga w XIII. veke" behandelt und z. B. besonders gegen Helmolds Chronik sich wendete, wobei er ihre Autorität durch Dokumente, genealogisches und heraldisches Material zu erschüttern und dafür zu erweisen sucht, daß weder die Kolonisierung noch die Christianisierung Mecklenburgs die Germanisierung herbeigeführt haben. Brückner stellt Witte und Egorov gegenüber fest, daß eine gewaltsame Unterdrückung und Vertreibung der Slaven hier im Nordwesten nicht statt= gefunden hat, sondern ihr jedem Fortschritt im Wege stehendes Heidentum und ihre Passivität, der Mangel eines politischen und kulturellen Gedankens ihre Widerstandslosigkeit gegenüber der christlichen und deutschen Kultur brach und ihr Volkstum so rasch preisgeben ließ. Erdmann Hanisch.

England und der Nahe Osten, 1878—1879. Bulletin of the Institute of Historical Research, Vol. IV, Nr. 11 (Nov. 1926), S. 118—122.

Der Auszug W. N. Medlicotts aus seiner Dissertation: „British Foreign Policy in the Near East from the Congress of Berlin to the Accession of Ferdinand of Coburg" ergibt, daß für die Arbeit nicht nur die gedruckten Quellen in weitem Maß ausgeschöpft worden sind, sondern daß auch bisher nicht bekannte diplomatische Korrespondenzen (Layard Papers im British Museum, Wiener Archivalien, Stücke aus dem Archiv der Russischen Botschaft in London) ein= gesehen werden konnten. — Von demselben Verf. erschien in der „Slavonic Review", H. XIII (Juni 1926), S. 66—88, ein Aufsatz: „The Mediterranean agreements of 1887". F. Epstein.

1912, Poincaré und die erste Balkankrise. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 7), S. 471—485.

A. Bach setzt sich kritisch mit dem 2. Bd. von R. Poincarés Memoiren (Au Service de la France. Neuf années de Souvenirs II. Les Balkans en Feu (1912), Paris 1926) auseinander. P. hat in seinen Memoiren nicht den Nachweis erbracht, daß er auf dem Höhepunkt der ersten Balkankrise (Nov.=Dez. 1912) für die Erhaltung des Friedens gearbeitet hat. Im August eine klare Weigerung Poincarés, Rußland im Falle eines österreichischen Angriffs zu unterstützen, im Dezember eine Aufreizung Rußlands zur Provokation Österreichs sind un= widerlegliche Tatsachen von Poincarés widerspruchsvoller Haltung im Jahre 1912. F. Epstein.

Digitized by Google

Balkanföderationspläne. Europ.Gespräche,4.Jg.(1926),(Nr.9),S.473–487.
Seinem Aufsatz: „Die Möglichkeiten eines Balkan=Locarno" schickt D. Mitrany eine Einleitung: „Der Föderativgedanke in der Geschichte des Balkans" voraus, in der er auf einige der unzähligen Variationen dieser Idee in den publizistischen Erörterungen und in der praktischen Bündnispolitik der letzten 40 Jahre näher eingeht. F. Epstein.

Bündnispolitik im Nahen Osten nach 1918. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 7), S. 366—376.
A. Rappaport zeigt in seinem Aufsatz: „Die Kleine Entente als Problem der Bündnispolitik", daß die in der „Kleinen Entente" zusammengeschlossenen Staaten, die Čechoslovakei, Rumänien und Südslavien, auf ihrer inneren Linie, d. h. Ungarn und Österreich gegenüber, ihre Interessen erfolgreich gewahrt haben. Dagegen wird eine einheitliche Politik auf der äußeren Linie, d. h. den angrenzenden Staaten Deutschland, Polen, Rußland, Bulgarien, Griechenland und Italien gegenüber, durch die Verschiedenheit des politischen Verhältnisses der einzelnen Partner der Kleinen Entente zu den genannten Staaten sehr erschwert. Eine Ausdehnung der Bündnispolitik, etwa durch Einbeziehung Polens, Griechenlands, der Baltischen oder der Balkanstaaten, wie sie eine Zeitlang von Frankreich und England gefördert wurde, hätte eine weitere Schwächung der Aktionskraft der Kleinen Entente auf der äußeren Linie infolge der Vermehrung der inneren Gegensätze unter den verbundenen Staaten be=deutet. F. Epstein.

A propos de la question de Bessarabie. Le Monde Slave, 1926, Nr. 1, S. 154—159.
Den Ausführungen Aug. Gauvains in seinem Aufsatz „La question de Bessarabie" (Le Monde Slave, 1925, Nr. 8, S. 161—224), daß Frankreich ein Recht dazu hatte, in Anwendung des Nationalitätenprinzips die „Reannexion" Bessarabiens durch Rumänien in einem formellen Akt gutzuheißen, setzt B. Maklakov die „unveräußerlichen Rechte" Rußlands entgegen: „le bolchévisme passera, la Russie restera" —. Nach seinen Anstrengungen im Kriege an der Seite der Alliierten habe sich „Rußland" dieser Haltung Frankreichs nicht versehen, die offenbar eine „Strafe" für Rußlands vorzeitiges Ausscheiden aus der Kampffront sein solle. F. Epstein.

Politische Entwicklungen an der Ostsee 1918—1926. Zeitschrift für Politik, Bd. 16 (1926), (H. 2), S. 130—144.
Die Vertragspolitik im Westen hat für den Norden, Osten und Südosten Europas programmatische Bedeutung gewonnen, indem die Stimmen sich mehren, die zur dauernden Befriedung jeder Gegenden ähnliche Garantiepakte — ein „Nordisches Locarno" (Skandinavische Staaten und Finnland, evtl. auch Baltische Staaten), ein „Osteuropäisches Locarno" (Rußland und seine Nachbarn), ein „Balkan=Locarno" (vgl. Britannicus, Balkanskaja politika Velikobritanii, Meždunarodnaja žisn, 1926, Nr. 8, S. 3—16; D. Mitrany, Die Möglichkeiten eines Balkan=Locarno, Europ. Gespräche, 1926, Nr. 9, S. 473—487; A. Rappaport, Die kleine Entente als Problem der Bündnispolitik, Europ. Ge=spräche, 1926, Nr. 7, S. 375—376) — herbeiwünschen.
Karl Tiander verfolgt in einer politischen Übersicht: „Auf dem Wege zum osteuropäischen Locarno" die Entwicklung der zwischenstaatlichen Ver=hältnisse an der Ostsee seit der Entstehung der neuen Anliegerstaaten.
F. Epstein.

Archivwesen im Osten und Südosten Europas. Bulletin of the Institute of Historical Research, Nr. 4 bis Nr. 10 (1924—1926).
Übersicht über die heute geltenden Benutzungsordnungen der Archive Polens, Estlands, Lettlands, Rumäniens, Griechenlands. Zugrunde gelegt sind Auskünfte der Archivdirektionen selbst. F. Epstein.

Digitized by Google

J a c o b L e s t s c h i n s k y: Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Ostjuden nach dem Kriege. Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 24, 1926.

Verfasser betrachtet das osteuropäische Judentum als sozialökonomische Einheit und untersucht deren Entwicklung in Rußland, Polen, Litauen und Lettland. Er geht von dem Gedanken aus, daß die Strukturveränderungen des Ostjudentums in engstem Zusammenhange stehen mit den Wandlungen der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in Osteuropa, die entscheidend beeinflußt sind durch die Umgestaltung der Agrarverhältnisse. Die Osteuropäischen Staaten sind Bauernländer geworden; das bäuerliche Element spielt dort noch stärker als vor dem Kriege die Hauptrolle, gleichzeitig aber hat der Rückgang der Agrarproduktion im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen eine Rückbildung der Industrie zur Folge gehabt. Daraus resultieren die Veränderungen des jüdischen ökonomischen Lebens in Osteuropa. Die Zahl der Juden, die unmittelbar am wirtschaftlichen Produktionsprozeß tätig sind, ist zurückgegangen, ihre Bedeutung als Händler ist dagegen außerordentlich gestiegen. An Hand illustrativer Tabellen wird diese Entwicklung für Lettland, Litauen, die Ukraine und Weißrußland nachgewiesen. Dieselben Tendenzen zeigen sich bei Untersuchung der Berufsgliederung des Judentums. Von größtem Interesse sind dabei die Mitteilungen, die über die Struktur der jüdischen Arbeiterklasse für die genannten Staaten gemacht werden.

H. J. Seraphim.

Dr. S i e g m u n d S c h i l d e r: Chronik der Handelspolitik. Weltwirtschaftliches Archiv, 23. Bd., 1926.

Der Verfasser gibt einen Überblick über die Entwicklung der wichtigsten handelspolitischen Maßnahmen der Jahre 1924 und 1925. Es wird zuerst die Zollpolitik sodann die Handelsvertragspolitik der einzelnen Staaten kurz skizziert. In beiden Fällen finden von osteuropäischen Staaten Berücksichtigung: Die Tschechoslovakei, Litauen, Estland, Polen, Rumänien, Ungarn, Südslavien, Griechenland und Rußland.

H. J. Seraphim.

BULGARIEN.

11. Mai 1892. M. P. Dragomanov. „S l a v i a", Zeitschrift für slav. Phil., IV. Jg., 1925/26, Heft 2, S. 320—324.

In der ukrainisch geschriebenen Einleitung erwähnt J. D. Šišmanov. „M. P. Dragonaniv ta ideja slavjanskoho bratstva" (M. P. Dragomanov und die Idee der slavischen Brüderschaft") in kurzen Worten die Tätigkeit Dragomanovs an der Universität in Sofia. Er legt dar, daß Dragomanov gegen die gewaltsame Art der Annäherung des gesamten Slaventums Stellung nahm, die von der autokratischen caristischen Regierung in Rußland betrieben wurde. Šišmanov gibt hier die bisher unveröffentlicht gebliebene Rede Dragomanovs aus Anlaß des bulgarischen Nationalfeiertages (11. Mai 1892) wieder. In derselben tritt er gegen die sogenannte „Moskauer Slovanophilen" mit ihrem engen konfessionellen (griechisch-orientalischen) und chauvinistischen Horizont auf. Als Muster der slavischen Brüderschaft stellt hier Dragomanov den Plan des ukrainischen Cyrill und Methodvereines hin, der in den vierziger Jahren vom Professor N. J. Kostomarov und dem ukrainischen Dichter Ševčenko in Kiev gegründet wurde, wo von der nationalen Gleichheit aller unterdrückten slavischen Nationen, ausgenommen die politische Hegemonie Rußlands gesprochen wird.

E. Perfeckij.

Digitized by Google

1909, Russisch-bulgarischer Vertragsentwurf. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 5), S. 272—273.

Der ehemalige bulgarische Ministerpräsident V. Radoslavov gibt bekannt, daß es zwischen Bulgarien und Rußland eine Militärkonvention von 1902 gab, auf die sich die bulgarische Regierung bei einem Gesuch um militärische Hilfe gegen Rumänien 1913 vergeblich berief, und daß 1909 Verhandlungen über den Abschluß einer politischen Konvention nicht über einen Vertragsentwurf hinauskamen. F. Epstein.

Christo Botev. Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. SS. 5—15.

Ein Lebensbild Christo Botevs und eine Würdigung seines dichterischen Schaffens gibt Milko Ralcev. Er hebt hervor, daß in Botev der Dichter nicht den Menschen ertötet und der Künstler nicht den Helden verraten habe. Die Motive seines Schaffens seien (vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet) Mutter, Liebe und Tod gewesen. Der Aufsatz ist von G. Dornini ins Italienische übertragen. Emmy Haertel.

SERBIEN, KROATIEN, SLOVENIEN, JUGOSLAVIEN

Abkürzung: Prilozi = Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor. Urednik P. Popović. Knjiga V, 328 S.; knjiga VI, 164 S., Beograd 1926.

Serbische Kirchen- und Rechtsgeschichte des Mittelalters

Die Pflichten und Rechte der Ktitoren. (Vas. Marković, Ktitori, njihove dužnosti i prava. In: Prilozi V, S. 100—24.)

Auf Grund des mittelalterlichen serbischen Urkundenmaterials stellt Marković zusammenfassend und im Einzelnen dokumentiert, die Rechte und Pflichten der Ktitoren (Stifter und Erhalter von Klöstern und Kirchen) dar und korrigiert dabei einzelne bisher geltende Anschauungen. Ktitor (ktitor, κτήτωρ) ist der Gründer eines Klosters oder derjenige, auf den der Gründer seine Rechte durch Vererbung oder Schenkung übertragen hat, im weiteren Sinne auch derjenige, der die Ktitoren-Rechte und -Pflichten hat, auch wenn er nicht Gründer ist. Die Erklärung des Terminus ktitor bei Daničić (Rečnik) und in der serbischen Historiographie ist also nicht ganz richtig. — Die Erben (Nachfolger) hatten allem Anscheine nach die gleichen Rechte wie der Gründer selbst. Die Nachkommen des Ktitors verlieren ihre Ktitorenrechte, wenn sie die schuldigen Verpflichtungen gegenüber dem Kloster nicht erfüllen. In diesem Falle gehen die Rechte auf denjenigen über, der das Kloster erneuert oder größere Beiträge gibt, oder die Erhaltung desselben auf sich nimmt. (Dieser wird als vtori oder novi ktitor bezeichnet.) Vielfach werden dabei die ersten ursprünglichen Ktitoren ganz vergessen oder die Verdienste des Erneuerers bewußt vergrößert und damit die des Gründers selbst herabgesetzt. Vereinzelt wird auch ein Kloster einem berühmten Ktitor zugeschrieben, um das Ansehen des Klosters zu heben. Die Klöster von Athos traten wiederholt die Ktitoren-Rechte an Persönlichkeiten ab, die es auf sich genommen hatten, die betreffenden Klöster auszuhalten oder ihnen eine jährliche Hilfe zu gewähren.

Pflichten des Ktitors gegenüber dem Kloster: Die Pflichten waren hauptsächlich materieller Natur. Der ktitor osnivač (Gründer) hatte die Pflicht, die Klosterkirche und alle notwendigen Gebäude zu bauen;

Digitized by Google

wenn er vor der Vollendung des Klosters starb, hatte das in Bau befindliche Kloster (nach Gesetz) einen größeren oder kleineren Erbanspruch. Ähnliches galt bei Reparaturen. Der vorgesetzte Bischof mußte sich vor Beginn des Baues (nach Art. VII des Konzils v. Nikäa 787) mit dem ktitor über die zum Bau und zur Erhaltung des künftigen Klosters notwendige Summe, sowie über die Art ihrer Sicherstellung ins Einvernehmen setzen. Der Ktitor hatte nach Fertigstellung des Klosters für dessen weitere Existenz (auch für die Ernährung der Mönche) laut kanonischem Recht zu sorgen, das Kloster und seine Güter zu verteidigen, Sorge zu tragen, daß das Typikon durchgeführt werde und unter den Mönchen Eintracht und Disziplin herrsche. —

Rechte des Ktitors: Allem Anscheine nach waren die Ktitorenrechte in der Regulierung des materiellen Lebens der Klöster vollständig unbegrenzt. Das Bestreben der kirchlichen Gesetzgebung ging allerdings dahin, den Einfluß der Ktitoren auf die Klöster möglichst zu verringern. Absolut waren die Rechte der vlastela (Gutsherren, Adelige) in den Kirchen (Patrimonialkirchen), die sie auf ihrem Erbgrund (baština) errichtet hatten und die sie verschenken und als Mitgift geben konnten. Die kirchliche Gesetzgebung (Konzilbeschlüsse) war dagegen machtlos. Vielfach erwiesen sich die Rechtsnachfolger der ursprünglichen Ktitoren als Ausbeuter des Klosters. Keine Spur ist auf serbischem Gebiete davon, daß Klöstereinkünfte Laien mit Fruktuationsrecht (na uživanje) gegeben wurden, wie es in Byzanz häufig der Fall war. Wohl aber haben wir häufige Fälle, daß Kleriker (z. B. Bischöfe, die durch einen feindlichen Einfall ihre bisherigen Einnahmsquellen verloren hatten) mit Genußrechten auf Klostereinkünfte dotiert wurden. Der Ktitor hatte das Recht, im Rahmen der allgemeinen Klosterregeln die innere Ordnung in seinem Kloster vorzuschreiben, den Rang des Klosters und Unterordnung unter die weltlichen und geistlichen Behörden zu bestimmen, ferner trotz gegenteiliger Verbote des Kanons, den iguman (Abt) vorzuschlagen. Bei Lebzeiten des Ktitors steht sein Wille über dem Typikon, vielfach werden seine Anordnungen auch nach seinem Tode eingehalten. Im serbischen Klosterwesen ist das Recht des Ktitor-Gründers und seiner Rechtsnachfolger, den starješina des Klosters zu bestimmen, unbestritten.

Das Königsgeschlecht der Nemanjiden ernannte in allen seinen Klöstern die Igumane selbst, installierte sie und übte auf diesem Wege seinen politischen Einfluß auf die Klöster aus. Keinen Einfluß hatte jedoch allem Anscheine nach der Ktitor auf die Ernennung der übrigen klösterlichen Würdenträger. In der Klosterkirche hatte der Ktitor das Recht auf einen Ehrenplatz, ferner er und seine Familie das Recht auf ein Grab. Das Kloster bezeugte seine Dankbarkeit gegenüber dem Ktitor vor allem dadurch, daß zu seinen Lebzeiten ständig Gebete für seine und seiner Familie Gesundheit gebetet wurden, daß nach dem Tode des Ktitors für die Rettung seiner Seele gebetet wurde. Die Anordnungen über die verschiedene Regulierung dieser Gedenkgebete sind in dem Typikon des einzelnen Klosters enthalten. Vielfach werden die Ktitoren nach ihrem Tode als heilig bezeichnet. Diese Gebetsverpflichtungen für den Ktitor erhielten sich auch in der Türkenzeit. Durch diese Gedenkgebete ist uns einerseits der Großteil der Sterbedaten der alten serbischen Herrscher enthalten, anderseits blieb dadurch das Andenken an die großen Persönlichkeiten der serbischen nationalen Geschichte den Klöstern und im Volke erhalten. In dieser klösterlichen Tradition, die noch durch die ständige Lektüre der alten Lětopisi, rodoslovi etc. gestärkt wurde, ist auch die Grundlage dafür gegeben, daß sich im epischen Volkslied so viel historisches Wissen erhalten hat. Für die Kunstgeschichte und die Historiographie wichtig ist die Tatsache, daß sich in den Klöstern fast regelmäßig Porträts der Ktitoren, ihrer Verwandten und Familien befinden. So sind in den Klöstern die Porträts fast aller Mitglieder der Dynastie der Nemanjiden und anderer wichtiger historischer Persönlichkeiten erhalten. Auf diese Porträts lenkte besonders Augenmerk erst in neuester Zeit V. P. Petković, der sie in mehreren Arbeiten zur mittelalterlichen serbischen Kunstgeschichte (vgl. vor allem Srpska crkva posle Kosova) wissenschaftlich untersuchte. J. Matl.

Digitized by Google

Bosnische Geschichte. 14. Jahrhundert

Die Abstammung der Kotromanići (Kotromanen).

Der serbische Historiker Vlad. Ćorović unterzieht in Fortsetzung seiner früheren Studien zur mittelalterlichen bosnischen Geschichte, veröffentlicht in der serbischen Akademie, in dieser Studie (Pitanje o poreklu Kotromanića. In: Prilozi V, S. 15—20) die bisherigen Anschauungen über die Herkunft des bekannten bosnischen Banus Stepan I. Kotroman einer neuerlichen Kritik und zwar mit der Fragestellung: Ist Kotroman deutscher Herkunft und wann kam er nach Bosnien? Der ungarische Historiker L. Thallozzy war nämlich gelegentlich der Untersuchung der Nachricht des Chronisten M. Orbini (Il regno degli Slavi. 1601), wonach der ungarische König einen seiner Barone Cotromano Tedesco mit seinem Heere nach Bosnien geschickt habe, zum Schlusse gekommen, daß diese Nachricht nicht authentisch sei und daß die Familie des Kotroman in Bosnien alteingesessen sei und zwar, daß sie aus dem oberen Bosnien stamme. Ćorović, der sich mit dieser nicht genügend gestützten Deutung nicht zufrieden gibt, weist mit Heranziehung neuer Quellen nach, daß die Angaben des Orbini in der fraglichen Stelle als authentisch zu betrachten seien, zieht die bisherige Auffassung des genealogischen Zusammenhanges zwischen Stepan I. Kotroman und Prijezda in Zweifel und begründet mit Heranziehung anderer Fälle, in denen mit dem ungarischen Heere deutsche Adelige nach Bosnien gekommen waren und dort zu hohen kirchlichen und weltlichen Ehren gekommen waren (Joh. v. Wildeshausen, der bosnische Dominikaner-Bischof 1233; Heinrich v. Gisingen, um 1272—3 Banus von Sol und Usora), seine These, daß die Kotromanen tatsächlich deutscher Herkunft seien und nimmt schließlich eine Verwandtschaft mit dem damaligen untersteirischen Adelsgeschlecht der Herren von Rohitsch an. J. Matl.

Kroatische Geschichte. 15. Jahrhundert

Herceg Hrvoje und Hval krstijanin.

Klaić, der bekannte kroatische Historiker, zeigt (Herceg Hrvoje i Hval krstijanin. In: Nastavni Vjesnik XXXV, S. 83—88) urkundlich, daß König Sigismund bezw. sein Kanzleipersonal (1402) den bosnischen Vojvoden und späteren Herzog von Spalato, Hrvoje, und seine Anhänger, die 1394 die Stadt Knin (Kroatien) belagerten, für Patarener hielten; daß ferner der Sekretär des Königs von Neapel, Ladislaus, in seinem Bericht aus Zara 1403, Hrvoje ausdrücklich als Patarener bezeichnet und außerdem meldet, daß der Kardinal und päpstliche Nuntius Angelo de Acciaioli dahinarbeite, Hrvoje in den Schoß der katholischen Kirche zu bringen. Daß ernstlich an der Katholisierung des Hrvoje gearbeitet wurde, zeigen 2 literarische Denkmäler jener Zeit, die beide dem Hrvoje gewidmet waren. Es ist das einerseits die ursprünglich glagolitisch geschriebene (zwischen 1403—16), cyrillisch erhaltene Handschrift des Hval, der nach Klaić ein Serbe der westlichen Kirche bezw. ein Patarene ist. Anderseits das handschriftliche röm.-kath. Missale des röm.-kath. Geistlichen Butko (Hrg. u. beschrieben von Jagić-Thallóczy-Wickhoff 1891), das auch wegen seiner Miniaturbilder bekannt ist und das dazu dienen sollte, Hrvoje der röm.-kath. Kirche zuzuführen. Mit diesen Ausführungen weist Klaić gleichzeitig nach, daß die Folgerungen des Glušac (Prilozi za književnost etc. IV, S. 1—55), wonach die „bosnische Kirche" (Patarenerkirche) eine orthodoxe Kirche gewesen sei, unrichtig sind. J. Matl.

Politische und Literatur-Geschichte Dalmatiens. 19. Jahrhundert

Über Stevan M. Ljubiša und seine politische Aktion. (O Stevanu M. Ljubiši i njegovoj političkoj akcji. In: Prilozi V, S. 56—61.)

Anknüpfend an eine Bemerkung in der Biographie Ljubiša's von Lj. Jovanović (Srpska Književna Zadruga 1923), daß Ljubiša als Abgeordneter gelegentlich einer Abstimmung im Wiener Parlament 1873 aus persönlichen

Digitized by Google

Interessen für den Regierungsvorschlag gestimmt habe und damit die slavischnationalen Interessen verraten habe, unternimmt es der dalmatinische Literarhistoriker A. Petravić, den nach der Abstimmung in Dalmatien ausgebrochenen rücksichtslosen politischen Kampf gegen Ljubiša, in dem Ljubiša politisch erledigt wurde, auf Grund des Narodni List (Il Nazionale), des Hauptorgans der Nationalpartei in Dalmatien, detailliert darzustellen. — In dem Narodni List (XV, br. 8, 1876) erschien ein offener Brief an die Redaktion, gezeichnet von dem Abgeordneten Miho Klaić, in dem die Affaire Ljubiša, der mit anderen Abgeordneten ein Konsortium gebildet und bei dem Konkurs um die Konzession für einen Eisenbahnbau in Dalmatien (Druiš—Split) die Konzession gegen eine hohe Provision (230 000 fl.) einer Wiener Firma abgetreten und damit das Land Dalmatien schwer geschädigt habe, in die Öffentlichkeit getragen wurde. Der offene Brief erregte in Dalmatien großes Aufsehen und bei der nächsten Eröffnung des dalmatinischen Landtag, dessen Vorsitzender Ritter v. Ljubiša war, kam es zu schweren Anwürfen und die weiteren Sitzungen wurden unmöglich gemacht. Die Narodna stranka (Nationalpartei), die angeseheneren Serben standen gegen Ljubiša, den nicht einmal das Regierungsblatt (Zemljak) noch das Organ der italienisch Orientierten (Dalmatinka) verteidigten. Auch die österreichischen, deutschen und die čechischen Blätter befaßten sich mit dem Fall. Gelegentlich der folgenden Neuwahlen wurde Ljubiša politisch und in der Öffentlichkeit erledigt. J. Matl.

Serbische Literatur-Geschichte und Geschichte

Die alten serbischen Biographien und ihre Ausgaben.

P. Popović veröffentlicht hier (Stare srpske biografije i njihova izdanja. Bibliografska studija. In: Prilozi V, S. 226—33) in umgearbeiteter Form das Memorandum betreffs Neuausgabe der alten serbischen Biographien, das er am 20. 2. 1925 der serbischen Akademie vorgelegt hat.

Die dringende Notwendigkeit der kritischen Ausgabe bzw. Neuausgabe wird damit begründet: 1. Der Wert der alten serbischen Biographien, die an sich wichtige Werke der serbischen Literatur sind, ist heute größer als früher, zumal man früher von Seite der älteren Forscher (Golubinski, Hilferding, Raki etc.) den Biographien in moralischer, literarischer und historischer Hinsicht nur Vorwürfe machte, wobei man die guten Seiten übersah. So wurde die „Servilität", „ständige Schmeichelei" bemängelt, ohne daß dabei Formel und wirkliche Schmeichelei unterschieden wurde. Ähnlich ist es mit dem rhetorischen Stil. Erst spätere Forscher (K. Jiriček, Kovačević, J. Pavlović) wußten den eigentlichen Wert der Werke des hl. Sava, Teodosije, Camblak einzuschätzen. Popović glaubt, daß die Biographien ständig in der Wertschätzung wachsen werden. — 2. Die alten Biographien sind als Quellen und Materialgrundlage bisher wichtig gewesen, nicht nur für die Literaturgeschichte, sondern auch für Geschichte, Sprachwissenschaft, in neuester Zeit auch für Kunstgeschichte (M. Vasić, V. P. Petković) und Liturgik; in Zukunft werden sie sicherlich auch für Folklor Wert bekommen. Popović ist nach der kritischen Durchforschung der bestehenden Ausgaben zum Urteil gekommen, daß es mit ihnen so schlecht als möglich steht. Vor allem sind es folgende Mängel: 1. Die Ausgaben dieser alten Biographien sind sehr alt, selten, unzugänglich, einzelne in Sonderpublikationen, andere in raren Zeitschriften (z. B. Camblak). 2. Die Ausgaben wurden hergestellt nach einer kleinen Anzahl von Handschriften, ohne Berücksichtigung der übrigen existierenden Handschriften (Beispiele: die Ausgaben des Sava, Stefan, Domentian, Danilo). 3. Die bestehenden Ausgaben sind stellenweise fehlerhaft und unvollständig (es fehlen Wörter, Sätze, Abschnitte), wodurch die Erforschung und Interpretation durch Jahrzehnte unnötig mit großen Schwierigkeiten belastet wurden. (Beispiel: Ausgaben des Stefan, Sava, von Šafaryk, die des Domentian von Daničić). 4. Äußerst ungünstig für die wissenschaftliche Arbeit ist die Tatsache, daß die bisherigen Ausgaben nicht definitiv sind, so daß zur kritischen Lektüre einer Biographie ein ganzer Bücherapparat herangezogen werden muß. 5. Die bestehenden Ausgaben sind in

technischer Hinsicht nicht zufriedenstellend. Die geforderten Neuausgaben müssen folgenden Anforderungen entsprechen: Der Text muß genau sein, alle Handschriften müssen verwendet werden, sie müssen technisch besser sein, übersichtlich, ein Format, eine Kollektion, ein Inhalt und ein Index.

J. Matl.

Ragusäische Literatur=Geschichte

Unbekannte Gedichte von Ignjat Đorđić.

V. Radatović beschreibt (Nepoznate pjesme Ignjata Đorđića. In: Prilozi VI, S. 54—87) textkritisch zwei in seinem Besitze befindliche Handschriften, die anscheinend seinerzeit der Bibliothek des Dichters Petar Kavavelović ange=hörten, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts oder Anfang des 18. Jahrhunderts stammen, von einem Nichtragusaner aus einer ragusäischen Handschrift ab=geschrieben wurden, später nach Korčula gebracht wurden und dort schlecht verwahrt blieben. Die erste Hsch. (= Handschrift) enthält eine Komödie aus dem 17. Jahrhundert „Šimun Dundurilo", die zweite ist der Anfang einer größeren Hsch., die Gedichte von Ignjat Đorđić enthält und älteren Datums ist als die bisher bekannten Hschen. der Gedichte des I. Đorđić. Außerdem unterscheidet sich diese Hsch. durch Auswahl, Anordnung und Redaktion des Textes von den übrigen Hschen. In einer ausführlichen textkritischen Unter=suchung und Inhaltsangabe dieser Hsch. vergleicht Radatović die darin ent=haltenen Gedichte mit den bisher bekannten und weist für den größeren Teil der Gedichte nach, daß sie von I. Gjorgjić sind. Die Graphik ist nicht nach der neuen Reform. Der Inhalt ist sehr verschieden: Troubadourlieder, geist=liche und Gesellschafts=(Hochzeits)lieder. Von den 22 Liedern, die die Samm=lung enthält, befinden sich acht auch in anderen Sammlungen. Die einzelnen Gedichte stammen aus verschiedenen Quellen, stellen also nicht die Abschrift einer einzelnen anderen Sammlung dar. Die Hsch. ist wesentlich mit phone=tischer Rechtschreibung und ijekavisch geschrieben. Neben den 14 neuen Ge=dichten findet sich eine neue Fortsetzung von 16 Versen. Der Name des Dichters wird nirgends genannt, daher die Feststellung der Autorschaft schwer. Auch einige Volkslieder finden wir hier. Die Anordnung der Gedichte ist nicht nach Gattungen. Die hier zum ersten Male publizierten Gedichte sind Troubadour=lieder und Hochzeitslieder.

J. Matl.

Kirchengeschichte. 17. Jahrhundert

O. Metod Terlecki, Die Russinen und die Uskoken von Marča, nach vatikanischen Urkunden.

Die Rolle des Metod Terlecki und der russinischen Unierten unter den Uskoken der Eparchie von Marča (marčanska vladikovina), das auch die kraini=schen und steirischen Uskoken umfaßte, ist bisher noch nicht klar gelegt ge=wesen. Auch in der neuesten Literatur wird über diese Frage kurz hinweg=gegangen. So bei J. Šimrak (Bogoslovska Smotra XII ⟨1924⟩), der wesentlich auf der Materialgrundlage des Agramer erzbischöflichen Archivs arbeitete, so auch bei J. Mal (Uskočke seobe i slovenske pokrajine. Etnografski Zbornik S. K. A. 30 ⟨1924⟩). Premron versucht nun (O. Metod Terlecki, Rusini i mar=čanski uskoci, po vatikanskih listinah. In: Prilozi V, S. 31—45) mit dem ein=leitenden Hinweis, daß das geheime vatikanische Archiv, ferner das Archiv der Congregatio de propaganda fide, viel Material zu dieser Frage enthalten, in dem vorliegenden Beitrag auf Grund von Urkunden aus dem vatikanischen Archiv die Lücken in der Darstellung bei Šimrak aufzufüllen und eine Reihe von Angaben in der Arbeit des Mal zu korrigieren.

Auf Grund des Visitationsberichtes des Grazer Nuntius Salvago wird gezeigt, wie die römische Kurie, die seit 1608 bzw. seit 1622 zur Wahrung der katholischen Interessen an den unter der Türkenherrschaft schmachtenden Balkanvölkern die Propaganda=Abteilung geschaffen hatte, nicht nur ihre kirch=lichen Untertanen in diesen Gebieten zu schützen versuchte, sondern auch

Digitized by Google

die Orthodoxen, die sich vor den Türken flüchtend in den nördlichen Gebieten angesiedelt hatten, für die katholische Kirche zu gewinnen, so auch die Uskoken (auch Vlasi, Rašani genannt), die dem vladika (Eparchen) von Marča unterstellt waren. Da der römischen Kirche kurz vorher die Unierung der Russinen gelungen war, gab sie sich um so größerer Hoffnung hin. Die Uskoken von Marča hatten ihren vladika seit dem 17. Jahrhundert und zwar anfangs des 17. Jahrhunderts den Simeon Vratanj (beurkundet als vladika 1611), den der Jesuitenzögling Martin Dubrović für die Union gewann. Da er sich aber nicht den Wünschen der Kurie entsprechend verhielt, holte die Kurie zunächst durch den Wiener Nuntius Informationen über die Uskokenfrage und die daselbst bestehenden Unierungsaussichten ein. Da kam der Kurie ein anderer Umstand zu Hilfe. Nach der Unierung der Russinen 1595 (mit Belassung der altslavischen Kirchensprache und des griechischen Ritus) wurden 1626 zur Herstellung näherer Verbindungen mit der westlichen lateinischen Kultur von dem russinischen Erzbischof junge Geistliche zur weiteren Ausbildung nach Wien in das päpstliche, von Jesuiten geleitete Alumnat geschickt. Einer der ersten darunter war O. Metod Terlecki, der hier von den kirchlich-religiösen Verhältnissen bei den Uskoken von Marča hörte und sich für ihre Unierung zu interessieren begann. Gegenüber der bisherigen Anschauung, daß die päpstliche Kurie Terlecki unter die Uskoken in Angelegenheit der Unierung schickte, weist Premron nach, daß Terlecki direkt vom Wiener Nuntius auf Vorschlag der russinischen Metropoliten zur Visitation geschickt wurde. — Inzwischen war Albert Rengjić, der vladika von Belgrad bzw. von Smederovo, der sich in Belgrad unmöglich gemacht hatte, nach Rom mit der Bitte um Hilfe gekommen. Da er als Ragusäer der lateinischen, nicht der griechischen Richtung angehörte, wollte ihn die Kurie für ihre Zwecke ausnützen und ihn zum Oberhirten der Uskoken von Marča machen. Nachdem Terlecki seinen Visitationsbericht über die Uskoken von Marča in Rom vorgelegt hatte, wurde er mit einer neuerlichen Visitation dieses Gebietes betraut, wodurch der Weg für die Ernennung des Albert Rengjić geebnet werden sollte. Terlecki kommt über Laibach wieder zu den Uskoken und schließlich 1629 nach Wien. Die Kurie wollte inzwischen, um Rengjić los zu bekommen, ihn mit der Verleihung einer größeren Pfarre in Gottsche versorgen. Dieser war jedoch mit den Verhältnissen in der Pfarre nicht zufrieden und wandte sich auch nach Wien, wo es nun zum Kampf zwischen den beiden Konkurrenten um die Gewinnung der Uskoken, zwischen Terlecki, auf dessen Seite die Habsburger waren, und Albert Rengjić, der Terlecki persönlich und wegen seiner Stellungnahme für den griechischen Ritus haßte und verleumdete. Bei den Uskoken selbst waren die Aussichten für die Unierung unter der Bedingung der Beibehaltung des griechischen Ritus günstig.

Die erste Phase der Tätigkeit des O. Metod Terlecki endigte mit der Rückkehr desselben in seine Heimat. Rengjić starb kurz darauf, ohne sein Ziel zu erreichen. J. Matl.

Serbische Literatur-Geschichte. 19. Jahrhundert

Die Geschichte der Drucklegung der serbischen Übersetzung des „Neuen Testamentes" von Vuk Karadžić.

Lj. Stojanović hatte in seiner großen Monographie über Vuk (Život i rad Vuka Stef. Karadžića, Beograd, Kon 1924, 783 S.) eine detaillierte Darstellung der Vuk'schen Übersetzung des Neuen Testamentes und zwar bis zur Drucklegung des Buches gegeben. Der serbische Literarhistoriker P. Popović gibt nun (O Vukovu prevodu „Novog Zaveta". In: Prilozi V, S. 21—30) auf Grund von 8 bisher nicht veröffentlichten Polizeiakten (1847) aus dem Archiv des Ministeriums des Innern in Wien, die anschließend im Wortlaut veröffentlicht werden, einige Ergänzungen über den Druck des Buches, über die Art, wie die Zensur mit dem Buche verfuhr. Als die Druckerlaubnis durch den staatlichen Zensor gegeben war (censor in slavicis war Miklošič), das Buch in 2000 Exemplaren gedruckt und der größte Teil bereits nach Berlin an die Buch-

Digitized by Google

handlung Rainer verschickt war, legte der Karlovitzer Metropolit Rajačić, dem zufällig ein Exemplar in die Hände gekommen war, Beschwerde gegen die Drucklegung des Buches ein, weil unter anderem nicht von Seite der geistlichen Zensur die Bewilligung eingeholt worden war. Daraufhin wurde die ganze Angelegenheit durch den Chef der Zensur, Grafen Sedlnitzky, noch einmal untersucht, jedoch dem Ersuchen um Konfiskation auf Grund eines neuerlichen Gutachtens eines theologischen Zensors nicht stattgegeben.

J. Matl.

Zwei Briefe Vuks an Kopitar.

Der Historiker N. Radojčić veröffentlicht (Dva Vukova pisma Kopitaru. In: Prilozi V, S. 223—25) zwei Briefe des Vuk Karadžić an Kopitar, die aus dem Kopitar-Nachlaß (Lycealbibliothek in Laibach) stammen und in der bisherigen Korrespondenz des Vuk (Vukova prepiska) nicht enthalten sind. In dem ersten Brief, der aus dem Jahre 1832 stammt, fleht Vuk den Kopitar an, daß er trachte, ihn aus Beograd, wo er es mit dem Fürsten Miloš nicht mehr aushalten könne und wo man ihn langsam umbringe, nach Wien rette und ihm dort eine bessere Lebensmöglichkeit verschaffe. Es folgen dann einige Bemerkungen über neue Wörter, die er nicht im Wörterbuch verzeichnet habe. In dem zweiten Briefe, der aus dem Jahre 1835, also aus jener Zeit, aus der wir bisher über Vuk wenig Nachrichten hatten, stammt, berichtet Vuk von seinen Wanderungen im montenegrinischen und dalmatinischen Gebiet zwecks Beobachtung der Volkssprache und Volksbräuche. J. Matl.

Vuk Step. Karadžić. „S l a v i a", IV. Jg., 1925/26, Heft 3, S. 265—278.

Vuk Karadžič wurde, wie K a r e l P a u l: „Vuk Stef. Karadžić a Poláci" („Vuk Stef. Karadžić und die Polen") ausführt, persönlich mit Palacký auf seiner Reise nach Rußland im J. 1818 bekannt. In Krakau wurde er von Bandtke und in Warschau von Linde u. a. recht freundschaftlichaufgenommen. In Wien machte er i. J. 1827 die Bekanntschaft mit Kucharski. Mit diesen Persönlichkeiten, namentlich mit Bandtke korrespondierte er später. Dann, als Vuk in die Dienste des Fürsten Miloš trat und Vorsitzender der gesetzgebenden Kommission wurde, wandte er sich (i. J. 1830) an Bandtke mit der Bitte, um die polnische Übersetzung des französischen Gesetzbuches, welcher Bitte auch entsprochen wurde. Die von Vuk herausgegebenen serbischen Volkslieder machten in Polen großen Eindruck. S. Jaszowski hat diese Verdienste Vuks in einem Sonett des in Lemberg (i. J. 1837) herausgegebenen „Slawjanin" gewürdigt. J. P. Zaleski feierte Vuk ebenfalls in Versen, wobei er aufgefordert wurde, neue Lieder herauszugeben. Auch A. Mickiewicz erwähnte Vuk in seinen Vorträgen. Majewski schrieb über Vuk im „Pamiętniki nauk" (1819) und, als er mit Vuk in Warschau persönlich bekannt wurde, verehrte ihm Majewski seine Abhandlung über die Slaven. E. Perfeckij.

Francesco dal' Ongaro. Ein vergessener Freund des serbischen Volkes.

N. Vukadinović beleuchtet in dieser Studie (Francesco dal' Ongaro. In: Prilozi V 1—14) anläßlich des 50. Jahrestages des Todes des italienischen Schriftstellers und Journalisten dal' Ongaro auf Grund des biographischen Materials über ihn, auf Grund seiner Korrespondenz, vor allem aber auf Grund des Materials in der italienischen Zeitschrift Favilla (Trieste 1844) und in dem Osservatore triestino, die Beschäftigung dieses Mannes mit der südslavischen Literatur in der Richtung der Popularisierung derselben in weiteren italienischen Kreisen. Dal' Ongaro beschäftigte sich sehr viel mit jugoslavischen Volksliedern, schrieb in den obenerwähnten Organen Studien darüber (z. B. Sulle poesie populari dei populi slavi. La Favilla 1840), brachte Übersetzungen (nach Vuk's Sammlung), hatte Beziehungen mit dem großen Dichter Njegoš, dessen

Digitized by Google

Gedicht Tri dana u Trstu dal' Ongaro aus der Handschrift übersetzte und italienisch zuerst veröffentlichte. Dal' Ongaro nahm den Stoff für sein Drama L'Ercole serbo, das mit großem Erfolg in Mailand, Florenz, Triest aufgeführt wurde und das aus der Handschrift ins Deutsche und Slovenische übersetzt wurde, aus den südslavischen Volksliedern (Kraljević Marko) und veröffentlichte 1866 in seinen Fantasie drammatiche e liriche (Firenze) eine Trilogie Marco Cralievič, die sich wesentlich von dem obengenannten Drama L'Ercole serbo unterscheidet, obwohl beiden der gleiche Stoff zu Grunde liegt. — Vukadinović behandelt dann im Einzelnen Entstehung und Inhalt des Dramas.

J. Matl.

Der Versuch des Jovan Hadžić zur Gründung einer Zeitung 1846—47.

Über diesen Versuch berichtet M. Kićović (Pokušaj Jovana Hadžića za osnivanje novina 1846—47. In: Prilozi V, S. 46—55) auf Grund von Akten des Wiener Staatsarchivs des Innern und der Justiz, des Polizeiarchivs 1846—47, des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, ferner auf Grund der Srpske Novine. J. Hadžić hat neben seiner literarischen, juridischen und politischen Tätigkeit sein ganzes Leben lang an der Herausgabe literarischer Organe gearbeitet: Zwanzig Jahre war er die stärkste Stütze des Letopis Matice Srpske, Ende der 30er und anfangs der 40er Jahre gab er den literarischen Almanach Golubica heraus, 1846 versuchte er ein politisches Blatt mit literarischer Beilage herauszugeben, 1864 gab er den Ogledalo srpsko heraus. — Versuch 1846: Nachdem sich Hadžić 1846 mit dem Sovet (Staatsrat) in Belgrad verkracht hatte, verließ er Belgrad, ging nach Neusatz und faßte den Plan, hier eine Zeitung zu gründen, zumal die beiden in Neusatz bestehenden serbischen Organe (Srpske Narodne Novine, Srpski Narodni List) im Sinne der Belgrader Ustavobranitelji, die Hadžić feindlich waren, geschrieben wurden. In dem Gesuche an Kaiser Ferdinand gab Hadžić an, daß die Zeitung der Verbreitung der Kultur und der Volksaufklärung dienen soll und politisch konservativ sein werde. Als in dem langen Dienstweg die ungarischen und Wiener politischen Zentralbehörden dem Plane trotz der besten Empfehlungen der Neusatzer Lokalbehörde mißtrauisch gegenüberstanden, da sie eine politische Bewegung dahinter witterten, bewarb sich Hadžić im folgenden Jahre (März) um eine Empfehlung an die Budapester Zensur. Er erhielt sie auch und daraufhin wurde das Gesuch dem Kaiser empfohlen. Da der Statthaltereirat es nicht ernstlich mit der Empfehlung zur Bewilligung meinte, fand er andere Vorwände (angebliche Schwierigkeiten des Erscheinens, fremde Sprache, große Entfernung von der Zensurstelle in Pest usw.), um schließlich vorzuschlagen, man möge wegen der derzeit bestehenden „panslavistischen" Bewegung, vor der man in Österreich und Ungarn große Angst hatte, mit der Bewilligung zuwarten. Als das Gesuch in Wien unerledigt liegen blieb, intervenierten zu Gunsten des Hadžić der Metropolit Rajačić und der kgl. Rat, Oberschulinspektor Đurković. Bei der darauf erfolgten neuerlichen Behandlung des Gesuches wurde dasselbe durch die ungarische Hofkanzlei wegen der oben angeführten Gründe (panslavistische Bewegung) neuerlich abgeschlagen. Auch Graf Sedlnitzky kam aus Angst vor dem Panslavismus zu keiner Entscheidung bezw. schob dieselbe hinaus. Da 1848 eine neue Situation brachte, kam es nie zu einer positiven Entscheidung in der Frage. — Während der mehrjährigen behördlichen Behandlung des Gesuches, wurde diese Angelegenheit privat und in der Öffentlichkeit in Neusatz, Pest, Wien, Belgrad viel behandelt. Vor allem führte P. Pavlović, der Redakteur und Herausgeber der durch die eventuelle Neugründung bedrohten Srpske Narodne Novine publizistisch und privat einen rücksichtslosen Kampf gegen Hadžić und behauptete in einer Eingabe an Sedlnitzky sogar, daß Hadžić mit seiner Zeitung Propaganda für die nationale Einigung aller Serben machen wolle und die Zeitung zu einem allgemein panslavistischen focus im Sinne des fanatischen Franzosen Cyprien Robert.

J. Matl.

Digitized by Google

Ljubomir P. Nenadović in Italien.

Tih. Đorđević veröffentlicht (Ljubomir P. Nenadović u Italiji. In: Prilozi V, S. 92—99) aus einem Privatarchiv (J. Vujić, Senta) 12 Briefe des Fürsten Miloš, des Fürsten Mihailo und des Lj. P. Nenadović, die zeigen, daß Nenadović, der serbische Schriftsteller und Verfasser der Pisma iz Italije, 1851 im Auftrage des Fürsten Miloš Obrenović, der damals in Heidelberg in Verbannung lebte, nach Italien (Neapel) ging, um vom neapolitanischen Prinzen Leopold von Salerno, dem Onkel des damaligen neapolitanischen Königs Ferdinand II., fällige Wechselschulden in der Höhe von 20 000 fl. einzufordern. Die Bemühungen des Nenadović hatten keinen Erfolg, zumal der Prinz Schulden in der Höhe von 800 000 Neapol. Dukaten hinterlassen hatte.

J. Matl.

England und Serbien im 19. Jahrhundert. Bulletin of the Institute of Historical Research, Bd. IV, Nr. 11 (Nov. 1926), S. 117—118.

Der Auszug aus der Dissertation von E. Frances Robinson: „Diplomatic Relations between Great Britain and Serbia during the Second Reigns of Miloš and Michael" (1858—1868) zeigt unter Benutzung bisher unverwerteter englischer diplomatischer Korrespondenzen die Bemühungen des Fürsten Michael, Englands Unterstützung gegen die Pforte zu gewinnen. Doch bewies die englische Regierung, die an der Integrität und Suprematie der Türkei festhielt, den serbischen nationalen Aspirationen gegenüber äußerste Zurückhaltung.

F. Epstein.

Kroatische Literatur-Geschichte. 19. Jahrhundert

Die Handschriften und der gedruckte Text des „Čengić Aga" von Iv. Mažuranić.

F. Ilešić vergleicht (O Mažuranićevu „Čengiću". Rukopisi i štampani tekst. In: Prilozi V, S. 125—32) zwei Handschriften der bekannten Dichtung „Smrt Smail-Age Čengića" von Iv. Mažuranić und zwar die bereits bekannte, in der Agramer Univ.-Bibl. befindliche (AH), ferner eine bisher unbekannte Handschrift, die Ilešić während des Weltkrieges von einem Triestiner Lehrer bekommen und später der Agramer Univ.-Bibl. zur Aufbewahrung übergeben hat (TH), mit dem ersten gedruckten Text der Dichtung (Almanach Iskra 1846). Aus der Tatsache, daß Verschiedenheiten in den Titelüberschriften einzelner Gesänge, ferner in einzelnen Versen und in der Reihenfolge einzelner Verse, zwischen dem Text in der Iskra und den in der AH bestehen, kommt Ilešić zum Schlusse, daß die AH nicht die Handschrift sei, nach der die Dichtung in der Iskra gedruckt wurde, sondern das erste Konzept, das Mažuranić noch umgearbeitet und stückweise der Redaktion zugeschickt hat. In der Frage, wie die Redaktion der Iskra mit der Orthographie der Beiträge verfuhr, zeigt Ilešić, daß der Herausgeber den Mitarbeitern freie Hand ließ und daß zwei Gruppen bestanden (hinsichtlich der Schreibung des ṛ und des ѣ: a) sèrce, pěsnik, b) sàrce, piesnik), die jedoch hinsichtlich gewisser diakritischer Zeichen (podigó, heute podigao) zusammengingen. Mažuranić hat also orthographisch die Fassung für den Druck gegeben, den Druck in der Iskra selbst redigiert. Die TH entspricht textlich der Fassung in der Iskra fast genau, doch stammt sie nicht von Mažuranić selbst, sondern es handelt sich nach der Annahme des Ilešić um eine Abschrift aus dem gedruckten Text in der Iskra, die in den 50er Jahren, als der gedruckte Text schon ziemlich selten war, von einem Mittelschüler in Fiume stammen dürfte. Im Anhang gibt Ilešić einige Detailangaben zur Geschichte des Unterhaltungsalmanachs Iskra, der zweimal, und zwar 1844 und 1846 erschien, und zu den ältesten kroatischen Almanachen gehört.

J. Matl.

Digitized by Google

Eugen Kvaternik und der Aufstand von Rakovica 1871.

Die Bedeutung des Kvaternik in der politischen Geschichte der Kroaten beruht vor allem darin, daß er mit der jahrhundertelangen kroatischen Politik des Lavierens zwischen Wien und Pest brach und als erster den revolutionären Weg wählte. Er unternahm es, in des Zeit der erneuerten österreichischen Absolutismus allein, ohne moralische und materielle Hilfe hinter sich zu haben, nach Rußland (zu Alexander III.), Frankreich (Napoleon III.) und Sardinien Viktor Emanuel II.) zu gehen, um dort die kroatische Frage zu einer internationalen zu machen und seinem Volk die Befreiung und Einigung zu bringen. Er führte ferner publizistisch im Ausland und in Kroatien selbst in politisch-historischen Broschüren den Kampf um das kroatische Staatsrecht, im gleichen Sinne den politischen Kampf im kroatischen Landtag. Er zettelte schließlich einen offenen Aufstand gegen die „deutsch-madjarische Herrschaft", proklamierte dabei die Kroaten als freies Volk, stellte sich an die Spitze der nationalen Regierung, bezahlte jedoch dieses Unterfangen mit seinem Kopfe. — Obwohl sich das Andenken an Kvaternik trotz des jahrelangen Verbotes der Zensur, daß über ihn geschrieben werde, gut erhalten hat, so war doch näheres Material über ihn und den von ihm inszenierten Aufstand nicht zugänglich. Reichliches dokumentarisches Material von Kvaternik selbst und seinen Anhängern fehlt auch jetzt noch. — Šišić diente als Grundlage für seine Studie (Eugen Kvaternik i Rakovacka buna u oktobru 1871. O stogodišnjici Evgena Kvaternika. In: Jugoslavenska Njiva X, knj. I, S. 2—14) das nach dem Weltkriege frei gewordene und in der Materie wichtigste archivalische Material aus dem ehemaligen Kriegsarchiv (Praes. 1871. Aufstand im Oguliner Grenzregiment), ferner einzelnes Material aus dem Staatsarchiv in Torino, schließlich die einschlägige italienische, französische, ungarische und deutsche Literatur (Ratazzi, Zini, Garibaldi, Bianchi etc.). Wichtiges Material dürfte sich noch in dem Archiv des damaligen Banus Grafen Khuen-Héderváry in Hédervár, ferner in den italienischen und französischen Staatsarchiven befinden. — Šišić behandelt folgende Fragen: Wie und wann kam Kv. (= Kvaternik) auf den Gedanken eines offenen Aufstandes und was führte ihn gerade nach Rakovica? Nach der bisherigen Anschauung ist der Aufstand des Kv. ein unüberlegter und übereilter Schritt gewesen. Nach Šišić ist bei Kv. die Idee zum offenen Revolt schon früh aufgetaucht. Einerseits wirkten die Eindrücke der Revolutionsjahre 1488/49, anderseits wurde Kv., dem 1857 das Recht zur Ausübung seiner Advokatur und damit seine Existenzgrundlage entzogen worden war, von dem Grafen Cavour, zu dem er nach der Rückkehr aus Rußland 1859 nach Torino gekommen war, in dem Sinne beeinflußt, seine propagatorisch-revolutionäre Tätigkeit auf das wichtigste Machtmittel im damaligen kroatischen Süden, auf die Militärgrenztruppen zu übertragen. Die Wirkung dieser Tätigkeit zeigte sich bereits nach der Schlacht bei Solferino. (Auflösung einer Division.) Kv. sah nach diesem Erfolg in den Grenzern jenes Element, mit dem er die Freiheit Kroatiens zu erkämpfen hoffte. In allen seinen weiteren Verhandlungen (mit den Italienern, mit der ungarischen Emigration, mit dem Prinzen Karl Jos. Napoleon, mit dem Prinzen Czartoriski) rechnet er mit den Grenzern als einer für seine Zwecke verläßlichen Heeresmacht im künftigen Aufstand. Die Befreiung dachten sich Kv. und seine italienischen und madjarischen Gesinnungsgenossen so, daß gleichzeitig der Aufstand in Venetien, in der kroatischen Mititärgrenze, ferner unter den Madjaren und Rumänen ausbrechen sollte und schließlich mit Hilfe Frankreichs und Italiens die Befreiung der „gefangenen Völker" Osterreichs durchgeführt werden sollte. — 1861 suchte Kv. gelegentlich eines Aufenthaltes im Mutterland Verbindung mit den Grenzern, 1864 arbeitete er einen vollständigen Plan für den Aufstand in Kroatien aus und ließ in Paris eine Stampiglie für die künftige kroatische Nationalregierung machen und in Genf revolutionäre Aufrufe an die Grenzer drucken. Was die Frage betrifft, warum Kv. Rakovica (bei Karlovac) für den Aufstand wählte, so ist die Erklärung durch die persönlichen Beziehungen des Kv. gegeben. Kv. hatte 1864 den Militärflüchtling und degradierten Kadetten Anton Rakijaš, der ebenso waghalsig

Digitized by Google

wie ein begeistert nationaler Kroate war, kennen gelernt und mit ihm den Plan eines Aufstandes in Dalmatien und Lika besprochen. Radijaš hatte jedoch mit seiner Agitation kein Glück, wurde verhaftet und verurteilt. Als Kv. nach der kaiserlichen Amnestie 1867 wieder nach Kroatien zurückkehren, seine Advokatur wie auch die politische Arbeit wieder aufnehmen konnte — aus dieser Zeit stammen seine Arbeiten. „Istočno pitanje i Hrvati", ferner die Aufsätze im Hrvat und in der Hrvatska — verschaffte er Rakijaš, der inzwischen seine 11 Monate Kerker abgesessen hatte, eine Stelle als Polizeibeamter in Karlovac, das als Marktzentrum der Grenzer der Umgebung für die Agitation im Volke günstig war. Die Situation war insoweit dafür günstig, als die Bevölkerung über die dualistische Regelung des Staates (1867) und über den kroatisch-ungarischen Ausgleich (1868), vor allem aber durch die Gerüchte von der bevorstehenden Auflösung der Militärgrenzorganisation und der damit eintretenden madjarischen Herrschaft erbittert und gereizt war. Kv. hat also weniger die Militärgrenze aufgewiegelt, als vielmehr versucht, sich der beunruhigten und erregten Militärgrenze als Führer an die Spitze zu stellen. Šišić zeichnet dann die Folgen des Dualismus für die Slaven in Österreich, also den allgemein politischen Hintergrund. 1871 war nun die politische Situation in Österreich so, daß man vor einer föderalistischen Lösung stand (Ministerium Hohenwart). In diesen kritischen Moment fiel wie ein Donner aus heiterem Himmel der Aufstand in Rakovica und änderte die ganze Situation zu Gunsten des Dualismus. Der Aufstand: Auf die Ausführung seiner Idee begab sich Kv. allein auf eigene Faust, unterstützt nur von einer kleinen Zahl von Gesinnungsgenossen. Sein ideales Ziel war die Befreiung und Einigung der Kroaten. Die Durchführung war so gedacht: Er, Kv., wird mit seinen wichtigsten Helfern in der Militärgrenze zusammentreffen, dort die Befreiung proklamieren, eine provisorische Regierung bilden, die bewaffneten Grenzer der Regimenter Sluni, Ogulin, Otočac — der Ort Rakovica liegt gerade an der Grenze dieser drei Regimenter — zu gewinnen suchen, mit diesem Militär nach Agram ziehen und dort die definitive nationale Regierung aufrichten und bei den europäischen Staaten um Anerkennung ansuchen. Detaillierte Darstellung des Aufstandes, der nur drei Tage (7.—10. Okt.) dauerte. Aus dem Aufstand sind nur drei Dokumente erhalten, von welchen das wichtigste ein Proglas (Aufruf) ist, der die Grundzüge der neuen Regierung enthält. Diese zeigen den Einfluß der französischen Revolution (Freiheit des ganzen Volkes, Gleichheit aller Stände, Brüderlichkeit der verschiedenen Söhne eines Volkes; Selbstverwaltung der Gemeinden, Dienst- bezw. Arbeitspflicht etc.), mit der sich Kv. immer viel beschäftigt hatte. Die drei Dokumente gehören zu den wichtigsten der ganzen kroatischen Geschichte. Das verbreitete Gerücht, daß sich Kv. als König der Kroaten proklamieren ließ, ist von gegnerischer Seite erfunden. Fatal wurde für den Aufstand der Aufenthalt in Plaški (9. Okt.), ferner die Tatsache, daß ein Großteil der Anhänger des Kv. Orthodoxe bezw. Serben (Kv. sprach politisch und publizistisch nur von katholischen und orthodoxen Kroaten) waren. Es verbreitete sich nämlich unter der serbischen bezw. orthodoxen Grenzbevölkerung, deren Serbentum kein politisches sondern ein konfessionelles war und die fast ausnahmslos treu für den Kaiser, aber scharf gegen das madjarische Regime war, das Gerücht, daß Kv., der tatsächlich gute Beziehungen mit Baron Rauch hatte, ein madjarischer Agent und Madjarone sei und daß es eine Schande für die Serben sei, daß sie ihren Kaiser verraten. Dadurch fiel ein Teil der Anhänger ab, ein Teil floh beim Herannahen des Oguliner Regimentes in Kriegsformation. Kv. wurde am 10. Oktober umzingelt und am nächsten Morgen, ebenso wie seine Begleiter, aus dem Hinterhalt erschossen. — Die Folgen dieses Aufstandes waren für die kroatischen politischen Verhältnisse gering, dagegen verhängnisvoll für die politische Entwicklung der österreich-ungarischen Monarchie, da gerade in jenen Tagen die Lösung der čechischen Frage und damit der Anfang der Föderalisierung der Monarchie auf der Tagesordnung stand. Wie wir aus Berichten (Memoiren) über die Aufnahme der Nachricht von dem Aufstand bei führenden madjarischen Politikern wissen, war der Aufstand den Deutschen und Madjaren, den Gegnern des

Digitized by Google

Föderalismus, ein deus ex machina, um diese politischen Pläne zu vernichten. Graf Andrassy begann sofort nach dem Aufstand den Kaiser in dem Sinne zu bearbeiten, um ihm zu zeigen, daß die Slaven ein unverläßliches und aufrührerisches Element seien. So war dieser Aufstand der Anlaß, daß sich der Dualismus fünf Jahrzehnte länger hielt, bis zur Zertrümmerung des Staates.

J. Matl.

Neueste serbische Literatur

Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 239—256.

Der Dichter Milutin Bojić, der erst 1914 durch ein Bändchen Lyrik (Pesme. Beograd. Cvijanović.) bekannt geworden war und als 27 jähriger in der Nachkriegszeit starb, wird von Rikard Nikolić als eine aus der Schar der zeitgenössischen serbischen Dichter charakteristisch hervorstechende Persönlichkeit geschildert. Zahlreiche Textproben in italienischer Übersetzung aus den Pesme und auch aus der zweiten Schaffensperiode Bojićs geben ein Bild von der Eigenart dieses Dichters. Es sind Bruchstücke aus epischen Gesängen, die Bojić als Teilnehmer an dem Zuge der serbischen Armee nach der Adria im Weltkriege gedichtet hat. Leider fehlen hier alle bibliographischen Angaben, auch der Originaltitel dieser Dichtungen ist nicht genannt.

Emmy Haertel.

RUSSLAND

Ivan der Schreckliche

Wacław Lednicki: Iwan Groźny — apologeta absolutyzmu. Przegląd Współczesny, Bd. 19 (1926), 84 ff., 215 ff.

Niemand versteht es besser als Lednicki in die Tiefen und Untiefen der russischen Seele einzudringen. Dabei liegt ihm jede Gehässigkeit ebenso ferne, wie Koketterie mit den Gespenstern des Absolutismus und des Boľševismus. In den brillanten Studien über das Weltbild Ivans des Schrecklichen sprechen die zitierten Quellen eine deutliche Sprache. Finden wir nicht in den Gründen, die der furchtbare Tyrann seiner Allherrschaft weiß, die Elemente jeder russischen Regierungsphilosophie aus früher Urzeit und aktueller Gegenwart? Gott (oder irgend ein mystisches und sehr fühlbares Fatum) hat gewollt, daß alle Russen ihrer sichtbaren und mit der Strafgewalt ausgerüsteten Obrigkeit gehorsam seien. Wer aufmuckt, ist ein Verräter (am Caren und Vaterland; jetzt am Proletariat). Der Staat erstreckt seine Herrschaft auf alle Gebiete des menschlichen Daseins, bis über das Gewissen und das Herz. Phantastische Geschichtskonstruktionen sind stets parat, diese Gewalt so ethisch wie historisch zu erhärten.

Otto Forst-Battaglia.

Die slavische Übersetzung Hamartolas

Nikolaj Durnovo: „K voprosu o nacional'nosti slavjanskogo perevodčika chroniki Georgija Amartola". („Zur Frage der Nationalität des slavischen Translators der Chronik Georg Hamartolos".) „Slavia", Jg. IV, H. 3 (1926), S. 446—460.

V. M. Istrin nimmt an, daß die Übersetzung der Chronik Hamartolos ins Slavische aus dem Griechischen im XI. Jahrhundert in Rußland erfolgte. Als Beweis hiefür dient Istrin die Wortanwendung, weil in dieser Übersetzung viel reinrussische Ausdrücke gebraucht werden, die auch in anderen russischen Memoiren Anwendung finden, jedoch in keinen südslavischen Memoiren enthalten sind. Er aber wendet diese Worte an. Durnovo dibt diese Ansicht Istrins zum Großteil zu, jedoch mit der Modifizierung, daß er annimmt,

Digitized by Google

daß der russische Übersetzer Hamartolos mit erfahrenen südslavischen Translatoren zusammengearbeitet hat. Damit erklärt Durnovo auch das Vorkommen zahlreicher südslavischer Ausdrücke. Über diese Übersetzung Hamartolos hat Istrin zwei Bände seines Werkes über die Chronik Hamartolos in den Jahren 1920 und 1923 in der Ausgabe der Russischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. E. Perfeckij.

Moskau und England im 17. Jahrhundert. Revue historique, Bd. 153 (1926), (H. 1), S. 1—39.

Frau Inna L(j)ubimenko vermehrt die lange Reihe ihrer Arbeiten über die Beziehungen zwischen Rußland und England im 16. und 17. Jahrhundert durch einen Aufsatz: „Les relations diplomatiques de l'Angleterre avec la Russie au XVIIe siècle". Die Engländer konnten ihre privilegierte Stellung im Moskauer Staat während der Smuta nur mit Mühe behaupten. Auf das freundschaftliche Verhältnis der Romanovs und Stuarts folgte von 1642 an eine Periode der Mißhelligkeiten; den Engländern wurden am Ausgang der 40er Jahre ihre Privilegien entzogen. Die Beziehungen zwischen beiden Staaten besserten sich erst nach der Restauration der Stuarts, doch gelang es den Engländern nicht, ihre frühere bevorzugte Stellung wieder zu gewinnen.

F. Epstein.

A. P. Sumarokov

Rulin, P.: Elementy zlobodnevnosti b komedijach A. P. Sumarokova. (Die Grundzüge des Alltagslebens in den Komödien A. P. Sumarokovs.) „Slavia", Jg. IV, 1925/26, S. 720—738.

Dieser russische Schriftsteller aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts wurde bis zur letzten Zeit als ein Schriftsteller betrachtet, der in seinen Werken fern vom wirklichen Leben stand und nur sklavisch das französische pseudoklassische Schauspiel nachahmte. Der Autor dieser Abhandlung sowie auch andere zeitgenössische Gelehrte (wie Brodski) sehen in Sumarokov etwas anderes, daß nämlich seinen Dramen ein tiefer Lebensinhalt innewohnte, die ein festes Band mit dem menschlichen Leben vereinte. So erblickt z. B. Rulin in der Komödie „Die vorgetäuschte Mitgift" eine Anspielung auf den Befehl der Zarin Elisabeth (1754) gegen die hohen Wucherprozente an Privatpersonen. In der Komödie „Tutor" ist wieder eine Anspielung auf den Befehl („Nakaz") der Zarevna Katharina II. enthalten, dem Staate neue Gesetze zu geben. In den Schriften dieses halbvergessenen Schriftstellers findet der Autor dieses viele lebhafte und heitere Seiten. E. Perfeckij.

Universität Dorpat. Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 38, Nr. 2 (Leipzig 1926), 126 S.

W. Stieda veröffentlicht unter dem Titel „Alt-Dorpat. Briefe aus den ersten Jahrzehnten der Hochschule" etwa 100 Briefe aus Dorpater Universitätskreisen aus den Jahren 1814—1833. 38 Briefe stammen von dem Kurator der Dorpater Universität Fürsten Karl Lieven und sind an seinen ständigen Berater für Berufungen aus Deutschland, den früheren Professor in Jena Superintendenten Koethe in Allstedt gerichtet. Die übrigen, in der Mehrzahl an die Akademiesekretäre Fuß (Vater und Sohn) gerichteten Stücke stammen von Alexanders I. bekanntem Freunde, dem Physiker Parrot, ferner von dem Historiker Ewers, dem Botaniker Ledebour, dem Mathematiker Bartels und dem Astronomen Paucker. F. Epstein

1825, Dekabristenaufstand. Le Monde Slave, Jan. 1926, S. 89—124.

Als Ergänzung zu den im Dezemberheft 1925 der Zeitschrift S. 446—472 mitgeteilten französischen Gesandtschaftsberichten werden die Berichte des österreichischen Gesandten in Petersburg Grafen Lebzeltern über den Dekabristenaufstand mit den Marginalien Metternichs veröffentlicht. Mit einer

Digitized by Google

einzigen Ausnahme fehlen diese Berichte in der Publikation des Großfürsten Nikolaj Michajlovič: „Donesenija poslannika pri russkom dvorě Lebzelterna za 1816—1826 gody (Les rapports diplomatiques de Lebzeltern, ministre d'Autriche à la cour de Russie, 1816—1826), St. Pet. 1913. F. Epstein.

1825, Dekabristenaufstand. Le monde Slave, Jan. 1926, S. 124—134.

Die fast unübersehbare Literatur über die Dekabristen gliedert S. J. Straich in einer Übersicht „La littérature russe sur le décabrisme" chronologisch in folgende Gruppen: 1. Offizielle Darstellungen der russischen Regierung 1826; 2. Bücher und Artikel ausländischer Schriftsteller; 3. Veröffentlichungen im Ausland lebender Russen in den 30er bis 60er Jahren; 4. Die literarische Hinterlassenschaft der Dekabristen selbst; 5. Wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes in russischen Arbeiten von 1905—1912 und nach 1917. Str. führt außer der heute noch wertvollen älteren Dekabristenliteratur die wichtigeren Neuerscheinungen seit der Umwälzung in Rußland (darunter viele Veröffentlichungen aus dem Jubiläumsjahr 1925) auf. F. Epstein.

Puškins Beziehungen zu Mickiewicz. L' Europa Orientale. 1926, Anno 6, Nr. 1—2. 14—36, 82—98.

E. Lo Gatto gibt in der Abhandlung Storia di un' amicizia letteraria ein Bild von der beiden großen Dichter Freundschaft und Entfremdung. Gestützt auf reiches kritisches Material, das der Verfasser durch weitverstreute Studien aus jüngster Zeit ergänzen konnte — er zieht Aufsätze aus italienischen, französischen, polnischen und russischen Zeitschriften heran — geht er den feinsten Verästelungen nach, die aus der Berührung des polnischen Dichters, während der Zeit seiner Verbannung nach Rußland, mit Puškin und dem Moskauer Dichterkreis erwachsen sind. Auch selten anzutreffende ältere Texte runden das ganze Zeitbild in der Studie Lo Gattos ab, so ein Auszug aus Mickiewicz' Nekrolog für Puškin, der am 25. Mai 1837 in der Pariser Zeitschrift Le Globe erschienen war und später in die von Władysław Mickiewicz herausgegebenen Mélanges posthumes Ad. Mickiewicza (Paris 1872) aufgenommen wurde, und in italienischer Übersetzung die Verse Ivan Kireevskijs, mit denen zugleich von dem Moskauer Dichter- und Freundeskreis dem scheidenden Mickiewicz ein Becher überreicht worden war. Lo Gatto sieht bei der allgemeinen Kälte, die zwischen der Geisteswelt Rußlands und Russisch-Polens bestand, in dem romantischen Geist der 20er und 30er Jahre das Bindeglied, das sie vorübergehend zusammenführte. Im Hause der Fürstin Zinaida Volkonskaja, wo das geistige und künstlerische Moskau sich zu versammeln pflegte, sind auch Puškin und Mickiewicz miteinander bekannt geworden. Aufzeichnungen von Puškin und Mickiewicz bezeugen den tiefen Eindruck, den beide voneinander gewannen. Von russischer Seite sind noch keine tiefer schürfenden Untersuchungen angestellt worden, um noch Fragliches in den beiderseitigen Beziehungen aufzuhellen, polnischerseits hat Joz. Tretiak in Mickiewicz i Puszkin. Studie i skice (Warsz. 1906) die Empfindungen Puškins dahin gedeutet, daß er sich der Überlegenheit des polnischen Dichters bewußt gewesen sei und daß dessen von den lautersten Idealen erfüllte Natur ihm die Untreue an den Idealen der eigenen Jugend schmerzlich fühlbar werden ließ. Puškin war nach zeitgenössischen Berichten im Winter 1827/28 besonders verstimmt, Dichtungen aus jener Zeit wie Předčuvstvie und Vospominanie spiegeln unbefriedigte Unruhe wieder. Lo Gatto kann dem nicht restlos beistimmen. Es erscheint ihm nicht bewiesen, daß Puškin überhaupt das Gefühl der Unterlegenheit Mickiewicz gegenüber gehabt, und er meint, daß Ungeklärtheit seiner Lebensverhältnisse, die immer noch nicht ganz gelockerte polizeiliche Beaufsichtigung, der Wunsch, sich dem Zaren zu nähern, und die Scheu vor der Meinung der Freunde, genügend Anlaß gegeben haben mögen, seine Stimmung zu verdüstern. Auch haben die Beziehungen zwischen ihm und Mickiewicz in Petersburg weiter bestanden, ohne daß Puškins Stimmung darunter gelitten hätte. Auch der Ansicht Tretiaks, daß der Wallenrod den Anlaß gegeben zu Puškins Poltava, wobei die Parallele zu Mazeppa und auch der Mazeppa Byrons verlockend

Digitized by Google

gewesen sein mögen, kann Lo Gatto sich nicht anschließen. Er führt Äußerungen der Fürstin Polevoj, von Jusefovič und Pletnev an, welche die Wahl des Stoffes als unbeeinflußt vom Wallenrod erweisen. Die Frage, ob Mickiewicz mit seinem Do przyjaciół Moskali im 3. Teil der Dziady mit dem zum Sklaven des Zaren gewordenen ehemaligen Freund Puškin gemeint, zu deren Lösung Lo Gatto reiches Material herangezogen, bleibt unentschieden. Eine demnächst erscheinende Veröffentlichung von R. Blüth über den Aufenthalt Mickiewicz' in Rußland soll dazu eingehender Stellung nehmen. Lo Gatto vergleicht die Ansichten Tretiaks und Brjussovs (Kommentator des Mědnyj Vsadnik in der von Vengerov redig. Gesamtausgabe der Werke Puškins) über den Zusammenhang zwischen dem Mědnyj Vsadnik und Mickiewicz' satyrischen Gedichten Oleszkiewicz und Pomnik Piotra Wielkiego in den Dziady und über Puškins eigenes politisches Glaubensbekenntnis. War es nur Feigheit, die ihn auf jeden Kampf mit der Autokratie verzichten ließ oder war es höhere Einsicht, der Verzicht auf Rebellion im Glauben an den allmählichen Sieg des Guten? Lo Gatto selbst formuliert seine eigene Anschauung wie folgt: „Seine Resignation ist nicht die des Feiglings, welcher nicht kämpfen will, noch die eines Menschen, welcher sich der eigenen Kraft im Besitze innerer Freiheit bewußt ist, sondern es ist die Resignation desjenigen, welcher nachgeben muß, weil es zu seinem Wohl im Staatswohl zugleich ist." Lo Gatto behandelt schließlich noch die Frage, ob die Verse an Mickiewicz vom Jahre 1834, welche erst nach Puškins Tode von Žukovskij nach einem mit vielfachen Korrekturen versehenen Manuskript veröffentlicht worden waren, durch die schließlich beibehaltene Form eine von Puškin nicht gewollte Schärfe des Ausdrucks erhalten haben.

Emmy Haertel.

Puškin und die italienische Sprache. Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 256—265.

Vera Certo wirft die Frage auf, ob Puškin eine gründliche Kenntnis der italienischen Sprache besessen habe. Sie nennt an russischen Arbeiten dazu einen Beitrag von Teodor Korš in Nr. 7 der von der Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift Puškin i ego sovremenniki v. J. 1909 und ebenda in Nr. 11 einen Aufsatz von Verchovskij. Korš hatte auf Grund der von ihm angeführten italienischen Zitate und Redewendungen in den Werken Puškins die Meinung geäußert, daß er Italienisch nur vom Hörensagen gekannt haben mag, daß er wohl imstande war, Gehörtes oder Gelesenes wiederzugeben und zu verstehen, aber nicht bis zur Fähigkeit eigenen Ausdrucks im Italienischen vorgeschritten war. Verf. nimmt gegen diese Ansicht Stellung, sie erörtert die einzelnen Zitatstellen daraufhin, fügt auch ein Verzeichnis der in Puškins Bibliothek vorgefundenen italienischen Werke bei und schließt mit der Vermutung, daß allein das häufige Anhören italienischer Opern in Puškin den Wunsch geweckt haben muß, das Libretto einer solchen Oper zu verstehen.

Emmy Haertel.

Lermontov. Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft. I (1926) S. 110—133.

Erdmann Hanisch sucht „Das Bräutigam=Motiv in Lermontovs ‚Dämon' und Verwandtes" durch den Einfluß von Byrons „Lara" zu erklären, insbesondere als Nachhall der Ezzelin=Episode. Die Entwicklung wird durch alle Fassungen, einschließlich den „Azrail", verfolgt. Die Nachwirkung „Laras" bezw. des „Korsaren" sieht der Verf. im „Izmail=Bej", im Gedicht „Dve Nevol'nici" (1830), in diesem auch eine kleine Reminiszenz an Goethes „Mignon", und im „Geroj našego vremeni". Bei der Erwähnung Tamaras wird zum Schluß noch auf das gleichnamige Gedicht Lermontovs verwiesen und hier die Beziehung zu Heines „Loreley" behauptet. Erdmann Hanisch.

Digitized by Google

Aničkov, E. V., „Zametki po rkk. i tvorčestvu Lermontova". (Bemerkungen über die Handschriften und die Werke Lermontovs.) „Slavia", Jg. IV (1925/26), S. 82—98, 279—293, 538—566, 739—758.

Der Autor gibt zunächst einen zusammenfassenden Überblick über die jüngsten Gedichte Lermontovs, die er mit den Handschreiben des Dichters vergleicht, wobei er bemüht ist, diese jungen Schöpfungen des Dichters mit den Erlebnissen des jungen Dichters in Einklang zu bringen. Der Autor verweist auf die empfindsame Seele des Dichters, welchen lähmenden Einfluß auf ihn der Konflikt zwischen seiner Großmutter Arsěněva und seinem Vater ausübte und wie tief die Seele des Dichters durch den Tod des geliebten Vaters verwundet wurde. Diese Familienzwistigkeiten haben seiner jungen Poesie einen traurigen Stempel aufgedrückt. Andererseits zeigt der Autor, daß der Aufenthalt Lermontovs im Kaukasus seiner zarten Seele zum Aufschwung verholfen hat, seiner Poesie einen Kämpferton verlieh. Das Erwachen seiner jungen Liebe zum Weib kommt in seinen jüngsten Dramen „Der Sonderling" und „Menschen und Leidenschaften" zum Ausdruck. Doch erblickt man darin bloß das Verhältnis des jungen Dichters zum Weib, aber auch teilweise zu seinem Vater. Die jüngsten Schriften des Dichters enthalten eine Menge autobiographische Themen. E. Perfeckij.

Ernst Eduard Kunick. „Schlesische Lebensbilder", herausgeg. v. d. histor. Kommission f. Schlesien, II (1926), S. 271—278.

Paul Diels entwirft einen kurzen Lebensabriß des als Sohn eines Freigutsbesitzers am 14. Oktober 1814 zu Gränowitz im Liegnitzer Kreise bekannten Ernst Eduard Kunick, dessen „Vorliebe für historisches Wissen" bereits das Reifezeugnis des Liegnitzer Gymnasiums 1835 hervorhebt. Einer sonst nicht gestützten Familientradition zufolge soll der Berliner Student aus Preußen im Zusammenhang mit dem Vorgehen gegen die Burschenschaften geflohen sein. 1839 ist er in Moskau, wo er das Interesse des Historikers Pogodin erregt, auf dessen Rat er nach einem kurzen Aufenthalte in Deutschland, nach Petersburg geht. Hier findet er, seit 1844, seine Lebensstellung in der Kais. Akad. d. W. Im Alter von 85 Jahren ist „Arist Aristovič" Kunick am 18. Januar (a. St.) 1899 zu St. Petersburg gestorben. Der Artikel würdigt weiterhin die profunde Gelehrsamkeit, Produktionskraft und Arbeitsweise Kunicks.

Erdmann Hanisch.

M. A. Bakunin v sorokovye gody. [Bakunin in den vierziger Jahren.] Krasnyj Archiv, Bd. 14 (1926), S. 50—83.

Ju. Steklov gibt hier eine Reihe bisher kaum oder gar nicht bekannter Briefe und Aufsätze Bakunins heraus als Beiträge für die wichtige Zeit, in der sich die Weltanschauung Bakunins formte und in die seine ersten politischen Handlungen fielen. Die beiden Bücher von A. Kornilov „Molodye gody Michaila Bakunina" (1915) und „Gody stranstvij Michaila Bakunina" (1925) sind nur eine mangelhaft kommentierte Ausbeute des dürftigen Familienarchivs der Bakunins und können nicht als ein Versuch einer Biographie gewertet werden. M. Nettlau's Werk „The life of M. Bakounin" (1896—1900) ist immer noch die vollständigste Materialsammlung, ist aber nur in 50 Exemplaren verbreitet, und seine „Nachträge" sind bisher nur dem Autor der vorliegenden Arbeit bekannt geworden. Durch längere Ausführungen in den Zusammenhang mit dem bisher Bekannten gestellt, bringt Steklov ein Schreiben Bakunins an Arnold Ruge aus der Zeit größter pekuniärer Not, datiert Zürich, den 19. März 1843, dessen Original einem Japaner gehört, der es in einem Bücherladen in Berlin erworben hat. Ferner einen unvollendeten Artikel über den Kommunismus aus J. Froebels „Schweizerischem Republikaner" (Nr. 44, 45, 47 v. 2., 6., 13. Juni 1843), auf den bereits Nettlau hingewiesen hat, und der den Kommunismus ideologisch gegen die Ausfälle des „Schweizerischen Beobachters", die Weitling galten, verteidigt. Es folgen dann aus den „Nachträgen" Nettlaus drei Briefe an die Professorin Vogt in Bern, in deren letztem Bakunin die Mutter „seines

Digitized by Google

Freundes Herzen" empfiehlt. Aus derselben Quelle stammt ein Brief an August Becker aus Brüssel Juni 1844, der unter dem Eindruck der Auslieferung Weitlings steht und zugleich, wie auch einer der Briefe an die Professorin Vogt, von Bakunins Glauben an die Nähe der Revolution Zeugnis ablegt. Aus diesem Briefe, wie aus dem folgenden Schreiben an Solger aus Paris vom 14. Oktober 1844 geht hervor, daß der niemals ausgeführte Plan Bakunins aus dieser Zeit, eine größere Arbeit zu schreiben, die Philosophie Feuerbachs zum Gegenstande hatte. Im Brief an Solger findet sich der für eine kurze Phase in Bakunins Leben bedeutsame Satz: „Ich beschäftige mich viel mit politischer Ökonomie und bin von ganzem Herzen Kommunist". Die vier letzten Stücke stehen im Zusammenhang mit Bakunins Auftreten zugunsten der Polen und der ihm lange nachgehenden Verleumdung, er wäre ein russischer Agent. Das erste Stück ist ein Paris, den 6. Februar 1846 datierter Artikel aus dem „Constitutionel" über die Verfolgung des Katholizismus in Litauen und Weißrußland, das zweite der offene Brief an den französischen Innenminister Duchatel aus der Zeitung „La Reforme" vom 10. Februar 1848, der Bakunin auf Wunsch des russischen Botschafters Kiselev nach dessen Rede auf dem Polenbankett vom 27. November 1847 aus Frankreich ausgewiesen hatte, das dritte und vierte sind ein Brief an die Breslauer „Allgemeine Oderzeitung", datiert Breslau, den 9. Juli 1848, und ein Brief an George Sand, der im Anhang zum Brief an die „Allgemeine Oderzeitung" veröffentlicht wurde. Im Brief an Duchatel und den beiden Breslauer Briefen handelt es sich um die Abwehr der Verleumdung Bakunins als eines russischen Agenten, die Kiselev verbreitet hatte, deren Urquell aber, wie Steklov in seinem Buche „M. A. Bakunin", von dem der 1. Band 1920 erschienen ist, nachweist, bei den polnischen demokratischen Emigranten zu suchen ist.

Alle Dokumente sind in russischer Übersetzung gegeben. Harald Cosack.

Theodor Tiučev, 1803—1873.

Karol Zawodziński: Teodor Tiuczew. Przegląd Współczesny, Bd. 19 (1926), 272 ff.

Kurze, vorwiegend die künstlerischen Gesichtspunkte berücksichtigende Studie über den Dichter pantheistisch-heidnischen Naturgefühls, den russischen Hellenen, von dem doch wieder Wege zum Symbolismus, zu den Slavjanophilen und bis zu Błok, Bełyj führen.

Otto Forst-Battaglia.

1854—1856, Krimkrieg. The American Historical Review, Bd. 31 (1925 bis 1926), (Nr. 3, Apr. 1926), S. 462—476.

Im Krimkrieg beobachteten die Vereinigten Staaten Rußland gegenüber eine sehr wohlwollende Neutralität. Frank A. Golder, der Herausgeber eines „Guide to materials for American history in Russian Archives" (Washingtor, Carnegie Institution, 1917), verfolgt in seinem Aufsatz: „Russian-American relations during the Crimean war" den Gang der diplomatischen Unterhandlungen zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten, u. a. über den Schutz der neutralen Flagge auf dem Meere, die Stellung Alaskas, die Fernhaltung Spaniens von der Koalition der Westmächte, die Frage einer amerikanischen Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten. F. Epstein.

N. G. Černyševskij v donesenijach agentov III otdelenija (1861—1862 g. g.) [Černyševskij in den Berichten der Spitzel der 3. Abteilung 1861—1862]. Krasnyj Archiv Bd. 14, S. 84—127.

Im sogenannten „Zweiten Geheimarchiv" der ehemaligen III. Abteilung der Höchsteigenen Kanzlei des Caren befinden sich 113 Spitzelberichte über Černyševskij vom 24. Oktober 1861 bis zum 7. Juli 1862, an dem der Chef dieses Instituts, Vasilij Andreevič Dolgorukov (1856—1866), den Verfolgten verhaften ließ. Von diesen 113 Spitzelberichten veröffentlicht A. Šilov die 62 von ihnen, die Černyševskij und seinen Freundeskreis unmittelbar betreffen.

Digitized by Google

Die Berichte sind seinerzeit verarbeitet worden im Polizeibericht („Zapiska iz častnych svedenij o tituljarnom sovetnike Černyševskom"), den M. Lemke, Političeskie processy v Rossii 1860 gg., Moskva: GIZ. 1923, S. 198—199 publiziert hat. Die Veröffentlichung Šilovs gibt die Möglichkeit der Kontrolle der Methoden des relativ bescheidenen Spitzelwesens von damals und der behördlichen Verwertung des eingegangenen Materials. Es ist erstaunlich, daß Dolgorukov's Handlanger Černyševskij's Verbindung mit der damals im Werden begriffenen „Zemlja i Volja" nicht bemerkt haben. Im großen und ganzen enthalten die Berichte nichts wesentlich Neues, aber manches interessante Detail. Harald Cosack.

Zapreščennaja cenzuroj stat'ja N. V. Šelgunova. [Ein von der Zensur verbotener Aufsatz Šelgunovs.] Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 128—147.

Im Jahre 1864 wurde Šelgunov ins Gouvernement Vologda verschickt, nachdem er seit 1862 im Gefängnis gesessen hatte. Im Aufsatz „Process Šelgunova" hat V. N. P. (Malinin) im „Golos Minuvšego" 1915 einen der Zensur verfallenen Artikel in der offiziellen Wiedergabe der Akten angeführt, der das wichtigste Argument für das „höchst schädliche Denken" und die Strafverschickung Šelgunov's gebildet hat, und M. K. Lemke hat denselben Artikel ohne Titelnennung in der vollständigen Ausgabe von Herzens Werken Bd. 15, S. 120—121 in der falschen Annahme, er sei für die Zeitschrift „Russkoe slovo" bestimmt gewesen, zitiert. M. Martynov veröffentlicht jetzt den inkriminierten Artikel, der für den „Sovremennik" bestimmt war und dessen Titel „Russkoe slovo" oder „Žurnal'nye spory" lauten sollte. Der Artikel ist in der Hauptsache eine Auseinandersetzung mit dem Aufsatz A. P. Ščapov's „Zemstvo i raskol" (Otečestvennyja Zapiski. 1862; Werke Bd. I, Petersburg: Pirožkov 1906), in der Šelgunov die Idealisierung der Zemstvoinstitutionen der moskauischen Periode russischer Geschichte ablehnt und in Peter d. Gr. die neue Wendung russischen Werdens sieht. Dieser importierte die Deutschen, und seitdem strebe das verwundete Nationalgefühl der Russen, an Stelle des „deutschen Wortes" das „russische Wort" zu verkünden, und „dieses Wort wird das ganze russische Volk aussprechen, aber nicht drei bis vier Gelehrte, die es in alten Papieren und im Staube der Archive zu finden vermeinen". In bewußter Ablehnung der Unterscheidung von „wir" und „Volk", in bewußtem Einssein aller Volksgenossen, im Vorwärtsschreiten und nicht im Rückwärtsschauen sei der Weg zu suchen und zu finden. Was an Geschichte hinter dem russischen Volke liegt, sind mehr als traurige Unzulänglichkeiten, wie Šelgunov in schonungsloser Polemik auseinandersetzt. Harald Cosack.

Neudavšajasja provokacija. Novoe o S. G. Nečaeve. [Eine mißlungene Provokation. Neues von Nečaev]. Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 148—158.

Im Beginn des Jahres 1869 fanden Studentenunruhen statt, die nach M. Pokrovskij: Očerki russkogo revoljucionnogo dviženija 19—20 v. v., Moskva: Krasnaja Nov 1924 S. 64, als der Auftakt zu einer geplanten Revolution seitens Bakunins und der Nečaevschen Kreise gedacht waren. Schon im Gefolge der Studentenunruhen flüchtete Nečaev ins Ausland, bevor die dritte Abteilung der Höchsteigenen Kanzlei die Bedeutung Nečaevs erkannt hatte, denn vom 12. Februar 1869 ist eine Notiz in den Akten der dritten Abteilung erhalten: „Seine (Nečaevs) Person verdient kaum Beachtung". Als dann Nečaev vom Auslande her Rußland mit Briefen und Aufrufen überschwemmte, änderte sich das Bild in wenigen Monaten. Nečaev's habhaft zu werden ward das Ziel. Im Zusammenhang mit den Sendungen Nečaev's aus dem Auslande fanden Verhaftungen statt, darunter die des Lehrers Kapacinskij aus Ivanovo-Voznesensk im Gouvernement Vladimir. Um die Aussagen Kapacinskij's und die Verhandlungen der dritten Abteilung in Person des mit der Führung der Angelegenheit beauftragten Filippeus handelt es sich hier in der Veröffentlichung des einschlägigen Aktenmaterials der dritten Abteilung durch B. Koźmin.

Digitized by Google

Filippeus (siehe über ihn R. M. Kantor: V pogone za Nečaevym, 2. Aufl., Leningrad, Moskau: GIZ. 1925) glaubte Kapacinskij zum Spitzel gewonnen zu haben und wollte ihn ins Ausland schicken, um Nečaev zur Rückkehr nach Rußland zu verlocken. Der Plan wurde vom Chef der Gendarmerie, Graf Petr Andreevič Šuvalov (1866—1874), dem späteren Botschafter in London und Vertreter Rußlands auf dem Berliner Kongreß, und vom Caren Alexander II. gebilligt, allein er mißlang, weil Kapacinskij seine Zusage zurückzog und bei seiner Weigerung, als Spitzel zu dienen, verharrte. Harald Cosack.

Avtobiografičeskoe zajavlenie A. A. Kvjatkovskogo. [Autobiographische Aufzeichnung Kvjatkovskijs.] Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 159—175.

Der Prozeß der 16 aus Anlaß des mißglückten Attentats im Winterpalais vom 5. Februar 1880 war bisher nur aus dem offiziellen Prozeßbericht: „Process 16 terroristov", neue Auflage 1906, bekannt. Aus ihm war ersichtlich, daß die Anklage in der Hauptsache auf den Aussagen Grigorij Goldenberg's, Stepan Širjaev's und Aleksandr Kvjatkovskij's aufgebaut war. Die erste der Aussagen ist bisher nur im Auszug bekannt (siehe den offiziellen „Svod ukazanij, dannych nekotorymi iz arestovannych po delam o gosudarstvennych prestuplenijach" 1880), die zweite hat R. M. Kantor publiziert (siehe Krasnyj Archiv Bd. 7, S. 70—107), die dritte veröffentlicht hier S. Valk aus den Akten der dritten Abteilung der Höchsteigenen Kanzlei des Caren, die sich heute in der Politischen Sektion des Leningrader Historischen Zentralarchivs befinden. Kvjatkovskij gibt nicht nur einen Bericht über seine persönliche revolutionäre Tätigkeit von 1874—1880, sondern auch über die Partei, und darin liegt seine Bedeutung. Die „Narodnaja Volja" hat seinerzeit die Aussagen Kvjatkovskij's als nicht mehr zutreffend beanstandet, womit sie zugleich die Richtigkeit des Dokuments für die Zeit vor Kvjatkovskij's Verhaftung zugegeben hat.

Harald Cosack.

Pis̕mo A. I. Barannikova [Ein Brief A. Barannikov's]. Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 176—181.

Barannikov hat der „Narodnaja Volja" angehört und an der Ermordung des Chefs der Gendarmerie, Nikolaj Mezencov's, im August 1878 und an verschiedenen Vorbereitungen zur Ermordung des Caren Alexander II. teilgenommen. Durch einen Zufall wurde er am 25. Januar 1881 verhaftet und erwartete mit Bestimmtheit Todesurteil und Hinrichtung. Das Todesurteil erfolgte zwar, wurde aber für ihn und seine Genossen in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt, er selbst starb bereits am 6./18. August 1883 24 Jahre alt in der Peterpaulsfestung an Schwindsucht. Am 7./19. April 1881 schrieb Barannikov in der bestimmten Erwartung des Todes an seinen Bruder, der als Offizier der bulgarischen Armee angehörte, den hier von Ê. Korol'čuk publizierten Brief aus den Akten der dritten Abteilung im Leningrader Historischen Zentralarchiv, der den Adressaten nie erreicht hat. Der Brief ist ein psychologisch bedeutsames Dokument für die Mentalität und Standhaftigkeit der Revolutionäre von damals. Harald Cosack.

G. Gesemann: Leo Tolstoj und Berthold Auerbach, Archiv für slavische Philologie, 40. Bd., 3. u. 4. Heft.

Der Verfasser unternimmt es, auf Grundlage biographischer Berichte und literarischer Parallelen den überall zugestandenen, aber nirgends genau formulierten Einfluß darzutun, den Auerbach auf den Dichter Tolstoj ausgeübt hat. Den praktisch und literarisch tätigen Pädagogen Tolstoj will er unberücksichtigt lassen. Leider gewinnt man so kein vollständiges Bild, aber man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich absichtlich diese Beschränkung auferlegte; es bliebe bei der Vielgestaltigkeit der Arbeit Tolstojs einerseits und der auf ihn einwirkenden Einflüsse andrerseits doch vielfach, auch in wesentlichen Punkten, nur bei Vermutungen. Nach Gesemann ist anzunehmen, daß trotz der eigenen Versicherung Tolstojs dessen volkserzieherische Bestrebungen

Digitized by Google

nicht in Auerbach sondern in Rousseau wurzeln. Nachweisbar ist die Bekanntschaft des Russen mit Auerbachs Schriften erst vom Jahre 1860 ab, wo Tolstoj die „Dorfgeschichten" und den Roman „Ein neues Leben" las. Eine Erzählung aus den „Dorfgeschichten" (die „Sträflinge") hat, wie Gesemann meint, den russischen Dichter auf seiner Reise (1860) auch zum Besuch des Moabiter Einzelhaftgefängnisses veranlaßt. Ausführlich geht der Verfasser ein auf die stellenweise recht dunklen Tagebuchaufzeichnungen Tolstojs über seinen Abschiedsbesuch bei Auerbach. Er läßt keinen Zweifel, daß bei der dort aufgeführten Notiz „vom Klausner" wir nicht an ein Werk Auerbachs, sondern an dessen Freund Kausler zu denken haben, den Auerbach im Gespräch mit dem Russen, auch als Vorbild einer seiner Erzählungen, jedenfalls rühmend hervorhob. Mit der Erzählung „vom Geschworenen" meint Tolstoj den „Diethelm von Buchenberg". „Der falsche Sechser" im „Schatzkästlein" Auerbachs war die Vorlage für den „gefälschten Coupon". Für die Notiz „Abend" im Tagebuch versucht der Verfasser keine Erklärung. Unter „Versöhnung" meint Tolstoj wohl „die feindlichen Brüder" in den „Dorfgeschichten". Der Gedanke der „Musik als pflichtloser Genuß" findet sich in den „deutschen Abenden" Auerbachs („Rudolf und Elisabetha"). Bei der Notiz „vom ersten Eindruck der Natur" ist nicht an ein bestimmtes Werk Auerbachs zu denken: die beiden unterhielten sich wohl über ein ihnen gleichmäßig bedeutsames Motiv: Wichtigkeit der ersten Kindheitseindrücke. — Auf den letzten Seiten der Abhandlung spricht Gesemann noch vom Einfluß der Sozialethik Auerbachs auf Tolstoj.

F. Schmidbauer.

V. M. Vaznecov (1848—1926). „Osteuropa", 2. Jg. (1926/27), (H. 2—3), S. 106—110.

In kurzer Skizze zeichnet O. Wulff den Lebensgang des Malers Viktor Michajlovic Vaznecov, der in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine beachtliche Stellung im russischen Kunstleben einnahm, — zwar in Westeuropa unbeachtet, — aber in seinen wesentlichen Werken so stark eingewurzelt in einer heimatlichen Romantik nationaler und religiöser Werte, daß er als Vertreter des Russentums gekannt zu sein verdient. In Märchenbildern und Sagengestalten (berühmt die „Recken" in der Tretjakovgalerie) gelangt er zur eigenen Ausdrucksform; Monumentalgestaltungen wie die Ausmalung der Vladimir-Kathedrale in Kiev (1883) bilden seine größten Leistungen. Stilisierung und Symbolismus seiner Arbeiten wirkten weiter. Er hat u. a. auch dem russischen Theater bei der Neugestaltung des Bühnenbildes maßgebend geholfen.

M. Axenfeld.

Russische Rückversicherung. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 8), S. 403—417.

Prof. Bredt vergleicht den russischen Rückversicherungsvertrag Bismarcks mit dem „Berliner Vertrag" vom 24. April 1926 zwischen Deutschland und Rußland.

F. Epstein.

1897, Russische Vorbereitungen für eine militärische Besetzung des Bosporus. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 3), S. 175—181.

Übersetzung der Telegramme im Aufsatz des „Krasnyj Archiv", H. 1 (Moskau 1922), S. 152—162: Proekt zachvata Bospora v 1897 godu (Das Projekt einer Besetzung des Bosporus), die die russischen Vorbereitungen für eine bewaffnete Intervention in der Türkei enthüllen. — Dazu ist zu vergleichen, was Graf Witte im 6. Kapitel des ersten Bandes seiner „Vospominanija carstvovanija Nikolaja II" (Berlin 1922), S. 88—93 über jenen Plan einer Okkupation des Bosporus mitteilt.

F. Epstein.

Rußland und China. Zeitschrift für Politik, Bd. 16 (1926), (H. 1), S. 75 bis 77.

Friedrich Otte gibt in einem besonderen Abschnitt seiner Arbeit: „Die chinesischen Staatsverträge" einen Überblick über die Verträge zwischen Rußland und China. In den vor 1858 geschlossenen Verträgen waren beide Mächte

Digitized by Google

gleichberechtigte Partner. Die Verträge Rußlands mit China nach 1858 gehören zum System der einseitigen Verträge zwischen China und dem Ausland nach dem Vorbild des englisch=chinesischen Vertrags von Tientsin (1858) und sicherten Rußland für den Landhandel einseitige Meistbegünstigung. Rußland war nach Deutschland die erste europäische Großmacht, die nach dem Weltkrieg mit China ein Abkommen auf der Grundlage der Gleichberechtigung getroffen hat. F. Epstein.

Der Boxeraufstand. Krasnyj Archiv. Bd. 14 (1926) S. 1—49)

A. Popov skizziert die Geschichte der Chinapolitik der Mächte seit dem September 1894, als England die Frage der europäischen Einmischung in den chinesisch=japanischen Krieg aufwarf, sowie das Erstarken der Abwehrbewegung in China, die in den Boxeraufstand ausmündete, und publiziert 49 Akten aus dem Archiv Revoljucii i Vnešnej Politiki (dem Archiv der Revolution und der Äußeren Politik). 44 fallen in die Zeit vom 5./18. April bis 18./31. Oktober 1900, fünf in den Dezember desselben Jahres.

Drei von den Akten (Nr. 18, 24, 49) sind bereits bekannt: Das Telegramm Wilhelms II. vom 24. Juli/6. August, in dem dieser Nikolaus II. Waldersee in Vorschlag bringt (GrPol. Bd. 16, S. 82 A); die Zirkularnote der Russen vom 12./25. August (in GrPol. Bd. 16, S. 101 A ist sie erwähnt unter Hinweis auf die Veröffentlichung im französischen Gelbbuch: Chine 1899—1900 S. 138 ff. und deren falscher Datierung, im vorliegenden Stück sind die übrigen Veröffentlichungen in einer Fußnote vermerkt mit dem Zusatz, daß sie alle in einigem vom Original abweichen); endlich die Kollektivnote der Mächte an China vom 22. Dezember.

Aus den neuen Akten geht hervor, daß sich die Politik des russischen Ministeriums des Äußeren schon unter Muravev (gest. 8./21. Juni 1900) das Ziel setzte, möglichst zurückhaltend in China aufzutreten und schnellstens freundschaftliche Beziehungen zum Reich der Mitte herzustellen. Dieses Programm Muravevs (Nr. 10 vom 4./17. Juni 1900) ist vom Caren gutgeheißen worden, und diese Sanktion benutzte das Außenministerium im Kampfe gegen die aggressive Politik Kuropatkins, deren Reiz der Car nur schwer widerstand (Nr. 14 Lambsdorffs Eingabe an den Caren vom 30. Juni/13. Juli 1900).

Wenn der Car zu Waldersee umgehend seine Zustimmung gab (GrPol. Bd. 16, Nr. 4602), so lag das in der Linie der offiziellen russischen Politik, es den anderen zu überlassen, sich zu exponieren. Auf Kuropatkin resp. unsere Vertretung in Petersburg fällt neues Licht. Während nach unseren Akten (GrPol., Bd. 16, Nr. 4548 vom 4. Juli n. St. S. 35 und S. 35 A) Kuropatkin die Reichsleitung auf den Gedanken eines deutschen Oberbefehls gestoßen haben soll, hat er sich in seiner Eingabe an den Caren vom 29. Juni/12. Juli tatsächlich für einen russischen Oberbefehlshaber eingesetzt und damit die oben zitierte Replik Lambsdorffs (Nr. 14) veranlaßt.

Über die Umstände, die zur Einnahme Pekings am 15. August 1900 führten und Waldersees Oberbefehl zu einer Angelegenheit von einiger Lächerlichkeit machten, ist nichts enthalten. Dagegen ist einiges über Frankreich und Rußland zu finden: das Mißtrauen gegen den Inhalt des Telegramms Wilhelms II. an Loubet vom 9. August, das in GrPol. Bd. 16, S. 82/83 A als unkorrekt bezeichnet wird, bezeugt eine Anfrage der Franzosen in Petersburg (Nr. 20 vom 28. Juli/10. August); die Bemühungen Rußlands, den Widerwillen der Franzosen gegen den deutschen Oberbefehl zu brechen, führen zum Erfolg durch die kategorische Erklärung der Unwandelbarkeit russisch=französischen Freundschaftsverhältnisses (Nr. 21 vom 29. Juli/11. Aug.); die Verhandlungen Frankreichs mit Rußland nach Eingang der vom Kaiser von China an Loubet gerichteten Bitte um Friedensvermittlung vom 19. August und vor Abgang von Loubets Antwort am 21. August (GrPol. Bd. 16, S. 63 A), die Loubet zu engerer Gestaltung der russisch=französischen Beziehungen ausnutzen will, beleuchten Nr. 15, 16, 17.

Zum Jangtseabkommen vom 16. Oktober 1900 nimmt ein Schreiben Osten=Sackens Stellung, das im Abkommen das Ende des seit 1897 gepflegten Zusammengehens mit Deutschland sieht (Nr. 46 vom 8./21. Dezember).

Digitized by Google

Weitere Akten behandeln die Festsetzung der Russen in der Mandschurei. Am 10./23. September entscheidet der Car, daß die russischen Truppen das Land besetzen müssen (S. 34 A).

Eine Reihe von Übersetzungen von chinesischen Proklamationen der Regierung und der Boxer vervollständigen das Material und vermitteln den Standpunkt Chinas. Harald Cosack.

1904—1905, Russisch-japanischer Krieg. Europäische Gespräche, 4. Jg., (1926), (Nr. 6), S. 279—322.

William L. Langers Studie „Der russisch-japanische Krieg" gehört zu einer Folge von Artikeln: „Der Krieg. Ursachen und Anlässe, Ziele und Folgen" mit der die Zeitschrift „Europ. Gespräche" dazu helfen will, „die Ursächlichkeit der Kriege erkennen zu lernen". Die Aufsatzreihe eröffnete A. Mendelssohn Bartholdy mit einem Aufsatz: „Der Krimkrieg" (2. Jg., 1924, S. 417—427).

In den letzten Jahren ist durch die Veröffentlichung der deutschen diplomatischen Akten, Tyler Dennetts: Roosevelt and the Russo-Japanese war. A critical study of American policy in Easter Asia in 1902 to 1905, based primarily upon the private papers of Theodore Roosevelt (New York 1925) u. a., ferner durch russische Publikationen (z. B.: B. A. Romanov, Koncessija na Jalu in: „Russkoe Prošloe" H. 1, S. 87—108, Moskau 1923; Russko-Japonskaja Vojna, her. von Pokrovskij, Leningrad 1925; Simanskij über die Tagebücher Kuropatkins in „Na čužoj storonĕ H. 11, Prag 1925) neues Material zur Beurteilung vieler Einzelheiten der russischen Politik im fernen Osten unter Nikolaus II. der historischen Forschung zugänglich geworden. Das in seinen allgemeinen Zügen seit langem feststehende Bild wird durch die neu erschlossenen Quellen nicht verändert.

Eine erstaunliche Feststellung ist in der Anmerkung 11 auf S. 282 versteckt: daß nämlich das in Leipzig 1914 erschienene Buch „Quelques années de politique internationale. Antécédents de la guerre russo-japonaise", par Pierre Marc = Studien zur osteuropäischen Geschichte (her. von Professor Dr. Uebersberger, Wien), II nichts anderes vorstellt als eine fast vollständige Übersetzung der Arbeit von Glinskij, „Prolog Russko-Japonskoj Vojny" im „Istorič. Vĕstnik" 1914 (auch sep. 1916). Hoffentlich ist „Pierre Marc" nichts anderes als ein von Glinskij selbstgewähltes Pseudonym. Von den „Osteuropäischen Studien" sind nur zwei Bände erschienen, die beide Pierre Marc zum Verfasser haben. Eine Aufklärung des Herausgebers der Reihe über den Sachverhalt ist jetzt wohl nötig.

F. Epstein.

1908, Annexion von Bosnien und der Herzegowina. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 4), S. 238—249.

Nach Heft 10 des „Krasnyj Archiv" wird der Briefwechsel zwischen Kaiser Franz Joseph und Car Nikolaus über die Annexion von Bosnien und der Herzegowina in deutscher Übersetzung gebracht. F. Epstein.

1911—1914, Rußlands Balkanpolitik. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 10), S. 734—739.

E. Horváth betrachtet im zweiten Abschnitt seines Aufsatzes: „Die Kriegsschuldfrage in der ungarischen Politik" die russische Balkanpolitik 1911—1914 vom ungarischen Standpunkt. F. Epstein.

1914, Rußland und Rumänien. Zusammenkunft von Konstanza. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 7), S. 489—499.

Ein Exposé Sazonovs über seine Verhandlungen mit Rumänien im Juni 1914 erscheint hier nach der russischen Veröffentlichung von Adamov, Konstantinopol i prolivy (K. u. die Meerengen), Teil II (1926), S. 356—363 in deutscher Sprache. S. skizziert darin die Stellung Rußlands zu den Balkanfragen und insbesondere zum Problem „Österreich-Serbien". F. Epstein.

Digitized by Google

1914, Russische Mobilmachung. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 4), S. 207—219.

Anknüpfend an die Einleitung des ehemaligen russischen Außenministers Sazonov zur englischen Ausgabe der „Tagesaufzeichnungen des ehemaligen russischen Außenministeriums" („How the War began") untersucht G. Frantz die Haltung Sazonovs und die russische Mobilmachung 1914. — Vgl. dazu auch die Kritik jener Veröffentlichung durch Baron M. A. v. Taube im „Rul" vom 19. 3. und 31. 3. 1926. F. Epstein.

1914, Rußland und der Ausbruch des Weltkrieges. Die Kriegsschuld=frage, 4. Jg. (1926), (Nr. 1), S. 32—42.

Graf Max Montgelas wendet sich gegen einige Schlußfolgerungen im Werke des französischen Historikers Renouvin „Les Origines immédiates de la Guerre" und beschäftigt sich dabei eingehender mit der Haltung Rußlands im kriegerischen Konflikt Österreich=Serbien und der Bedeutung der russischen Teilmobilmachung wie der allgemeinen russischen Mobilmachung im Ablauf der Julikrise. F. Epstein.

K istorii poslednich dnej carskogo režima (1916—1917 gg.) [Zur Geschichte der letzten Tage des carischen Regimes.] Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 227—249.

Der Flut der Memoiren, die den Ausgang des Carismus behandeln, setzt das Zentralarchiv der RSFSR. in einer Reihe von Editionen urkundliches Material entgegen. Zur Kennzeichnung der Situation am Hofe und in den Kreisen um den Hof aus der letzten Zeit des Bestehens der Dynastie hat der Krasnyj Archiv bereits in Bd. 4 (1923) S. 157—221 die Korrespondenz des letzten Carenpaares miteinander vom 4. Dezember 1916 bis zum 6. März 1917 herausgegeben. (Die bisher erschienene Gesamtedition dieser Korrespondenz beginnt mit dem 28. April 1914 und schließt mit dem 22. August 1916 a. St.) Im gleichen Bande S. 424—426 brachte der Krasnyj Archiv auf S. 424—426 unter dem Titel „K istorii ubijstva Grigorija Rasputina [Zur Geschichte der Ermordung Rasputins] je einen Brief des Mörders Jusupov an die Carin und an seine Schwiegermutter Ksenija Aleksandrovna, sowie die Antwort der Carin. Jetzt veröffentlicht P. Sadikov aus der kritischen Zeit Briefe, die zwischen Jusupov jun. und seiner Mutter gewechselt wurden, einen Brief aus der Korre=spondenz des Ehepaars Jusupov jun., Telegramme des als Historiker bekannten Nikolaj Michajlovič an Jusupov sen., Briefe der Gattin des Dumapräsidenten Rodzjanko, einer geb. Golicyn, an ihre intime Freundin, die Mutter des Mörders Jusupov, und schließlich aus Persien einen Brief des Dmitrij Pavlovič an seinen Komplizen Jusupov jun. Aus diesen Akten ergibt sich, daß der Mord an Rasputin von langer Hand vorbereitet und die Vorbereitung einem größeren Kreise bekannt war; daß die Hoffnung, die Situation durch den Mord Rasputins zu retten, bei den beteiligten Angehörigen des Carenhauses nicht mehr so sicher war, wie bei Puriškevič u. a. m. Da die eingeleitete Politik, einen Separatfrieden herbeizuführen, durch den Mord nicht die erwartete Unterbrechung erlitt, und Rodzjanko nach seinem Vortrag in der Audienz vom 10. Februar 1917 (gedruckt im Krasnyj Archiv Bd. 10, 1925, S. 69—86) die zäh von ihm ge=hegte Hoffnung aufgeben mußte, den Caren durch die Kraft seines Wortes vom Friedenswege abzubringen, so kam man in den Kreisen um Rodzjanko zur Ansicht: „Jetzt ist es klar, daß nicht allein Aleksandra Fedorovna an allem die Schuld trägt, er als russischer Car ist noch verbrecherischer" (Tepeŕ jasno, čto ne odna A. F. vinovata vo vsem, on kak russkij caŕ ešče bolěe prestupen"). So schreibt Madame Rodzjanko am 12. Februar an die Fürstin Jusupov sen. Die Person des Caren Nikolaus II. war also damals auch dort aufgegeben, wo man sich früher mit der Entfernung der Carin als einer Geisteskranken be=gnügen wollte. Harald Cosack.

Digitized by Google

1918, 27. August, Ergänzungsverträge zum Brest=Litovsker Vertrag; geheime Zusätze. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 3), S. 148—153.

Am Tage der Unterzeichnung der Ergänzungsverträge zum Brest=Litovsker Vertrag wurden in einem Briefwechsel zwischen dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Admiral v. Hintze und dem diplomatischen Vertreter der Russischen Sovetrepublik A. Joffe geheime Zusätze vereinbart. Der Brief=wechsel wird hier zum ersten Mal im authentischen Wortlaut vorgelegt.

F. Epstein.

1926, Verhandlungen über einen Ostpakt. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (H. 11—12), S. 621—625.

Die Ursprünge der Verhandlungen der Randstaaten mit Rußland lassen sich bis ins Jahr 1923 zurückverfolgen (Paktangebot des Sovet=Diplomaten Vigdor Kopp an die Randstaaten gegen die Gewährung des Durchzugsrechts). 1926 wurden die Verhandlungen erneut aufgenommen durch ein gleichlautendes Memorandum der finnischen, lettländischen und estländischen Regierung vom 5. Mai 1926 (s. Europ. Gespräche, 1926, Nr. 7, S. 398—401). In der vorliegenden Veröffentlichung werden weitere Schriftstücke über die ergebnislos gebliebenen Verhandlungen mitgeteilt.

F. Epstein.

1926 (28. Sept.), Russisch=litauischer Nichtangriffsvertrag. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 11—12), S. 604—611.

Unter der Überschrift „Vorworte und Nachworte zum russisch=litauischen Vertrag" wird ein Überblick über seine Vorgeschichte gegeben. — In der gleichen Nr. der Zeitschrift werden S. 631—636 die in der russisch=polnischen Kontroverse über den Vertrag mit Litauen vom Sovetbotschafter in Paris Rakovskij und vom polnischen Außenminister Zaleski abgegebenen Erklärungen, die Note der polnischen Regierung an die Sovet=Regierung vom 23. Oktober und die russische Antwortnote vom 29. November wiedergegeben.

F. Epstein.

1925 (20. Jan.), Russisch=japanischer Vertrag. Zeitschrift für Geopolitik, 3. Jg. (1926), (H. 1), S. 17—32.

Hans Ueberschaar bespricht unter dem Titel: „Die japanische Staatskultur und ihr neues Verhältnis zur Union der sozialistischen Sowjetrepubliken" Probleme aus dem russisch=japanischen Vertrage vom 20. Januar 1925. Ue. glaubt nicht, daß der kulturelle und geistige Gegensatz zwischen Rußland und Japan, soweit er auf der Verschiedenheit der Staatskonstruktionen sowie der Sozial= und Wirtschaftsordnung zurückzuführen ist, sich dem weiteren Ausbau des gegenwärtigen Verhältnisses hinderlich erweisen wird.

F. Epstein.

Aleksej Petrovič Lebedev. Echo d'Orient 30e année, No. 145, Janvier=Mars 1927. S. 102—106.

M. Jugie entwirft kurz ein Lebensbild des russischen Kirchenhistorikers A. P. Lebedev, geb. 2. März 1845 in Očakov (Gouv. Moskau), gest. mit 63 Jahren am 14. Juli 1908. L. hatte viel von der Zensur zu leiden, war auch beim hohen Klerus der russischen Kirche nicht gern gesehen, da er den orthodoxen Anschauungen sehr kritisch gegenüberstand. Eins seiner wichtigsten Arbeitsgebiete war die Zeit des östlichen Schismas, dessen Beginn mit Photius anzusetzen er als rein äußerlich betrachtete. Es folgt noch eine kurze Charakterisierung seiner wichtigsten Arbeiten, die z. T. durch Zensureingriffe verstümmelt, vielleicht sogar in der Auffassung beeinflußt wurden. Erdmann Hanisch.

Sovetrußland und das Völkerrecht. Zeitschrift für Politik, Bd. 16 (1926), (H. 4), S. 331—347.

A. N. Makarovs Übersicht: „Das System der Staatsverträge Sowjetrußlands" geht von der Feststellung aus, „daß vom russischen Standpunkt

Digitized by Google

aus die früheren vom Russischen Reich abgeschlossenen Staatsverträge nur insoweit gelten, als sie im Wege der innerstaatlichen russischen Rechtsordnung oder im Wege der von Rußland abgeschlossenen Vereinbarungen wieder in Kraft gesetzt sind." M. faßt die bis 1926 von Sovetrußland abgeschlossenen Verträge zu mehreren Gruppen zusammen und erläutert die völkerrechtlichen Besonderheiten der verschiedenen Abmachungen. F. Epstein.

Deutsche Kolonisation an der Wolga. Zeitschrift für Geopolitik. 3. Jg. (1926), (H. 2), S. 91—94.

O. Zienau betont den Unterschied des Kultur- und Wirtschaftszustandes der 1853—1874 im Wolgagebiet entstandenen Mennonitensiedlung und der Niederlassungen deutscher Handwerker und Bauern, die auf den Ruf Katharinas II. nach Rußland kamen. Während sich der deutsche Wolgakolonist in seiner Allgemein- und Wirtschaftskultur in der Regel fast nicht vom russischen Bauer abhebt, stehen die Mennoniten durchweg auf einer höheren Stufe. Die Verlegung des Verwaltungszentrums der Wolgadeutschen Räterepublik von Marxstadt (Katharinenstadt) aus dem natürlichen Kulturzentrum hinaus nach Pokrovsk, in eine Stadt von ausgeprägt russischem Charakter, hat die deutsche Wolgarepublik ihres geistigen Zentralpunktes beraubt. F. Epstein.

Deutsche Wolgarepublik. „Osteuropa", 2. Jg. (1926/27), (H. 2—3), S. 128 bis 140.

G. Cleinows Aufsatz „Die Deutsche Wolga-Republik" behandelt nicht nur die Fragen der „Wolgarepublik" im engeren Sinn, die 1924 proklamiert wurde, sondern gibt einen kurzen Überblick der gesamten deutschen Wolgabesiedlung. In drei Abschnitten werden Entstehung, Verfassung und Zustand der deutschen Wolgarepublik skizziert.

Die Entstehung wird auf zwei Auswandererströme zurückgeführt: — einmal auf die unter Katharina II. begonnenen Wanderungen deutscher Bauern, die durch die Nichterfüllung der Regierungskontrakte in schwierigster Lage ihre Arbeit begannen (z. T. vorübergehend an der Bandenbewegung des Pugačev beteiligt), — dann auf die planmäßiger durchgeführte herrnhutische Einwanderung, die in der Kolonie Sarepta den Mittelpunkt fand. Für beide Gruppen bedeutet die Folgezeit den allmählichen Verlust erhaltener „Privilegien". Die hierbei sich äußernde Widerstandskraft der Deutschen bedeutet aber zugleich den kulturellen Stillstand, z. T. auf einer Kulturhöhe des 18. Jahrhunderts, und auch eine wirtschaftliche Rückständigkeit in der landwirtschaftlichen Arbeit. Die Russifizierung läßt sich andererseits doch nicht verhindern. Die caristische Schulpolitik (Lehrerseminar, Gymnasium in Baronsk) wird maßgebend; die Universität Dorpat kann die den Kolonisten entstammenden evangelischen Geistlichen kaum noch zu entscheidenden Trägern neudeutscher Kultur machen; die Herrnhuter ziehen sich durch ihren Missionsanspruch die besondere Feindschaft der heiligsten Synode zu. Zuletzt bildet die bolschewistische Epoche die stärkste Belastung des Wolgadeutschtums.

Die Verfassung der Republik hat aber zugestandenermaßen nur den Zweck, „die allgemeinen Grundlagen, die in der Konstitution der RSFSR zum Ausdruck gekommen sind, im Leben durchzuführen." Die „autonome" Republik hat also keinerlei Souveränitätsrechte, — eine Unselbständigkeit, die aus den einzelnen Bestimmungen der Verfassung nachgewiesen wird. Zumal müssen die Direktiven in der nationalen Frage mit der Politik der RSFSR übereinstimmen. Deutsch und Russisch sind allerdings gleicherweise als offizielle Sprachen bezeichnet. Kulturell gesehen ist aber die Wolgarepublik nur als politisches Werkzeug der großrussischen Politik anzusprechen.

Der Zustand der Republik ist daher zuerst von dieser Politik belastet, die den großrussischen Staat durch Überwindung der Nationalitäten zu festigen strebt. Aber als größere Gefahr ist die kulturelle Rückständigkeit der Wolgadeutschen selbst beurteilt. Es ist nicht einmal durchführbar, die deutsche Sprache als Amtssprache überall zu benutzen. Die Unzulänglichkeit des Genossenschaftswesens hindert die wirtschaftlichen Verbesserungen. In dieser

Digitized by Google

Hinsicht haben die „Agrarkollektive" in den letzten Jahren zwar schon bedeutend zugenommen; die Genossenschaften sind für die Zukunft ein entscheidender Faktor. Die reichsdeutschen Mittel (z. B. Technik, Kapital) können an der Hebung des Wolgadeutschtums förderlich mithelfen, aber allerdings nur via Moskau, unter Aufhebung allen noch vorhandenen Kulturmißtrauens. M. Axenfeld.

Karpato-Rußland und seine Literatur. Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. 1, Fasc. 1—2. 115—138.

Es ist nicht nur ein Überblick über die Literatur Karpato-Rußlands, die Wolfango Giusti bietet, sondern bei gedrängter Kürze auch ein Überblick über die bisherigen Schicksale des karpato-russischen Volkstums, über seine Stellung innerhalb des čechoslovakischen Staates und über die Einteilung nach Volks- und Glaubenszugehörigkeit der Bewohner des karpato-russischen Gebietes. Besondere Aufmerksamkeit ist den kulturellen Fragen gewidmet. Die Stellung der orthodoxen Kirche und Geistlichkeit, die Rolle des Judentums, die Pflege des Schulwesens: das sind die Hauptpunkte in dieser landeskundlichen Einführung. Die Literatur dieses kulturell noch kaum erschlossenen Gebietes hat begreiflicherweise bisher ihr Höchstes im Folklore geleistet, und es ist sehr anzuerkennen, daß in den neugegründeten Schulen aller Bedacht darauf gerichtet ist, diese völkische Kunst nicht nur nicht zu verdrängen, sondern bewußt zu pflegen. Giusti bringt mehrere Volkslieder im Original und italienischer Übersetzung. Bei Sichtung der beliebtesten Stoffe ergeben sich allerlei Parallelen zum ukrainischen Volksgesang, wie ja auch nicht anders zu erwarten war. — Die „individuelle" Literatur hat bisher nur wenige Vertreter gefunden, sie datiert von der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts her, als Ostgalizien und Karpatorußland durch die Glaubensunion mit westlicher Bildung bekannt wurden. Erst mit Alessandro Duchnovič (1803—1865) hebt die bewußte Pflege der karpatorussischen Sprache und Literatur an. Einen der beiden nationalen Gesänge, die besondere Bedeutung erlangt haben bei der Ausprägung des Stammesgefühls der Karpatorussen, bringt Giusti im Original und Übersetzung. Er verfolgt die Literatur bis in die neueste Zeit. Hinweise auf die im ganzen noch spärliche Literatur über Karpatorußland (so auch auf die Aufsätze Lubor Niederles im Slovanský Přehled, 1903—1904), vervollständigen das Gebotene. Emmy Haertel.

Hans von Eckardt: Die Kontinuität der russischen Wirtschaftspolitik von Alt-Moskau bis zur Union der S. S. R. Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 55. Bd., Heft 3, 1926.

Vorliegender Aufsatz beweist die These, daß die russische Wirtschaftspolitik im Laufe der Jahrhunderte ihrem inneren Wesen nach sich gleich geblieben ist. Dies ist zum großen Teil zurückzuführen auf die politische Organisation des Staates und auf die Stellung desselben im russischen Wirtschaftsleben, aus der sich die Priorität der Staatsmacht über die Wirtschaft ergibt. „Die politische Staatsorganisation ist in Rußland immer das Primäre gewesen und der ökonomischen Entwicklung immer vorangegangen." Die Wirtschaft war stets Domäne staatlichen Wirkens. Dies kommt zum Ausdruck in der Finanzpolitik, wo die Monopolwirtschaft einen breiten Raum einnimmt, ferner in der Außenhandelspolitik, für die das Bestehen eines Außenhandelsmonopols in wichtigen Abschnitten der russischen Wirtschaftsgeschichte charakteristisch ist. Auch das Überwiegen fiskalischer Interessen in der Handelspolitik ist bezeichnend. Als Ausdruck dafür sei das Lizenzsystem genannt, das in der moskowitischen wie in der bolševikischen Zeit zur Ausbildung gelangt ist. Die Konzessionspolitik gegenüber ausländischen Gewerbetreibenden vervollständigt in dieser Beziehung das Bild. Auch auf dem Gebiete der Industriepolitik sind im Laufe der Jahrhunderte ähnliche Problemstellungen zu konstatieren: die Bestrebungen des Staates zu einer eigenen Industrie zu gelangen, der Industrie-Protektionismus. So erscheint die Wirtschaftspolitik der Sovetunion als Fortsetzung alter Bestrebungen, wenn auch vielfach mit neuen Mitteln. H. J. Seraphim.

Digitized by Google

H. Fehlinger: Die Wirtschaft Sibiriens. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, 70. Bd., Heft 2, 1926.

Der kurze Überblick, der sich auf die Studie von A. Schultz „Sibirien" stützt, behandelt in aphoristischer Weise die einzelnen Zweige der sibirischen Wirtschaft: Pelzhandel, Renntierzucht, Fischerei, Waldnutzung und Ackerbau. Den Schluß bilden Angaben über die reichen Bodenschätze und die Verkehrsmittel.

H. J. Seraphim.

Dr. Richard Kaysenbrecht: Die Entwicklung der Agrarfrage in Sowjetrußland. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, 50. Jahrgang, 4. und 5. Heft, 1926.

Einleitend wird die Agrarfrage unter der Einstweiligen Regierung behandelt, die durch die Einsetzung eines Landausschusses zur Bearbeitung der Agrarfrage und die am 14. Juni verfügte Sistierung der Stolypinschen Agrarreform die ersten Schritte in der Richtung der Lösung der alten Agrarverhältnisse unternahm. Radikale Veränderungen erfolgten jedoch erst unter den Bolševiken. Die Etappen der Agrarrevolution werden charakterisiert durch das „Dekret über Landbesitz" vom 8. 11. 1917, das die Aufhebung des Privateigentums an Boden und Inventar brachte, und durch das „Grundgesetz über Sozialisierung des Bodens" vom 19. 2. 1918, das u. a. den gesamten landwirtschaftlichen Handel zum Staatsmonopol erklärte. Diese Gesetze sind jedoch nur als Ausdruck der spontanen Agrarrevolution der Bauernschaft aufzufassen, die von sich aus eine radikale Umteilung des Bodens durchführte. Sie äußert sich in der Verschiebung der Besitzverhältnisse in Richtung einer allgemeinen Nivellierung derselben. Diese Tatsachen, sowie die Organisation der Komitees der Dorfarmut benachteiligten die Produktionsverhältnisse, die auch durch die Bildung von Kommunen und Sovetwirtschaften (Gesetz vom 14. 2. 1919) nicht verbessert werden konnten, da sie die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllten. Es kommen hinzu die durch den Bürgerkrieg hervorgerufenen Schäden. Im Zusammenhang mit den nachteiligen Auswirkungen des kriegskommunistischen Systems überhaupt, dem eine Politik der Nur-Konsumenten zugrunde lag, wog der Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion besonders schwer. „Der Konflikt zwischen der Wirtschaftspolitik der Bilsewiki und den allgemeinen Produktionsinteressen der individuellen Wirtschaft trat klar zutage" und äußerte sich in der Hungersnot von 1920—22. Der hierdurch verstärkte Oppositionswille gegen das Gesamtsystem ergriff immer breitere Massen und führte zu der Neuen ökonomischen Politik, die den Zusammenbruch des Kommunismus bedeutet. Die neue Agrarpolitik, die auf Hebung der landwirtschaftlichen Produktivität ausging, wurde eingeleitet durch Anerkennung des Rechtes, die Nutzungsform frei zu wählen (Dezember 1921). Die in Verbindung mit den Rationalisierungsbestrebungen in der Landwirtschaft auftauchenden Aufgaben machten eine Reihe organisatorischer Umgestaltungen notwendig. Die neue produktionsfördernde Politik tat sich mit Deutlichkeit kund in dem „Beschluß des 10. Allrussischen Sovetkongresses, betreffend Maßnahmen zur Entwicklung und Förderung der Landwirtschaft". Den größten Fortschritt brachte jedoch der neue Agrarkodex, in Kraft getreten am 1. 12. 1922. Er zerfällt in drei Teile: über die Landnutzung, über die städtischen und staatlichen Ländereien, über die Feldbereinigung und Übersiedlung. Alles Land bleibt Staatseigentum, wird aber zur erblichen Nutzung den bisherigen Besitzern überlassen. Die Landnutzung sieht die Form der Feldgemeinschaft, der parzellenweisen und genossenschaftlichen Nutzung vor. Der Agrarkodex ist ein Kompromiß der kommunistischen und individualistischen Wirtschaftsauffassung. Er bedeutet einerseits „wieder einen Rückfall in die mittelalterlichen Verhältnisse des Mir, andererseits einen Sprung in weite Zukunft, in dem ein Kollektivismus angestrebt wird, für den der Bauer kaum eine Vorstellung, viel weniger eine Wertschätzung hat." Neben der Regelung der Rechtsverhältnisse ist sodann von Wichtigkeit die neue Steuerpolitik: Einführung der Naturalsteuer, die

Digitized by Google

jedoch im Laufe der Jahre in eine Geldsteuer umgewandelt ist. Für die Entwicklung der russischen Landwirtschaft ist die Preisgestaltung wichtig geworden. Das Ansteigen der Industriepreise und Sinken der Agrarpreise führte zum sogenannten Scherenproblem, dessen Überwindung einer der wichtigsten Aufgaben bolševikischer Preispolitik ist. In diesem Zusammenhang müssen erwähnt werden die planmäßige Durchführung des Getreideexports und die Gewährung langfristiger Kredite. Auch die Ausbildung der Agrartechnik gewinnt für die landwirtschaftliche Preisgestaltung Bedeutung; gleichzeitig ist sie aber auch ein Mittel, die Intensivierung des Landbaus zu steigern und infolgedessen die Ernten zu erhöhen. Eine wichtige Rolle fällt hierbei den Genossenschaften zu. Einen besonderen Abschnitt widmet Kaysenbrecht den Sovetwirtschaften, die Verfasser ungünstig beurteilt. Sie sind nicht in der Lage, die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen. Eingehend werden die Sovetwirtschaften, ihre Entwicklung und ihre Leistungsfähigkeit für die Ukraine dargelegt. Als Ergebnis der Agrarrevolution in Rußland bezeichnet Verfasser die als endgültig zu betrachtenden Verschiebungen der Besitz- und Betriebsverhältnisse und im engsten Zusammenhang hiermit die Umgestaltung der Anbauverhältnisse, die ihrerseits den Export auf das stärkste beeinflussen.

H. J. Seraphim.

Richard Kaysenbrecht: Das russische Genossenschaftswesen.
Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 55. Bd., Heft 1, 1926.

Verfasser bringt eine kurze Charakteristik der wichtigsten Etappen der Entwicklung des russischen Genossenschaftswesens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, sich hierbei erheblich auf das Werk von E. Fuckner stützend. Es wird insbesondere die Entwicklung während des Krieges gestreift und der Ausgestaltung des ländlichen Genossenschaftswesens Beachtung geschenkt, ferner die Bedeutung der kriegkommunistischen Periode hervorgehoben, so das Dekret vom 27. 1. 1920 („Todesstoß der freien Genossenschaften"). Als Ergebnis dieser Jahre ist die restlose Verstaatlichung des Genossenschaftswesens und die Zerschlagung der bisherigen Organisationsformen festzustellen. Erst in dem Jahre 1921 beginnt das Genossenschaftswesen mit Lockerung des kommunistischen Systems sich neu zu entwickeln. (Genossenschaftsgesetz vom 7. 4. 1921.) Verfasser stellt sich auf den Standpunkt, daß die zahlenmäßige Vermehrung der Genossenschaften nicht überschätzt werden darf, weil eine Reihe von Mißständen ebenso wie die unzulängliche materielle Fundierung als hindernde Momente anzusprechen sind. In diesem Zusammenhang untersucht Kaysenbrecht die Finanzierung der Genossenschaften, die Geldzentrale der Konsumgenossenschaften (Pokobank) und die Allgemeine russische Genossenschaftsbank näher beleuchtend. Es folgen Abschnitte über die Zentrale der Konsumvereine (Zentrosojus), über die landwirtschaftlichen Genossenschaften, von denen interessantes Material mitgeteilt wird, und über den Selskosojus. Besondere Darlegungen sind den ukrainischen Genossenschaften gewidmet ,sowie den Genossenschaften, die auf nationaler Grundlage gebildet sind. Hier interessiert vor allem die Vergenossenschaftung der Deutschen in Rußland. Abschließend stellt sich Verfasser auf den Standpunkt, daß nach der neuen Gesetzgebung noch große Hindernisse für die freie Entfaltung des Genossenschaftswesens bestehen, da auf Grund der gesetzlichen Aufsicht des Finanz- und Landwirtschaftskommissariats eine mehr oder minder starke Kontrolle ausgeübt werden kann, die in vielen Fällen einen äußerst starken Druck bedeutet. Das widerspricht aber dem genossenschaftlichen Geist, denn . . . „Genossenschaft ist Demokratie". H. J. Seraphim.

ÖSTERREICH-UNGARN

1870, Urteil Bismarcks über die Nationalitätenfrage in Österreich.
Le Monde Slave, Jan. 1926, S. 140—143.

Bericht des österreichischen Botschafters in Berlin Grafen Wimpffen an Beust vom 3. Januar 1870 über eine Unterredung mit Bismarck am vorher-

Digitized by Google

gehenden Tage. In einem „akademischen Gespräch" über die inneren Verhältnisse Österreichs äußert Bismarck: Bei der Verschiedenheit der Nationalitäten, der Sprachen, besonders aber der Entwicklungs- und Bildungsstufen könne Österreich „von der Bucowina bis zur Adria und bis nach Cattaro", wenn es konstitutionell regiert werden solle, seiner Überzeugung nach nur auf einer föderativen Basis bestehen. F. Epstein.

Die slavischen Nationalitäten im ehemaligen Österreich-Ungarn. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926), (Nr. 5), S. 338—341.

Wiederabdruck des von Frhr. v. Eichhoff im „Berliner Tageblatt" (Nr. 151 v. 31. 3. 1926) veröffentlichten Entwurfs zum Thronmanifest, das der ermordete Thronfolger Franz Ferdinand vorbereitet hatte. Das Dokument stützt die Auffassung derer, die von Franz Ferdinand einen Umbau der dualistischen Staatsform im föderalistischen Sinne erwarteten, womit das slavische Element neben dem deutschen und ungarischen der dritte Hauptpfeiler der Donaumonarchie geworden wäre. — Vgl. auch Paul Wentzke: „Erzherzog Franz Ferdinands Manifest", Köln. Ztg. Nr. 265 v. 10. 4. 1926. F. Epstein.

Prof. A. N. Sack: Die Verteilung der Schulden der österreichisch-ungarischen Monarchie. Weltwirtschaftliches Archiv, 23. Bd., 1926.

Gegenstand der Untersuchung ist das Problem der Teilung der österreichisch-ungarischen staatlichen Vorkriegsschulden, das durch die Friedensverträge von St. Germain und Trianon gegeben ist. Grundlage der Untersuchung ist ein Bericht der Reparationskommission von 1925. Einleitend wird eine theoretische Begriffsklärung der möglichen Teilungsarten gegeben, wobei Gegenstand der Abhandlung die Frage des Modus der Verteilung der nicht sichergestellten Schulden (dettes non-gagées) ist. Für die ehemalige österreichisch-ungarische Monarchie haben die oben genannten Verträge das System der Teilung in natura gewählt. Die Untersuchung versucht zu der Frage Stellung zu nehmen, ob dieses System der Billigkeit entspricht und zwar gegenüber den Inhabern von Titres, die sich innerhalb des Territoriums der ehemaligen Monarchie befinden wie gegenüber ausländischen Titresinhabern und gegenüber den Nachfolgestaaten selbst. Die Untersuchung kommt zum Ergebnis, daß die Bestimmungen der Friedensverträge als unbillig und unzweckmäßig anzusehen sind. Die Regelung der Abrechnungen zwischen den einzelnen Nachfolgestaaten ist deshalb noch in weitem Felde. „Diesem negativen Ergebnis haben auch weder die Maßnahmen der Reparationskommission noch die Tatsache der Errichtung der Caisse Commune abhelfen können, noch werden sie es künftig können." H. J. Seraphim.

BÖHMEN, ČECHOSLOVAKEI

Deutsche Besiedlung Böhmens. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, I (1926), S. 7—32.

Hans Hirsch „Zur Entwicklung der böhmisch-österreichisch-deutschen Grenze" kommt dem Problem der deutschen Siedlungen in Böhmen in diesem „Beitrage zur historischen Geographie Böhmens" durch eine genaue Untersuchung eben der Grenzsiedlungen nach, wobei er sich auf eine reiche Einzelforschung stützen kann. Hierbei ergibt sich eine seit alters starke Siedlung des deutschen Elements, doch greifen auch die Čechen über die anfänglichen Naturgrenzen Böhmens hinaus, z. B. ins niederösterreichische Waldviertel, wofür čechische Flurnamen Zeugnis ablegen, wenn auch heute die Siedlungen deutsche Namen tragen.

Die erstmalige urkundliche Festlegung für einen Teil der Grenze zwischen Österreich und Böhmen auf Grund genauer topographischer Angaben wird in der Urkunde versucht, welche den durch Kaiser Friedrich I. zu Magdeburg 1179 beigelegten Streit zwischen Herzog Heinrich von Österreich und Herzog Soběslav von Böhmen abschließt (bei Stumpf Reg. 4284, abgedruckt: Friedrich, Cod. dipl. et. ep. regni, Bohem. I, 258 u. 291). Die Chronik

Digitized by Google

eines Zeitgenossen, des Gerlach v. Mühlhausen, enthält auch eine wichtige Darstellung dieses Sachverhaltes (Font. rer. Boh. 2, 470 f.). Die alte Natur=grenze, in der Mitte des ursprünglichen breiten Waldgürtels laufend, ward bei der vordringenden Rodung und Siedlung der Österreicher von Österreich nicht mehr anerkannt: es beanspruchte vom noch übriggebliebenen Grenz=walde nunmehr wieder die Hälfte. Das war der Grund des Streites, der durch Vergleich zu Eger schließlich geschlichtet wurde.

Das erwähnte Diplom von 1179 zeigt nun für diesen Teil der Grenze eine tatsächliche Verschiebung der Grenzverhältnisse durch das Faktum der deutschen Besiedlung: die Naturgrenze weicht einer künstlichen. Der stärkere Teil hat dabei naturgemäß den größeren Erfolg, also im 12. Jahrhundert Öster=reich, im 13., zur Zeit Ottokars II., Böhmen, welches, trotz der Schlacht bei Dürnkrut, dann seinen Vorteil nicht mehr gänzlich an Österreich zurückverlor.

Wie bei der niederösterreichischen Grenze, liegen die Verhältnisse auch ähnlich bei Oberösterreich, welches auch durch einen Nordwald von Böhmen getrennt wurde. Auch hier ist die Lage für Böhmen ungünstiger als für Ober=österreich, wo den Siedlern durch die Reihe der zur Donau führenden Ge=wässer von der südlichen Abdachung des Böhmerwaldes der Weg zum Vor=dringen gewiesen wurde. Es entstanden die Siedlungen, die mit ihren Namen auf =schlag, =stift, =reut, =hof, =berg, =dorf, =haid das Vordringen des Deutsch=tums bezeugen. Aber ebenso wie in Niederösterreich dringen auch die Slaven vor, wie die zahlreichen slavischen Ortsnamen nördlich der Donau beweisen. „So ist die ursprüngliche Einheitlichkeit des Siedlungsgebietes in völkischer Hinsicht gegeben. Sie besteht aber auch hinsichtlich jener Mächte, die das Besiedlungswerk in Gang gebracht haben. Denn die Falkensteine und Witigone und deren Hauptzweig, die Herren von Rosenberg, waren auch im Gebiete des heutigen Oberösterreich begütert . . ." 1260 hat Wok von Rosenberg Hohen=furt gestiftet und so für das oberösterreichisch=böhmische Grenzgebiet einen wertvollen Besiedlungsstützpunkt geschaffen, 1263 hat Ottokar II. Goldenkron gegründet, da er, als Landesfürst, die Abrundung des gewaltigen Rosenbergschen Besitzes in Südböhmen hindern will. Auf der österreichischen Seite verfolgen die Babenberger die gleiche Tendenz, doch können sie den entscheidenden Ein=fluß Passaus und der von ihm abhängigen Klöster nicht ausschalten.

Im 12. und 13. Jahrhundert gab es, wie die Urkunden erweisen, Zeiten, in denen die Moldau Grenzfluß war. Nun ergibt sich aber als Problem der oberösterreichisch=böhmischen Grenze, „wann aus dieser Moldau=Grenze des 13. Jahrhunderts die später und noch heute gültige geworden ist." Die Ver=schiebung trat in der Wirrenzeit des Interregnums ein, und wenn dann Rudolf v. Habsburg den für Österreich günstigen Grenzzustand der Babenbergerzeit nicht voll wiederherstellte, so war wohl dafür die Doppelheirat, durch die Habsburg und die Přemysliden sich verbanden, die Ursache.

Der südliche Teil des böhmisch=bayrischen Grenzabschnittes blieb in seinen Grenzverhältnissen konstanter. „Einerseits gestattete die Nähe des tschechischen Sprachgebietes den Bayern keine weitgehenden Grenzverrückungen zu ihren Gunsten, auf der anderen Seite war der bajuvarische Stamm stark genug, um slavische Vorstöße ins eigene Gebiet abwehren zu können." So reichte hier das bayrische Gebiet eben auch „usque ad mediam silvam, que Bohemia limitatur." Der Grenzsicherung Bayerns diente die auf Karl d. Gr. zurückgehende Markgrafschaft des Nordgaus mit den Verwaltungsbezirken Nabburg und Cham, wozu später das Egerland kam. Inhaber wurden die Mark=grafen von Cham=Voburg, die Dipoldinger. Hier setzte seit dem 9. Jahrhundert die kolonisatorische Tätigkeit ein, ausgehend von St. Emmeran in Regensburg, auch wohl von den Hochstiftern Regensburg, Passau, dann Bamberg, zum Teil über den Nordgau hinausgreifend, weiterhin von den Neugründungen des Investiturstreites, „die nach dem Willen der adligen Großen mit Hirsauer Mönchen bevölkert wurden", sowie von den Prämonstratensern und Zister=ziensern (bes. Waldsassen und die Tochtergründung Osseg). Auch die welt=lichen Herren hatten hervorragenden, vielleicht überwiegenden Anteil, so außer dem Markgrafen, vor allem die Grafen von Bogen. Von seiten Bayerns wurde die Kolonisation stärker betrieben als von böhmischer, das verraten hier auch

Digitized by Google

die Ortsnamen auf =reut, =schwand, =brand, =hau, =gesch, =loh, =wald, =hart, =eich, =lind, =buch, =birk, =grün. Die slavischen Siedlungen im Gebiet von Cham und in den Tälern der Nab, Wondreb, Eger, wurden in deutsche um=gewandelt, die deutsche Besiedlung ging dann im weiteren Verlaufe bis in das Gebiet zwischen Taus und Eisenstein, wie die mittelbayrische Färbung der dortigen Mundart zeigt. Die Hirsauer Klosterbewegung drang sogar bis Kladrau auf der böhmischen Seite vor.

Das Schicksal des dem Reiche zugehörigen Egerlandes ist bekannt und an Hand der Urkunden genau zu verfolgen. Zunächst der Verwaltung der Markgrafen des Nordgaus anvertraut, wurde es dann um die Mitte des 12. Jahr=hunderts staufischer Besitz, seine geographische Bedeutung kam so in poli=tischer und handelspolitischer Beziehung klar zum Ausdruck. Noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts beginnt die bayrische Ansiedlung und die Entnationalisierung der Slaven, zunächst unter Führung des weltlichen Groß=grundbesitzes, dann im 12. auch der Klöster (Waldsassen, Ossegg, Sedletz). „Die Besitzungen, die Ossegg erwarb, reichen sogar bis Leitmeritz hinüber." Das Schönbacher Ländchen, das Gebiet um Ellbogen und das Land zwischen Erzgebirge, Kaaden und Saaz wird deutsch. „Vom oberen Moldau=Tal den östlichen Hang des Böhmerwaldes entlang, bis nach Eisenstein zieht sich als Ergebnis bayrischer Besiedlung ein Streifen deutschen Sprachgebietes; aber von Eisenstein an verbreitert er sich, reicht bis zum Erzgebirge und umfaßt die Flußgebiete der Mies, der Tepl und der mittleren Eger." Ottokar II. er=kannte die Bedeutung des Egerlandes für Böhmen, durch die staufische Mutter ein Enkel Philipps von Schwaben; Johann von Böhmen vollzog dann endgültig die Einbeziehung des Egerlandes; Karls IV. Heirat mit Anna, Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, war Anlaß und Ausgang der Erwerbung auch fast der ganzen nördlichen Hälfte der Oberpfalz und eines beträchtlichen Teiles von Franken (1355 u. 1373). So erwarben jetzt böhmische Adlige (die Lobkowitze, die Guten=steiner) Besitze in der Oberpfalz. Georg v. Poděbrad und der Jagiellone Wladys=law, schließlich auch die Habsburger waren noch im 17. und 18. Jahrhundert „mit der Ordnung der verwickelten Verhältnisse, die die Hausmachtpolitik Karls IV. in der Oberpfalz geschaffen hatte," beschäftigt.

Die Grenzverhältnisse im Erzgebirge haben sich wohl in gleicher Weise gestaltet wie in den anderen Gegenden. Eine Monographie darüber fehlt noch. Doch ist hier der Unterschied zwischen der natürlichen Wasserscheidegrenze und der durch die Kolonisation sich ergebenden politischen unerheblich.

Ein Teil der Kolonisation vollzog sich, wie oben erwähnt, vom Eger=lande aus. Bachmann (Gesch. Böhmens I 477 f.) zeigte, daß die nach Böhmen tief eingeschnittenen Täler und der breite Kamm des Erzgebirges seit Ottokar I. der Besiedelung unterlagen". Der übrige Teil dieses nördlichen Grenzlandes entwickelt sich in der bereits bekannten Weise. Auch hier ist ein klimatisch besonders begünstigter starker Grenzwald anzunehmen, in dem die durch An=gaben aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts bekannte Grenze der Bistümer Prag und Meißen verlief, die auch annähernd den Landesgrenzen wohl ent=sprechen wird. Die damalige Naturgrenze im Norden verlief südlicher und ließ daher Gebietsteile, die jetzt zu Böhmen gehören, außerhalb. So sind die Ausbuchtungen der Grenze bei Schluckenau und Reichenberg=Friedland spätere Erwerbungen, „wahrscheinlich verlief die alte Landesgrenze den Jeschkenzug und das Lausitzer Gebirge entlang." Das von Sorben bewohnte Grenzgebiet, das seit dem 15. Jahrhundert Oberlausitz heißt, wurde um 1000 von Markgraf Eckehard II. von Meißen unter deutsche Herrschaft gebracht, wodurch eine Abwanderung der dortigen Slaven südwärts in heut böhmische Gegenden er=folgte: die slavischen Ortsnamen der Bezirke Reichenberg und Friedland gehen auf sorbische, nicht čechische Siedlung zurück. Die Freundschaft Vratislavs II. mit Heinrich IV., Vladislavs II. mit Friedrich I. überließ die Mark Meißen den Böhmen. Es war, trotz der Unstetigkeit dieser Verhältnisse, damals, wie auch dann wieder unter Ottokar II., der die ein zweites Mal erworbenen Gebiete 1253 an Brandenburg verpfändete, die Möglichkeit zu Grenzberichtigungen gegeben. Inzwischen hatte auch hier die deutsche Kolonisation des 12. Jahr=hunderts eingesetzt, die Oberlausitz wurde deutsches Land. Die kirchlichen

Digitized by Google

Verhältnisse liegen entsprechend: seit dem 13. Jahrhundert greift das Bistum Meißen nach Böhmen hinüber, ein Beweis, daß vom Norden her besiedelte Gebiete an Böhmen gefallen waren. „Die Gegend von Rumburg und Reichenberg gehört im späteren Mittelalter mit Zittau als Dekanat zum Bistum Prag.“ Es waren also diese Gebiete bei der ersten Erwerbung der Oberlausitz an Böhmen gekommen (Zittau verblieb dort bis 1346). Friedland und Schluckenau gehörten zu Meißen, scheinen dann, als Ottokar II. die Oberlausitz 1253 aufgab, bei Böhmen geblieben zu sein. Überhaupt war es auch hier wieder Ottokar II., der die Grenze Böhmens, trotz der deutschen Kolonisation, vorschob. Die Luxemburger folgten den Přemysliden: die Oberlausitz, Niederlausitz und Brandenburg wurden hinzuerworben. Die sächsischen Herzöge haben im 15. Jahrhundert dann in der Oberlausitz Fuß fassen können, erhielten sie 1635 als Kronlehen Böhmens (bis 1806 bzw. 1815).

So zeigt die politische Grenzbildung Böhmens zwei Stadien: das erste steht im Zeichen der Kolonisation, welche den ursprünglichen Grenzgürtel immer schmäler macht, „es entstehen im Grenzraum Zusammenwachsgrenzen“ und eine Unklarheit politischer Zugehörigkeit. Hier klare Trennungsgrenzen zu schaffen, wird zuerst im böhmisch-niederösterreichischen Abschnitt während und nach der Kolonisation versucht. Es ist dieses also das Stadium, in welchem durch Rodung Neuland gewonnen wird. Das zweite Stadium nimmt von dynastischen Interessen seinen Ursprung: das Streben, die Grenzen Böhmens zu erweitern und zu sichern. Das Bestreben, die Hausmacht zu vergrößern, steigert sich von Ottokar II. bis Karl IV.

Die Möglichkeit, daß die von Deutschen besiedelten Gebiete an Böhmen fallen konnten, ist durch dessen Zugehörigkeit zum Reiche gegeben, wodurch die Herrscher des Landes ebenso Hauspolitik innerhalb des Reiches treiben konnten wie jeder andere Reichsfürst: es war eben nur eine Erweiterung der Landesgrenzen, es handelte sich dabei aber nicht um Auslandsgrenzen, welche erst die kleindeutsche Politik Bismarcks errichtet hat. Der Vergleich mit den deutsch besiedelten Grenzgebieten Polens unterstützt die Richtigkeit dieser Annahme, denn diese Gebiete kamen schließlich an Deutschland.

Ottokar II. hat, um die Abrundung seines böhmischen Besitzes, ein Großböhmen erstrebt. „Das sollten diejenigen wohl bedenken, die noch immer glauben, daß es für das Deutsche Reich besser gewesen wäre, wenn auf dem Schlachtfelde von Dürnkrut nicht der Habsburger Rudolf, sondern der Přemyslide Ottokar Sieger geblieben wäre!“ Erdmann Hanisch.

Karl IV.

J. V. Šiman: „Kdy upadl Karel IV. v nemilost otcovu?“ („Wann ist Karl IV. in die Ungnade seines Vaters gefallen?“) „Český Časopis historický“, Jg. XXXII, H. 3, S. 570—574.

Auf Grund einer Mitteilung des 8. Kapitels aus dem „Leben Karls“ waren verschiedene Historiker, angefangen von Palacký (der die Ansicht vertritt, daß dies i. J. 1335 der Fall war) bemüht, eine Antwort auf diese Frage zu erteilen. Šiman gelangt auf Grund eines Vergleiches zwischen den Werken „Das Leben Karls“, der „Kronika Zbraslavská“ und der „Kronika Františkova“ zu dem Schluß, daß dies im Jahre 1337 erfolgte. E. Perfeckij.

Ján Bedřich Novák: „Patriotismus Karla IV.“. „Český Časopis historický“, Jg. XXXII, 1926, H. 1, S. 9—32.

Ján Bedřich Novák befaßt sich in seinem Artikel „Patriotismus Karla IV.“ mit einem Thema, das schon früher des öfteren von Gelehrten (Kalousek, Loserth u. a.) berührt wurde. Dieser Artikel will eine Übersicht geben, wie der Autor sich den böhmischen Patriotismus Karls IV. vorstellt. Er definiert zunächst den Begriff „Patriotismus“ und erklärt, daß es sich hier um einen dynastischen Patriotismus handelt, um einen Patriotismus, der mit dem persönlichen Vorteil des Herrschers, seiner Dynastie und aller in seinen Diensten stehenden Personen verbunden ist. Der Vater Karls, Johannes von Luxemburg,

Digitized by Google

wurde in Böhmen als Fremdling empfunden, hingegen erfreute sich Karl, in dessen Adern nach seiner Mutter Elisabeth das Blut der Přemysliden floß, im Lande als „Erbe des Königreiches aus dem alten Stamme der böhmischen Könige" großer Beliebtheit. Der Autor verweist auf das Privilegium v. J. 1359 für die Ortschaft Stadice, worin Karl selbst der Überzeugung Ausdruck gibt, daß er und sein Stamm nur eine Fortsetzung des Stammes der Přemysliden sind. Den gleichen Geist stellt der Autor nicht bloß in den im Auftrag Karls zusammengestellten Chroniken Marignolas, Pulkavas und Beneš's von Weitmile fest, wo auf den Zusammenhang des Geschlechtes Karls mit der Dynastie der Přemysliden hingewiesen wird, sondern gelegentlich auch in den aus der Kanzlei Karls stammenden Urkunden. Auch sprach Karl böhmisch und hatte an čechischer Sprache und Literatur ein lebhaftes Interesse. E. Perfeckij.

Hus

J. Pekař: „K sporu o rodiště Husovo". („Zum Streit über die Geburtsstätte Hussens.") „Český Časopis historický", XXXII, 1926, H. I, S. 125—134.

In dieser Abhandlung berührt der Autor den zwischen V. Novotný (Věstník Uč. společnosti na r. 1924, S. 59), Pekař (Č. Č. H. 1924, S. 109) und auch teilweise Sedláček („Příčinky k životopisu M. J. Husa", 1924) geführten Streit auch auf diesen wenigen Seiten. Novotný behauptet bekanntlich, daß als Geburtsstätte Hussens Husinec nad Blanicí in Betracht kommt. Hingegen wendet Sedláček bloß die Möglichkeit ein, daß sich Hus, als er eine Zufluchtsstätte auf dem Lande suchte, auf die Burg Kozí bei Aussig begab, die damals Ctibor und Ján z Kozí, den Söhnen Wilhelms von Podehus gehörte, die gemeinsam mit Nicolao Husí einen Anteil an der zur Burg Husí gehörenden Herrschaft und damals vielleicht auch an Husinec besaßen. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß Wilhelm z Podehus ehemaliger Herr des Geburtsortes Hussens war. Pekař ist dann der Meinung, daß als Geburtsort Hussens Husinec bei Rostok in Betracht kommt. Hier bringt Pekař abermals die Version des Brünner Augustinermönches J. Haura (geb. 1704), die schon seitens Neumanns („Nový doklad o Husově rodišti" — „Neue Beweise für den Geburtsort Hussens") Beachtung fand, die die Ansicht Pekařs nur bestätigen würde, daß Hus in Husinec bei Rostok geboren wurde. E. Perfeckij.

V. Flajšhans: „Viklef a Hus" („Vjklef und Hus"). „Český Časopis historický", Jg. XXXII, 1926, H. 3, S. 575 bis 581.

In dieser Abhandlung berührt der Autor den Artikel Kvačalas „Viklef a Hus jako filosofové" („Viklef und Huß als Philosophen"), der auf dem Standpunkt steht, daß Huß ausgiebig von Viklef Gebrauch macht. Er tritt hauptsächlich gegen Novotný auf, der ganz grundlos behauptet, daß Milič und Štítný auf Huß einen ungemein großen Einfluß ausgeübt haben. Flajšhans verweist auf das berühmte Buch Loserths „Hus und Wiclif", das soeben in neuer Ausgabe erschienen ist. Der Autor beweist, daß Loserth als erster die theologischen Schriften Wiclefs einem gründlichen Studium unterzogen und tatsächlich den unstreitig großen Einfluß Wiklefs auf Huß nachgewiesen hat, womit auch Flajšhans, der Autor einer seriösen Monographie über Huß übereinstimmt. Diese Mitteilung ist auch insofern von Interesse, als die neuerdings eine so wichtige Frage in der Weltgeschichte revidiert. E. Perfeckij.

Diplom. Beziehungen zw. Frankreich u. Böhmen vor d. Schlachten a. W. Berge

Karel Stloukal: „Z diplom. styků mezi Francií a Čechami před Bílou Horou". („Die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und den Böhmen vor der Schlacht am Weißen Berg.") „Český Časopis historický", XXXII, 1926, H. 3, S. 473—496.

In dieser Abhandlung berührt Stloukal hauptsächlich die Beziehungen einzelner französischer Residenten am Habsburger Hof zu den Böhmen (angefangen von der Mitte des XVI. Jhrht.). Interessant sind hier vor allem die

Digitized by Google

Mitteilungen Guillaume Ancels, der vom Jahre 1576 bis 1602 mit einer kurzen Unterbrechung in Wien und Prag Resident war. Ancel stand zu Karl Žerotin in freundschaftlichem Verhältnis. Interessant sind auch die von Žerotin an Ancel gerichteten Briefe. Aber auch in den Depeschen Ancels gibt es viel interessante Mitteilungen über die böhmischen Verhältnisse und den Landtag v. J. 1593. Große Bedeutung kommt auch den Depeschen des Residenten Nicolas de Bangy zu (der mit einer kleinen Unterbrechung die Stelle Ancels annahm), die sich auf die Zeit des böhmischen Aufstandes beziehen, für die Frankreich ein Interesse besaß. E. Perfeckij.

Die Gegenreformation nach der Schlacht a. W. Berge

Josef Hanuš: „O pobělehorské protireformaci", („Über die Gegenreformation nach der Schlacht am Weißen Berg"). „Sborník Filosofické fakulty university Komenského v Bratislave", IV. Jg., 1926, H. 1, S. 3—106.

Der Autor, der eine Übersicht des sozialen und wirtschaftlichen Standes der Dinge in Böhmen und Mähren nach der Schlacht am Weißen Berg (der Verlust der vollkommenen Selbständigkeit des Königs von Böhmen i. J. 1620) hauptsächlich auf Grundlage der historischen Schriften (namentlich der Schriften Gindelys und Denis) gibt, erblickt entgegen anderen Gelehrten den Verfall dieses Territoriums weniger in den politischen und staatlichen Faktoren. Die Stände und der böhmische Adel behielten in der erneuerten Verfassung (nach d. J. 1620) soviel Macht und Einfluß, daß es ihnen möglich gewesen wäre, im geeigneten Zeitpunkt die Freiheit für sich und das Land zurückzugewinnen. (Wie dies aus der Zeit Maria Theresias und Josef II. zu ersehen ist, abgesehen von ihrem hartnäckigen Zentralismus.) Die eigentliche und Hauptquelle für den Verfall nach der Schlacht am Weißen Berg, namentlich der böhmischen Sprache und Literatur, sucht der Autor anderswo u. z. im Katholizismus und seiner Gegenreformation. Durch eine Reihe von königlichen Mandaten und Verordnungen der Jahre 1624—1626 werden alle, die sich nicht katholisieren lassen wollten, entrechtet. (Entzug des Bürgerrechtes, des Rechtes zum Abschluß legitimer Ehen und Beerdigungen, Bedrohung mit der Vermögensbeschlagnahme, mit Gefängnis usw.) Mit gleicher Entschiedenheit wurde auch gegen den nichtkatholischen Adel vorgegangen. (Mandat v. J. 1627, 31—VII.) Besonders seit dem Westphälischen Frieden ahmen die Obrigkeiten in ihrem reformationsfeindlichen Eifer die Jesuiten und den Staat nach. Nach einer Schilderung des Standes der Dinge in allen Schichten der böhmischen Gesellschaft nach d. J. 1620 veranschaulicht der Autor in anziehender Weise den geistigen Stand der damaligen Gesellschaft. Er gelangt dabei zu dem Schluß, daß diese Gegenreformation, die es nicht verstand, dem Volke seinen alten Glauben ganz zu entreißen, im Volke die grundlegendsten Begriffe, ja das Wesen der Religion selbst verletzt hat. Angewiesen an ängstliches Verheimlichen, der Prediger, Lehrer und Bücher beraubt und angewiesen auf ungebildete Bauern und Handwerker, verlieren die geheimen Nichtkatholiken die letzte klare Vorstellung ihres Glaubens. (Vgl. die Bücher der sog. Schwärmer.) Bedenkt man noch die Schrecken des Krieges, die soziale Bedrückung und die endlose Not, die die Seele tief erschüttern und den Drang nach mystischer Tröstung erwecken, so können wir leicht das schwärmerische Sektiererwesen, die apokalyptischen Visionen und die Mystik, mit einem Wort alle die „religiöse Hysterie", wie der Autor sagt, begreifen, die für das böhmische Volk der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von so hoher Bedeutung ist. E. Perfeckij.

Zur Geschichte der böhmischen Landtage im 16. und 17. Jahrhundert. Archiv für Urkundenforschung, Bd. 10 (1926), S. 1—110.

Die Untersuchung von U. Kühne: „Geschichte der böhmischen Kur in den Jahrhunderten nach der Goldenen Bulle" ist in erster Linie ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichsstaatsrechts. Für uns ist nur die Partie der Arbeit wesentlich, wo K. infolge des Vorkommens böhmischer ständischer

Digitized by Google

Wahlbotschaften eingehend die Frage nach dem berechtigten Träger der böhmischen Kur behandelt (S. 78 ff.). Die Stellung der böhmischen Landstände zur Ausübung der Kurfürstenrechte durch Böhmen müßte nach Ansicht (S. 3 und 83) des der čechischen Sprache unkundigen Verfassers noch eingehender untersucht werden. F. Epstein.

Bauernaufstand 1775. Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 64 (1926) Heft 2, S. 66—70.

Ignaz Wodiczka gibt als einen Beitrag zur Geschichte der Stadt Budweis in jener Zeit den Text einer Seite (726) aus einer bisher ungedruckten Hs., welche die Geschichte der Stadt enthält. Die Hs. befindet sich im Besitze des Museumsvereins in Budweis und enthält eine „Kurtze Beschreibung von Ursprung und Anfang der königlichen befreyten Berg=Stadt Böhmisch=Budweis ..." von Lucas Bernard Schneider, Bürgerlicher Beckenmeister alda. Bemerkungen über die Hs. sind sonst nicht zugefügt. Erdmann Hanisch.

Šafařik

K. Paul: „P. J. Šafařik jako redaktor časopisu národního Musea". „Časopis Narodniho Musea", 1926, Jg. C, Bd. 1—2, S. 34—52.

Die Redigierung des Blattes des „Národní Museum" übernahm i. J. 1838 P. J. Šafařik. Die erste Folge dieses Jahrganges redigierte noch Palacky, die zweite hingegen schon Šafařik. Als Redakteur leistete Šafařik bei den prekären Verhältnissen viel. Und war er allein außerstande, zog er tüchtige Mitarbeiter heran, die unter seiner Anleitung Erfolgreiches leisteten. Unter seinen Mitarbeitern erblicken wir u. a. J. Malý, V. Štulc, Palacký, Amerling, Tomek, A. Marek, Vinařický u. a. Aber auch aus anderen Gegenden zog er seine Mitarbeiter heran: So gehörten zu den Mitarbeitern des „Museums" auch galizische (ukrainische) Erwecker, wie: J. Holovackyj und Vahilevič. Šafařik fühlte sich jedoch zu der anstrengenden journalistischen Arbeit nicht berufen und legte seine Funktion anfangs Dezember 1842 nieder. An seine Stelle trat Vocel. E. Perfeckij.

Jan Neruda und Italien. Rivista di letterature slave. 1926, Anno 1, Vol. 1, Fasc. 1—2. 105—114.

Wolfango Giusti sieht in den Urteilen, die Neruda in Poesie und Prosa über Italien geäußert, neben Allgemein=Gültigem viel Zufällig=Zeitlich=Bedingtes. Seine antiitalienische Einstellung der 60 er Jahre entstand unter dem Einfluß der Ideen Palackýs von einem idealen Österreich, innerhalb dessen die Völker in wahrer Brüderlichkeit leben könnten, zudem sprach hierbei die antipreußische Einstellung mit im Kriege von 1866, als man in Italien den Parteigänger Preußens sah. Die Reisebriefe Nerudas aus dem Orient und Italien, die als Feuilletons in den Narodní Listý erschienen waren, werden eingehend gewürdigt. Giusti sagt, man könne in Neruda den Schöpfer des čechischen Feuilletons sehen. Die Římské elegie erscheinen Giusti dagegen in ihrem literarischen Wert stark beeinträchtigt durch das Vorherrschen politisch=einseitiger, antikatholischer Werturteile. Emmy Haertel.

Die kosmopolitischen Dichter der Čechen: Julius Zeyer und Jaroslav Vrchlický. Rivista di letterature slave. 1926, Anno 1, Vol. 1, Fasc. 1—2. 44—62, 86—100.

E. Lo Gatto versucht in dem Aufsatz „Jul. Zeyer e l' Italia" die Grenzen abzustecken zwischen der Dichter= und Denkerindividualität Zeyers und der Vrchlickýs. Er vergleicht hierbei, was in den kritischen Studien von H. Jelinek „La litérature tschèque contemporaine (Praga 1912), Jan Vobornik", Jul. Zeyer (Praga 1919) und J. und A. Novak „Přehledne dějiny literatury české" (Olomouc 1912), zur Charakteristik der Beiden gesagt worden war. Lo Gatto zeigt die Widersprüche auf, in welche Novak und Vobornik geraten waren, indem ersterer die nicht zeitgemäße sentimentale Neigung Zeyers,

Digitized by Google

sich Mittelalter und alter Sagenwelt zuzuwenden, dem rationalistischen Geist Vrchlickýs gegenüberstellt, welcher eher an den Menschen der Renaissance erinnert, wohingegen Vobornik in Zeyer Spuren des Rationalismus sehen will, der den von Skeptizismus Gequälten mit Sehnsucht erfüllt nach Antike und Renaissance, worin er den vollendeten Ausdruck menschlicher Schönheit sieht. Lo Gatto glaubt diese Widersprüche lösen zu können. Beide Dichter sind von dem ruhelosen Streben erfüllt, ihren Durst aus allen Quellen zu löschen. Rationalistisches und Romantisches ist beiden eigen. Während aber Vrchlický im Schaffen das Gleichgewicht erlangt zwischen dichterischer Konzeption und Wirklichkeit und den Stoff beherrscht, anstatt sich von ihm beherrschen zu lassen, lebt Zeyer in beständigem Kampf zwischen Inspiration und Wirklichkeit. Vrchlický bewahrt objektive Ruhe, Zeyer erleidet im Kampf Enttäuschung um Enttäuschung und sucht schließlich die Verwirklichung seiner Ideale in religiösem Mystizismus. Nach diesen Grundzügen richtet sich auch die verschiedene Art, wie diese beiden Kosmopoliten das geistige Gut der Fremde in sich aufgenommen haben. — Lo Gatto verweilt dann bei dem im Titel genannten Stoff und führt in die Novellen Zeyers ein, die Italien zum Gegenstand haben.

Hier beginnt ein neuer Auszug, der inhaltlich zum Vorhergehenden gehört.

W o l f a n g o G i u s t i weist in Vrchlický und Carducci auf das Vielspältige und Ruhelose Vrchlickýs hin. Er stellt dem čechischen Kosmopoliten den Italiener Carducci gegenüber und glaubt Verwandtes zwischen beiden finden zu können. Wert und Bedeutung der Übersetzungen Carduccischer Dichtungen durch Vrchlický werden eingehend gewürdigt. In beiden Persönlichkeiten sieht Giusti das Streben verkörpert, ihr poetisches Fühlen und Denken in Einklang zu bringen mit den Pflichten des modernen Staatsbürgers. Beide wollen den Triumph dieses neuen Menschen verkünden, der, befreit von den Fesseln der Kirche, das verlorene Ideal der antiken Schönheit wieder zu erlangen sucht. Emmy Haertel.

Prag. Kleinseitner Gymnasium. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, 64. Jahrgang (1926), Heft 1, S. 8—23.

„Die Geschichte des Kleinseitner Gymnasiums" verfolgt hier O t t o k a r W e b e r in kurzem Abriß von der durch Albrecht von Waldstein veranlaßten Ansiedlung der Jesuiten in dem ehemaligen Dominikanerkloster auf der Kleinseite an. Der Kaiser hatte am 4. April 1625 seine Zustimmung erteilt. Wallenstein hat in einer Urkunde vom 17. April 1628 — sie ist S. 20 ff. abgedruckt — diesen Besitz des ehemaligen Dominikanerklosters zu St. Nikolaus mit Schule und Pfarrhaus auch entsprechend dotiert. Dies ist also der Ausgangspunkt. Die heutigen Räumlichkeiten stammen aus dem Anfange des 18. Jahrh. Graf Erdmann v. Trčka u. Lipa hat dann weitere Mittel für die Schule beschafft, die am 14. Juni 1628 mit den drei Klassen der Unterstufe eröffnet werden konnte. Damit ist das Gründungsdatum des Gymnasiums gegeben. Mit der Auflösung des Ordens übernimmt der Staat dann 1774 das Gymnasium, erst 1793 finden wir den ersten weltlichen Lehrer, bald setzt dann auch eine Modernisierung des veralteten Lehrplanes der bisherigen Lateinschule ein. Von 1861—1868 wurde der Unterricht im Čechischen z. T. obligatorisch, danach fakultativ. Die Anstalt wurde als eine der ersten Schulen der Čechoslovakei vom Aufhebungserlaß (20. April 1920) getroffen und die Klassen nun abgebaut, so daß am 28. J u n i 1924 die Abschiedsfeier stattfand, welche H e r b e r t W. D u d a (Leipzig) dann S. 23 ff. schildert. Erdmann Hanisch.

20. Jahrh. Archivwesen. Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 64 (1926) Heft 1, S. 40—49, Heft 2, S. 81—86.

J. B e r g l legt in einer Abhandlung „Das Archiv des Ministeriums des Innern in Prag" die Entwicklung dieses Archivs dar, welches aus der Amtstätigkeit der politischen Zentralverwaltungs- und Finanzbehörden des Königreiches herrührenden Schriftenmaterial vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis

Digitized by Google

ins 19. Jahrhundert allmählich entstanden ist. 1784 wurde es auf Befehl Josefs II. zu einem kleinen Teile in das „Größere Landhaus", in der Hauptmasse in die Unterkirche oder Gruft der zum Profeßhause der Jesuiten in Prag III gehörige Kleinseitner Nikolauskirche gebracht, i. J. 1901 wurde das Palais Palffy in Prag III hinzuerworben. Ein modern eingerichtetes Staatsarchivgebäude fehlt also noch. Das Archiv umfaßt über 30 000 Faszikel und Kartons, welche Millionen von Einzelakten enthalten, gegen 2500 Hs. und etwa 3000 Hilfsbücher aller Art, es ist außerordentlich reich an Urkunden, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen. Die wertvollsten Urkunden, ungefähr 6000, sind in einer besonderen Sammlung vereinigt. Der Artikel geht auch auf das Wirken der an dem Archiv tätig gewesenen Archivare ein. Es folgt dann die kurze Würdigung der großen Menge der Archivalien, die in 10 Hauptgruppen zur Übersicht über das Ganze geteilt sind. Erdmann Hanisch.

POLEN

Jan Czubek, Narok i narocznicy. Franciszek Bujak, Jeszcze o naroku. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 349—373; 374—385.

Der Streit datiert nicht von heute, den die beiden hervorragenden Gelehrten, Philolog der eine, Wirtschaftshistoriker der andere, in den Spalten des führenden Organs der polnischen Geschichtsforschung erneuern, ohne ihn abzuschließen. Was bedeutet „narok" und demgemäß die ständische Bezeichnung als „narocznicy"? Czubek stimmt im wesentlichen der Auffassung von Z. Wojciechowski (Momenty terytorjalne organizacji grodowej w Polsce Piastowskiej, Lemberg 1924, 69 ff.) zu, der den Narok als Pflicht zur Heeresfolge deutet, der bestimmte Gruppen von fürstlichen Mannen unterlagen, die, oft auch in beträchtlicher Entfernung vom Orte ihrer Militärleistung, gruppenweise angesiedelt, gewissermaßen den römischen Militärkolonisten oder den altösterreichischen „Grenzern" zu vergleichen wären. Czubek nimmt die Analogie außerpolnischer slavischer Länder zu Hilfe, gelangt schließlich dazu im Narok eine Art Landsturmdienstpflicht zu erkennen, deren Naturallohn in der Verleihung von Land an die Pflichtigen bestanden habe. Er überzeugt uns so wenig, wie Bujak mit seiner schroff entgegengesetzten Ansicht, das „Narok"land stamme aus Güterkonfiskationen durch den Landesherrn, die Narocznicy aber seien Unfreie, die mit diesen Besitzungen dem Fürsten zugefallen waren. Die Frage bleibt weiter offen. Otto Forst-Battaglia.

Guibert de Gembloux und die Polnische Kirchengeschichte des 11. Jahrhund.

Olgierd Górka: List Gwiberta z Gembloux (w XII) do scholastyka Arnulfa. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), 27 ff.

Das Dokument, dessen Text Górka veröffentlicht, ist, obzwar an sich nicht bedeutungslos, bei weitem nicht so interessant wie die neuerlich erhärtete Tatsache des frühen und innigen Zusammenhangs der niederrheinischen Klöster mit Polen. Man hat dafür noch nicht die entsprechende Erklärung gefunden, warum z. B. Tyniec mit Gembloux und Lüttich, Utrecht in nahen Beziehungen stand. Ich werde das Problem nächstens in dieser Zeitschrift im allgemeinen Zusammenhang der frühen Piastengeschichte behandeln und dabei manchen überraschenden Aufschluß geben können. Otto Forst-Battaglia.

Die Herkunft des Peter Wlast. Zeitschrift des Vereins für Gesch. Schlesiens, 60. Bd. (1926), S. 127—132.

Friedrich Reiche sucht, anknüpfend an die Hypothese der skandinavischen Herkunft Dago-Misicos, auch Ähnliches für die Abstammung Peters zu erschließen. R. stützt sich auf eine Stelle der „cronica Petri comitis ex Dacia" des Breslauer Propstes zum hl. Geist, Benedikt von Posen, die, um 1520 zwar geschrieben, aber auf eine alte, etwa Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Biographie Peter Wlasts zurückgeht. Die (ungedruckte) Chronik ist in der Breslauer Universitätsbibliothek (Sign.: IV fol. 188) und enthält f. 4 b die Worte

Digitized by Google

„Petrum Dacum comitem", wozu er die Stelle II 36 der Boguphal-Chronik stellt: „quidam nobilis adolescens de Regno Dacia". Indem R. unter den Begriff „Dacia" auch Kleinrußland, „für welches im 12. Jahrhundert wohl kein besonderer Name vorhanden war", einbefaßt, macht er Peter Wlast zum Kleinrussen. „Damit harmoniert sein Beiname Wlostides" in verschiedenen poln. Chroniken (Kadl., Dzierzwa, chron. Polon., Boguphal, chron. princip. Pol.). Wlostides geht auf Wlost = Wloszek, Demin zu Wlodimirz = kleinruss. Wolodimer = dem skandin. Woldemar oder Waldemar. (S.129): „Wir haben demnach Peter seiner Herkunft nach für einen Kleinrussen, seiner Abstammung nach für einen Skandinavier zu halten. Das ist recht wahrscheinlich, da die Ruriks seit Ende des 9. Jahrhunderts auch über Kiew herrschten, die Beziehungen aber der ebenfalls skandinavischen Piasten zu den russischen Fürsten noch bis ins 11. und 12. Jahrhundert bestanden . . . Peter selbst war Gemahl einer russischen Fürstentochter, die ihm Boleslaus III., der Vater Wladislaws II., verschafft hat". (S.132): „Peter stammt aus einem kleinrussischen, ursprünglich skandinavischen Geschlecht der Gefolgsleute Ruriks und Askolds. Durch die Beziehungen der Piasten zu den Ruriks mag sein Geschlecht nach Schlesien gekommen sein, Beziehungen, die in seiner Verheiratung mit einer russischen Fürstentochter hervortraten."
Erdmann Hanisch.

Universität in Thorn im 16. Jahrhundert

Stanisław Tync: Proba utworzenia Akademji protestanckiej w Prusach Królewskich w roku 1595. Reformacja w Polsce, Bd. 4 (1926), 46ff.

Der Thorner Bürgermeister Stroband strebte danach, in seiner Vaterstadt eine „Akademie" zu errichten, die ein Zentrum des geistigen Lebens der polnischen Protestanten werden sollte. Seine Absicht scheiterte an der Eifersucht der Glaubensgenossen in anderen Städten und an den finanziellen Schwierigkeiten.
Otto Forst-Battaglia.

W. Recke, Der Danziger Hof in Warschau und seine Bewohner. Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins, 1925, S. 17—40.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Stadt Danzig fast 200 Jahre lang ein sehr großes Grundstück mit Gebäuden, Stallungen und Garten in Warschau als Eigentum besessen hat, den sogenannten „Danziger Garten" und zwar vom Jahre 1612 bis zum Jahre 1797 (heute Medova 14 und 16). Diese Gebäude dienten als Wohnung für die nach Warschau zum Könige und zum Reichstage gehenden Gesandtschaften der Stadt Danzig und als ständiger Wohnsitz für den am Hofe des polnischen Königs akkreditierten diplomatischen Vertreter, „Sekretär", oder Residenten der Stadt Danzig, wie er im 18. Jahrhundert hieß.

Im Jahre 1454 hatte sich die Stadt Danzig unter die Schutzherrschaft des polnischen Königs begeben und daher bestand für die Stadt die Notwendigkeit öfterer persönlicher Fühlungnahme, umsomehr als es dort während der ganzen Zeit der Zugehörigkeit Danzigs zum polnischen Staatsverbande keinen Vertreter des Königs gegeben hat; der vom Könige alljährlich aus der Zahl der acht Mitglieder des Rates der Stadt ernannte königliche Burggraf hatte nur die Aufgabe der Wahrnehmung der dem Könige als Obersten Gerichtsherrn zustehenden Rechte. Als später die Regierungsgewalt in Polen auf den Adel und dessen Vertretung — den Reichstag — übergegangen war, mußten die Danziger ihre Interessen aufs eifrigste vertreten und zu den Tagungen der Reichstage ihre Vertreter hinsenden, nicht um an den Beratungen teilzunehmen, dagegen hat sich Danzig beharrlich gesträubt, um nicht als Glied des polnischen Staatsverbandes angesehen zu werden — sondern um als vorgeschobener Posten, wo nötig einzugreifen.

Diese Gesandtschaften der Stadt bestanden meist aus einem Bürgermeister, einem Ratmann und dem Syndikus, dazwischen auch aus noch mehr Vertretern sowie einem stets sehr großen Gefolge, das aus Soldaten, Pagen, Knechten, Köchen und dergleichen mehr bestand.

Zuerst war das Ziel meist Krakau gewesen (bis Mitte des 16. Jahrhunderts), ab 1569 wurde es Warschau, der Mittelpunkt des vereinigten Polnisch-Litauischen Reiches.

Digitized by Google

Obgleich es den Danzigern stets gelungen war, trotz des großen Zustroms von Menschen zur Zeit der Reichstage Unterkunft für ihre großen Gesandtschaften zu finden, so hielt es der Rat der Stadt doch für zweckmäßig, sich allmählich einen eigenen Sitz in Warschau zu schaffen und erwarb daher im Jahre 1612 für 4000 Gulden den bisher nur gemieteten „Garten" als Eigentum. Im Jahre 1615 wurde noch der angrenzende sogenannte „kleine Garten" zugekauft. Dieser Besitz erhielt den Namen „Danziger Garten" und verblieb im Eigentum der Stadt bis zum Jahre 1797. Die Danziger hatten bereits im Jahre 1606 vom polnischen König ein Privileg erhalten, daß ihr Besitz von jeder fremden Einquartierung freibleiben sollte; trotz alledem haben sie sich doch dazwischen Einquartierungen gefallen lassen müssen, besonders zur Zeit der Reichstage; so wohnte dort zum Beispiel im Sommer 1622 der Krongroßkanzler, einer der höchsten polnischen Würdenträger.

Während des zweiten nordischen Krieges (1655—1660) hat der „Danziger Hof", der mitten in der Gefechtslinie lag, stark gelitten und war schon im Jahre 1656 vollständig niedergebrannt. Bis zum Jahre 1669 hat der Danziger Rat mit einem Wiederaufbau des Hauses gezögert, da die politischen Zustände zu unsichere waren. Schließlich Ende August 1669, als das Haus fast fertig war, machte unerwartet der Bischof von Posen der Stadt Danzig den Besitz ihres Gartens streitig und wurde hierbei vom päpstlichen Nuntius und andern geistlichen Würdenträgern unterstützt, denn man fürchtete in diesen Kreisen, daß der „Danziger Hof" zu einem Sammelpunkt und Zufluchtsort für die Protestanten in Warschau werden könnte. Nur durch persönliches Eingreifen des Königs, der dem Bischof sein „genugsames Mißfallen" ausdrückte, wurde die Sache beigelegt.

Trotz jahrelanger Vorstellungen beim Rat an Stelle des völlig verfallenen Hauses, einen der Würde Danzigs entsprechenden Neubau aufzuführen, gelang es nie, solches durchzudrücken und nur dank dem Eingreifen des Krongroßmarschalls, der auf die Reichstagskonstitution vom Jahre 1766 gestützt, Niederreißung des ganzen hölzernen Gebäudes verlangte, schien die Stadt Danzig doch endlich an den Neubau des Gesandtschaftsgebäudes herantreten zu wollen. Als aber der hohe Kostenanschlag vorgelegt wurde, entschied man sich doch noch etwas abzuwarten.

Die nun folgenden Wirren und Aufstände und die dritte Teilung Polens veranlaßten schließlich die Stadt, den „Danziger Garten" im Jahre 1797 zu verkaufen.

Die Bewohner des Danziger Hofes waren, wie bereits bemerkt, entweder Sondergesandtschaften oder durch dauernd in Warschau ansässige bevollmächtigte diplomatische Vertreter, „Sekretäre", die Danzig beim polnischen Königshofe und beim Reichstage vertraten.

Der „Sekretär" war sozusagen Syndikus — also ein höherer Verwaltungsbeamter. Diese Sekretärposten waren sehr gesucht, obgleich die Bezahlung alles andere als fürstlich war. Die Absendung eines „Sekretärs" war mit einem an den polnischen König gerichteten Beglaubigungsschreiben, die Abberufung mit einem Rekreditiv verbunden. Die Umgangssprache war zuerst die lateinische, später die französische. Der „Sekretär" folgte dem königlichen Hofe, wenn dieser Warschau verließ, — ja selbst ins Feld begleitete er ihn. Neben der Vertretung der Angelegenheiten der Stadt mußte der Sekretär den Rat über alle wichtigen Vorgänge am Hofe in der großen Politik auf dem Laufenden halten und bilden diese Berichte die wichtigsten Quellen für die Geschichte Polens und Osteuropas. Zur Übermittelung der Berichte, die in Chiffreschrift abgefaßt waren, bediente sich der Sekretär eigener Kuriere. Auch sollen damals bei den einflußreichen Würdenträgern „Douceurs" oft keine geringe Rolle gespielt haben, ja selbst der König Stanislaus August Poniatovski erhielt von der Stadt Danzig zu Ende 1769 ein „Don gratuit" in Höhe von 10000 Dukaten.

Auch gesellschaftliche Talente spielten am polnischen Hofe eine nicht zu unterschätzende Rolle und gerade die Sommerfeste im herrlichen und kunstvoll angelegten Danziger Garten waren berühmt und bei der Hofgesellschaft sehr beliebt; sogar der König selbst hat des öfteren den Danziger Garten besucht und dort gespeist.

Digitized by Google

Zu den Aufgaben des Sekretärs gehörte es auch, in steter Fühlung mit den fremden, in Warschau anwesenden Diplomaten zu bleiben, denn diese konnten für Danzig bei allgemein-politischen Verwicklungen von großer Bedeutung werden.

Zu gewissen Zeiten beobachtete man am polnischen Hofe die Beziehungen des Danziger Sekretärs zu dem fremden Diplomaten mit einigem Mißtrauen, so z. B. während des siebenjährigen Krieges seine freundschaftlichen Beziehungen zum Vertreter Preußens. Besonders wichtig wurden die Beziehungen des Danziger Sekretärs zum russischen Gesandten zur Zeit Katharinas II., die im Sinne Peters des Großen eine unmittelbare Verbindung mit West-Europa herstellen wollte.

Auf diese Weise wurde der Danziger Sekretär zu einem wichtigen Mittler zwischen den verschiedenen außenpolitischen Tendenzen Polens und Danzigs insbesondere zur Zeit als Danzig in den Brennpunkt des großen politischen Ringens um den Besitz der Ostsee rückte. Jedenfalls hat Danzig, dank seinen begabten und klugen diplomatischen Vertretern, es stets verstanden, den angesehenen Platz unter den an die Ostsee angrenzenden Staaten zu erhalten, auf den es als führende Hansestadt Anspruch erheben konnte. v. Bochmann.

Jan Sobieski, 1674—1683

Mieczysław Skibiński: Francja a Polska w latach 1674—1683. Przegląd Powszechny, Bd. 173 (1927), 185 ff.

Der Autor, der in einem kompendiösen Buch über Polen zur Zeit des ersten schlesischen Krieges seinen Fleiß und seine Unfähigkeit zur Geschichtsschreibung erwiesen hat, erhebt in diesem etwas chaotischen Aufsatz gegen Jan Sobieski, den Türkenbekrieger, eine Fülle von in nichts begründeten Anklagen. Gemeine Goldgier als Triebfeder eines Mannes anzusehen, dessen königlicher Reichtum auch vor der Thronbesteigung notorisch war, ist arg. Noch schlimmer, wenn ihm seine Franzosenfreundschaft und im gleichen Atem seine mangelnde Treue zu Ludwig XIV. vorgeworfen; wenn die edle Geste der Türkenbefreiung ihres berechtigten Glanzes entkleidet und den anderen Türkenkämpfen des Bezwingers der Tartaren jeder Erfolg abgesprochen wird. Für das Maß der geschichtlichen Einsicht Skibińskis diene der Satz: „Wenn Frankreich die Erweckerin der christlichen Kultur in Europa und ihr wahrhafter Missionar gewesen ist, so Polen ihr christlicher Ritter, der aufopfernd, immer mit Erfolg, diese Kultur erst vor der tartarischen, dann vor der türkischen Sturmflut schützte." Das in einem Aufsatz, der Sobieski seinen Zug nach dem Kahlenberg bekrittelte, von wo der Polenherrscher hinabstieg den Verbündeten des Allerchristlichen Königs, Kara Mustafa, zu vernichten!

Otto Forst-Battaglia.

Czesław Chowaniec: Z dziejów polityki Jana III na Bliskim Wschodzie 1683—1686. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), 151 ff.

In schroffem Gegensatz zum anklagenden, inhaltsleeren und auf jeden Quellenhinweis verzichtenden Aufsatz Skibińskis steht die stoffreiche Arbeit von Chowaniec, die auf eine größere, kommende Darstellung hinweist. Sobieskis Bemühungen werden gezeigt, in Persien einen starken Alliierten gegen die drohende Türkengefahr zu finden. Die nicht durch polnische Schuld zum Scheitern verdammten diplomatischen Bemühungen am Hofe des Schach Soliman, des Königs eigenster Initiative entsprungen, bestätigen, was wir von seinem die Zeitgenossen hoch überragenden weiten Blick wissen. Schade, daß dieser Erzählung der Mission des Polen Gurdziecki am Hofe von Ispahan die Kenntnis der orientalischen Quellen mangelt, von denen z. B. in der Wiener Hofbibliothek manche zugänglich wären. Otto Forst-Battaglia.

Ältere Literatur-Geschichte. Erotik

Aleksander Brückner: Pierwotny erotyk polski. Przegląd Współczesny. T. XVII, S. 178—190.

Brückner beschäftigt sich im ersten Teil dieser Studie mit der Liebe und Hochachtung zur Mutter und überhaupt zum weiblichen Geschlecht, die in

Digitized by Google

einigen Stücken älterer und ältester polnischer Poesie deutlich erfaßbar ist. Der zweite Teil ist den Liebesbriefen der älteren polnischen Literatur gewidmet und stellt mit seiner Kritik an Ganszyniec: „Polskie listy miłosne dawnych czasów" (Lwów: Ossolineum 1925; XII, 240), die dort veröffentlichten und kommentierten Berliner Liebesbriefe ins rechte Licht. E. Koschmieder.

Literatur=Geschichte. XVII. Jahrhundert

Roman Pollak: Pierwodruk „Nadobnej Paskwaliny". Silva rerum II, 54—55.

Mitteilung über die Auffrischung des bisher unbekannten Erstdruckes der „Nadobna Pasqualina" des Samuel Twardowski vom Jahre 1655 in der Stadtbibliothek zu Danzig unter Aufführung einer ganzen Reihe von Ab= weichungen von der Ausgabe des Jahres 1701 und unter Beifügung eines Fak= simile des Titelblattes. In der Bibljoteka Narodowa, die bei der Krak. Spółka hydawocicza erscheint, wird eine Bearbeitung der Nadobna Paskwalina auf der Textgrundlage der Erstausgabe herausgegeben werden. E. Koschmieder.

Literatur=Geschichte. XVII. Jahrhundert

Eugenjusz Land: Z dziejów plagjatu u polskich rymotwórców duchowrych XVII wieku. Silva rerum II, S. 93—94.

Die erste polnische Messiade: „Pamiątka krwawej ofiary Pana Zbawiciela naszego" von Abraham Rozniatowski, Krakau 1610, hat eine Reihe von Plagia= toren gefunden. Als erster wird vom Verf. Wawrzyniec Chlebowski mit seiner Krwawa ofiara Jezusa Chrystusa, Krakau 1621, genannt, der in diesem Werk ein knappes Viertel seiner 936 Verse aus Rozniatowski wörtlich entlehnt hat. Das Buch Chlebowski's aber war noch glücklicher als sein Vorbild, indem es unter Weglassung der Einleitung und einiger Randbemerkungen 1634 von Stanisław Żeromski u. d. T.: „Pamiątka Krwawey ofiary Jezusa Chrystusa Syna Bożego . . ." einfach abgedruckt wurde. Einzelne wörtlich aus Rozniatowski entlehnte Verse bei anderen Autoren XVII sec. bestätigen, wie sehr dieses Werk dem Geschmack jener Zeit entsprach. E. Koschmieder.

Sprache. XVII. Jahrhundert

Władysław Folkierski: Kłopoty francuskiego autora XVII w. z polszczyzną. Silva rerum II, S. 55—59.

1699 erschien in Amsterdam bei Henry Desbordes ein zweibändiges Werkchen u. d. T.: „Les anecdotes de Pologne ou memoires secrets du regne de Jean Sobieski III du nom". Der Verfasser war Francois Paulin Dalairac (Dalerac), der Vertraute Jan Sobieski's. Mit der polnischen Sprache wohl vertraut, hat er den Text seiner „anecdotes" mit zahlreichen Erläuterungen versehen, in denen polnische Namen und Worte in polnischer Schreibweise und in französischer Umschrift mit Erklärungen über die Aussprache erscheinen. Von diesen Erläuterungen und Transskriptionen wird in der vorliegenden Ab= handlung eine ganze Reihe angeführt und besprochen. E. Koschmieder.

Das „Empfindsame Zeitalter" in Polen. Revue des études Slaves, Bd. 6 (1926), (H. 1—2), S. 82—98.

M. Szyjkowski behandelt die erste Stufe der polnischen vorromantischen Literaturepoche. Diese sog. „schweizer" Stufe der polnischen Empfind= samkeit knüpft an den Idyllendichter Salomon Geßner (1730—88) und seine Nachahmer, die meist durch Übersetzungen aus dem Französischen in Polen bekannt wurden, an und läßt sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Erscheinen von Mickiewicz's ersten Gedichtbänden (1822) verfolgen.

F. Epstein.

Digitized by Google

I. Teilung Polens

Otto Forst-Battaglia, Marja Teresa i pierwszy rozbiór Polski. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), 411—416.

Auf Grund der Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs bin ich dazu gelangt, die Aufrichtigkeit von M. Th.'s tiefer Abneigung gegen die Teilung Polens zu bestätigen. Das von mir aufgefundene, lange bezweifelte und von Friedrich dem Großen erwähnte Gutachten des kaiserlichen Beichtvaters, das den Ausschlag gegeben hat, wird im Anhang zu diesem Aufsatz vollinhaltlich abgedruckt. Otto Forst-Battaglia.

Kościuszko

Adam Próchnik: Kościuszko jako polityk i wódz. Studjum polemiczne. I. II. Przegląd Współczesny, Tom XVII, S. 114—130, 202—217.

Die vorliegende Abhandlung Próchnik's, die sich selbst als eine polemische Studie bezeichnet, stellt in der Hauptsache eine Kritik des Buches: „Kościuszko w świetle nowszych badań" von A. M. Skałkowski (Posen 1924) dar. Skałkowski hat bekanntlich in diesem Buche versucht, die Bedeutung Kościusko's sowie seine hohen Fähigkeiten und Vorzüge als legendarisch zu erweisen. Próchnik steht dieser Auffassung durchaus ablehnend gegenüber und sucht sie Punkt für Punkt zu widerlegen, indem er Skałkowski Voreingenommenheit gegenüber den bekannten Quellen vorwirft, die er nur anders auswerte, als seine Vorgänger, ohne selbst neues Material beizubringen.

E. Koschmieder.

Das Nationalitätenverhältnis in Westpreußen und Posen zur Zeit der polnischen Teilungen. Deutsche Wissenschaftl. Zeitschr. f. Polen, H. 7 (1926), S. 3—79, mit 4 Karten.

Die Breslauer Dissertation von Ilse Rhode faßt die bisherigen Ergebnisse der deutschen und polnischen Forschung zusammen und ergänzt sie wirksam durch die dem Berliner Geh. Staatsarchiv entnommenen, noch unbenutzten Kirchenregister von 1774—77 und 1799, sowie einige andere Aktenstücke. Die unter Mitberücksichtigung der zeitgenössischen Topographieen von Holsche, Goldbeck usw. gewonnenen Resultate werden für Stadt und Dorf kartenmäßig veranschaulicht, wobei nur für die preußischen Erwerbungen von 1793 sich keine genügenden Unterlagen hinsichtlich des platten Landes gewinnen ließen. Für Westpreußen und den Netzegau ist in einer Anlage die Zahl der angesetzten Kolonisten mit Angabe ihrer Heimat und vermutlichen Nationalität beigefügt. In eindrucksvoller Weise werden die Unsinnigkeiten Komornickis widerlegt und statt dessen einwandfreie Beweise dafür erbracht, daß das deutsche Element zur Zeit der Teilungen bereits bodenständig war und durch die völkisch indifferente Kolonisation Friedrichs d. Gr. und seiner beiden Nachfolger nur eine zahlenmäßig wenig in das Gewicht fallende Auffrischung erfahren hat (etwa 2% der Gesamtbevölkerung, wobei ein beträchtlicher Teil der Ansiedler polnischer Abkunft oder aus Polen zugewandert war). Unter den von 1786—98 herbeigezogenen 176 Neulingen stammten 80, davon 31 mit polnischem Namen, aus Polen und 19 aus Westpreußen. In Posen war das Verhältnis der Deutschen nicht anders als 1919 (etwa 35%), in Westpreußen und dem Netzedistrikt betrug der deutsche Anteil mindestens die Hälfte und in letzterem sogar wohl erheblich mehr.

Hiernach besitzt die Arbeit neben dem wissenschaftlichen insofern einen für die Gegenwart wichtigen politischen Wert, als sie die seitens der Gegenpartei als Vorwand für die neue Grenzziehung aufgestellte Behauptung von dem beinahe ganz polnischen Charakter der Preußen entrissenen Gebiete zur Zeit der Teilungen Polens überzeugend widerlegt. M. Laubert.

Digitized by Google

Die Dziady und Mickiewicz. Lud, organ polskiego towarzystwa etnologicznego, wydawany przez polskie towarzystwo ludoznawcze we Lwowie, Serja II, Tom IV, zeszyt I—II.

Gołąbek Józef, behandelt die weißrussischen Totenfeiern in dem Artikel: Dziady białoruskie. Es handelt sich bei den auch literarisch so bedeutungsvoll gewordenen Dziady bekanntlich nicht um die beim Tode eines Familienmitgliedes üblichen Trauerfeiern, sondern um die jährlich viermal stattfindenden Totenfeiern, die dem Andenken aller verstorbenen Anverwandten geweiht sind. Gołąbek schöpft das Material im wesentlichen aus Szejn, A. Fischer (Zwyczaje pogrzebowe ludo polskiego, Lwów 1921) und M. Federowski (Lud białoruski na Rusi litewskiej, Kraków 1897). Im ersten Teil gibt er eine ins einzelne gehende Schilderung dieser Feiern mit ihren eigenartigen, nach den einzelnen Gegenden wechselnden Zeremonien. Wir ersehen daraus, daß sie im Herbst und Winter fast durchwegs zu Hause abgehalten werden, im Frühjahr und Sommer jedoch an den Gräbern der Verstorbenen. Fast nirgends veranstaltet man eine gemeinsame Feier, wie Mickiewicz in den Dziady sie darstellt; jede Familie hält sie gesondert ab. Der Verfasser stellt fest, daß das Volk allenthalben, ausgenommen in den katholischen Gegenden, auch heute noch seine Toten durch solche Feiern ehrt. — Im 2. Teil der Abhandlung geht Gołąbek näher ein auf die Darstellung bei Mickiewicz und setzt sich mit den verschiedenen Ansichten auseinander, die sich hierüber gebildet haben. Auf Grund des gesammelten Materials wendet er sich gegen J. Kallenbach (Czasy i ludzie, Warszawa 1905), der auf des Dichters eigene Worte gestützt behauptet, daß die Totenfeiern zur Zeit von Mickiewicz mehr und mehr schwanden, zum Teil wegen des Widerstandes der Geistlichkeit. Auch heute noch begeht das Volk, wie oben gesagt, ungehindert, mancherorts sogar unter Mitwirkung der Geistlichkeit, mit derselben Feierlichkeit wie ehedem die Feier der Dziady. Mickiewicz schreibt, daß er bei der Abfassung der Dziady sich von der Volkssitte leiten ließ, aber seine diesbezüglichen Angaben sind widerspruchsvoll, wie Gołąbek mit Recht bemerkt. Es kann sehr wohl des Dichters Freund Czeczot ihm die poetische, volkstümliche Grundlage für sein Werk geliefert haben. Damit kommt Gołąbek auf den Kernpunkt des 2. Teils seiner Abhandlung, auf die Frage, ob die Darstellung des polnischen Dichters die Volkssitte genau widerspiegelt. Es haben ja schon Tretiak, Zdziarski, Szpotański u. a., besonders ausgesprochen der erstere, erhebliche Abweichungen festgestellt. Man wird Gołąbek beipflichten müssen, wenn er — natürlich ohne dem Dichter dies als Vorwurf anzurechnen — die Behauptung aufstellt, Mickiewicz habe die Volkssitte der Totenfeier nur als in den Einzelheiten leicht zu verändernde Grundlage seiner Dziady benutzt und, obwohl er sie genauer kannte (vgl. Dziady, 4. Teil), unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung (Liebeskummer) und des schöpferischen Dranges eine Darstellung gegeben, die mit der Volkssitte wenig gemein hat.

F. Schmidbauer.

Stanisław Pigoń: Epilog „Pana Tadensza". Silva rerum II, S. 44—53.

Auf den 10 Seiten, die Pigoń dem in allen Mickiewicz-Ausgaben vernachlässigten Epilog (nach Klaczko: Einleitung) zum Pan Tadeusz widmet, wird zunächst über die Geschichte und das Äußere des Autographs gehandelt und darauf ein Versuch einer kritischen Ausgabe gegeben, wie sie Pigoń sich denkt.

E. Koschmieder.

Stanisław Pigoń: Wiadomość o kilku autografach poezyj Mickiewicza. Silva rerum T. I, S. 25—28.

S. Pigoń berichtet über einige wiedergefundene Autographen Mickiewicz's, und zwar über eins aus „Konrad Wallenrod" und mehrere aus Buch VIII des „Pan Tadeusz". Das Manuskript des Konrad Wallenrod, das der Dichter seinem Freunde Józef Jeżowski geschenkt hatte, war von diesem blattweise seinen Hörern an der Universität Moskau verteilt worden. Zu den sechs davon

Digitized by Google

bisher wiedergefundenen Blättern tritt nunmehr ein siebentes, enthaltend Ustęp VI ww 166—219, zurzeit im Muzeum Narodowe zu Krakau befindlich unter der Signatur F. Ⓚ. 3766. Das Manuskript des Pan Tadeusz befand sich bis auf Buch VIII in den Sammlungen St. Tarnowski's. Buch VIII hatte der Dichter der Frau[1]) Józef Gołuchowski's geschenkt und seither war es verschollen, bis 1904 Wł. Buchner ein Blatt mit Vers 135—182 des VIII. Buches wiederfand. Etwa zur gleichen Zeit fand sich in der Krasiński-Bibliothek ein größeres Bruchstück mit Vers 763—805 und 183—565. Ein weiteres Blatt findet sich in der Bibl. im. L. Kronenberga zu Warschau; es nimmt die Seiten 15, 16 eines Autographen-Albums ein, das seinerzeit Stan. Jachowicz zugeeignet wurde, und enthält die Verse 663—762. Es fehlen an Buch VIII also heut nur noch Vers 1—134 und 566—662. (Vgl. auch einen Nachtrag Pigoń's in Silva rerum II, 72/73.) E. Koschmieder.

Mickiewicz und Michelet. Revue des études Slaves, Bd. 6 (1926), (H.1—2), S. 99—105.

Z.-L. Zaleski veröffentlicht drei Briefe von Mickiewicz an Michelet aus dem Jahre 1851, die sich auf seine Mitwirkung an Michelets Veröffentlichung: „Pologne et Russie, Légende de Kosciuszko", Paris 1852 (2. Aufl. 1863 u. d. Titel: „La Pologne martyre") beziehen. F. Epstein.

Celine Mickiewicz, geborene Szymanowska

Władysław Mickiewicz: Moja matka. Przegląd Współczesny, Bd. 19 (1926), 119 ff., 280 ff., 380 ff.

Den Wert dieser aus begreiflicher Pietät des Sohnes heraus geschriebenen Biographie der unglücklichen Gattin des großen Mickiewicz haben wir in den zahlreichen abgedruckten Briefen zu erblicken, die uns einen Einblick in das geistige Leben der polnischen Emigration gewähren. Der spärliche, verbindende Text trägt die Spuren dessen, daß er dem Sohn und einem fast Neunzigjährigen zum Verfasser hatte, dem jedes kritische Verhältnis zur Gestalt der Frau mangelte, die in Mickiewiczs Dasein (ohne ihre Schuld) als düsteres Verhängnis trat. Otto Forst-Battaglia.

Słowacki

Aleksander Birkenmajer: Warjantowe wydania „O potrzebie idei" Słowackiego. Silva rerum II, S. 91—93.

Birkenmajer hat in der Jagiellonischen Bibliothek unter den Dubletten ein Korrekturexemplar der 1846 erschienenen Schrift Słowacki's: „Do Emigracyi o potrzebie idei" gefunden, das für die kritische Ausgabe der Werke des Dichters eine Reihe von Varianten enthält. Diese sind besonders für die Beurteilung des Verhältnisses der Krakauer Ausgabe von 1869 zur Pariser von 1846 von Wichtigkeit, insofern als sich die Krakauer Ausgabe voraussichtlich als Falsifikat des Herausgebers erweisen dürfte, da die Adresse: an das Volk (und nicht wie in der Pariser Ausgabe: an die Emigration) nicht von Słowacki stammen dürfte. E. Koschmieder.

W. Z. Wayda, Beniowski w Ameryce. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 416—421.

Aus amerikanischen Akten teilt Wayda sehr interessante und belustigende Einzelheiten über ein Gastspiel des berüchtigten Abenteurers, Reisenden, ungarischen Adeligen und polnischen Konföderaten mit, der 1779 in die Vereinigten Staaten kam, sich als Bruder Kazimierz Pułaskis ausgab, den Helden nicht mehr am Leben traf (und auch kaum zu treffen begehrte), endlich auf Kosten des Kongresses 1780 zurück nach Europa schiffte.
Otto Forst-Battaglia.

---

[1]) In einem Zusatz auf Seite 86/87 desselben Bandes d. Silva rerum teilt P. berichtigend mit, daß nicht die Frau Józef Gołuchowski's sondern seine Nichte Magdalena Gołuchowska das gen. Manuskript als Geschenk erhielt.

Digitized by Google

Henryk Ułaszyn: Na marginesie „Beniowskiego". Prace filologiczne X, S. 183—191.

Ułaszyn behandelt hier den bekannten Absatz über die russische Literatur aus dem VII. Gesange des „Pan Beniowski" (Vers 314—335, auf Seite 256—259 der von J. Kleiner in der „Bibljoteka narodowa" Nr. 13/14 vor einigen Jahren besorgten neuen Ausgabe). U. versucht dabei 1. eine Erklärung des Ausdrucks „skwierne miaso" (Vers 317) zu geben, indem er sich auf das skvrъna męsa des ksl. bezieht („nečista męsa ichъže vъkušenie otrekbъ esi [gospodi] vъ zakoně svętěm' svoem'") und kommt zu dem Ergebnis, es sei damit ein unreiner, ungesunder Inhalt der Gedichte im Verhältnis zu den Untertanen des Caren sowie vom Gesichtspunkt des Caren und seiner Häscher gemeint; 2. bespricht er die Erwähnung des Kukolnik (Vers 331 ff.), indem er bestätigt, daß es sich hierbei um Pavel, nicht aber um Nestor Kukolnik handelt; 3. führt U. die von Słowacki ausgestrichene Variante (in Klammern nach Vers 328 eingeschoben) über den Rat Puškins, den Caren an die Laterne zu hängen, auf einen angeblich von Puškin improvisierten Vierzeiler zurück:

Lučše vměsto ätogo fonarja
Pověsit' russkago carja
I nastalaby svoboda
Dlja vsego russkago naroda!

E. Koschmieder.

Kraszewski

Adam Bar: „Zapiski więzienne" I. J. Kraszewskiego. Silva rerum II, S. 73—76.

Im Nachlaß Kraszewski's in der Jagiellonischen Bibliothek befindet sich ein in Leder gebundenes Notizbuch in 16°, das die Aufzeichnungen des Schriftstellers aus der Zeit seiner Festungshaft in Magdeburg enthält. Bar hat in dem vorliegenden Bericht die wichtigsten der meist sehr wortkargen und monotonen Bemerkungen aus diesem Büchlein abgedruckt, das für einen Biographen Kraszewski's mancherlei Material zur Charakteristik der Persönlichkeit des Schriftstellers enthält.

E. Koschmieder.

Sienkiewicz

Ignacy Chrzanowski: Pierwsza redakcja noweli Sienkiewicza „Z pamiętnika poznańskiego nauczyciela". Silva rerum II, S. 41—43.

Sienkiewicz's Novelle „Aus dem Tagebuche eines Posener Lehrers" war ursprünglich auf russische Verhältnisse berechnet und wurde auf die Posener Verhältnisse übertragen, da Sienkiewicz sie in Warschau drucken wollte und die Zensur den Druck sonst nicht zugegeben hätte. Jedoch ist sie auch in der ersten Redaktion in der Gazeta Lwowska 1879, Nr. 236, 237, 238 anonym u. d. T. „Z pomiętnika Korepetytora" erschienen. Chrzanowski vergleicht nun eine Reihe von Stellen aus beiden Redaktionen und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß es nötig sei, diese so populäre Novelle Sienkiewicz's auch in ihrer ursprünglichen Fassung herauszugeben und bei künftigen Gesamtausgaben vor die zweite Redaktion zu setzen.

E. Koschmieder.

Wyspiański

Tadeusz Sinko: St. Wyspiańskiego pytajniki na marginesie „Piśmiennictwa" W. Feldmana. I. II. Przegląd Współczesny T. XVII, S. 218—229, 370—386.

Sinko beschäftigt sich in der vorliegenden Studie mit den Fragezeichen, die Wyspiański in seinem Handexemplar von Feldmans „Piśmiennictwo polskie 1880—1904" gemacht hat. Sie beziehen sich fast ausschließlich auf Feldmans Kritik an Wyspiański's Werken. Sinko zieht sie heran, um Wyspiański's Stellungnahme zur literarischen Kritik in Fragen der historischen Treue und der künstlerischen Ästhetik zu beleuchten, und zeigt, in welcher Weise hier Kritiker und

Digitized by Google

Künstler aufeinander eingewirkt haben, indem er auf die zum Teil erheblich veränderte Fassung der fraglichen Stellen in Feldmans späteren Auflagen hinweist. Das Fragezeichen, das der Dichter bei Feldmans Urteil über Lucjan Rydels „Zaczarowane Koło" gemacht hat, veranlaßt Sinko, Wyspiański's Stellungnahme zu Rydels Werken und zu den anderen polnischen Autoren an Hand der zahlreichen Briefe des Dichters an Rydel zu beleuchten, so daß also Wyspiański's Haltung gegenüber der literarischen Kritik seiner eignen Art, Kritik zu üben, gegenübergestellt wird. E. Koschmieder.

Jan Dürr: Ze studjów nad grafiką książkową Wyspiańskiego. Silva rerum II, S. 9—10.

Der Verfasser, der die Absicht kundgibt, der graphischen Gestaltung des Buches bei Wyspiański eine erschöpfende Abhandlung zu widmen, nimmt hier nur Stellung zu der Analyse, die die Komposition des Umschlags zur Originalausgabe der Achilleis Wyspiański's (Kraków 1903) von St. Szczutowski im Przegląd Warszawski Rok 3. 1923, Tom II gelegentlich der Besprechung des Buches: „Książka wytworna" von Stan. Lam gefunden hat. Er weist dabei Szczutowski darauf hin, daß die Zeichnung auf dem Umschlag nicht von Wyspiański herrührt, sondern eine Reproduktion der Malerei auf der Vase des Sosias (etwa V. Jahrh. vor Chr.) ist, die dem archäologisch stark interessierten Dichter gut bekannt war, und nur die Komposition des Gesamtbildes des Umschlages aus seinen verschiedenen Teilen als Werk Wyspiański's betrachtet werden kann. E. Koschmieder.

Władysław Kluger: Na marginesie zbiorowego wydania Wyspiańskiego. Silva rerum I, S. 32—33.

Die im Erscheinen begriffene Gesamtausgabe der Werke Wyspiański's bezeichnet der Verfasser vom bibliophilen Standpunkt aus als unerfreulich, insofern als sie durch Vereinheitlichung der Formate und der Typen sowie durch das Fortlassen des Buchschmuckes dem graphischen Schaffen Wyspiański's keinerlei Aufmerksamkeit schenkt. Nach der Ansicht des Verfassers hätte man wenigstens Format und Type der Originale wahren sollen und jedem Werk ein Faksimile des Umschlags, des Titelblatts und der Vignetten beifügen können. E. Koschmieder.

Stanisław Estreicher: Narodziny „Wesela". W 25 rocznicę pierwszego przedstawienia dramatu. Przegląd Współczesny Tom. XVII, S. 23—35.

Die nahen Beziehungen, in denen St. Estreicher zu Wyspiański stand, gaben ihm die Möglichkeit, wertvolles Material zur Genesis des Dramas „Wesele" zu liefern. Estreicher schildert zunächst, welchen Umschwung Wyspiański's Aufenthalt in Paris auf seine Stellungnahme zur polnischen Künstlerschaft hervorgerufen hat, das ihm als Epigonentum erschien, und wie sich in der Folge seine ablehnende Haltung zur Erhebung gegen die Fremden mit Waffengewalt herausbildete, die ihm in ihrem romantischen Traditionalismus nicht als der richtige Weg zur nationalen Befreiung Polens vorschwebte. Seine Ideen über die Wiedererlangung der Freiheit drängten zur Entladung, für welche ihm die Hochzeit seines Freundes Lucjan Rydel zum Anstoß wurde. Dort nämlich — so hat er es Estreicher erzählt — sah er, während getanzt wurde, eine Wiedergabe des Wernyhora von Matejko, und er legte sich sogleich die Frage vor, wie es wohl wäre, wenn da plötzlich Wernyhora von der Wand herabstiege und verkündete, daß seine Prophezeiung sich nun erfülle und die Zeit zur Befreiung gekommen sei; was das für einen Eindruck bei den Anwesenden hervorrufen müßte und was für einen Erfolg beim ganzen Volk. Als erste entstand nun die Szene zwischen Włodzimierz Tetmajer und Wernyhora, die Wyspiański etwa einen Monat nach jener Hochzeit Estreicher vorlas, die anderen schlossen sich

Digitized by Google

später an, zuletzt die zwischen Kazimierz Tetmajer und Zawisza, bis das Stück Mitte Februar 1901 vollendet war. — Estreicher führt dann weiter aus, wie der einige Tage nach der Aufführung im „Czas" erschienene Kommentar Starzewski's zu Wyspiański's Wesele entstand, und wie man das Stück aufnahm.

E. Koschmieder.

Stefan Żeromski (1864—1925). Le Monde Slave, Jan. 1926, S. 25—42.

Ein Lebensbild St. Żeromskis von Z.-L. Zaleski, dem Verfasser des Artikels über Żeromski und Reymont im „Mercure de France" v. 1. 10. 1920 und des Buches: „Dilemme russo-polonais, deux conceptions de l'ordre et de la liberté" (Paris 1920), einer Gegenüberstellung des polnischen und des russischen Freiheitsbegriffs (wolność und svoboda).

F. Epstein.

Henryk Ułaszyn: Żeromski a język polski. Przegląd Współczesny T. XVII, S. 415—435.

Diese Arbeit Ułaszyns über Żeromski und die polnische Sprache ist ein Vortrag, den der Verfasser am 2. März 1926 in Posen innerhalb einer Vortragsreihe über das Schaffen Żeromski's hielt. Ułaszyn führt aus, in welchem Umfang Żeromski sich mit der polnischen Sprache beschäftigt hat, wie er sowohl die Volkssprache und die Sprache verschiedener Volksschichten als auch die älteren Sprachdenkmäler sowie die sprachwissenschaftliche Literatur Polens studierte. Auf dieser Basis erwuchsen in Żeromski die Anschauungen von der Notwendigkeit einer Veredelung der polnischen Sprache durch reichliche Aufnahme alten und dialektischen Sprachguts in die Literatursprache, von der Unbrauchbarkeit der orthographischen Reform des Jahres 1917 und von den Pflichten einer „Akademie der polnischen Literatur" hinsichtlich der Sprache. Zum Schluß gibt Ułaszyn eine allgemein gehaltene Charakteristik der Sprache Żeromski's und weist auf seine Vielseitigkeit im Gebrauch der Dialekte, auf seine Meisterschaft in der Ausnutzung der verschiedenen Berufssprachen, auf die Leichtigkeit, mit der Żeromski neue ausdrucksvolle Worte zu bilden weiß, sowie auf die Haupttypen dieser Neubildungen und auf seine große Fertigkeit hin, eine jede Person seiner Werke ihre eigene individuelle Sprache reden zu lassen.

E. Koschmieder.

Jan Kasprowicz. Pologne littéraire, I (1926), Nr. 1.

Die am 15. Oktober 1926 mit ihrer ersten Nummer herausgekommene literarische Zeitschrift „La Pologne littéraire", welche in gehaltvollen Beiträgen dem Westen Europas die Größen der polnischen Literatur bekannter machen will, widmet ihr erstes Heft dem Gedächtnis des jüngst verstorbenen Jan Kasprowicz. Etienne Kołaczkowski zeichnete sehr geschickt in dem Leitartikel: „Un grand poète polonais Jean Kasprowicz 1860—1926" den Entwicklungsgang des Dichters, in recht objektiver Würdigung zugleich auch seiner Hauptwerke. Eine „Choix de poésies de Jean Kasprowicz" bringt in deutscher, französischer und italienischer Sprache einige Proben seiner Dichtung. Eine Zusammenstellung der Übersetzertätigkeit des Dichters in der Übersicht „Jean Kasprowicz et les littératures étrangères" erweist eine überraschende Vertrautheit K.'s mit den anderen Literaturen.

Erdmann Hanisch.

SORBEN

Lausitz: Ortsnamen. Slavia Occidentalis, V, 1926, S. 1—65.

Ernst Muka untersucht in der (sorbisch geschriebenen) Abhandlung: „Serbske městnostne mjena a jich woznam" die Ortsnamen des sächsischen und preußischen Anteils der Lausitz nach Stamm und Bildungselementen, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß die erdrückende Mehrzahl der Orte als sicher altslavische Siedlungen anzusehen sind.

Erdmann Hanisch.

Digitized by Google

H. Zejleŕ. Časopis Maćicy Serbskeje 1926, lětn. LXXIX, S. 43—51.

Ota Wićaz veröffentlicht aus dem handschriftlichen Nachlaß H. Zejler's, den er nach dem Tode des Pfarrers von Purschwitz (Bezirk Bautzen), Arnošt Krygaŕ, von dessen Witwe erhielt, einige bisher ungedruckte Lieder aus der ersten Leipziger Zeit des Dichters. Erdmann Hanisch.

SCHLESIEN

Schlesische Stadtbücher. (Neißer „Tabula"). 13.—14. Jahrhundert. Jahrbuch des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, I (1926), S. 33—42.

Josef Pfitzner gibt einen Beitrag zur Entstehung des Stadtbuch= und öffentlichen Bücherwesens in seinem Artikel „Die Tabula proscriptorum Ni=zensium et provincie". Nach kurzem Überblick über die Entwicklung des Stadtbuchwesens wendet er sich der „Tabula" und ihrer bisherigen Unte.=suchung zu, wobei er bemerkt, daß er die Hs. im Breslauer Staatsarchiv (Rep. 135 E. 99 a b c) wieder aufgefunden und mit dem Abdruck Kloses verglichen hat. Diese Kollationierung bestätigt im ganzen eine große Zuverlässigkeit des Abdruckes. Zeitlich reicht die Tabula ins 13. Jahrhundert zurück: „Man wird der Tabula mindestens einen Spielraum von zwei Jahrzehnten im ablaufenden 13. Jahrhundert zuweisen müssen." Sehr beachtlich ist die Materialfrage für die Entwicklungsgeschichte des Stadtbuches: „die 53 Achtsprüche sind auf vier langen, schmalen, einseitig beschriebenen Pergamentblättern geschrieben, die mit ihren Schmalseiten aneinandergeheftet sind, so daß sie einen langen Streifen bilden". Also haben wir hier erst die Vorstufe zum Stadtbuche vor uns, der Name „tabula" ist aber vielleicht ein Hinweis darauf, daß Neiße vorher auch die Wachstafel besessen hat. Die Anlage der Tabula geht wohl auch in Neiße auf den Stadtschreiber zurück, der auch Stadt= und Landgerichtsschreiber zugleich war. So konnte diese Tabula zwei Behörden, dem Stadt= und Land=vogteigericht, dienen, daher erstreckt sich die Tabula auf Stadt und Land Neiße. Die Aufzeichnungen erfolgten gleichzeitig mit der Acht, doch ist die Nieder=schrift der Tabula von e i n e r Hand, in den Charakteren des 13. Jahrhunderts gemacht worden, also wohl nach vorläufigen anderen Notizen dann in einem Zuge zusammengefaßt. Darauf weist auch die Form der Eintragungen, die drei Entwicklungsstufen erkennen läßt (nach der Vollständigkeit der Angaben).

Erdmann Hanisch.

Das „antiquum Registrum" des Breslauer Bistums. Zeitschrift des Vereins für Gesch. Schlesiens, 60. Bd. (1926), S. 133—156.

F r a n z S t o l l e wendet sich gegen Markgrafs Ansicht in bezug auf das „alte Register" (vgl. Cod. dipl. Siles. XIV, S. LXXVIII ff.). Markgraf hatte dort die Meinung vertreten, daß den 5 von bischöflichen Prokuratoren ver=walteten (seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Zweck der Finanzverwal=tung begründeten Prokuratien der Breslauer Diözese die 5, im „Gründungs=buche" („Liber fundationis episcop. Vratisl." in Cod. dipl. Sil. XIV, S. 1—164) vereinigten Register entsprächen: das Registrum Nissense (Neiße=Ottmachauer Reg.), Wratislawiense (Bresl. Reg.), Wyasdense (Ujester Reg.), Legnicense (Liegnitzer Reg.), Glogoviense (Glogauer Reg.). Der älteste Bestandteil des Bresl. Reg. nun sei um 1305 zusammengestellt und durch Fortführung, dann um Zusätze erweitert worden, die bis in und über die Mitte des 14. Jahrh. reichten. Von Grund aus neue Register hätten die Prokuratoren damals um 1305 nicht aufgestellt, aber nach mehr oder minder guten schriftlichen Vor=lagen gearbeitet. Ausgebildete ältere Register, ähnlich den vorliegenden 5 im Gründungsbuch vereinigten, seien nicht vorauszusetzen. Markgraf mußte damals (1889) urteilen, ohne das erst 1907 (von Schulte in „Darstellungen u. Quellen z. schles. Gesch.", 3. Bd., S. 210—260) veröffentlichte „Registrum Wrat. censuum et reddituum ad episcopatum spectantium" zu kennen. St. berichtigt auch manche Auffassungen Schultes. Er gelangt durch genaue Ana=

Digitized by Google

lyse des Textes zu der Auffassung, daß das „alte Register" vor 1288 angelegt worden sei. Wenn im Breslauer Reg. nun neben älteren auch neuere Angaben stehen, so ist der Vorgang der, daß der erste Schreiber des Breslauer Reg. den Text den Verhältnissen seiner Zeit gemäß abfaßte, „der nachfolgende Schreiber trug in dem zur Fortschreibung bestimmten Buche zu dem alten Texte die jeweiligen Veränderungen in den Einkünften des Bistums hinzu usw." (S. 147). Diese neuen Eintragungen erfolgten, je nach den Platzverhältnissen, über, unter, neben dem alten Texte oder am Rande. So ergab sich ein Überblick über die Geschichte der Entwicklung der Einkünfte von vielen Händen zwischen 1300—1500 geschrieben. Als dann die Notwendigkeit eintrat, das Ganze abzuschreiben, gerieten diese zeitlich doch so verschiedenen Eintragungen durcheinander. Das lehrt eben gerade das von Schulte edierte „Bruchstück der Gründungsbücher des Bresl. Bistums", welches, wie erwähnt, Markgraf noch nicht kannte. „In diesem Bruchstück ist alles, was nur vorübergehend Sinn hatte, weggelassen" (S. 148). So erhalten wir aber ein dem praktischen Gebrauch, ohne den historischen Ballast, dienendes Verzeichnis (vielleicht mehrere?) über die Einkünfte des Bistums. Die Untersuchung der einzelnen oben genannten Register ergibt dem Verf. (S. 155 f.), daß das ganze Bresl. Gründungsbuch kein durch die Initiative Bischof Heinrichs von Würben veranlaßtes Werk ist. Die ältesten Teile sind noch älter als Schulte und Markgraf annehmen, sie fallen in die Zeit des Bischofs Johannes Romka, vielleicht noch Thomas des II. (1270—1292). „Es ist kein Werk in mehr oder weniger einheitlichem Guß mit etwa nur wenigen Zusätzen, keine großzügige Erneuerung der Besitzstandsaufnahme des Breslauer Bistums; es ist schlecht und recht ein Auszug aus dem ‚alten Reg.' (antiquum registrum), ein Auszug, der zum ‚Fortschreiben' oder Eintragen der nicht unerheblichen ‚Zusätze' diente. Diese ‚Zusätze' mindern nicht etwa die Bedeutung des ‚Gründungsbuches', im Gegenteil, sie machen es als Quelle viel interessanter als es schon ist." „Weit wichtiger aber ist, daß durch das ‚Gründungsbuch' und das Reg. Wrat. cens. eine sehr wichtige ältere Quelle in ihrer großen Bedeutung näher bekannt geworden ist, nämlich das ‚antiquum registrum'."

Thomas II. hatte bei seinem Zehntenstreit mit den schlesischen Piasten ein besonderes Interesse, Besitz und Einkünfte des Bistums zu fixieren. „Das antiquum registrum, die großzügige Besitzstandsaufnahme des Breslauer Bistums und das reichhaltige Nachschlagewerk für den lib. fund. ep. Wr. und andere Arbeiten mehr exzerpierenden Charakters, ist unter Thomas II. zwischen 1270—1290 entstanden. Es ist noch bis ins 16. Jahrhundert hinein benutzt worden" (S. 156). Hoffentlich gelingt es, diese reichhaltige und wichtige Quelle für die Geschichte Schlesiens wieder aufzufinden. Erdmann Hanisch.

Ein schlesisches Formelbuch des 14. Jahrhunderts. Zeitschrift des Vereins für Gesch. Schlesiens, 60. Bd. (1926), S. 157—177.

Josef Klapper beschreibt die aus Stücken des 13. und 14. Jahrh. zusammengebundene Hs. I Q 156 der Breslauer Staats- und Universitätsbibl., die von Bl. 35—64 ein Formelbuch wesentlich schlesischen Inhalts enthält. Dieses ist noch im 14. Jahrh., etwa 1380, geschrieben und nach Alter und Selbstständigkeit für die ostdeutsche Kulturgesch. und z. T. darüber hinaus von Wert. Die Hs. gehörte einst in die Grünberger Augustiner Propstei. Das Formelbuch ist eine gekürzte Abschrift, wie die Fehler und Verderbnisse beweisen. Das ist insofern merkwürdig, weil die historischen Tatsachen, auf die die einzelnen Formeln sich beziehen, bis in die 70er Jahre des 14. Jahrh. reichen. Der Verf. gehört dem Leubuser Cisterzienserkloster an, ist durchaus deutscher Gesinnung, wie seine Einstellung den umliegenden polnischen Bistümern gegenüber zeigt. Es bleibt noch zu untersuchen, „woher die Formeln des Anfanges stammen, wie weit die Namen der Formeln geschichtliche Glaubwürdigkeit besitzen und vor allem, ob die Papsturkunden und die Karls IV. echt sein können." Es folgt dann eine Übersicht der 46 erhaltenen Stücke, von denen auch der Wortlaut auszugsweise mitgeteilt wird. Erdmann Hanisch.

Digitized by Google

DANZIG

Pierre Jacques Charliat: Archiwa w Helsingör a dzieje handlu morskiego Polski z zachodem. Przegląd Współczesny. T. XVII, S. 387—390.

An Hand von Ellinger Bang: „Tabeller over skibsfart og varetransport gennem Oresund 1497—1660" (Kopenhagen u. Leipzig, 1: 1906, 2: 1922) wird auf die Handelsbeziehungen zwischen Danzig und Frankreich hingewiesen, die durch die Registrierung aller Helsingör passierenden Schiffe nachweisbar sind und durch das Wirken „Compagnie de Commerce du Nord" in der 2. Hälfte des XVII. Jahrh. nach einem Stillstand in den Jahren von 1637—1661 wieder zu neuem Leben entfacht wurden. E. Koschmieder.

I. Mühl, Die Jagd auf der Danziger Nehrung. Mitteilungen des westpreußischen Geschichtswesens, 1925, S. 72—78.

Bereits nach Erwerbung des Danziger Gau und der Burg Danzig im Jahre 1308 regelte der deutsche Orden die Jagd auf diesem Gebiete nach Maßgabe der Kulmer Handfeste vom 28. 12. 1233, wobei er nur die Jagd auf Biber sich vorbehielt. Die waldreiche Danziger Nehrung war immer ein sehr beliebtes Jagdgebiet des Ordenshochmeisters. Nachdem im Jahre 1454 die westpreußischen Städte und Stände sich dem Könige von Polen angeschlossen hatten, erreichte Danzig von der Krone Polens gegen Zusicherung ihrer militärischen Hilfe ein Privileg auf Überlassung des ganzen Gebietes der Komturei Danzig, einschließlich der Nehrung, wobei nur die Jagd auf der Nehrung ausgeschlossen war, weil der König Kazimir sich diese selbst vorbehielt. Die Jagd ist von den Königen von Polen nur sehr selten ausgeübt worden und so ziemlich das einzige, was sie taten war die Ernennung eines Oberjägermeisters; diese Ernennungen erfolgten stets auf Lebenszeit und waren es meist Bürgermeister oder Ratsherren, die selbst die Jagd ausübten. Der letzte Oberjägermeister war ein Herr von Tönnings und mit seinem Tode 1805 erlosch dieses Amt und diese Würde, denn bereits im Jahre 1793 war die Stadt Danzig mit ihrem Landbesitz dem Königreich Preußen einverleibt worden.

Durch die ganzen Jahrhunderte des Bestehens des königlichen Jagdrechtes auf der Nehrung war der Danziger Rat stets bestrebt gewesen, diesen königlichen, ihm lästigen Vorbehalt einzuschränken und auszuschalten, wogegen die Könige ihrerseits die Rechte ihrer Jägermeister wenigstens zu erhalten suchten.

Der Rat der Stadt beanspruchte für sich auch die jagdliche Jurisdiction auf der Nehrung und war stets darauf bedacht, daß ihm allein solche zustehe. Auch der Rat sorgte für die notwendige Schonung des Wildstandes auf der Nehrung durch Festsetzung von bestimmten Schon- und Jagdzeiten.

Die Jagd auf Bären, Luchse und Wölfe gehörte nicht dem Könige von Polen, desgleichen wollte man ihm die Jagd auf Federwild streitig machen.

Nach dem Tode von Tönnings ging das alte Jagdrecht der polnischen Krone auf die Kämmerei der Stadt Danzig über. Erst im Jahre 1876 wurde das städtische Forst- und Dünengebiet auf der Nehrung an den preußischen Staat abgetreten.

Mit dem 10. Januar 1920 ist die Nehrung dem Gebiete der Freien Stadt Danzig zugeschlagen worden. v. Bochmann.

Digitized by Google

NOTIZEN

Silva rerum. Miesięcznik Towarcystwa Miłośnicków książki w Krakowie. Pod red Władysława Klugera. T. I. II. — Kraków: Tow. Miłośników książki 1925: Anczye i Sp.

Mit T. I. II. liegt nunmehr der Anfang einer zweiten bibliophilen und bibliothekswissenschaftlichen Zeitschrift Polens vor uns, die sich selbst als die „jüngere Schwester" der seit 1917 bestehenden mustergültigen Zeitschrift „Exlibris" bezeichnet. In ihrem Programm kündigt sie die Aufnahme kleinerer Artikel, Mitteilungen, Nachrichten, Notizen und Berichte über das Buch, alte und neuere Graphik, Bibliophilentum und Antiquariatswesen in Polen und dem Auslande an. Von allen Freunden des Buches dürfte sie mit großer Freude begrüßt werden. E. Koschmieder.

Der **„Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen"** gibt im 1. Heft des 64. Jahrganges (1926) seiner „Mitteilungen" bekannt, daß in der Art seiner Veröffentlichungen eine Änderung gegenüber dem bisherigen Zustande eintritt. Ein „Jahrbuch" des Vereins soll künftig die größeren Beiträge wissenschaftlichen Charakters bringen, während die viermal jährlich erscheinenden Mitteilungen kleinere Abhandlungen, Buchbesprechungen und Literaturübersichten enthalten sollen. Hinzu treten besondere Beilagen für das Archiv- und Musealwesen, sowie für die Denkmalspflege. Erdmann Hanisch.

Die 4. allgemeine Polnische Historikertagung in Posen (6.—8. 12. 1925). Deutsche Wissenschaftl. Zeitschr. f. Polen, H. 7 (1926), S. 112 bis 122.

A. Lattermann berichtet über die 4. polnische Historikertagung, der er als einer der beiden Vertreter der Historischen Gesellschaft für Posen beigewohnt hat. Die Versammlung stand unter dem Zeichen des 900 jährigen Krönungs- und Todesjahres von Bolesław Chrobry, über dessen Bedeutung sein Biograph, Prof. St. Zakrzewski, berichtete. Eine lebhafte Debatte entspann sich im Anschluß an Skałkowskis Schrift über Kościuszko. In der 4. Abt. kam der Streit um die Überschüttungstheorie, die Frage des organischen Herauswachsens von Adel und Dynastie aus dem eigenen Volkstum oder ihr Hervorgehen aus einem fremden Eroberervolk nach russischem Vorgang, zur Diskussion. Prof. Bujak wandte sich gegen die Bücher-Schmollersche Konstruktion wirtschaftsgeschichtlicher Schemata. Die 7. Sektion (Geschichtsunterricht) behandelte das Problem der modernen Nationalität, wobei Marcel Handelsman im Gefolge der Aufhebung der persönlichen Leibeigenschaft auch eine solche der Volkstumsknebelung erwartete und bei völkischer Gemengelage eine Entwickelung zum Nationalitätenstaat und weiter zu den Vereinigten Staaten von Europa voraussah. Einen auffallend breiten Raum nahm die Erörterung militärgeschichtlicher Themata ein. Reich war die Tagung an Anregungen und Plänen technischer und organisatorischer Art (Gründung von Diözesanarchiven usw.) und bemerkenswert bei unverkennbar sehr regem eigenen Streben die vielfache Anlehnung und Anerkennung, die der deutschen Wissenschaft gezollt wurde. M. Laubert.

Th. Schatzky A.-G., Breslau-Berlin

Digitized by Google

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DER ABTEILUNG FÜR SPRACHWISSENSCHAFT LITERATUR UND GESCHICHTE
HERAUSGEGEBEN VON
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND III, HEFT II
1927

PRIEBATSCH'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

Digitized by Google

Beiträge und Mitteilungen sind zu richten entweder an das Osteuropa-Institut in Breslau oder an die Anschrift des Herausgebers: Privatdozent Dr. Erdmann Hanisch, Breslau 13, Körnerstraße 5/7.

Digitized by Google

INHALTS-VERZEICHNIS

I

ABHANDLUNGEN

Seite

MISCELLEN

II

LITERATURBERICHTE

BÜCHERBESPRECHUNGEN

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

NOTIZEN

Digitized by Google

Digitized by Google

I

ABHANDLUNGEN

BYZANTINISCHE BAUDENKMÄLER AUF DEM GEBIET DER UKRAINE

Von

Univ.-Doz. Dr. Wladimir R. Zaloziecky (Berlin)

I. Einführung

Eine der wichtigsten Fragen der osteuropäischen Kunstwissenschaft ist das Verhältnis Osteuropas zur byzantinischen Kunstentwicklung[1]). In diesem Zusammenhang gewinnen diese Fragen auf unseren Gebieten eine um so größere Bedeutung, weil gerade hier sowohl in zeitlicher als auch kunstterritorialer Beziehung der Schlüssel zur Lösung dieser Probleme zu suchen wäre.

Interesse gewinnen diese Probleme noch durch die Tatsache, daß sie in der letzten Zeit wiederholt von verschiedenen Seiten erörtert worden sind und ganz entgegengesetzte Meinungen über das Verhältnis Byzanz zu diesen Gebieten vertreten worden sind. Dazu kommen noch die Ergebnisse der lokalen Kunstforschung, denen wir neue Feststellungen besonders auf dem Gebiete der Architektur, an die wir uns in erster Linie halten wollen, verdanken. Diese Sachlage und vor allem das neue Material fordert unwillkürlich zu einer Revision dieser Probleme heraus, — die bereits zu einer befriedigenden Lösung herangereift sind. Bevor wir uns der wissenschaftlichen Literatur und den Ergebnissen der Lokalforschung zuwenden, auf Grund deren eine positiv-wertende Einstellung heute bereits möglich ist, wollen wir kurz das Problem der Ausbreitung der byzantinischen Kunst in Osteuropa aufrollen, weil dieses vom methodischen Standpunkt allein für unsere Betrachtung von grundlegender Wichtigkeit ist. Nicht nur für unsere Gebiete allein, aber für alle Länderkomplexe, die in die byzantinische Einflußsphäre gehören.

Einige Fragen, welche sowohl in unserem Falle, als auch im allgemeinen Gültigkeit haben, müssen in diesem Zusammenhang beantwortet werden.

---

[1]) Das Thema dieses Aufsatzes wurde im Rahmen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Institutes in Berlin in einem Vortrag vom 11. Februar 1927 behandelt.

Digitized by Google

Diese lauten: 1. Ist das Gebiet der Ruś=Ukraine[1]) ein Ausbreitungsgebiet der byzantinischen Kunst oder nicht? 2. Auf welchem Wege sind hier diese Einflüsse eingedrungen? 3. Kann von einer vorbyzantinischen, autochtonen Kunsttradition hier gesprochen werden oder nicht?

Hand in Hand damit kommt noch eine Frage auf, die ebenfalls den gesamtbyzantinischen Fragenkomplex des Ostens und Südostens Europas umfaßt. Kann im Rahmen der byzantinischen Kunst von einer nationalen Kunst jener Völker, welche die byzantinische Erbschaft angetreten haben, gesprochen werden oder nicht? Gibt es in diesen Gebieten irgend eine Sonderentwicklung oder nicht?

Zu diesen Fragen wurde wiederholt Stellung genommen. Bezeichnend jedoch ist es, daß man diese Fragen nicht vom kunsthistorischen Standpunkt, sondern vom modern=nationalen lösen wollte. So wurde überall eine national=russische, ukrainische, griechische, serbische, bulgarische oder rumänische Kunst erblickt, welche von einer lokalpatriotischen romantischen Einstellung genährt worden ist. Aber nicht historische und kunsthistorische Tatsachen, nicht die vergleichende und stilanalytische Methode war dabei ausschlaggebend, sondern eine im hohen Maße die nationale Vergangenheit verklärende Romantik.

Gegen diesen Lokalpatriotismus an sich wäre nichts einzuwenden, wenn er nicht auf kunsthistorischem Gebiet von einer folgenschweren Einseitigkeit und Engherzigkeit begleitet wäre — die außerdem im krassen Widerspruch zu der tatsächlichen Kunstentwicklung dieser nationalen Gebiete stehen würde. Nationale Sonderentwicklungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst, deren Erscheinungen in Ost= und Südosteuropa viel später auftreten und deren Differenzierungen sich viel unauffälliger vollziehen, als in der westeuropäischen Kunst, werden meist von den Vertretern der romantischen Richtung in die Uranfänge dieser Gebiete verlegt[2]). Man wurde von dem Besonderen dieser lokalen Kunsterscheinungen derart geblendet, daß man die gemeinsame Grundlage, den Mutterboden aller dieser Sondererscheinungen wie mit Absicht unterdrückte, sie gänzlich übersah oder in den Hintergrund verlegte. Die Folge davon war, daß wir eine Unzahl von geschlossenen für sich bestehenden nationalen Kunstgebieten erblickten, die von der allgemeinen Kunstentwicklung abgesondert worden sind. Alle Zusammenhänge wurden zerrissen, um das Nationale ja nicht in irgend eine Abhängigkeit einer anderen Kunst zu stellen.

Dieser romantische Erklärungsversuch wurde noch von einer anderen Seite stark unterstützt: durch eine vom naiven Positivismus geborene Milieutheorie: geographische Verhältnisse hätten den hier auftretenden genius loci begünstigt. Diese beiden Erklärungsversuche müssen von uns abgelehnt

---

[1]) Wir wählen diese Bezeichnung, weil sie sowohl den historischen für das Mittelalter gültigen Namen Ruś enthält, als auch die zweite spätere Bezeichnung Ukraine. Die Bezeichnung Ukraine wird in diesem Fall von uns nicht historisch (als solche könnte sie erst ab XVI. Jahrhundert gebraucht werden), sondern territorial gebraucht. Mit der Kiever Ruś kann aber das petrinische Rußland nicht identifiziert werden.

[2]) Auch im Westen gab es solche Versuche, z. B. von Courajod. Neuerdings hat auf die urgermanische Kunst A. Haupt hingewiesen.

Digitized by Google

werden, weil sie beide bereits als überwunden gelten müssen. Sowohl
der romantisch=nationale Begriff einer lokalen Urkunst als auch die mate=
rialistische Milieutheorie können den heutigen Forscher nicht zufrieden=
stellen. Gewonnen wird dadurch in erster Linie die klare methodisch=
wissenschaftliche Einstellung: wir gehen von kunstgeschichtlichen Tatsachen,
von Stilvergleichen und Stilanalyse aus, nicht aber von fremden wissen=
schaftlichen Kategorien wie etwa von kulturhistorischen, politischen oder
ethnisch=geographischen Tatsachen aus — die sich mit kunsthistorischen
Tatsachen nicht immer decken. Wir müssen auf einer wissenschaftlichen
Reinheit und Autonomie unseres Wissensgebietes verbleiben, um Ver=
wirrungen aus dem Wege zu gehen.

Ist jedoch ein derartiges Sichzurückziehen auf die Autonomiegrenzen
des eigenen Wissensgebietes in diesem Falle keine Einschränkung des
Gesichtskreises, wenn wir scheinbar auf alle Sonderentwicklungen ver=
zichten? Wenn wir scheinbar den historischen Differenzierungsprozeß
zurückdrängen und die allgemeine Kunstentwicklung auf Kosten der lokalen
in den Vordergrund unserer Betrachtungsweise stellen?

Dies kann bei unserer Einstellung nicht der Fall sein. Denn eine
historisch jederzeit nachprüfbare Tatsache bestätigt uns, daß es nie und
nirgends in der ganzen europäischen Welt ein Kunstgebiet gibt, das nicht
in irgend einem Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung der
Kunsterscheinungen stehen würde und das man mit einer unüberbrückbaren
Mauer abgrenzen könnte.

Aber gerade bei der hier dargelegten methodischen Einstellung kommt
jede Sonderentwicklung auf ihre Rechnung, wenn sie tatsächlich vorhanden
sein sollte. Denn wir wollen sowohl die lokalen Kunsterscheinungen als
auch ihre Beziehung zu der allgemeinen Kunstentwicklung betrachten und
untersuchen, aber nicht derart, und dies ist der springende Punkt unserer
Einstellung, daß man das Lokalnationale im vornhinein aprioristisch an=
nimmt und als bestehend bezeichnet, sondern wir wollen in erster Linie
den kausal=historischen Zusammenhang der beiden Tatsachenkomplexe d. h.
einer lokalen und allgemeinen Entwicklung erst prüfen, erst auf Grund
der vergleichenden Methode feststellen — ob eine Sonderentwicklung
überhaupt besteht, wann sie entsteht und ob wir überhaupt in manchen
Fällen berechtigt sind, von einer lokalen Differenzierung zu sprechen.

In Anbetracht dieser methodischen Erwägungen, welche wir voraus=
schicken mußten, werden Fragen, welche wir uns gleich am Anfang vor=
gelegt haben, eine gewisse Verschiebung erfahren. Sie können nicht mit
einem ja oder nein a priori beantwortet werden, sondern müssen durch
Vergleich der lokalen Kunstdenkmäler mit den Repräsentanten der all=
gemeinen Entwicklung im Prozeß ihrer historischen Entstehung erfaßt
werden.

Dieser Weg der wissenschaftlichen Erarbeitung hat in Osteuropa eine
noch größere Berechtigung, da man hier von einer derartigen lokalen
Differenzierung, wie sie sich im Westen vollzogen hat, im allgemeinen
nicht sprechen kann. An dieser Stelle möchten wir in knappen Zügen die
Ursachen zeichnen, warum dieser prinzipielle Unterschied diese zwei
großen Kunstgebiete: den west= und osteuropäischen scheiden. Es ist von

Digitized by Google

Wichtigkeit, weil dadurch die Stellung der osteuropäischen Kunst im Mittelalter klarer in ihrer Beziehung zur allgemeinen Kunstentwicklung erfaßt werden kann[1]).

Auch die Grundlagen der frühromanischen Kunst können in ihren Anfängen nicht durch lokal-nationale Sonderentwicklungen erklärt werden, sondern sie müssen im Zusammenhang mit ihrem Ausgangspunkt d. h. der römischen und altchristlichen Kunst vor allem der römischen Provinzgebiete behandelt werden. Trotzdem große Differenzen in der lokalen Ausbreitung und Verarbeitung der römischen Bauerrungenschaften bestehen, können wir sie kaum mit einer nationalen Sonderentwicklung in Zusammenhang bringen. Es wird kaum jemand von einer frühromanischen, spanischen, gallischen oder longobardischen nationalen Sonderentwicklung sprechen können, geschweige denn von einer ungarischen, polnischen oder tschechischen.

Anders stehen die Dinge im Osten und Südosten Europas. Hier sind die Differenzierungen bei den einzelnen Völkergruppen viel schwächer, viel geringer.

Wo liegen also die Ursachen dieser Verschiedenheit beider Kunstgebiete, wenn das nationale Element als Erklärungsgrund wegfallen muß?

Die Ursachen liegen vor allem in der verschiedenen Vererbung der antiken Bauerrungenschaften und in der anderen Art der Verarbeitung dieser Errungenschaften durch die beiden großen ost- und westeuropäischen Kunstgebiete.

Die provinzielle Differenziertheit der frühromanischen Kunst in ihren Anfängen ist vor allem durch die Differenziertheit der römischen Provinzkunst bedingt gewesen in diesen Gebieten, auf denen die ersten Schichten der frühromanischen Kunst entstanden sind und verarbeitet worden sind. Die römische Provinzkunst dieser Gebiete war sowohl zeitlich als stilistisch bereits differenziert, d. h. einige Provinzen sind früher, andere später vom Mutterlande abgefallen und haben diese Verschiedenheit der Stilstufen bedingt. Es genügt, wenn ich auf den Unterschied der spanischen, südfranzösischen oder lombardischen — frühromanischen — Kunst hinweise. Also von allem Anfang an war eine Differenziertheit vererbt gewesen: frührömische, mittelrömische Kaiserzeit, spätrömisches und altchristliches Erbgut war in diese Provinzen verschieden zerstreut worden. Daher auch die verschiedensten Lösungen in der Verarbeitung dieser Formen.

Ganz anders im Osten und Südosten Europas. Hier ist die Grundlage der frühmittelalterlichen Entwicklung viel einheitlicher beschaffen. Nicht differenzierte römische Provinzkunst, deren Schicht überaus dünn war und in den meisten Gebieten (Nordrußland) überhaupt nicht vorhanden war, sondern eine einheitliche frühbyzantinische justinianische Kunst, ein Zweig der spätrömischen mit gewissen spezifischen Eigenschaften ihrer Sonder- und Fortentwicklung in Byzanz bildete hier die Grundlage der

---

[1]) Diese Scheidung in allen Perioden der Entwicklung zu schildern, wäre eine überaus dankbare Aufgabe. Wir können uns nur in aller Kürze auf das Gebiet der mittelalterlichen Architektur beschränken.

Digitized by Google

Entstehung hiesiger Kunst. Nicht einige Phasen mit verschiedenen Entwicklungsstadien und in verschiedener territorialer Verteilung wie im Westen — sondern eine Phase war hier die Grundlage, auf der alle späteren Kunsterscheinungen erwuchsen und ihre historisch determinierte künstlerische Gestaltung erhielten. Dies ist der erste fundamentale, in seinen Folgen das ganze Auseinanderentwickeln bedingende Unterschied beider Kunstkomplexe. Hier Einheitlichkeit, dort Differenziertheit der Ausgangspunkte, der Grundlagen.

Man begreift daher, warum zwischen den Erzeugnissen der griechischen, bulgarischen, serbischen, russischen, ukrainischen Kunst nie diese Differenzen bestehen, wie z. B. zwischen italienischer, romanischer, südfranzösischer oder deutscher.

Der zweite, nicht minder wichtige Unterschied bezieht sich auf die andere Art der Verarbeitung der ererbten Errungenschaften des antiken Vermächtnisses im Westen und Osten Europas. Diese Fragen können hier nur gestreift werden, weil sie in der ganzen geistigen Verankerung des Mittelalters tief verwurzelt sind und eine Untersuchung für sich beanspruchen würden.

Der Unterschied in der Verarbeitung der Errungenschaften der antiken und altchristlichen Kunst beider Kunstgebiete lag darin, daß die antiken und spätantiken Errungenschaften in Westeuropa von den sie neu vererbenden jungen jetzt auf die historische Bühne auftretenden Völkern innerlich auf Grund der neuen geistigen Orientierung des frühmittelalterlichen Spiritualismus verarbeitet worden sind[1]) — während der europäische Osten keine annähernde derartige Verarbeitung aufzuweisen hat.

Die christliche transzendente Idee führte bei den jungen romanischen und germanischen Völkern nicht nur zu einer unendlichen Vertiefung der Jenseitslehre — aber auch später zu einem Zweiweltsystem, welches in dem bekannten Universalienstreit gipfelte. Sowohl das erste wie auch das zweite verursachte eine neue von der Antike grundverschiedene geistige Orientierung, welche auch die Kunst umfassen mußte. Die Vertiefung der Jenseitslehre führt zu einer neuen Entdeckung der Welt vom Standpunkt der geistigen Vertiefung des geistigen Idealismus, — die Zweiweltenlehre hat die Anerkennung des Diesseitigen und den daraus resultierenden neuen Begriff des Kunstwerks, welches auf Naturbeobachtung aufgebaut wird, zur Folge.

Beides fehlt grundsätzlich dem europäischen Osten.

Das byzantinische Christentum, welches hier bestimmend wurde, hat zwar auch den altchristlichen transzendenten Ideengehalt in sich aufgenommen und gehört somit zu der abendländischen mittelalterlichen Universalkultur, aber es hat nie diese geistige Durchdringung und Vertiefung aller Lebensverhältnisse erreicht wie im Westen. Während im Westen sogar der Staat sich unter die Suprematie dieses geistigen Prinzips eine Zeitlang beugen mußte, konnte im byzantinischen Osten das neue geistige Prinzip die Grundlagen des hellenistisch-römischen Staates, welche

---

[1]) Vergl. Max Dvořak: „Idealismus und Naturalismus in der Zeit der Gotik", Kunstgeschichte als Geistesgeschichte, S. 68.

Digitized by Google

sich hier gerettet haben, nicht bezwingen, sich nicht dienstbar machen. Nicht die gegenseitige Durchdringung der weltlichen und geistigen Mächte mit Suprematie der letzten, die der Westen gezeitigt hat, sondern ein Ausgleich beider Mächte unter der Suprematie des weltlichen Imperiums des byzantinischen Kaisertums bildete die Grundlage des byzantinischen geschichtlichen Prozesses, dessen Folgen sich auf ganz Osteuropa ausdehnen mußten, oder wenigstens nicht ohne Einfluß geblieben sind . . . .

Das byzantinische Christentum ist daher etwas grundsätzlich anderes als das abendländische, sowohl durch seinen historisch bedingten Werdegang als auch durch andere Aufgaben, vor die es gestellt worden ist.

Innere geistige Spannungen, Vertiefung des transzendenten Inhalts und eine subjektive Verinnerlichung sind ihm nicht in diesem Maße eigen wie dem Westen[1]).

Darum kommt hier kein prinzipiell neues Verhältnis des Individuums zur Welt, zum Universum auf, darum kann hier von einer Neuorientierung, von einer endgültigen Abwendung von der Antike und von einer neuen Entdeckung der Welt und der Wiedergabe dieser Welt in der bildenden Kunst (westeuropäischer Naturalismus) nicht gesprochen werden. Darum verläuft auch hier die ganze Kunstentwicklung viel einheitlicher, viel geschlossener, im Gegensatz zum Westen, der aus der allgemeinen Gärung heraus die Wege einer neuen Kunstsprache gefunden hat.

Wir haben in Kürze diese Probleme an die Spitze unserer Betrachtung über die Ausbreitung der byzantinischen Kunst gestellt, um die methodische Einstellung diesen Fragen gegenüber gleich am Anfang festzulegen.

II. Neue Ergebnisse bei der Erforschung der Sophienkirche in Kiev und der Spaskathedrale in Černihiv.

Die neuesten archäologischen Untersuchungen der zweiwichtigsten architektonischen Schöpfungen des Mittelalters in der Ukraine haben Ergebnisse gezeitigt, die für die Frage der stilistischen Einreihung dieser Baudenkmäler und ihrer Provenienz von Wichtigkeit sind.

Im Vordergrund stehen hier die Untersuchungen Ipolit Morhylevśkyjs[2]), welche sich vor allem auf die Umgänge der Sophienkirche in Kiev beziehen. Leider besitzen wir bis heute keine erschöpfende monographische Bearbeitung dieses wichtigen Baudenkmals, welche uns alle Veränderungen, die bei den zahlreichen Umbauten eingetreten sind, feststellen würde — um so wichtiger sind die Ergebnisse der neuen Untersuchung.

Die Sophienkirche besitzt in ihrem heutigen Aussehen bekanntlich neun Längsschiffe (Fig. 1). Unfraglich gehörten die fünf mittleren Schiffe zu dem alten Kernbau. Strittig waren nur die äußeren breiten Umgänge. Waren sie bereits an der alten Kathedrale vorhanden oder sind sie neue Zutaten?

---

[1]) Vergl. Ernst Tröltsch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen", Tübingen 1912.

[2]) Vergl. „Kiev und seine Umgebung in der Geschichte und in den Denkmälern" (ukrain.) 1926; „Die Kiever Sophienkirche im Lichte neuer Beobachtungen", S. 86—108.

Digitized by Google

Auf Grund der Feststellungen Morhylevskyjs und durch den Vergleich mit den Zeichnungen Abraham van Westerfelds läßt sich einige Klarheit in die Frage nach dem ursprünglichen Aussehen dieser Umgänge gewinnen. Die Zusammenstellung der Westerfeldschen Zeichnungen aus dem XVII. Jahrhundert mit den entsprechenden Partien der Kiever Sophienkirche von Morhylevskyj ist ganz überzeugend. Danach hätten die äußeren Umgänge der Sophienkirche im XVII. Jahrhundert folgendes Aussehen gehabt: An die fünfschiffige Anlage lehnte sich ein offener Arkadenumgang (Abb. 1) von drei Seiten an: im Süden, Norden und Westen. Dieser Umgang öffnete sich mit freien Bogenarkaden nach außen hin. Über diesem Umgang befand sich eine Empore.

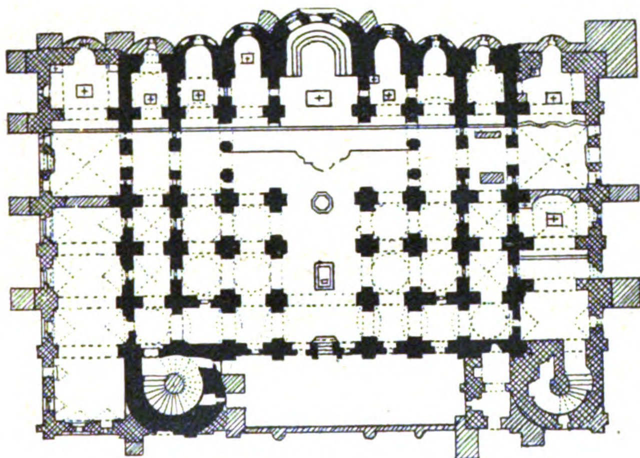


Abb. 1

An diesen ersten Umgang lehnte sich noch ein Verstrebungssystem an, welches aus mächtigen Strebebogen bestand. Morhylevskyj konstatiert im ganzen 14 Strebebogen und zwar 4 südliche, 5 westliche, 6 nördliche. Nach den Zeichnungen Westerfelds ist weiter zu konstatieren, daß die Strebebögen im XVII. Jahrhundert kein offenes Verstrebungssystem gebildet haben, sondern ebenfalls in einen offenen Arkadenumgang eingebaut waren. Die Strebebögen selbst waren untereinander mit Tonnengewölben bedeckt. Auch das läßt sich aus den Zeichnungen konstatieren.

Wenn wir nun die Zeichnungen mit der von Morhylevskyj vorgenommenen Maueruntersuchung konfrontieren, so bestätigt diese die Richtigkeit der Zeichnungen. Aber damit ist noch nicht erwiesen, daß das Aussehen dieses Verstrebungssystems das ursprüngliche war, d. h. von allem Anfang an an den Bau angegliedert war und das Aussehen besaß, welches uns die Zeichnungen des XVII. Jahrhunderts zeigen. Zwei Gründe sprechen gegen eine gleichzeitige Entstehung des Verstrebungssystems und der ursprünglichen Kernanlage der Kirche. 1. Die Tatsache, daß die Strebebögen auf eine alte Freskenschicht stoßen (in dem sog. Baptisterium).

Digitized by Google

2. Die Beobachtung der Mauerschichten des Tonnengewölbes im Baptisterium, welches eben nicht gleichzeitig ist mit den Strebebögen.

Aus der ersten Tatsache kann man schließen, daß das Verstrebungssystem nicht ursprünglich geplant war, sondern erst später, als bereits der Hauptkernbau mit dem ersten offenen Arkadenumgang fertig war, angebaut worden ist. Dies ist eine Feststellung, die jeden Zweifels enthoben ist. Dies bestätigt ebenfalls die etwas unorganische Anbringung der Strebebögen.

Aus der zweiten Tatsache würde man schließen können, daß die Tonnengewölbe nicht ursprünglich zwischen den Strebebögen ausgespannt waren, sondern ein offenes Verstrebungssystem gebildet haben. Zu dieser Annahme neigte ich noch, bevor mir das neue Material, das Morhylevskyj publiziert hat, bekannt war[1]). Seine Angaben sprechen jedoch für die Annahme zweier offener Bogengalerien, obwohl sein Rekonstruktionsschema nicht ganz einwandfrei ist. Vor allem scheinen mir die Riesentonnengewölbe der Eingänge nicht der Wirklichkeit zu entsprechen (vergl. Abb. 15 op. cit.).

In diesem Zusammenhange wurde noch festgestellt, daß sich im zweiten Westjoche eine doppelgeschossige Empore befand, welche dieses Joch vom Kircheninnern trennte. Es ist klar, daß diese Feststellung das ganze Aussehen des Innenraumes verändert hat. Wir erhalten dadurch eine ganz veränderte Raumdisposition im Sinne einer strengeren Zentralität: um den Hauptkuppelraum gruppieren sich von jeder Seite je ein Joch im Kreuz[2]). Wir werden später sehen, wie wichtig diese Feststellungen für die Stilableitung unseres Baudenkmals sein werden.

Einige andere Feststellungen beziehen sich auf die Kathedrale in Černihiv, das zweitbedeutendste Baudenkmal unserer Gebiete. Im Innern der Kathedrale wurde eine Empore festgestellt, welche im XVIII. Jahrhundert abgetragen worden ist[3]). Die Empore ist umlaufend wie in Kiev, d. h. sie zieht sich über dem Narthex und umfaßt die beiden Seitenschiffe. Diese Empore öffnet sich mit doppelgeschossigen Säulenstellungen gegen den Kuppelraum. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, daß im Narthex die Empore auf einer Mauertonne ruht, während in den Seitenschiffen die Emporen auf Holzdielungen ruhten, die im XVIII. Jahrhundert abgetragen worden sind. Wichtig für uns ist außerdem die Feststellung, daß wir ursprünglich nur einen Turm besaßen (auch dieser war nicht mit dem Bau gleichzeitig), während der zweite erst im XVIII. Jahrhundert angebaut worden ist. Unter dem barocken Turm fand man die Fundamente eines Baptisteriums, welche eine große Ähnlichkeit mit einem Anbau der Erlöserkirche in Berestov bei Kiev und des Jeleckyklosters in Černihiv besitzen.

Diese wichtigen Feststellungen werden bei der stilistischen Analyse und bei der Erörterung der Provenienzfrage weiter unten zur Sprache kommen.

---

[1]) Vergl. „Byzantinische Provenienz der Sophienkirche in Kiev und der Erlöserkathedrale in Černihiv", Belvedere, Wien 1925, Heft 46.

[2]) Diese Feststellung stammt von Brunov: Russisch-byzantinische Architektur: „Forschungen in Rußland" (1914—1924), Belvedere 1924.

[3]) Vergl. Morhylevsky: Forschungen über die altčernihover Baukunst: „Die Ukraine" 1925 (Kiev), und Brunov op. cit.

Digitized by Google

III. Verschiedene Ansichten über die Provenienzfrage beider Denkmäler.

Es gibt ganz geteilte Meinungen über die Provenienz der besprochenen Baudenkmäler in der Ukraine und somit auch über die Herkunft hiesiger Baukunst im Mittelalter. Folgende Hypothesen sind in der letzten Zeit vertreten worden: 1. Eine kaukasisch=asiatische. 2. Eine autochthone, welche eine selbständige Urbaukunst hier annimmt. 3. Eine kleinasiatische. 4. Eine byzantinische.

Es muß hervorgehoben werden, daß die drei ersten Erklärungsversuche den letzten, welchen vor allem die alte russische archäologische Schule vertreten hat, ganz zurückgedrängt haben. Diese Situation allein berechtigt zu einer Revision der verschiedenen Meinungen über die Entstehung und Provenienz unserer Baukunst.

Die kaukasische Hypothese ist in breitere Kreise durch J. Strzygowskis Buch: „Die Baukunst der Armenier und Europa" eingeführt worden. Er behauptet (op. cit. p. 846, II. B.): „Die Sophienkirche von Kiev ist im Jahre 1037 vom Großfürsten Jaroslav erbaut. Die Geschichtsschreiber versäumen nicht, wie es seinerzeit die islamischen für die Bauten der Omajiden taten, byzantinische Arbeiter am Werke zu sehen. Es ist immer wieder die gleiche Art, einer auf die herrschende Großmacht eingestellten Geschichtsschreibung, die die Kunstgeschichte irreführt. Der Zusammenhang zwischen Kiev und Mokvi (Abachasien, Kaukasus) ist ebenso unzweideutig wie der zwischen Mokvi und den armenischen Kreuzkuppeln von basilikaler Art mit Umgang." Wir führen diesen Passus an, da er den Ausgangspunkt für eine Reihe von Meinungen über die Entstehung unseres Baudenkmals gebildet hat. Eine ganz oberflächliche Feststellung einer Ähnlichkeit zwischen Mokvi und der Sophienkirche in Kiev genügte, um die Tatsache einer Beeinflussung der kaukasischen Kirchen auf die Baukunst unserer Gebiete anzunehmen. Auffallend ist die Feststellung, daß bereits ein Jahr später Theodor Schmit die Annahme Strzygowskys weitläufig ausbaut[1]). In aller Kürze sei hier sein Gedankengang wiedergegeben:

Für die Erklärung der Kunsterscheinungen unserer Gebiete und Nordrußlands werden einige Faktoren herangezogen. Zu allererst ein geographischer. Die geographische Lage hätte einige Einflußsphären geschaffen: eine südlich=byzantinische, eine östlich=kaukasische und eine westgermanische.

Eine überaus wichtige Rolle fällt ebenfalls der offiziellen Annahme des Christentums zu. Den Hauptgrund seiner Annahme bildeten ästhetische Motive: der byzantinische Ritus und die byzantinische Kunst hätten am meisten dem hiesigen ästhetischen Gefühl, d. h. dem hier vorwaltenden Kunstwollen entsprochen. Der Charakter der byzantinischen Kunst ist im Gegensatz zu abendländischer Kunst ein mystisch=intimer; die eigentliche russische Kunst verbindet damit noch eine mittelasiatische Phantastik.

Als dritter Faktor wird auf unseren Gebieten eine bereits entwickelte vorbyzantinische heidnische Baukunst angenommen, deren Formen sich noch bis heute in der karpathischen Holzkirchenbaukunst erhalten haben.

---

[1]) Vergl. „Iskusstvo drevnej Rusy=Ukrajiny", Charkiv 1919.

Digitized by Google

Was die byzantinische Kunst anlangt, so wird im Anschluß an Strzygowski ihre Einheitlichkeit in Abrede gestellt und das Hauptgewicht auf die Provinzen verlegt. Gegenüber diesen Provinzen spielt Byzanz eine ganz untergeordnete Rolle.

Aus dieser Einstellung resultiert auch die Ansicht, daß die Baukunst Kievs durch die provinzielle byzantinische Kunst und nicht durch die byzantinische Hauptstadt beeinflußt wurde. Die Kiever Chroniken berichten tendenziös und verschweigen den Anteil anderer Länder an der Entstehung hiesiger Baukunst, so z. B. des Kaukasus. So wird mit allem Nachdruck die kaukasische Hypothese ausgebaut: Baukunst, Malerei, Skulptur dringen hier auf dem Wege vom Kaukasus ein.

Zur Stützung dieser Annahme werden folgende Beweise angeführt:

I. Ein Bindeglied zwischen Kiev und den Kaukasusländern bildet ein südöstliches Kiever Teilfürstentum, die sog. Tmutorakań am Don, wo die ersten Spuren des Christentums zu suchen wären, die älter sind als das Kiever offizielle Christentum.

II. Baugeschichtlich wäre dieser Weg über Tmutorakań durch die vom Fürsten Mstislav anfangs des XI. Jahrhunderts errichtete Erlöserkathedrale belegt. Sie ist ein Bindeglied zwischen den kaukasischen Bauten und den Kiever Bauten, vor allem der Sophienkirche in Kiev.

III. Den Ausgangspunkt dieser Beeinflussung bildet die Kathedrale in Mokvi. Sie hat sowohl mit der Erlöserkathedrale in Černihiv als auch mit der Sophienkirche in Kiev auffallende Ähnlichkeiten, und da ihre Entstehungszeit jünger ist, wäre eine Beeinflussung anzunehmen.

In der Kiever Sophienkirche findet Schmit keine Verwandtschaft mit Kirchendenkmälern der byzantinischen Hauptstadt. Was vor allem unbyzantinisch anmutet, ist die Breite der Disposition. Die Breite wird genau so wie in Mokvi durch Anbau von Seitenschiffen erreicht. In Byzanz besteht im Gegensatz dazu die Tendenz, den Bau zu schmälern und ihn in die Länge zu ziehen.

Außer der kaukasischen Einflüsse haben auf die Bauformen der Sophienkirche vorbyzantinische Holzkirchen eingewirkt. Die autochthone hiesige Holzbaukunst, welche hier vorausgesetzt wird, näherte sich in ihrer selbständigen Entwicklung derart der mittelbyzantinischen, daß sie die Übernahme der mittelbyzantinischen Bauformen ermöglichte. Diese Parallelität der Entwicklung soll sich in der Zergliederung des Bauorganismus in Einzelteile, — welche wieder harmonisch zu einem Ganzen verbunden werden, — ferner in dem Vertikalismus der Kuppeln und den gestreckten Proportionen sich spiegeln, die sowohl in der hiesigen Holzkirchenbaukunst als auch in der mittelbyzantinischen Kunst (vor allem in der Nea des Basilius) auftreten[1]).

Die kaukasische Hypothese wird auch durch die Mosaikausschmückung der Kiever Kirchen bekräftigt. Zwei Beweise werden dafür angeführt.

1. Eine Nachricht des Kievo-Pečersky Pateryk (Heiligenbuch), wonach „Griechen und Obesen" das zur Ausschmückung der Lavra-Kirche nötige Mosaikmaterial nach Kiev zum Verkauf gebracht haben. Unter Obesen

---

[1]) Diese Ausführungen Schmits sind nicht ganz klar.

Digitized by Google

werden hier Abachasier bezeichnet, Bewohner des nordöstlichen Ufers des Schwarzen Meeres, also Nachbarvölker des Tmutorokangebietes.

2. Der Bilderzyklus der Sophienkirche deckt sich nicht ikonographisch mit der mittelbyzantinischen Kirchenausschmückung.

Eine derartige Verteilung einzelner Darstellungen, wie wir sie in der Sophienkirche begegnen, sucht man umsonst in der byzantinischen Haupt=stadt. Dies bezieht sich vor allem auf die Kommunion der Apostel in der Apsis und auf die darunter befindlichen Kirchenväter. Eine derartige Ausschmückung entspricht den kaukasischen Kirchen. Stilistische Vergleiche werden nicht gegeben, da, wie der Autor selbst zugibt, die kaukasischen Denkmäler weder genügend bekannt noch publiziert sind.

Auch in der Skulptur spiegelt sich ein spezifisches autochthones Kunst=wollen. Wir finden danach keine eigentliche plastische Begabung bei den Slaven: eine entwickelte statuarische Plastik ist hier nirgends feststellbar. Diese auffallende Tatsache wird durch das spezifische slavische Kunstwollen erklärt, welches sich in der Vorliebe für Flachreliefs äußert. Dieser Charakter des Flachreliefs ist auch für die Marmorarbeiten der Sophienkirche charak=teristisch. Später kommt dieselbe flächige Behandlung des Reliefs in der susdal=wladimirschen Skulptur zutage. Der Charakter der Kiever Reliefs in der Sophienkirche, vor allem das Grabmal Jaroslav des Weisen, beweist, daß die Kiever Bildhauer das der slavischen Seele am meisten entsprechende Flachrelief hier angewendet haben.

Diese neuen Ansichten von Strzygowski=Schmit fanden bald Ver=breitung in der kunstwissenschaftlichen Literatur, so bei W. Sicinsky: „Architektur der altfürstlichen Periode" (Prag 1926). Obwohl die byzan=tinischen Grundlagen hiesiger Baukunst nicht geleugnet werden, wird die Sophienkirche in Kiev als eine ganz eigenartige Schöpfung hiesiger Bau=entwicklung hingestellt.

Kleinasiatische Einflüsse in der hiesigen Baukunst werden von Brunov[1]) und von Morhylevsky hervorgehoben. Bei dem letzten wird das von ihm neu entdeckte Verstrebungssystem in Zusammenhang mit einer Reihe kleinasiatischer Verstrebungssysteme in Zusammenhang gebracht. Als Analogie werden ähnliche Konstruktionen in Kleinasien angeführt, so das Palais in Ktesiphon[2]), das sassanidische Palais in Taki=Ejwan und syrische Bauten in Kusejr=Amra und die Basiliken in Tafka und Chakka.

Bevor wir uns der stilhistorischen Analyse zuwenden wollen, welche uns die sicherste Lösung der hier aufgeworfenen Probleme geben kann, wollen wir einige allgemeine Ansichten Schmits näher prüfen.

Die Erklärung der Annahme des byzantinischen Christentums in unseren Gebieten aus ästhetischen Gründen muß Widerspruch erwecken, da sie bereits eine hohe künstlerische Bildung voraussetzt, die im X. Jahr=hundert auf unseren Gebieten unmöglich die herrschende sein konnte. Dazu fehlen alle historischen Anhaltspunkte. Und im übrigen ist eine derartige Erklärung eine Simplifizierung eines höchst komplizierten historischen Prozesses. Die Bewohner unserer Gebiete kamen schon in

[1]) Belvedere ibid.
[2]) Op. cit. S. 107—108.

Digitized by Google

der justinianischen Zeit in den griechischen Städten des Pontus mit dem oströmischen Ritus, Liturgie sowie den Kultgebäuden in Berührung, die offizielle Annahme des Christentums bildet daher den Abschluß eines langen historischen Prozesses, aber keinen Anfang.

Es treffen auch die Bezeichnungen intim und phantastisch für die byzantinisch-osteuropäischen Kunsterscheinungen nicht zu. Die Morosität und der antik-klassizistische Einschlag der mittelbyzantinischen Kunsterscheinungen, die für unsere Gebiete ausschlaggebend waren, sind geradezu als Gegensatz von intimer Kunst zu bezeichnen, wie überhaupt moderne Stilbegriffe sich nicht auf alte Kunstperioden anwenden lassen. Die ganze byzantinisch-osteuropäische Kunst unterscheidet sich von der westeuropäischen eben durch den Mangel an subjektiver Erfindung, d. h. Phantastik — sie ist in ihren Darstellungsstoffen eng begrenzt und geht über den altchristlichen und frühmittelalterlichen Darstellungskreis eben nicht heraus.

Nicht beweiskräftig ist ferner die Annahme einer vorbyzantinischen heidnischen autochthonen Kunst auf unseren Gebieten. Die Holzbaukunst kam nicht über primitive Nutzbauanlagen hinaus[1]), deshalb kann von irgend einem Einfluß ihrerseits auf die monumentale Architektur nicht die Rede sein. Als einziges Argument der Existenz einer heidnischen Holzkirchenbaukunst werden die karpathischen Holzkirchen des XVIII. Jahrhunderts angeführt, in denen die Urformen der heidnischen Architektur sich erhalten hätten.

Für eine wissenschaftliche Beweisführung einer derartigen Annahme müßte einwandfrei festgestellt werden:

1. Daß tatsächlich in den karpathischen Holzkirchen des XVIII. Jahrhunderts sich Überreste der heidnischen Holzkirchenbaukunst erhalten haben.

2. Daß die mittelalterliche Baukunst auf dem Gebiet der Ruś-Ukraine von den byzantinischen hauptstädtischen Vorbildern derart abweicht, daß für ihre Entstehung ein anderer Kunstkreis angenommen werden müßte.

Was die karpathischen Holzkirchen betrifft, so sind sie durchwegs Nachbildungen der monumentalen Vorbilder. Keine von den hier angetroffenen Bauformen geht auf irgendeine vorbyzantinische, heidnische Holzbaukunst zurück, sondern ahmt bereits in der monumentalen Baukunst vorhandene Formen nach[2]).

Daß die Haupttypen unserer monumentalen Baukunst unzweifelhaft auf die byzantinische hauptstädtische Architektur zurückgehen, wollen wir in der stilistischen Analyse durch eine vergleichende stilhistorische Methode darlegen.

IV. Stilhistorische Analyse.

Zuallererst möchten wir die Entstehungszeit der Kathedrale in Mokvi feststellen, da dieselbe verschieden gedeutet wird. Einen sicheren Anhaltspunkt besitzen wir in einer Aufschrift der Kirche, welche besagt, daß unter

[1]) Genau dasselbe wurde von Dehio für die germanische Kunst konstatiert; vergl. „Geschichte der deutschen Kunst", Bd. I.

[2]) Ausführlich darüber in meinem Buch: „Gotische und barocke Holzkirchen in den Karpathenländern", Krystall-Verlag, Wien 1926.

Digitized by Google

der Regierung Aleksius Kommenus und unter dem großen abachasischen Kaiser David, also zwischen 1089—1125, die Kirche von griechischen Meistern bemalt worden ist[1]). Eine andere Nachricht, die ich aus Tolstoj-Kondakov entnehme, soll in der georgischen Chronik enthalten sein. Nach dieser wäre die Erbauung der Kirche dem abachasischen König Leo III. zuzuschreiben, welcher im Jahre 957 gestorben ist.

Diese zweite Nachricht konnte leider von mir nicht kontrolliert werden, da die entsprechende georgische Chronik von Tolstoj-Kondakov nicht angegeben wird[2]). Ein stilistischer Vergleich der Kathedrale von Mokvi (Abb. 2) mit einer auffallend ähnlichen Anlage in Lechne[3]) (Souk-Su), welche aus dem Jahre 1066 stammt, spricht für die erste Datierung der Kathedrale in Mokvi, welche mit der Freskoinschrift gleichzeitig wäre, also etwa gegen Ende des XI. Jahrhunderts.

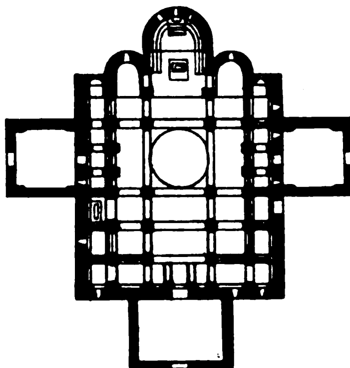


Abb. 2

Aber auf Grund dieser Datierung allein kann die kaukasische Hypothese nicht erschüttert werden, wir müssen uns entschieden noch der stilistischen Untersuchung zuwenden. Ein Blick auf die Grundrisse der Kathedrale in Mokvi (Abb. 2) und der Erlöserkirche in Černihiv (Abb. 3) überzeugt uns, daß wir es hier und dort mit einer ganz verschiedenen Gestaltung des Planes zu tun haben. Die Kathedrale in Mokvi ist vor allem fünfschiffig, nicht streng durch die Kuppel zentralisiert, dabei besitzt sie eine Neigung zum Ausgleich zwischen Länge und Breite, der Kuppelraum öffnet sich nicht unmittelbar in die doppelgeschossigen Seitenemporen wie in Černihiv, sondern in offene tonnengewölbte Räume. Die Erlöserkathedrale in Černihiv ist dreischiffig und besitzt trotz einer Neigung zum ausgesprochenen Zentralismus eine Tendenz zur basilikalen Gestrecktheit der Proportionen. Durch ein anderes Verhältnis der Kuppel zu den sie umgebenden Nebenräumen entsteht in Mokvi eine leere Überschaulichkeit der Räume, in der Černihover Kathedrale eine Verschleierung der Räume durch die an den Kuppelraum

[1]) Vergl. Tolstoj-Kondakov: Drevnosti" (Russ. Altertümer, Bd. IV, 1891).
[2]) Das Werk von Uvarov: „Materialien zur Archäologie des Kaukasus" war mir leider nicht zugänglich.
[3]) Abb. bei Tolstoj-Kondakov op. cit.

Digitized by Google

sich unmittelbar anschließenden Seitenemporen. Auch im Außenbau können Unterschiede festgestellt werden. Während die Kathedrale in Mokvi einen ungegliederten Baublock bildet, gewahren wir an der Černihover Kirche ein harmonisches Subordinationsverhältnis der Einzelglieder unter den Hauptteil (Kuppel).

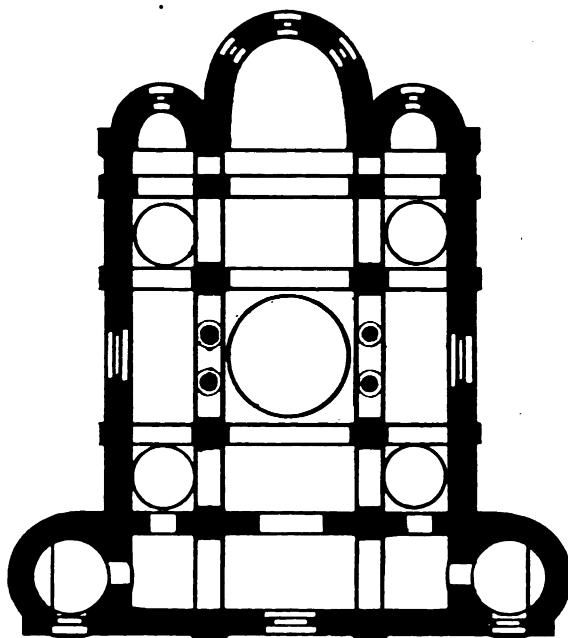


Abb. 3

Es ist daher aus stilistischen Gründen ganz unmöglich, beide Bauten in irgend ein Verhältnis zueinander zu bringen.

In dem Beispiel von Černihiv kann man ohne Schwierigkeiten die unmittelbarste Anlehnung an byzantinische Vorbilder konstatieren.

Die Anwendung einer doppelgeschossigen Empore geht in der byzantinischen Baukunst noch auf justinianische Vorbilder zurück (so z. B. Sergius und Bacchus, San Vitale). Sie wird im X.—XI. Jahrhundert wieder ein beliebtes Motiv in der byzantinischen Baukunst, wir finden sie in Hosios Lukas in Stiris. Eine Empore, welche die Seitenschiffe mit dem Narthex verbindet, finden wir in der Gül-Djami in Konstantinopel. Die Holzdielungen, welche in den Seitenemporen von Černihiv konstatiert worden sind, hängen nicht mit kleinasiatischen Bauten zusammen, sondern wir finden sie auch bereits früher in der ravennatischen Kunst (St. Vitale-Umgang)[1]).

[1]) Vergl. W. R. Zaloziecky, „Byzantinische Provenienz der Sophienkirche in Kiev und der Erlöserkathedrale in Černihiv" in „Belvedere" ibidem S. 77.

Digitized by Google

Die abgewogenen Proportionen, die gestreckten Formen sowohl in der basilikalen Langstreckung als auch in dem vertikalen Höhendrang finden wir in der Myreleion-Kirche (Abb. 4) in Konstantinopel wieder. Auch der Turm und die Art, wie er unorganisch als Anbau mit der Fassade in Zusammenhang gebracht worden ist, hat seine Vorläufer in der byzantinischen und nicht in der romanischen Kunst[1]).

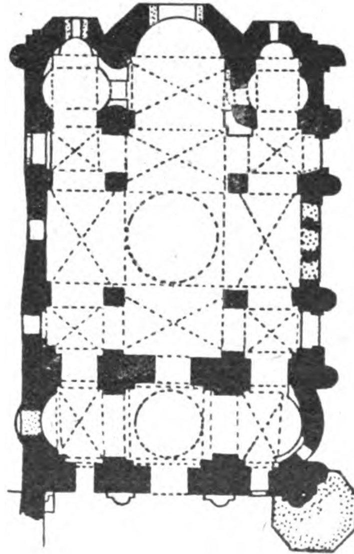


Abb. 4

Diese Beispiele genügen, um die Abhängigkeit unserer Erlöserkathedrale in Černihiv von byzantinischen Anlagen zu belegen. Die hier festgestellten stilistischen Merkmale, wie Schlankheit und Gestrecktheit der Proportionen, die Emporen mit ihrer Tendenz, die Mauer zu durchbrechen und starke optische Wirkungen hervorzurufen, sind gerade für die neue Baubewegung charakteristisch, welche in der byzantinischen Hauptstadtkunst im X. bis XI. Jahrhundert einsetzte. Es kann uns daher nicht wundern, daß sich diese neuen Errungenschaften in den von Byzanz beeinflußten Gebieten widerspiegeln.

Besteht aber nicht eine direkte Abhängigkeit der Sophienkirche in Kiev von der Kathedrale in Mokvi, wenn das Zwischenglied in Černihiv ausscheiden mußte?

Wenn wir die Grundrisse beider Kirchen nebeneinander stellen, so scheint auf den ersten oberflächlichen Blick die größte Übereinstimmung zwischen beiden Anlagen zu herrschen (Abb. 1 und 2). Sie beziehen sich 1. auf die Zahl der Schiffe, beide Kirchen sind fünfschiffig, 2. auf den Umgang, 3. auf die Gestrecktheit der Proportionen.

[1]) Vergl. Basilika in Kasr ibn Wardan.

Digitized by Google

Beim genaueren Vergleich stoßen wir jedoch auf ganz erhebliche Unterschiede. So vor allem in der Gestaltung der Schiffe. In Kiev bildeten den ursprünglichen Kern des alten Baues ebenso fünf Schiffe wie in Mokvi. Aber die Anordnung der Schiffe und die dadurch bedingte raumfüllende und bildende Funktion dieser Schiffe ist in beiden Kirchen eine grundverschiedene. Die Verschiedenheit besteht darin, daß die äußersten Nebenschiffe der Kathedrale in Mokvi durch ihre gedrückten Proportionen gar nicht zur vollen Wirkung gelangen, während in Kiev alle vier Nebenschiffe gleich breit sind und daher zur vollen Wirkung gelangen. Ich würde diese Tatsache nicht erwähnen, wenn sie für die ganze Raumwirkung nicht von Wichtigkeit wäre. In Kiev kommen alle vier Schiffe zu ihrer Raumwirkung, in Mokwi nur die zwei ersten, während die äußeren verkümmert sind und als Raumwirkung kaum zum Ausdruck kommen. Dasselbe gilt von dem Umgang über den Seitenschiffen. In Mokvi ist auch die Empore über den Seitenschiffen verkümmert. Sie reicht nur bis etwa zur Hälfte der Höhe des ersten Nebenschiffes, ihre Bogenöffnungen sind klein und stark gedrückt, was wiederum die Empore ihres Raumeindrucks beraubt. Das Gegenteil davon sehen wir in Kiev. Hier erreicht die Empore beinahe die Höhe des ersten Nebenschiffpaares, ein voller hoher offener Bogen vermittelt die starke Raumwirkung der Emporen.

Diese Disproportionierung der Raumverhältnisse in Mokvi ist für die Beziehung beider Kirchen allein bezeichnend. Aus dieser von dem stilistischen Vergleich fließenden Tatsache ließe sich behaupten, daß die unzweifelhaft künstlerisch tiefer stehende Lösung des Raumproblems der Kathedrale in Mokvi die höher stehende der Sophienkirche in Kiev nicht beeinflussen konnte. Dazu gesellt sich eine ähnliche Disproportionierung im Außenbau. Während in der Sophienkirche die einzelnen Kondignationen stufenweise abfallen und dadurch einen harmonischen Ausgleich zwischen Höhenproportionen und Breite bilden, ist in der Kathedrale von Mokvi kein allmählicher Übergang vorhanden; zwischen dem mittleren in die Höhe gezogenen Baukern und den viel niedrigeren Nebenschiffen ist eine Diskrepanz vorhanden, die beinahe störend wirkt. Auch fehlen in Kiev die breiten viereckigen Seitenanbauten. Es gibt noch eine Reihe anderer Unterschiede (Pfeilerstellungen und Vermauerung des Umgangs in Mokvi), aber diese genügen, um die baukünstlerische Verschiedenheit beider Anlagen trotz gewisser Übereinstimmungen im Grundriß festzustellen und eine Abhängigkeit der Sophienkirche von der Kathedrale in Mokvi ernstlich zu bezweifeln.

Es frägt sich nur, ob die fünfschiffige Plangestaltung und die Gestrecktheit der Proportionen, welche in beiden Kirchen gleich sind, nicht für ein anderes Gebiet charakteristisch sind und ob ihr Auftreten in beiden Denkmälern nicht etwa auf ein gleiches Vorbild zurückgeführt werden kann? Diese Annahme wird voll bestätigt, wenn wir einen Blick auf die Entwicklung der Baukunst des ausgehenden X.—XI. Jahrhunderts in Konstantinopel werfen.

Eine Reihe byzantinischer Kirchen aus dem X.—XI. Jahrhundert beweist uns, daß gerade in dieser Periode sich ein bedeutender Umschwung in der Baukunst der byzantinischen Hauptstadt vollzogen hat. Er lag vor

Digitized by Google

allem darin, daß man sich wieder intensiver den Raumproblemen zugewendet hat und an eine ältere Periode, wo diese Lösungen bereits eine gewisse Reife erreicht haben, wieder anknüpfte, vor allem an die justinianische Kunst, wobei man in manchem, wie z. B. in der Kuppellösung über diese hinausging. Die unmittelbare nachjustinianische byzantinische Baukunst zeigt eine gewisse Abwendung von den baukünstlerischen Zielen der justinianischen Architektur. Die Tendenz, die Mauerfläche durch optisch-koloristische Mittel zu entstofflichen, den Bau in die Höhe zu strecken, der Kuppel durch illusionistische Mittel „den Eindruck des frei Schwebenden" zu verleihen, diese letzte Phase der spätrömischen Baukunst, welche ihren Höhepunkt in der Periode Justinians erreicht, wird in der nachjustinianischen Zeit zurückgedrängt. Wenn wir die Sophienkirche in Saloniki oder die Koimesiskirche in Nicäa vor Augen haben, so ist entschieden an ihnen die Tendenz bemerkbar, die materielle Mauerwirkung im höchsten Maße zu betonen. Man hat das Empfinden, daß der römisch-antike Raumkörper, wie er uns in den zahlreichen Thermenanlagen entgegentritt, hier wieder als bestimmender baukünstlerischer Faktor Eingang gefunden hat. Das Blockmäßige im Außenbau, die materielle Wirkung der schweren flachen Kuppel, die sich nur schwer aus der homogenen Mauermasse loslöst und mit ihr noch eine kompakte Einheit bildet, die Betonung von schwer-massiv lastenden Tragebogen und der mächtigen Eckpfeiler, die eigentlich nur einen Teil der Umfassungsmauer bilden, spricht ganz deutlich dafür, daß man wieder an der antik-materiellen Wirkung der Architektur Gefallen fand — eine Erscheinung, die auch sonst für die damalige Kunst nichts auffallendes war. Es vollzieht sich auf allen Gebieten eine Paganisierung, ein Rückschlag ins antik-heidnische, was schließlich zu einer Reaktion in dem bekannten Bilderstreit führt. Daß diese Reaktion sich auch auf das Gebiet der Architektur erstreckt, beweisen die damaligen Kunstdenkmäler, welche die antik-materielle blockartige Massigkeit langsam überwinden und in ihrem Suchen nach neuen baukünstlerischen Lösungen an die justinianische Periode wiederanknüpfen. Wir haben dies bereits bei der Wiedereinführung der Empore hervorgehoben. Genau dasselbe gilt von der neuen Streckung der Proportionen, die ebenso — wie in der justinianischen Baukunst — die Tendenz verraten, der Baumasse ihre materielle Wirkung zu nehmen.

Leider hat sich das bedeutsamste Baudenkmal dieser Zeit, in welchem in einem ähnlichen Maße, wie einst in der justinianischen Sophienkirche das baukünstlerische Bekenntnis dieser Zeit enthalten war, die berühmte Palastkirche des Basilius, nicht erhalten. Wir kennen sie nur aus den Beschreibungen des Patriarchen Photios und des Konstantin Porphyrogennetos. Es ist ganz auffallend, wie sich die Beschreibung mit dem Typus der Sophienkirche in Kiev deckt. Auch die Nea des Basilius war fünfschiffig[1]), sie war der Beschreibung nach fünf Heiligen geweiht, welchen die fünf Hauptaltäre entsprochen haben. Auch sie hatte fünf Kuppeln, deren mittlere die übrigen überragte, auch sie hatte offene Seitenschiffe mit Durchblicken.

[1]) Prof. O. Wulf (Berlin) hatte die Liebenswürdigkeit, mich auf diese Tatsache aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

Wen aber die, aus der Beschreibung der Nea resultierende Fünfschiffigkeit nicht überzeugen kann, dem kann ein anderes Beispiel einer fünfschiffigen Anlage, das sich erhalten hat und kürzlich gründlich von Brunoff untersucht worden ist, vorgeführt werden.

Dies ist die Nordkirche der sog. Fenari Issa Djami (Abb. 5) in Konstantinopel, welche laut Inschrift im Jahre 908 von Konstantin Lips erbaut worden ist[1]). Die Übereinstimmung mit der Sophienkirche in Kiev (Abb. 1 und 5) ist auffallend in: der ganzen Disposition der Anlage, der Fünfschiffigkeit, dem Ausgleich zwischen Höhe und Breite, der kreuzförmigen Mittelpartie und ihrer Beherrschung durch die Kuppel, dem Vordernarthex, den Haupt- und Nebeneingängen und den Bogenstellungen der Seitenschiffe, die sich dem Kuppelraum zuwenden. Die unwesentlichen Abweichungen fallen bei der Übereinstimmung der baukünstlerischen Grunddisposition beider Kirchen nicht ins Gewicht. Da aber die Nordkirche der Fenari Issa Djami am Anfang des X. Jahrhunderts erbaut worden ist, also lange vor der Kathedrale in Mokvi, wenn wir auch das frühe Entstehungsdatum dieser letzten Anlage annehmen würden — anderseits

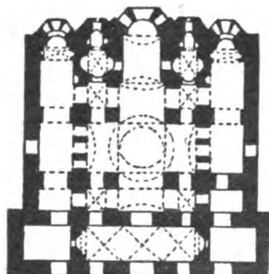


Abb. 5

zwischen der Fenari Issa und der Sophienkirche in Kiev eine auffallendere Verwandtschaft besteht als zwischen Mokvi und Kiev, so kann behauptet werden, daß der fünfschiffige Kuppelbautypus in Byzanz zuerst aufgekommen ist und von hier sowohl in Mokvi als auch in Kiev mit gewissen lokalen Abweichungen Verbreitung gefunden hat.

Dasselbe bezieht sich auch auf die gestreckten Proportionen des Kircheninnern auf die Tendenz zum Vertikalismus und zur Entlastung der materiell wirkenden Baumasse, welche sowohl durch die Vielräumigkeit, als durch die wanddurchbrechenden optischen Mittel (Bogenstellungen, Emporen) erreicht worden ist. Wir sehen, daß diese neuen baukünstlerischen Absichten in der Nordkirche der Fenari Issa Djami bereits auftreten, wie uns ein Blick ins Innere der Kirche davon überzeugen kann. Daher ist der neue Vertikalismus der Proportionen, in welchem sich die Entmaterialisierung der Mauermasse manifestiert, weder eine spezifische Eigentümlichkeit der Kathedrale in Mokvi, noch der Kiever Sophienkirche, sondern tritt einige Jahrzehnte früher in der Baukunst von Byzanz auf.

---

[1]) Vergl. die mustergültige Untersuchung von N. Brunov: „Ein Denkmal der Hofbaukunst von Konstantinopel" in Belvedere 1926, IX. und X. Band.

Digitized by Google

Vom stilgeschichtlichen Standpunkt liegt also gar kein Grund vor, in der Sophienkirche eine Abhängigkeit von Mokvi anzunehmen. Aber auch andere Gründe sprechen für eine unbestreitbare Priorität der byzantinischen Hauptstadtbaukunst. Sowohl im kaukasischen als auch auf dem Gebiet der Ukraine fehlen alle baukünstlerischen Voraussetzungen für die Ausbildung einer fünfschiffigen Kuppelkirche.

Anderseits spricht eine Reihe von Nachrichten nicht nur auf dem Kunstgebiet, aber auf allen Gebieten des politischen und geistig-religiösen Lebens, daß die alte Ruś-Ukraine im engsten Anschluß an Byzanz ihr historisches Antlitz geformt hat. Es heißt tatsächlich, dem Tatsachenbeweis sich zu entziehen, wenn man alle diese offiziellen chronikarischen Nachrichten für tendenziös erklärt.

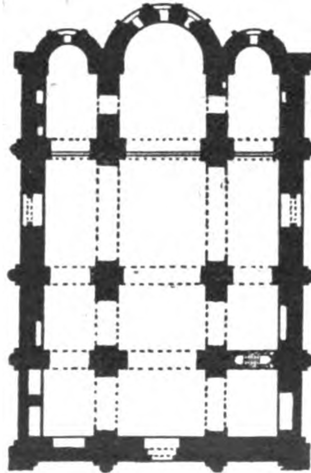


Abb. 6

Bevor wir uns der Mosaikausschmückung der Sophienkirche in Kiev zuwenden wollen, ist es angezeigt, auf die Bedeutung des fünfschiffigen Typus für die osteuropäische Architektur hinzuweisen und die stilistische Bedeutung und Abhängigkeit des Verstrebungssystems, welches von Morhylevskyj mit Kleinasien in Zusammenhang gebracht worden ist, hier festzulegen.

Ich möchte hier nicht der angekündigten Arbeit N. Brunovs vorgreifen, die sicher wertvolles Material für die Ausbreitung des fünfschiffigen Kuppeltypus im Osten fördern wird[1]). Ich möchte mich nur auf den Hinweis beschränken, daß er hauptsächlich auf die Hauptstadtzentren sich erstreckt hat und daß der Ausgangspunkt für seine Ausbreitung Kiev war, wo er in mehreren Beispielen aufgetreten ist. Von da dringt er nach dem Norden Rußlands und findet seine Anwendung in der Sophienkirche in Novgorod und in Polotzk. Während der Ausgangspunkt dieses Typus in Byzanz zu suchen ist, ist der Schlüssel zu seiner Weiterverbreitung in Osteuropa in

---

[1]) Vergl. „Belvedere" 1924: „Forschungen in Rußland" ibidem.

Digitized by Google

Kiev zu suchen. Dafür treffen wir ihn nicht in der Provinz an. Hier war der einfachere dreischiffige Typus, wie wir ihn in der Erlöserkathedrale in Černihiv oder in Wladimir Wolynsky (Wolhynien) (Abb. 6) vorfinden, ausschlaggebend.

Wie wir aus dieser Zusammenstellung sehen, kann auch die Annahme Brunovs, daß die Sophienkirche in Kiev unter den byzantinischen Denkmälern ganz einzig dastehen würde und eine Weiterentwicklung der Kuppelbasilika auf kleinasiatischem Boden unter nordsyrisch-mesopotamischen Einflüssen wäre, nicht bestehen bleiben[1]).

Auch die kleinasiatischen Beispiele für das Verstrebungssystem der Sophienkirche, welche Morhylevsky anführt, überzeugen durchaus nicht.

Im Palast zu Ktesiphon haben wir keine Strebebogen, sondern Tonnengewölbe, die den Hauptsaal stützten, also etwas Grundverschiedenes[2]). In Kuṣejr 'Amra ist der Hauptraum mit drei Tonnengewölben überdeckt, welche miteinander durch volle Rundbogen verbunden sind. Hier kann von irgend einem Verstrebungssystem überhaupt nicht gesprochen werden[3]). Genau dasselbe gilt von den syrischen Basiliken in Tafka und Chakka. Hier ist der ganze Kirchenraum durch große Bogenstellungen eingeteilt, die mit einem Verstrebungssystem, wie es in der Kiever Sophienkirche vorliegt, nichts Gemeinsames haben.

Dafür finden wir ein bereits ausgebildetes Verstrebungssystem in der byzantinischen Architektur. Strebebögen sind in San Vitale in Ravenna oder in der Georgskirche in Saloniki vorhanden, deren schwere massive Form mit denen der Sophienkirche Ähnlichkeit besitzt.

Nicht nur die Architektur der Sophienkirche in Kiev, aber auch ihre Innenausschmückung widerspricht durchaus nicht byzantinischen Gepflogenheiten. Die Darstellung der Kommunion der Apostel in der Apsis der Sophienkirche in Kiev ist kein Beweis für ihre kaukasische Provenienz, denn wir finden sie bereits in der altchristlichen Kunst. Von da fand sie Eingang in die frühbyzantinische Kunst. Den Beweis dafür liefert die Apostelkirche in Konstantinopel, wo sie nach den Beschreibungen ihrer Ausschmückung nicht gefehlt hat. Sie fehlte auch nicht in der mittelbyzantinischen Zeit, wie uns das Beispiel aus Serres in Mazedonien aus dem Ende des XI. Jahrhunderts zeigt. Es ist bezeichnend, daß auch die Malerei an die justinianischen Maltraditionen anknüpft. Das alte Programm einer Ausschmückung der Kirche wird jetzt von der justinianischen Kunst wieder aufgegriffen, nur den neuen Anforderungen gemäß modifiziert. Der alte Bilderzyklus hat seinen belehrend-didaktischen Sinn einer erzählenden Kunst verloren und gewann den Charakter einer repräsentativ-hieratischen Kunst, die durch ihre geheiligte Autorität und Festlichkeit wirken sollte — also etwas, was durchaus den Wandlungen im Christentum

---

1) Eine Auseinandersetzung mit dieser Annahme findet man in meinem zitierten Belvedere-Aufsatz.

2) Ob der Palast unter Schapur entstanden ist, ist fraglich, vergl. Swoboda: „Römische und romanische Paläste", S. 180.

3) Vergl. Taf. III—VIII bei Musil Kusejr 'Ambra, Bd. II. Wenn Verstrebungssysteme hier auftauchen, so hängen diese mit der römischen Baukunst zusammen, wo sie bereits ausgebildet waren.

Digitized by Google

selbst entsprochen hat: das Christentum ist aus einem Lehrgebäude inzwischen zu einer halb-diesseitigen Weltmacht geworden, vor allem in seiner östlichen Ausbreitung.

Ähnlichkeiten mit der Sophienkirche in Kiev besaß auch die Nea des Basilius insofern man dies aus den Beschreibungen feststellen kann. Ganz wie in der Sophienkirche in Kiev war in der Hauptkuppel das Bild Christi Pantokrators angebracht, was für die damalige Auffassung der byzantinischen ecclesia triumphans bezeichnend ist. Die Altarwand schmückte ebenfalls die Maria als Orantin, in den Apsiden waren Chöre von Aposteln, Märtyrern, Propheten und Patriarchen dargestellt. Das Programm der Ausschmückung beider Kirchen war danach überaus ähnlich. Bestätigt wird dieser Umstand noch dadurch, daß die Kiever Mosaiken in manchem an die justinianische Kunst erinnern, so z. B. die Maria aus der Verkündigung, die sowohl in der altertümlichen Haltung als auch durch die Mandelform ihrer Augen und den Kopftypus an justinianische Vorbilder erinnert[1]).

Demgegenüber müssen alle Ableitungen unserer Mosaiken von den kaukasischen Vorbildern in Abrede gestellt werden. Auch die Nachricht des Kievo-Pečerskyj Pateryk, wonach „Griechen und Obesen (Abachasier)" das Material für die Ausschmückung der Sophienkirche beschafft hätten, ist ganz irrelevant. Denn von wo auch das Material beschafft worden wäre oder welcher Nationalität auch die Künstler wären — ändert an der Grundtatsache, welche aus einer stilistischen Analyse fließt und die ein rein byzantinisches Stilgepräge unserer Mosaiken feststellt, rein gar nichts.

Genau dasselbe gilt von der plastischen Ausschmückung der Sophienkirche. Ebenso wie für die byzantinische Skulptur ist auch für unsere Gebiete das Flachrelief charakteristisch. Die Reliefplatten des sog. Jaroslav-Sarkophages in Kiev weichen in ihrem flächigen Stil keinesfalls von den frühbyzantinischen Arbeiten ab.

Die byzantinische Kunst hält sich im großen ganzen an den Flächenstil der spätrömischen und altchristlichen Periode. Sie vermeidet allzu starke plastische Werte und bildet keine neue statuarische Kunst aus, wie z. B. der romanische Westen. Auch die osteuropäischen Kunstgebiete, welche unter dem Einfluß der byzantinischen Skulptur stehen, zeichnen sich durch die Beibehaltung des Flachreliefs aus. Dies gilt sowohl für die Kiever als auch für die susdal-wladimirsche Plastik. Jedenfalls hängt diese Erscheinung keinesfalls mit einem spezifisch slavischen Kunstwollen zusammen. Eine Ausnahme bilden hier westukrainische Gebiete (Wolhynien, Cholmland, Ostgalizien). Hier spielt die plastische Dekoration eine viel bedeutendere Rolle, aber dies hängt bereits mit den romanischen Einflüssen zusammen, welche sich hier mit den byzantinischen begegnen und eine lokale Differenzierung verursachen.

---

[1]) Basilius I. ließ den Mosaikschmuck der justinianischen Apostelkirche herunternehmen und in seiner Palastkirche (Nea) anbringen. Vergl. O. Wulff: „Byzantinische Kunst im Handbuch der Kunstwissenschaften", S. 550—551. Ibidem S. 560 wird die Ähnlichkeit in der Ausschmückung der Nea und der Sophienkirche in Kiev konstatiert.

Digitized by Google

Wenn wir auf dem Gebiet der Ukraine vom Ende des X. Jahrhunderts angefangen eine byzantinische Kunst vorfinden und sie nicht mit einer autochthonen in Zusammenhang bringen konnten, so ist damit den lokalen Kulturinteressen vom historischen Standpunkt kein Abbruch getan.

Denn die Tatsache allein, daß unsere Gebiete seit dem Ende des X. Jahrhunderts den Kontakt mit Byzanz so weit geführt haben, daß sie sich seine Kultur und Kunst angeeignet haben, war für die ganze spätere Entwicklung dieser Gebiete von einer weittragenden Bedeutung: auf diese Weise wurden sie in den Kreis der allgemeinen zwar östlichen, aber doch abendländischen Kunst und Kultursphäre einbezogen. Diese Tatsache muß deshalb höher gewertet werden, weil sie eine national-romantische Verklärung der eigenen Vergangenheit beseitigt — der historischen Wahrheit dafür entgegenkommt.

Digitized by Google

TOLSTOJS ANARCHISMUS

Von

Dr. Nadjeschda Jaffe (Berlin)

Das moderne Europa, das Europa der Nachkriegsjahre, befindet sich auf der Suche nach neuen politischen Idealen. In allen Ländern bemerkt man eine gewisse Enttäuschung über die Ideen der Demokratie. Diese Krise der liberalen Ideen des XIX. Jahrhunderts ruft Interesse für Denker hervor, die ihr zukünftiges Gesellschaftsbild nicht im Rahmen der Demokratie malten. Sehnsüchtig blickt der Westler nach dem Osten, woher eine Kritik des demokratischen europäischen Staates noch in der Mitte des XIX. Jahrhunderts erschallte. Die slavophilen Kreise an der Moskauer Universität in den 50er Jahren übten schon damals eine scharfe Kritik an dem europäischen parlamentarischen Staate, glaubten nicht, daß das Parlament den wahren Willen des Volkes ausdrücke, hielten es schon damals für eine Form des „verfaulten Westens", die für den gesunden urwüchsigen Boden Rußlands nur schädlich wäre. Diese Verneinung des westeuropäischen Staates führte bei den revolutionären Anarchisten, wie Bakunin und Kropotkin, zu einer völligen Verneinung des Staates und des Rechts überhaupt.

So ein Verneiner von Staat und Recht wurde aber auch der völlig abseits der Revolution stehende Dichter und Denker Leo Tolstoj. Tolstoj leugnet seinen Anarchismus, er will als Anarchisten nur diejenigen bezeichnen, die zur Verwirklichung ihres Ideals Gewaltmittel anwenden. Wir aber müssen ihn doch einen Anarchisten nennen, da sein zukünftiges Gesellschaftsideal — „das Reich der Liebe" ein staatenloses Gebilde ist. Tolstoj erblickt den Sinn des Lebens darin, daß wir das Gottesreich auf Erden herstellen, d. h. das gewalttätige grausame feindselige Zusammenleben der Menschen durch ein liebevolles und brüderliches ersetzen. Sein Ideal hält Tolstoj für das der Urchristen, bevor sich das Christentum in eine Kirche verwandelte und sich in den Dienst des Staates stellte. Tolstoj hält sich für bestellt, das wahre Christentum wieder zur Geltung zu bringen, das Christentum, das die Kirche überall durch ihre Dogmen vernichtet hat.

Dieses Mißtrauen gegen die Kirche teilte auch ein anderer großer Zeitgenosse und Landsmann Tolstojs, Dostoevskij: in der schönen Legende vom Großinquisitor suchte er zu beweisen, daß die Kirche nicht mehr mit Jesus, sondern mit Satan geht. Aber Dostoevskij verabscheute nur die westliche Kirche, dagegen geht Tolstojs Haß auf jede, auch auf die eigene orthodoxe hin. Im Christentum glaubt aber Tolstoj nicht an Offenbarungen,

Digitized by Google

es ist für ihn eine reine Vernunftreligion. Für Tolstoj ist ein Schlüssel zur Lehre Christi das Wort der Bergpredigt: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel". Man besiegt das Böse nicht, indem man es mit Gewalt bekämpft, sondern nur dadurch, daß man es zu tragen und über sich ergehen zu lassen weiß. Der aber, „wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen".

Besonders freilich verstößt gegen dieses Gebot, dem Übel nicht mit Gewalt zu widerstehen, das moderne Recht. „Richtet nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet."

„Ihr glaubt, daß euere Gesetze das Übel verbessern, sie vergrößern es nur, es gibt nur einen Weg dem Übel zu steuern, er besteht darin, Böses mit Gutem zu vergelten[1])."

Tolstoj protestiert gegen die Gesetze: „Wir wissen, wie Gesetze gemacht werden, wir sind alle hinter den Kulissen gewesen, wir wissen alle, daß die Gesetze Erzeugnisse des Eigennutzes, der Täuschung, des Parteikampfes sind, daß in ihnen die wahre Gerechtigkeit nicht innewohnt und nicht innewohnen kann[2])."

Mit dem wahren Christentum ist aber für Tolstoj auch der moderne Staat unvereinbar: „Jedem aufrichtigen ernsten Menschen unserer Zeit muß es einleuchten, daß das wahre Christentum — die Lehre der Demut, der Verzeihung, der Liebe — mit dem Staate und seinem Hochmut, seinen Gewalttaten, Todesstrafen und Kriegen unvereinbar ist[3])". Daher hält Tolstoj es für unmöglich, daß ein aufrichtiger Christ guter Staatsbürger sein kann.

Was ist denn die Lebensform, die ein wahrer Christ führen muß, wenn ihm die Staatsform versagt bleibt. Und Tolstoj malt sein äußeres Leben in folgender Weise: „Der Jünger Christi wird arm sein; er wird nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben; er wird nicht zu Hause sitzen, sondern in Wald und Feld arbeiten, das Licht der Sonne, Erde, Himmel und Tiere sehen; er wird nicht darüber grübeln, was er essen soll, um seinen Appetit zu reizen, und was er tun kann, um seine Verdauung zu befördern, sondern dreimal am Tage wird er hungrig sein; er wird sich nicht auf weichen Kissen wälzen und auf Rettung von der Schlaflosigkeit sinnen, sondern schlafen, krank sein, leiden, sterben wird er ebenso wie alle — die Armen, die krank sind und sterben, scheinen es leichter zu haben als die Reichen —[4])". Jeder erkennt in diesem Typus den Jünger Christi, den in Rußland wohlbekannten „Gottesmenschen", den Pilger, der nirgends und überall zu Hause ist — oft Sektierer, manchmal Wallfahrer nach heiligen Orten.

Tolstoj hält jeden Staat für verwerflich, sei es eine Despotie, eine Republik oder Kommune. Jeder Staat ist schlecht, denn er ist Träger der Gewalt. Jede Regierung stützt sich darauf, daß es im Staate bewaffnete Menschen gibt, die den Willen der Regierung mit körperlicher Gewalt durch-

---

[1]) Tolstoj: „Worin besteht mein Glaube".
[2]) Tolstoj: „Worin besteht mein Glaube".
[3]) Tolstoj: „Das Reich Gottes ist in euch".
[4]) Tolstoj: „Worin besteht mein Glaube".

Digitized by Google

setzen, einen Stand, der dazu erzogen ist, diejenigen zu töten, deren Tötung die Obrigkeit befiehlt. Diese bewaffnete Macht ermöglicht den Regierungen, Steuern einzuziehen, denn es liegt gar nicht im Interesse des Volkes diese Steuern zu zahlen; ihr Ertrag wird meistens gegen die Interessen des Volkes benutzt, um Gefängnisse zu bauen, um Polizei und Heer zu unterhalten. „Die wirkliche Ursache der Existenz von Steuern ist nur eine: „die Gewalt, die sie erhebt", sagt Tolstoj, „die Möglichkeit, diejenigen, die sie nicht willig zahlen, zu berauben und für die Weigerung ins Gefängnis zu werfen, zu strafen[1])".

Und weiter sagt Tolstoj: „Daß die Steuern in England, Frankreich, Amerika und überhaupt in konstitutionellen Staaten durch das Parlament erhoben werden, ändert die Sache nicht. Denn die Wahlen sind so eingerichtet, daß die Mitglieder des Parlaments keine Vertreter des Volkes, sondern Politiker sind, und wenn sie es auch von Haus aus nicht waren, werden sie, sobald sie ins Parlament gelangen, doch zu Politikern, für die nur der persönliche Ehrgeiz und die Interessen der kämpfenden Parteien von Bedeutung sind[2])".

Das soziale Übel des Privateigentums sieht Tolstoj ebenso wie die Sozialisten und revolutionären Anarchisten. Wenn der Sozialismus die Wurzel der heutigen Not darin erblickt, daß Kapital, d. h. Kohlengruben, Erzlager, Boden usw., Privateigentum sind, so sieht es auch so Tolstoj. Auch er findet die Wurzel des Übels im Privatbesitz, auch er protestiert gegen die Ausbeutung und Versklavung durch die vom Staat beschützten Kapitalisten und Bodenbesitzer. Ist so bei Tolstoj wie bei den Sozialisten die Kritik dieselbe, sehen sie beide die Lösung des Problems im Kommunismus, so ist doch der Weg, auf den sie beide weisen, durchaus verschieden. Tolstoj protestiert gegen das sozialistische Ideal der Verstaatlichung: „Es gibt heute nur noch ein Gebiet menschlicher Tätigkeit, das nicht von der Regierungsgewalt erobert ist, das Gebiet der Familie, der Wirtschaft, des Privatlebens, der Arbeit. Und auch in dieses Gebiet beginnen, dank den Kämpfen der Kommunisten und Sozialisten, die Regierungen bereits einzugreifen, so daß Arbeit und Ruhe, Wohnung, Kleidung und Ernährung, wenn es nach den Reformatoren geht, bald gleichfalls von den Regierungen bestimmt und geordnet sein werden[3])". Und wenn Marx alles auf die Gesellschaft stellt, stellt Tolstoj alles auf die Tat des Einzelnen. Der Einzelne soll nach den Geboten der Liebe leben, keine Arbeit für sich von anderen verlangen, der Einzelne soll alles mit den anderen teilen. Durch sein Beispiel und durch Predigt wird er andere überzeugen, wie notwendig diese soziale Wandlung sei, und alle Menschen werden allmählich, dem Gebote der Liebe folgend, sich diesem Ideal zuwenden. So erwartet Tolstoj nicht wie Marx ein schicksalhaftes, notwendiges Geschehen, sondern ruft zum freien Tun auf, um die alten Fesseln zu sprengen.

Besonders bekämpft Tolstoj die revolutionären Sozialisten, weil sie ihr Zukunftsreich mit Gewalt aufbauen wollen, denn „wer das Schwert

---

[1]) Tolstoj: „Was sollen wir tun?"
[2]) Tolstoj: „Was sollen wir tun?"
[3]) Tolstoj: „Das Reich Gottes ist in euch".

Digitized by Google

nimmt, wird auch durch das Schwert untergehen". Tolstoj aber will den Kampf mit den herrschenden Gewalten nur durch passive Resistenz führen, ähnlich wie die russischen Sektierer es vollziehen. Man muß sein Leben gemäß seiner Erkenntnis einrichten und dem Staat den Gehorsam verweigern. Wenn man dem Staat die Zahlung der Steuern, den Kriegsdienst usw. verweigert, wird der Staat zuletzt gegen solche Leute machtlos. „Die Regierungen können jeden, der sie mit Gewalt stürzen will, züchtigen, hinrichten, auf Lebenszeit einsperren und foltern, sie können die Hälfte der Menschen bestechen und mit Gold überschütten, sie können sich Millionen von Bewaffneten dienstbar machen, die bereit sind, alle ihre Feinde zu vernichten. Was aber können sie gegen Menschen tun, die nichts zerstören, nichts aufrichten, sondern nur, jeder für sich, dem Gesetze Christi nicht zuwiderhandeln wollen, und die sich deshalb weigern, das zu tun, was für Regierungen am notwendigsten ist[1])".

Man soll dem Übel nicht mit Gewalt widerstehen ist und bleibt Tolstojs Hauptprinzip. Sein Zukunftsideal ist ein geselliges Zusammenleben der Menschen auf Grund der Gebote der Liebe. Wie die zukünftige Gesellschaft sich gestaltet, will er auch nicht weiter wissen. „Wäre dem einzelnen Menschen sein Leben beim Übergang von einer Altersstufe zur anderen vollständig bekannt, — er hätte keinen Grund zu leben. So ist es auch mit dem Leben der Menschheit: stände beim Eintritt in ein neues Lebensalter bereits ein fertiges Programm vor ihr, so wäre dies das sicherste Zeichen, daß sie nicht lebte, nicht weiterschritte, sondern an einer Stelle haftete. Die Einzelheiten der neuen Lebensordnung können uns nicht bekannt sein, sie müssen von uns selbst ausgearbeitet werden. Nur darin besteht das Leben, daß wir das Unbekannte erkennen und unser Tun mit der neuen Erkenntnis in Einklang setzen. Darin besteht das Leben des Einzelnen, darin der menschlichen Gemeinschaften und der Menschheit[2])".

Es ist bezeichnend, daß die einzige Form, in der Tolstoj sein Zukunftsbild zu schildern versuchte, die des Märchens gewesen ist: das altrussische, für die russische Psychologie so wichtige Märchen von Ivan dem Dummkopf dient ihm dabei als Fabel. Tolstoj schildert ein ideales Narrenreich, in dem die Menschen nicht wissen, was Krieg, was Geld und was Kopfarbeit ist, in dem jeder vom Ertrag seiner Handarbeit lebt und nur Tauschhandel existiert. Als ein anderes Volk mit diesem Narrenvolk Krieg führen will, verteidigen sie sich nicht, geben alles her und empfangen die Feinde aufs beste, so daß die Feinde gezwungen sind, mit ihnen Frieden zu schließen. Als Satan Gold in ihr Land bringt, behandeln sie es zuerst als Spielzeug, wollen aber später dafür nichts hergeben, denn in ihrer Tauschwirtschaft hat es keine Verwendung. Was Kopfarbeit ist, wissen sie nicht: bei ihnen darf nur der bei Tische mitessen, wer Schwielen an den Händen hat, wer keine hat, erhält die Reste und die Knochen. Tolstoj legt weder sich noch den anderen Rechenschaft darüber ab, welches die Bedingungen sind, unter denen sein Traum Wirklichkeit werden kann; daß mindestens ein reiches, fruchtbares Land, ausreichend für eine zahlreiche Landbevölkerung,

---

1) Tolstoj: „Das Reich Gottes ist in euch".
2) Tolstoj: „Krieg und Revolution".

Digitized by Google

und immer gute Ernten die unerläßlichen Erfordernisse seiner Gestaltung darstellen. Daß die Taktik der Tolstojschen Kriegsführung nur ein Land in Unglück und Not stürzen kann, das hat die bolševistische Methode bewiesen, als sie 1918 die Deutschen ins Land einmarschieren ließ, ohne sich zu verteidigen. Daß die Kultur in so einem Lande notwendig untergehen würde, ist für Tolstoj nur ein Trost, denn er haßt und verachtet die moderne Kultur; die Wissenschaft ist für ihn nur ein moderner Aberglaube und er hat nur Ironie „für diese wertlosen Probleme, Entstehung der Arten, Spektralanalyse, Beschaffenheit des Radiums, Zahlentheorie und anderen Firlefanz, dem man heutzutage dieselbe Wichtigkeit beimißt, die man im Mittelalter der unbefleckten Empfängnis oder der Transsubstantiation im Abendmahl beimaß[1])". Tolstoj glaubt in seinem eigenen russischen Volke dieses Narrenvolk gefunden zu haben, dem es am meisten am Herzen liegen würde, in einer staatenlosen Gemeinschaft ohne jede Gewalt, nach den Gesetzen der Liebe zu leben.

Auch er glaubt an die Mission seines Volkes. „Das russische Volk hat in bezug auf die Gewalt immer eine ganz andere Stellung eingenommen als die anderen europäischen Völker, es hat sogar nie an einem Kampf gegen sie teilgenommen und infolgedessen hat es nie durch ihn besudelt werden können. Es hat die Gewalt als ein Übel betrachtet, dem man ausweichen muß. Die Mehrzahl der Russen hat immer lieber Gewalttätigkeiten erduldet, als daß sie ihnen Widerstand geleistet oder an ihnen teilgenommen hätte. Sie hat sich also immer unterworfen[2])".

Diese, vollkommen ohne Rücksichtnahme auf die historischen Tatsachen aufgestellte, Behauptung, ist nicht nur von Tolstoj, sondern auch von den revolutionären russischen Anarchisten aufgestellt worden. Auch Bakunin glaubt im russischen Volke den Träger anarchistischer Ideale und den Bekämpfer annexionistischer Machtpläne zu sehen.

Wir kennen aus Tolstojs künstlerischem Schaffen, aus seinem Roman „Krieg und Frieden" den Versuch, die russischen nationalen Eigenschaften, die Liebe zum Nächsten, das „nicht Widerstreben dem Übel" in der Figur des Soldaten Platon Karataev zu verkörpern. Dieser Karataev lebt in einem Fatalismus, der fast dem östlichen nahegrenzt; geduldig läßt er alles über sich ergehen, Soldatenschicksal, Gefangenschaft, Tod, ohne den Versuch zu machen, dem Übel zu widerstehen, in einem Optimismus und festen Glauben, daß alles zum besten führe; er hat Liebe und Freundlichkeit für jedermann, für Pierre, den Helden des Romans, für einen armen verlaufenen Hund, für französische Soldaten. Dabei besitzt er keinen Eigentumsbegriff, hält z. B. das Abholzen eines fremden Waldes für kein Verbrechen, da er den Wald für ein Volkseigentum ansieht. Dieses ist der Anarchist nach Tolstojs Herzen. Die russischen seelischen Eigenschaften, den Fatalismus, den Glauben, daß man der Gewalt nicht mit Gewalt entgegenkommen kann, hat Tolstoj noch in der Gestalt des russischen Feldherrn Kutuzov zum Ausdruck gebracht, der Napoleon nicht mit Militärmacht, sondern mit Zeit und Geduld besiegen will.

---

[1]) Tolstoj: „Das große Verbrechen".
[2]) Tolstoj: „Das Ende einer Welt".

Digitized by Google

So sehen wir in Tolstoj eine etwas slavophile Tendenz; auch er verherrlicht die nationalen Eigenschaften des russischen Volkes; auch er glaubt an die urwüchsige Kraft der Russen; auch er ist mißtrauisch gegen jene konstitutionellen Ideen, die aus dem Westen kommen. Seine beiden Reisen nach Europa bestärkten ihn nur in diesem Vorurteil. Als er von der ersten Reise (1857) heimkam, schrieb er: „Der Ehrgeiz des Liberalismus ist zu vermeiden". Und nach der zweiten (1862): „Die privilegierte Gesellschaft hat keineswegs das Recht, das Volk, das ihr ganz fern steht, auf ihre Art zu erziehen".

Besonders verhaßt sind ihm aber die russischen Liberalen. Diese Abneigung ist eine angeborene. Der große Herr, der feudale Aristokrat, will außer sich und den Bauern keinen anerkennen. In seinen Romanen sind die unsympathischen Typen immer die Ärzte, Anwälte und andere Intellektuelle, gerade diejenigen, aus denen sich die russischen liberalen Kreise rekrutierten.

Tolstoj konnte diese Intellektuellen nicht ertragen, besonders aber ihre Anmaßungen, dem russischen Volke, ob es wolle oder nicht, das Glück zu bringen, indem sie ihm ihre Utopien aufdrängen.

In „Anna Karenina" ergeht er sich lang und breit in seiner Verachtung für die Liberalen. Levin, sein Held, verweigert seine Beteiligung am Werk der Provinzialeinrichtungen für Volksbelehrung und an sonstigen Neuerungen. Das Bild, das die Wahlen zur Provinzialversammlung aufweisen, zeigt, wie ein Land hereinfällt, wenn seine alte konservative Verwaltung durch eine liberale ersetzt wird. Nichts hat sich geändert; es gibt nur eine Lüge mehr und Herren von geringerer Herkunft. Und Tolstoj ärgert sich über den Mißbrauch, den die Liberalen mit dem Wort „Volk, Volkswille" treiben. Was wissen sie denn überhaupt vom Volk? Was ist ihnen das Volk?

Besonders aber zu der Zeit, da die liberale Bewegung sich durchzusetzen scheint und sie die erste Duma einberufen läßt, drückt Tolstoj heftig sein Mißtrauen gegenüber den konstitutionellen Ideen aus: „In letzter Zeit hat die Entartung des Christentums einem neuen Betrug Platz gemacht, der unsere Völker noch tiefer in seine Knechtschaft hineinstößt. Mit Hilfe eines komplizierten parlamentarischen Wahlverfahrens wurde ihnen eingeredet, daß, wenn sie ihre Abgeordneten direkt wählten, sie an der Regierung teilnehmen und daß sie, wenn sie diesen Abgeordneten gehorchten, nur ihrem eigenen Willen gehorchen und somit frei seien. Das ist ein Betrug. Das Volk kann seinen Willen nicht kundgeben, selbst nicht durch das allgemeine Wahlrecht 1. weil es einen solchen Gesamtwillen, einer Nation von vielen Millionen nicht geben kann und 2. weil selbst wenn es ihn gäbe, die Stimmenmehrheit nicht sein Ausdruck wäre. Ohne auf den Umstand Gewicht zu legen, daß die Gewählten nicht mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl, sondern auf die Erhaltung ihrer Machtstellung Gesetze erlassen und die Verwaltungsgeschäfte besorgen — ohne sich auf die Tatsache zu berufen, daß ein Volk durch die Wahlbeeinflussung und die Wahlmanöver verkommen muß — ist diese Lüge besonders unheilvoll im Hinblick auf das Anmaßende dieser Sklaverei, in welche die verfallen, die sich ihr unterwerfen . . . Jene freien Menschen erinnern an

Digitized by Google

Gefangene, die sich einbilden, Freiheit zu genießen, wenn sie das Recht haben, sich ihre Gefängniswärter auszuwählen . . . Ein Angehöriger eines despotisch regierten Staates kann selbst unter dem grausamsten Zwang vollständig frei sein. Aber ein Anhänger eines konstitutionell regierten Staates ist immer Sklave; denn er erkennt die Gesetzmäßigkeit der gegen ihn angewandten Maßregeln an . . . In denselben Zustand der konstitutionellen Sklaverei, in der die anderen europäischen Völker sind, möchte man das russische Volk führen[1])".

Und auch der Sozialismus ist Tolstoj fremd und verhaßt: behauptet er doch, auf wer weiß welcher ökonomischer Wissenschaft gegründet zu sein, und wir wissen, wie sich Tolstoj zur Wissenschaft stellt. Die Idee des Sozialismus hält Tolstoj für recht niedrig: „der Sozialismus hat nur das materielle Wohlbefinden des Menschen, die Befriedigung seiner niedersten Bedürfnisse zum Ziel[2])". „Im Grunde genommen ist er ohne Liebe, denn er kennt nur Haß gegen die Bedrücker und einen bloßen Neid auf das bequeme und satte Leben der Reichen[3])". Wenn der Sozialismus den Sieg davontragen würde, würde es in der Welt schrecklich aussehen, da Europa durch seine materialistische Auffassung verwildern würde. Aber Tolstoj glaubt nicht an die Zukunft des Sozialismus. Er glaubt, daß es „mit diesen Theorien wie mit den Damenmoden gehen würde, die ungeheuer schnell ihren Weg aus dem Salon ins Vorzimmer nehmen[4])".

So sehen wir in Tolstoj einen Denker, der abseits aller modernen Systeme steht. Aber das Ideal, das er uns zeichnet, ist und bleibt vollkommen formlos. Er gibt keine Antwort auf Fragen, weder sozialer, noch politischer, noch juristischer Natur. Seine Lösung ist eine rein moralische; eine persönliche Erhöhung des Menschen, eine Reinigung seines Gewissens und seiner Lebensweise. Aber, um Fragen allgemeinen Charakters zu lösen, ist sein Zukunftsbild wirr und seine Kampfmittel entsprechen zu wenig den wirklichen Verhältnissen der modernen Welt. So kann auch er uns den Weg aus der Wirrnis der Gegenwart ins Freie nicht zeigen, aber er ist und bleibt der große Dichter, der noch einmal die ewigen Fragen der Menschheit, wie sie den Propheten bis heutzutage immer bewegt haben, in schönen und heiligen Worten aufrollte.

---

1) Tolstoj: „Brief an den Japaner Izo-Abe Ende 1907".
2) Tolstoj: „Unterhaltung mit Tenoremo".
3) Tolstoj: „Unterhaltung mit Tenoremo".
4) Tolstoj: „Unterhaltung mit Paul Boyer (Le Temps vom 4. 11. 1902)".

Digitized by Google

MISCELLEN

L. N. TOLSTOJ UND DIE SEBASTOPOL-LIEDER

Von

Richard Salomon (Hamburg)

Aus der biographischen Literatur über Tolstoj ist seit langer Zeit das sogenannte „Sebastopol=Lied" bekannt, ein Soldatenlied, das in ironischer Form die Niederlage der Russen an der Černaja am 4./16. August 1855 schildert:

„Kak četvertago čisla
Nas nelegkaja nesla
Gory obirat'.

Baron Vrevskij general
K Gorčakovu pristaval,
Kogda pod šefe."

usw. in 19 Strophen. Die Verse waren bald allgemein bekannt; öffentlich gedruckt worden sind sie zuerst zwanzig Jahre später, im Februarheft der „Russkaja Starina" von 1875 (S. 441), und damals bemerkte der Herausgeber, M. I. Venjukov, daß nach der Mitteilung seines Gewährsmannes der Ober=leutnant Graf Leo Tolstoj in der Sebastopoler Armee allgemein als der Ver=fasser gegolten habe. Im Märzheft des gleichen Jahrganges der „Russkaja Starina" (S. 653) teilte ein gewisser Sysoev eine etwas variierte Fassung des Liedes ohne Kommentar mit. Etliche Jahre später meldete sich, wiederum in der „Russkaja Starina", 1884 Februar, S. 456, ein Anonymus, der den Venjukov=schen Text nochmals brachte und zugleich die Entstehungsgeschichte des Liedes erzählte. Es ist danach nicht ein eigenes Werk Tolstojs, sondern eine gesellschaftliche Improvisation aus einem Kreise von Offizieren, dem auch Tolstoj angehörte. Der Anonymus bezeichnete sich selbst als einen der Mit=dichter. An seinen Angaben zu zweifeln besteht keine Veranlassung, um so weniger, als der Tolstoj=Offiziosus Birjukov sie in seine bekannte Biographie (Bd. I, 277 ff. der Ladyžnikovschen Ausgabe, 1921) in extenso und ohne Widerspruch übernommen hat. Damit erledigt sich die Darstellung Rafael Löwenfelds in seinem Buche über Tolstoj (Jena 1901, S. 178), der das Ganze für Tolstoj in Anspruch nehmen will.

Im Anschluß an dieses Lied hat nun Birjukov (a. a. O. S. 279) ein zweites im gleichen Ton veröffentlicht unter der Überschrift „Sevastopol'skaja pěsnja na vos'moe sentjabrja 1855 g". Die Anfangsstrophen lauten:

„Kak vos'mogo sentjabrja
My za věru i carja
Ot Francuz ušli.

Knjaz' Leksandra admiral (= Menšikov)
Sudenyški zatopljal
V morě=pučině."

Digitized by Google

Das Ganze enthält 28 Strophen. Auch dieses zweite Lied ist, wie Birjukov (S. 279 Anm. 1) angibt, unter Mitwirkung Tolstojs von mehreren verfaßt, „unter den gleichen Umständen, jedoch etwas später" (S. 278). Ich sehe keine Veranlassung zum Zweifel an diesen Behauptungen, — mit Ausnahme der Chronologie, die offenbar unrichtig ist.

Die Überschrift „Auf den 8. September 1855" steht im Widerspruch mit dem Inhalt der Strophen und ist sichtlich späterer Zusatz. Denn der 8./20. September, von dem die erste Strophe spricht, ist nicht der des Jahres 1855, ein Tag, dem in der Geschichte des Krimkrieges eine besondere Bedeutung nicht zukommt, sondern der historische 8./20. September des Vorjahres 1854, der Tag der Schlacht an der Alma, der ersten großen Niederlage Menšikovs unmittelbar nach der Landung der Alliierten. Das Lied folgt in den weiteren Strophen klar und eindeutig dem Gang der Ereignisse seit dem Herbst 1854: erwähnt werden nacheinander die Versenkung der russischen Schiffe zur Sperrung des Hafens von Sebastopol, der Abzug des Oberkommandierenden Menšikov, der Beginn der Zernierung (alles im September 1854), die Schlachten bei Balaklawa (25. Oktober 1854) und Inkerman (5. November 1854) usw. So geht es bis zum Frühjahr 1855, aber nicht darüber hinaus. Die letzten Ereignisse, auf die das Lied anspielt, sind der mit beträchtlichem Sarkasmus behandelte Tod Nikolaus' I. (3. März 1855) und die unmittelbar darauf erfolgte Ersetzung Menšikovs durch Michael Gorčakov. Mit den Versen

„Naznačaju ja (Alexander II.) inogo
Togo knjazja Gorčakova
K Turkě čto chodil.

Mnogo vojsk emu ne nado,
Budet pust' emu nagrada
Krasnye štany" (der Generalsuniform).

schließt das Lied ironisch, wie es begonnen hat.

Es ergibt sich also, daß dieses angeblich „zweite" Lied älter ist als das „erste". Es ist offenbar schon im Frühjahr 1855 entstanden. Nach eigener brieflicher Angabe (Birjukov I 267) war Tolstoj am 1./13. April von Belbek nach Sebastopol versetzt worden.

Eine bibliographische Feststellung erlaubt mir, den Beweis für die chronologische Anordnung noch etwas präziser zu führen. Die beiden Lieder sind längst vor den erwähnten Veröffentlichungen schon einmal gedruckt worden, freilich an einer Stelle, die in zensierten russischen Drucken nicht oder höchstens in ganz vager Andeutung (wie Russk. Star. 1875 Febr. S. 441 geschehen) zitiert werden dürfte: in Alexander Herzens Jahrbuch „Poljarnaja Zvězda", Jahrg. 1857 S. 283—287.

Hier stehen sie in der umgekehrten, richtigen Reihenfolge, Birjukovs „zweites" voran, und hier folgen auf die oben zitierte Schlußstrophe von den roten Generalshosen noch zwei weitere Strophen, von denen die letzte lautet:

„I vot ždem i podžidaem,
Sevastopol' zaščiščaem,
Skoro-l' otojdet?"

„Und so sitzen wir und sitzen,
Um Sebastopol zu schützen.
Zieht er (der Feind) nun bald ab?"

Das konnte natürlich nach dem 8./20. September 1855 nicht mehr geschrieben werden, da bereits am 29. August/10. September die Alliierten in die gefallene Festung eingezogen waren. Wohl aber entspricht es der Lage im Frühjahr 1855.

Digitized by Google

Das andere, „erste" Gedicht muß im August 1855, unmittelbar nach der Schlacht an der Černaja entstanden sein. Die Anfangsworte „kak četvertago čisla" — statt des Monatsnamens — lassen eine spätere Ansetzung nicht zu. In Herzens Druck enthält auch dieses Stück zwei Schlußstrophen, die in den anderen Drucken fehlen. Sie erwähnen die Reise Alexanders II. in das Kriegsgebiet, die erst Ende Oktober 1855 stattfand. Aber es ist ohne weiteres klar, daß diese beiden Strophen, die mit den Worten „A kak pervago čisla" anheben, ein späteres Anhängsel sind, die übliche Variation oder Weiterspinnung eines schon bekannten Textes.

Von Tolstojs Mitverfasserschaft weiß Herzen noch nichts. „Diese beiden Lieder", bemerkt er einleitend, „sind aufgezeichnet, wie die Soldaten sie gesungen haben. Sie sind nicht das Werk eines besonderen Verfassers, und in ihrem Stil erkennt man leicht den Ausdruck eines rein volkstümlichen Humors" — ein unbewußtes, aber wohl verdientes Kompliment an die Improvisatoren. Denn der Volkston in den beiden Stücken ist in der Tat genau getroffen.

Digitized by Google

II

LITERATURBERICHTE

POLENS SCHÖNE LITERATUR IM JAHRE 1926.

Von
Dr. Otto Forst-Battaglia.

Vorbemerkung: Auch diesmal habe ich zahlreichen Autoren und Verlegern für die mir gewährte Förderung herzlich zu danken.

Verwendete Abkürzungen: BP... Bibljoteka Polska, Instytut Wydawniczy. GW... Gebethner i Wolff. H... F. Hoesick. K... Kraków. KświW... Księgarnia św. Wojciecha. KSW... Krakowska Spółka Wydawnicza. L... Lwów. LH... Literarischer Handweiser. M... Jakób Mortkowicz. P... Poznań. Pwsp... Przegląd Współczesny. W... Warszawa. WL... Wiadomości Literackie. WP... Wydawnictwo Polskie. ZO... Zakład Narodowy imienia Ossolińskich.

Wenn ich bei der Übersicht über die polnische Historiographie der beiden letzten Jahre auf Arbeiten hinweisen konnte, die schon früher vom Ertrag des Forschens während einer kürzeren oder längeren Periode gemeldet hatten, so mangelt es diesem Versuch, die Summe dessen zu ziehen, was vom literarischen Schaffen eines Jahres der Fortdauer bestimmt erscheint, an jedem Vorläufer. Es müßte eigentlich damit begonnen werden, ein Bild des polnischen Schrifttums im Augenblick der nationalen Erneuerung zu zeichnen, um, von diesem Fundament ausgehend, die Ernte des letzten Jahres zu prüfen. Möge es entschuldigt werden, daß ich, verschiedenen Gründen gehorchend, erst zu einem späteren Zeitpunkte an dieser Stelle eine Charakteristik der polnischen Nachkriegsliteratur geben werde[1].

[1]) In dieser Übersicht erwähne ich nur Werke der Schönen Literatur, die im Druck selbständig und zum ersten Mal herauskamen, auf dem Titel das Erscheinungsjahr 1926 tragen. Ehe in diesen „Jahrbüchern" die von mir angekündigte Charakteristik des polnischen Schrifttums der Nachkriegszeit vorliegt, greife man zur Orientierung über die Grundlagen zu den bis 1923 reichenden Handbüchern, Wilhelm Feldmans mit Vorsicht zu benutzender „Współczesna literatura polska", (7. Auflage. Lw. Altenberg, W. GW. 1924, 596 S.) und Marjan Szyjkowskis wesentlich auf Feldman fußender, doch ihn gelegentlich korrigierender „Współczesna literatura polska". (P. Spółka pedagogiczna 1923, 623 S.) Man vergleiche meine allgemeinen Arbeiten im „Euphorion" 37 (1926), 534 ff., im „Hochland" 24 (1927), 316 ff., im „Gral" 20 (1926), 568 ff., sowie meine periodischen Übersichten im LH. Bd. 62 (1926) und 63 (1927) und in der „Jaarlijksche Boekenschouw" Bd. 7 (1926) und 8 (1927), endlich die Charakteristiken zeitgenössischer polnischer Autoren, die ich in jeder Nummer der „Pologne Littéraire" veröffentliche.

Digitized by Google

Indessen eine gedrängte Umschau über den Ertrag des Jahres 1926. Ruhig flossen Poesie und Prosa im vorlängst bereiteten Bett. Keine außerordentliche Erscheinung hat die Wogen höher schwellen lassen. Weder am Grundcharakter des polnischen Schrifttums, dem ewig romantischen, zugleich inbrünstig nationalen und human weltbürgerlichen, noch an der Machtverteilung der Genres — dem Vorherrschen der Lyrik und des Romans gegenüber der Kurzgeschichte, dem verkümmerten Drama und dem gänzlich fehlenden Epos — hat sich etwas geändert. Kein neues überragendes Talent enthüllte sich der Mitwelt.

Die Ereignisse auf dem Parnaß waren nicht sonderlich aufregend. Ein paar ältere Fehden dauerten fort und ebbten langsam ab. Die um Żeromski und sein Vermächtnis, den herrlichen „Vorfrühling"; der Streit um Mickiewicz, durch Millers Schrift „Die Seuche in Granada" aufs neue entfacht. Zegadłowiczs Faust=Übertragung entfesselte einen zahmen Sturm im Wasserglas. Und zuletzt erhärteten die Preisrichter, welche das höchste Staatsprämium einem mäßigen patriotischen Poem Makuszyńskis zuerkannten, die wohlbekannte Tatsache, daß offizieller Lorbeer häufiger die gute Ansicht und Absicht als das Ingenium krönt. Ein paar Jubiläen, der herbe Verlust, den Polen durch den Tod Kasprowiczs, seines gewaltigsten Lyrikers, erlitt, dies unter den Geschehnissen der Jahreschronik die wichtigsten. Es sei denn, wir rechnen noch den traurigen Ausgang der besten polnischen Revue, des „Przegląd Warszawski" hinzu, für den wir einigermaßen mit der Begründung eines der europäischen Öffentlichkeit gewidmeten literarischen Organes entschädigt wurden — das auch der deutschen Sprache ihr Recht einräumt, prinzipiell französisch geschrieben ist —, der „Pologne Littéraire".

An die Spitze der kritischen Schriften müssen wir W a s i l e w s k i s „Diskussionen" und W e y s s e n h o f f s „Literarisches Denkbuch" stellen. Zwei Herzen und ein Gedanken, ein Schlag (der Preußen, Juden, Sozialisten vernichtend treffen möge). Ein Verlag . . . ein Reich, ein Volk, ein Gott. Es ist nicht meine Schuld, wenn sich diese Ideenassoziation einstellt. Die beiden hervorragenden Theoretiker des polnischen Nationalismus stoßen in die Fanfare des sieghaften, romantischen, aggressiven Chauvinismus. (Was nicht hindert, daß ihr blendender Stil der maßvollen klassischen Ruhe gehorcht, die im polnischen Parnaß selten als die erste Bürgerpflicht betrachtet wird.) Wie Maurras, Léon Daudet predigen die Wasilewskischen Diskussionen, die lucus a non lucendo ihren Namen davon führen, daß sie jede Diskussion ablehnen — um wie viel ehrlicher nannte Wasilewskis Gesinnungsgenosse in Frankreich, Massis, seine Diskussionen „partis=pris"! — die Religion des Nationalismus, Traditionalismus, auch in ihrer Anwendung aufs Künstlerische, Literarische. Weyssenhoff wendet diese Kriterien nur auf sein eigenes Lebenswerk an, das er, einsichtig und nicht einmal allzu nachsichtig, beurteilt, kommentiert. Die Gegner auf der Linken werden als Träumer, Romantiker, Vorkämpfer eines wenig schönen désordre gebrandmarkt.

Worauf deren Protagonist M i l l e r, den Spieß umdreht, und die Rechte als Träumer, Romantiker usw. an den Pranger stellt. Seine „Seuche

Digitized by Google

in Granada" verdammt ziemlich launenhaft fast die gesamte polnische Literatur als unzeitgemäß, unsozial, egozentrisch. Ein paar Auserwählte sind „universalistisch" (was wir etwa mit unanimistisch übersetzen könnten, würde nicht auch der diesem Eigenschaftswort Leben verleihende Ismus in ein paar Jahren vergessen sein); dienen dem Volke (nicht nur dem P. T. Adel), gehorchen dem Verstand. Schade, daß Miller, wie so viele impressionistische Kritiker der Geschichte seine Verachtung durch profunde Ignoranz beweist. Es würde ihm sonst klar werden, wie sehr auch er romantisch, nur eben ein Romantiker von der anderen Fakultät ist. Die Weyssenhoff und Wasilewski suchen das Paradies in der Vorzeit, die Miller und sein universalistisches Gefolge, in der Zukunft[1]).

Hinter diesen wichtigsten Parteischriften der beiden einander Romantiker scheltenden, sich klassisch wähnenden und erz-romantischen Heereslager, nur kritische Bücher geringeren Formates. Sie haben relativ unbedeutenden Anlaß, wie Hulewiczs Pamphlet wider die Verkleinerer des Zegadłowiczschen „Faust" oder unbedeutenden Gedankeninhalt. Sammeln witzige und kluge Feuilletons, die von Warschauer Premièren mit Sarceyscher Sicherheit des Richtspruchs berichten (Boy), Aphorismen über das Ewig-Weibliche in seiner polnischen Inkarnation (Wasylewski), anspruchslose Erinnerungen an eine rühmliche Theaterlaufbahn (Kotarbiński)[2]). Schlimmer, wenn uns, in der Epoche der Bücherkrisen, so oberflächliche und platte Reiseschilderungen dargeboten werden, wie die Dębickis oder Jabłonowskis, zweier vortrefflicher Stilisten, denen die journalistische Ursprungsquelle ihren sonst hellen autokritischen Sinn trübte. Iwaşzkiewiczs, des ausgezeichneten Poeten „Sentimentale Landschaften" müssen wir, so sehr es uns auch in der Seele wehe tut, in dieser Gesellschaft sehen. Sogar ein Dichter von der Qualität Orkans hat bei der Berührung mit der Publizistik ein paar Bazillen eingesogen, die sein Buch „Die Warthe" vergiften. Ach, warum verdirbt die böse Politik so oft den Charakter und noch gar die künstlerischen Gaben![3])

Freilich, der ganz große Schriftsteller sollte auch diese Gefahr überwinden, mit halbwegs heiler Haut zwischen Scylla und Charybdis durchkommen. Nowaczyński, gewiß ein sehr kampflustiger Pamphletist der Rechten, dessen gefürchtete Zunge sticht, als verkörpere sie den bösen Geist, flicht in sein glänzendes dramatisches Gemälde „Der Kommandant

---

[1]) Z. Wasilewski, Dyskusje. P. KśwW. 232 S. vgl. Lit. Welt 1927, 4. J. Weyssenhoff, Mój pamiętnik literacki. P. KśwW. 144 S. vgl. LH. 63, 90, Ruch Literacki 2, 87, WL. 1926, 9. J. N. Miller, Zaraza w Grenadzie. LW. H. 201 S. vgl. Lit. Welt 1927, 4, WL. 1926, 17, 19, 23, 47, Przegląd Powszechny 173, 361 ff.

[2]) W. Hulewicz, Pół-Faust. W. Dom książki polskiej. 66 S. vgl. WL. 1926, 42. Boy-Żeleński, Brewerje. W. H. 263 S. vgl. WL. 1926, 11; Flirt z Melpomeną Bd. 6. 312 S. vgl. WL. 1926, 39. St. Wasylewski, O siedmiu duszach kobiety. P. WP. 175 S. J. Kotarbiński, Ze światu ułudy. W. GW. 357 S. J. Janowski, Rewizja na Parnasie. W. GW. 32 S.

[3]) Zdz. Dębicki, Z północy i południa. W. GW. 334 S. vgl. WL. 1926, 49. Wł. Jabłonowski, Amica Italia. P. KśwW. 175 S. vgl. LH. 63, 792. J. Iwaszkiewicz, Pejzaże sentymentalne. W. GW. 207 S. vgl. WL. 1926, 21. Wł. Orkan, Warta. Lw. ZO. 125 S. vgl. WL. 1927, 1.

Digitized by Google

von Paris" ein paar aktuelle Anspielungen, kreiert die unmögliche Gestalt eines jüdisch=bolševikischen Theaterbösewichtes und läßt an den radikalen Franzosen und den preußischen Junkern so wenig Gutes, daß er sogar die eingestreuten französischen und deutschen Brocken schlecht schreibt. Dafür ist der polnische Text, der da den Feinden polnischer Unabhängigkeit gelesen wird, um so besser. Der Kommandant von Paris, Jarosław Dąbrowski, szlachcic und Katholik, Pole und Ehrenmann als Befehlshaber einer proletarischen, ungläubigen Rotte von Franzosen, Juden, vaterlands=losen Schurken, kämpft anno 1871 gegen die Versailler Regierung, weil er über den Trümmern des bürgerlichen (und eben erst kaiserlichen) Frankreich den Polenstaat neu sich erheben sieht. Seinen heroischen Irrtum bezahlt er mit dem Tod. (Ganz wie in der Geschichte.) Diese moderne Tragödie Cornelianischer Größe wird von Nowaczyński in den Rahmen eines präch=tigen Zeitbildes gestellt. Bewundernswert der, sonst technisch nicht zu rechtfertigende, Einleitungsakt im baufälligen Magnatenpalast (das Bau=fällige hier im, sit venia verbo, moralischen Verstand gemeint) des Fürsten Poniatowski. Unübertrefflich die Figuren des Staatssekretärs, der als ruhender Franzose in der Erscheinungen Flucht in seinem Ministerium Dutzende von Regierungen und Staatsformen überdauert, des Kochs und des alten Polenemigranten, der anmutigen Frauen um Poniatowski; die des leichtsinnig=leichtlebigen Fürsten vor allem. Wie sämtliche Stücke Nowaczyńskis ist auch dieses ein Buchdrama, indes in vielen Szenen von Bühnenkraft, jedenfalls ein Werk poetischer Inspiration und hoher stilisti=scher Vollendung. Unter den Dramen ihm zunächst... Ja, da gilt es eine lange Pause zu machen, und — zu schließen. Denn was jetzt kommt, die amüsante Verteidigung der simultanen Vielmännerei durch G r u b i ń s k i, R ą c z k o w s k i s zahme und nur im dritten Akt, in der Versammlungs=szene, eine Weile unterhaltende politische Komödie, werden bald vergessen sein. Was sonst erschien oder aufgeführt wurde, hätte nicht verdient, daß man sich seiner je erinnerte[1]).

Besser steht es um die Lyrik. K a s p r o w i c z schenkte uns den Scheidegruß an ein Dasein, das ihm längst nicht mehr unhold war. Seit er in der Tatra „s e i n e Welt" gefunden, hatte er sich mit d e r Welt abgefunden. Nichts mehr vom titanischen Stürmen, satanischem Trotz. In abgeklärter Harmonie verkünden die Strophen einer bis ins Alter un=geminderten Meisterschaft das Vertrauen auf Gott, die Freude am heiteren Lebensabend, die andächtige Glückseligkeit zu Füßen der Berglandschaft. Nur ganz selten der anklagende, revolutionäre Ton von Kasprowiczs Jugend und noch seltener Entgleisungen, wie das Lied von „Szaja Ajzenstock".

---

[1]) A. N o w a c z y ń s k i, Komendant Paryża P. Kśw W. 392 S. vgl. HL. 63, 497, WL. 1926, 136. W. Grubiński, Niewinna grzesznica. W. H. 91 S. vgl. LH. 63, 498. J. R ą c z k o w s k i, Polityka i miłość. P. KświW. 172 S. vgl. WL. 1925, 52, Boy, Flirt z Melpomeną 6, 253 ff. Das interessante Stück von S t. I. W i t k i e w i c z, Warjat i i zakonnica kenne ich nur aus Zeitungsnotizen, eine Buchausgabe ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Über seinen Inhalt vgl. WL. 1926, 23. Unter den im Jahre 1926 aufgeführten Dramen, die m. W. nicht gedruckt vorliegen, verdienen M o r s t i n s „W cichym dworze" und Z e g a d ł o w i c z s (1927 publizierte und im nächsten Bericht eingehend zu würdigende) Faust=Übertragung genannt zu werden.

Digitized by Google

Kasprowiczs Erbe ist, der Form wie dem Inhalte nach, an Emil Zegadłowicz übergegangen, dem nur wenig zur vollen Reife fehlt. War der Dichter von „Meine Welt" ein Sohn der kujawischen Ebene, hernach ein Vasall der Tatra, so wurzelt der Sänger des „Stundenbuchs" — der Titel ist wohl bewußt von Rilke entlehnt, wie sehr auch diese Stoßgebetlein und frommen Maximen vom erhabenen Hymnus des böhmischen Dichters entfernt sind — im Beskidenwald, seiner Heimat und seinem steten Umkreis. Schollenverwachsen, volkstümlich im edelsten Sinn, gläubig und herzlich ist diese Lyrik, der es nur noch zu wünschen wäre, daß der eine oder andere unter den zu zahlreichen Gedankenstrichen durch einen Gedanken ersetzt werde[1]).

Aus der Schule Zegadłowiczs die schöne Verheißung der Brzostowska. Ihr verwandt Bąkowski (der Rilke noch näher steht). Die humanitäre und soziale Lyrik von Braun leitet zu Tuwim über, der hart und brutal für das Recht der neuen Zeit und des neuen Menschen ficht, ein Poet der rastlosen Großstadt, polnischer Verhaeren und Whitman zugleich, des Wortes gewaltig, wahrhaftig ein Dichter von „Worten im Blut". Noch schneidender in Hohn und Erbitterung Wandurski, der unserer Gesellschaft den Fehdehandschuh hinwirft, den in der lyrischen Arena kein an Kraft Gleicher aufnahm. Jasieńskis dichterische Apologie des Bauernführers von 1846, Jakob Szelas, tritt Wandurski zur Seite, nachdem eben noch Żeromski, bürgerlicher Patriot, im Drama „Turoń" den Mörder des Tarnower Blutbades gebrandmarkt hatte[2]).

So entschieden in der Kritik (und bei der spärlichen dramatischen Produktion) die Rechte das Übergewicht hat, so in der Lyrik die Linke. Von rechts nur brave Reimerei (die sich des Politischen meist entbürdet; Nikorowicz sei ein Beispiel, das schrecke und abschrecke). Mehr egozentrisch die Frauen (denen politisches als häßliches Lied erscheint). Iłłakowiczówna, ein starkes Talent von eigenwilligem Reiz. Weniger in den manierierten Spielereien der Namensdeutung als in der wirklich reichen „Beute". Pawlikowska, eine graziöse Rokokodame, deren poetische „Küsse" wir wonnig erschauernd entgegennehmen, ohne uns viel über die (wahrscheinlich nicht vorhandenen) Empfindungen den Kopf zu zerbrechen, denen wir so hohe Gunst verdanken. Słonimski hat ein poetisches Reisetagebuch geführt, aus dem Hyazinthen duften, doch mitunter auch Kaffeehausdünste entgegenströmen. Grabski reichte uns „Drei Kränze" untadeliger Sonette[3]).

---

[1]) J. Kasprowicz, Mój świat. W. BP. 324 S. vgl. LH. 62, 732. Liter. Welt 1927, 4. E. Zegadłowicz, Godzinki. P. KświW. 94 S.; Krąg. Paris, Polskie Towarzystwo przyjaciół książki. 42 S. Über ihn demnächst meine Studie in der „Pologne Litt.".

[2]) J. Brzostowska, Erotyki. W. Czartak. 44 S. St. Bąkowski, Gawęda z Panem. K. KSW. 55 S. J. Tuwim, Słowa we krwi. W. H. 77 S. vgl. WL. 1926, 27, 49. W. Wandurski, Sadze i złoto. W. GW. 43 S.; Gra o Herodzie. W. Książka. 64 S. vgl. WL. 1927, 22. Br. Jasieński, Słowo o Jakóbie Szeli. Paris, Polskie Towarzystwo przyjaciół książki. 96 S. vgl. WL. 1926, 48. M. Braun, Rzemiosła. W. H. 95 S. vgl. WL. 1926, 20.

[3]) I. Nikorowicz, Srebrny wóz. P. KświW. 93 S. I. K. Iłłakowiczówna, Połów. W. M. 126 S.; Obrazy imion wróżebne. W. H. 85 S.

Digitized by Google

Unter der erzählenden Prosa gebührt Kaden=Bandrowskis „Im Schatten eines vergessenen Erlenhaines" ohne Zweifel der erste Rang. Wie der ihm vorhergehende Band „Die Stadt meiner Mutter" bezeugen auch diese herzlichen und rührenden Jugenderinnerungen das edle Wollen und das starke Können ihres Autors. Man denkt an Proust, wenn da aus der „verlorenen Zeit" Schatten emportauchen, die, magisch belebt, Fleisch und Blut gewinnen. Eine echt humane Gesinnung und Absicht verklärt (mindert nicht, wie so oft) dieses Kunstwerk reinen Glanzes, das einzige, das meines Erachtens, aus der Leistung des Jahres 1926 für eine fernere Nachwelt übrigbleiben wird. Der Stil spiegelt den guten und klugen, feinfühligen und bedeutenden Menschen wider, der es schrieb. Die Hand=lung ergreift uns wundersam, bald wehmütig, bald schalkhaft. Und kaum sind wir uns dessen gewahr, daß der Dichter unser ein Teil, wir aber die seinen wurden[1]).

Eine gebührende Pause. Dann die kräftig und überkräftig naturalisti=schen Bauernnovellen der Dąbrowska, wie stets in ihrer Überlebens=treue das Wirkliche verfälschend, vergröbernd, mißdeutend, Warschauer Erotomanen legen bäuerliche Kleidung an und mimen sodann urechte paysans pervertis. Symbolisches geschieht, Ibsensche Gespenster geistern, es gibt gläserne Pferde, die aus dem Stall von Rosmersholm stammen, der Zolasche „Assommoir" feiert unfröhliche Urständ und Zuständ'. Trotzdem, ein fesselndes Buch, das viele Seiten enthält, die wir nicht missen wollen. Der Kossak=Szczucka Stanislaus=Kostka=Roman „Aus Liebe" ist von ganz anderem Kaliber und grundverschiedener Tendenz. Er schildert ansprechend, wenn auch nicht immer ganz dem historischen Kolorit getreu, das Leben des seligen Knaben vom Vaterhaus bis zum Tod im römischen Jesuitenkolleg. Der Schlacken sind weniger, freilich mangeln auch so außerordentliche Höhepunkte wie in der Novelle von den „Gläsernen Pferden". Ein zweites Buch derselben Verfasserin möchte ich gleich nach Kaden=Bandrowski an die zweite Stelle und vor die Novellen der Dąbrowska weisen, wenn man mir einräumen will, daß ein holdes Kindermärchen, wie das vom „Berggnomen Kasperlein" in erwachsener (und verwachsener) Gesellschaft zu so hohen Ehren gelangen darf[2]).

Wiederum eine Stufe hinunter. Zwei geschickt konstruierte und sehr gewandt erzählte Zeitromane, die auf dem Hintergrund des welthistorischen

---

vgl. WL. 1926, 19, 35. M. Pawlikowska, Pocałunki. W. H. 46 S. vgl. WL. 1926, 33. A. Słonimski, Z dalekiej podróży. W. H. 69 S. vgl. WL. 1926, 31. Wł. Grabski, Trzy wieńce. Paris, Towarzystwo przyjaciół książki. 65 S. vgl. WL. 1927, 1. Unter den Gedichtbänden des Jahres 1926 seien noch Słońskis „Zaślubiny Polski z morzem", Waśkowskis „Legenda" er=wähnt, die ich beide nur aus Zeitungsnotizen kenne.

[1]) J. Kaden=Bandrowski, W cieniu zapomnianej Olszyny. Lw. ZO. 251 S. vgl. LH. 63, 491, Liter. Welt 1927, 3, Frankfurter Zeitung 13/II 1927, WL. 1926, 48, Pwsp. 21, 149, Pologne Littéraire 1927, 3.

[2]) M. Dąbrowska, Ludzie stamtąd. W. M. 244 S. vgl. LH. 62, 731, Liter. Welt 1927, 4, WL. 1926, 4, Pwsp. 21, 152, Pologne Littéraire 1927, 6. Z. Kossak=Szczucka, Z miłości. K. OO. Jezuici. 235 S.; Kłopoty Kacperka góreckiego skrzata. K. KSW. 84 S. vgl. LH. 62, 728, Liter. Welt 1927, 4, Reichspost (Wien) 1/III 1927, WL. 1927, 10. Pologne Littéraire 1927, 7.

Digitized by Google

Geschehens individuelles Schicksal berichten. Tragisch das eine, Goetels traurige Epopöe vom aus Sibirien entflohenen, verführten Verführer, der in Warschau als Beamter und Literat einen doppelten und nicht immer siegreichen Kampf gegen die eigene Vergangenheit führt. Heiter, von oft grotesker Komik das andere, der Schelmenlebensroman einer „breiten" russischen Natur, die inmitten des grausigsten und grausamsten Umsturzes unbekümmert ihren Lüsten und Gelüsten folgt. Zur gut geschriebenen und wenigstens eines groben Ideengehalts nicht baren Unterhaltungslektüre zählen Ossendowskis Reiseschilderungen aus Nordafrika, eigentlich exotische Novellen, um die sich als Rahmenerzählung die stilisierten Eindrücke einer Marokkofahrt ranken[1]).

Im Gegensatz zu den erfolgreichen und zielstrebigen Büchern der mit künstlerischem Öl gesalbten Routine, stehen ein paar kaum bemerkte Schriften aus dem Nachlaß oder der Spätzeit erstrangiger Autoren. Żeromskis Erinnerungen an seinen früh verstorbenen Sohn Adam sind ein menschlich ungemein ergreifendes Dokument zärtlicher Vaterliebe, sonst wohl das am wenigsten harmonische Buch des großen Meisters polnischer Prosa, Micińskis posthume Erzählung „Wita", eine phantastische Rekonstruktion der Zeit und der Psychik Katharinas, Stanisław August Poniatowskis, ein Irrtum, von dem man kaum dem Publikum Nachricht geben mußte, Rittners „Brücke", ein unnötiger Epilog in des Autors bekannter Art. Sieroszewskis „Liebe des Samurai", eine japanische Geschichte, „du sang, de la volupté et de la mort", die in ihrer Räuberromantik die Grenzen des Tragikomischen streift[2]).

Andere haben für ihre Exotik und Mysteriensucht nicht einmal die Entschuldigung eines bereits vollbrachten großen Lebenswerkes. Grabińskis „Schatten Bafomets" oder Jellentas „Lilienritter"? Parodien der Meyrinck, Ewers und Péladan, die selbst ihre Gespensterwelt entweder als nüchternes Geschäft oder als ästhetisch reizvolles Phantom betrachteten, während die Polen das alles bitter ernst nehmen und darum lächerlich wirken. Soll man deshalb die schon weithin als Fabrikware erkennbaren Erzeugnisse der literarischen Industrie vorziehen? Die Zeitromane der Kiedrzyński, Konar und Genossen? Soll man die unheimliche Gewandtheit Makuszyńskis loben, die eine große Gemeinde von Lesern seiner gequält lustigen Feuilletons und Novellen stets aufs neue anheimelt. Oder Szpotański, der, eine Stufe höher als die Łada und Hajota, in Sienkiewiczs Weise bald Zeitgeschichten, bald

---

[1]) F. Goetel, Z dnia na dzień. W. GW. 320 S. vgl. LH. 63, 495, Lit. Welt 1927, 4. WL. 1926, 45, Pologne Littéraire 1927, 4. P. Choynowski, Młodość, miłość, awantura. W. GW. 282 S. vgl. Pwsp. 21, 156, Przegląd powszechny 174, 258, WL. 1927, 21, Pologne Littéraire 1927, 5. A. F. Ossendowski, Płomienna Północ. P. WP. 304 S.; Pod smaganiem Samumu. P. WP. 334 S. vgl. LH. 63, 495, WL. 1927, 3. Ungefähr den gleichen literarischen Rang wie die im Text angeführten Erzählungen nimmt Gwiżdżs Novellenband „Obrazy na szkle" (P. KświW. 185 S.) ein.

[2]) St. Żeromski, O Adamie Żeromskim. W. M. 124 S. vgl. Ruch literacki 1927, 119 ff. T. Miciński, Wita. W. Czarski. 415 S. vgl. WL. 1926, 16. T. Rittner, Most. W. BP. 219 S. vgl. WL. 1926, 13. W. Sieroszewski, Miłość Samuraja. W. Rój. 225 S. vgl. WL. 1927, 11.

Digitized by Google

historische Klischees darbietet? Vielleicht, wenn man auf die entsetzlichen Imitationen Pariser Talmiware blickt, die Brudzewskis Margueritten und ähnlichen Sumpfblumen gleichen, oder auf die unsäglich banalen Kitschigkeiten Czekalskis, zwei Druckerzeugnisse, die wir nur darum nennen, um zu zeigen, was in einer Epoche, in der hervorragende Autoren unter Hinweis auf die schwere Krise abgewiesen werden, im ersten polnischen Verlag erscheinen konnte[1]).

Und nun das Endurteil: Das Jahr 1926 wird in der polnischen Literargeschichte keine tieferen Spuren hinterlassen. Aus dem Dutzend guter Bücher Wasilewskis, Weyssenhoffs, Millers; Nowaczyńskis, Kasprowiczs, Tuwims, der Iłłakowicz; Kaden-Bandrowskis, der Kossak-Szczucka, der Dąbrowska und allenfalls noch Goetels und Choynowskis überragen bloß Weyssenhoffs „Denkbuch", Kasprowiczs „Meine Welt", Nowaczyńskis „Kommandant von Paris", Kaden-Bandrowskis „Erlenhain" und das Märchen der Kossak-Szczucka als Kunstwerk den Durchschnitt um ein Beträchtliches. Und auch diese Bände stehen, einzig das Bandrowskis ausgenommen, im Schaffen ihrer Autoren nicht an der ersten Stelle. Im Strome der polnischen Literatur herrschte Ebbe. Doch schon im nächsten Jahre stieg erneute Flut empor.

---

[1]) St. Grabiński, Cień Bafometa. Lw. ZO. 194 S. vgl. WL. 1926, 49. C. Jellenta, Rycerze Lilji. W. H. 310 S. vgl. LH. 63, 494. St. Kiedrzyński, Żona i nie żona. P. Rzepecki. 346 S. A. Konar, Szałowski, Szylert i Spa. W. H. 229 S. K. Makuszyński, Fatalna szpiłka. W. Bibljoteka dzieł wyborowych. 124 S. vgl. WL. 1927, 8. St. Szpotański, Bez słońca. W. Bibljoteka dzieł wyborowych. 4 Bde. 162, 139, 155, 173 S. T. Brudzewski, Dzwon na trwogę. W. GW. 212 S. E. Czekalski, Najukochańsze miasto. W. GW. 141 S. Von zwei Büchern der ausgezeichneten Satirikerin M. Samozwaniec, die ich gerne besprochen hätte, war mir, infolge der Ungefälligkeit des Verlags E. Wende, nicht möglich, den Inhalt zu erfahren. Sie dürften unter den hier nicht genannten, die einzigen sein, deren Verschweigen eine Lücke bedeutet.

Digitized by Google

BÜCHERBESPRECHUNGEN

S t a n i s ł a w Z a k r z e w s k i: Bolesław Chrobry Wielki. Lwów, Zakład Narodowy im. Ossolińskich 1925. VII, 439 Seiten.

Zur Tausendjahrfeier der Krönung und zum Gedächtnis an das Hinscheiden Bolesław Chrobrys beschenkte Professor Zakrzewski die Wissenschaft seines Vaterlandes mit einem Werk, das nicht nur, weil es als erstes die Gestalt des großen Königs zum Gegenstand einer kritischen Biographie machte, Dank und Anerkennung verdient. Es ist wohl kaum nötig, den deutschen Fachgenossen in Erinnerung zu rufen, welch hervorragende Verdienste sich der Lemberger Medievalist bereits durch seine älteren Forschungen erworben hat. Die Geschichte des frühen polnischen Mittelalters, hat durch Zakrzewskis eindringende und von mitunter kühner, ja allzu kühner Phantasie getragene Beiträge mannigfache Anregung und unleugbare Bereicherung an gesicherten neuen Erkenntnissen erfahren. Mieszko stand lange im Mittelpunkt der Arbeiten dieses würdigen Nachfolgers von Piekosiński und Potkański, Wojciechowski und Kętrzyński. Der „Kwartalnik historyczny" brachte in seinen Jahrgängen von 1914, 1916, 1917 Abhandlungen, die den Begründer und die Begründung des Polenstaates aus dem Halbdunkel der sagenhaften, annalistischen Überlieferung ins Licht heller Erkenntnis stellen wollten. Gemeinsam war diesen scharfsinnigen Forschungen, daß sie von einer „konservierenden" Interpretation der Sagen ihren Ausgang nahmen. Zakrzewski sucht mit hartnäckiger Zuversicht den Kern, irgend einen Kern einmal vorhandener und in die Urzeit reichender Traditionen; trachtet dann durch vergleichende Umschau, psychologische Deutung, die mageren positiven Angaben erzählender Quellen mit dem übrigen Material zu einem abgerundeten Bild zu vereinen. Sein Buch über „Mieszko als Baumeister des polnischen Reiches" (Warschau 1921, 192 S.), sein Beitrag für die politische Geschichte Polens, die im Rahmen der „Encyklopedja Akademji Umiejętności" erscheint. („Historja polityczna Polski", Bd. I, Krakau 1920, S. 1 ff.) zogen die Summe der an verschiedenen Orten verstreuten Einzeluntersuchungen.

Nun führt das monumentale Werk über Bolesław Chrobry einen Schritt weiter. Ich habe dem Buch mehrmals in Zeitschriften allgemeineren Charakters gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, seine wissenschaftlichen und literarischen Qualitäten gewürdigt (Literarisches Zentralblatt Bd. 78, 1927; Literarischer Handweiser, Bd. 63, 89 f.; Pologne Littéraire 1926, Nr. 3). Vor einem Leserkreis wie dem der „Jahrbücher" muß ich dieses Pauschallob nochmals bekräftigen, um damit den Eindruck zu vermeiden, als sollten die nun folgenden polemischen Ausführungen irgendwie abfälliges Urteil bedeuten oder nahelegen. Im Gegenteil, sie mögen nur zeigen, auf wie schwierigem Boden Zakrzewski es verstanden hat, ein ragendes Gebäude aufzurichten, von dem er selbst nie bezweifelt, daß es mancher Vervollkommnung und manchen Umbaues bedarf.

Zakrzewski beginnt mit einer Überschau über Quellen und Literatur des Gegenstandes. Dieses 1. Kapitel (S. 1—37) war schon vordem im Kwartalnik historyczny 39, 1 ff., abgedruckt, es ist in der Buchausgabe nur wenig erweitert

Digitized by Google

worden. Das Verzeichnis der Quellen macht uns darauf aufmerksam, wie wenig wir eigentlich an positiven Nachrichten besitzen. Zakrzewski nennt die besten Ausgaben und charakterisiert kurz und objektiv die Autoren historischer Berichte. Ergänzung an erzählendem Material kann uns wohl nur noch aus neu heranzuziehenden nordischen, reichlicher dagegen aus der keineswegs erschöpften arabischen und der orientalischen Literatur überhaupt kommen, die mit Ibn-Jakub so sehr in die Wagschale fällt. Totenbücher und Epistolarien dürften jedoch genug unbekannte oder nicht in ihren polnischen Beziehungen erkannte Nachrichten bergen. Es wird sich geziemen, speziell die belgischen, französischen, rheinischen, italienischen Sammlungen genau darauf zu prüfen. Die Darstellungen folgen nunmehr: Zeißberg, Gfrörer, Voigt, Giesebrecht, Chaloupecký an ausländischen, Szajnocha, Kętrzyński, Semkowicz, Balzer, Abraham unter den polnischen Gelehrten werden, als am meisten um Bolesławs Geschichte bemüht und verdient, gewürdigt. Lücken in den benutzten Werken finde ich nach zwei Richtungen: die ungarische Literatur ist nicht genügend herangezogen. Und von der unerläßlichen genealogischen Spezialliteratur, die an vielen Seiten des Werks zu Zakrzewskis Schaden vernachlässigt wurde, nimmt der Autor keine Notiz. So vermisse ich Marczalis Beitrag in der „Millenium történet"; das von Thaly redigierte Sammelwerk „Árpád és az Árpádok". Pauler sollte in der neuesten, nicht unwesentlich veränderten Auflage benutzt werden. Karácsonyis Aufsätze über die Großfürstin Adelheid und zur Achtumfrage wären heranzuziehen. Man vermag sich nicht zu erklären, warum z. B. d a s Werk über die Wettiner (von Posse, Leipzig 1897), über die russischen Rjurykiden (von Eksempljarskij, Velikie i udělnyie Knjaz'ja sěvernoj Rusi), warum die Lokalgeschichtsschreibung der Grenzmarken und über deren Geschlechter nicht beachtet wurden. Zur den Abschluß des Kapitels bildenden Übersicht über die hauptsächlichen von der Forschung zu lösenden Probleme der Boleslawitischen Epoche kann ich im allgemeinen nur Beifall spenden. Beim ersten derselben würde ich allerdings, weitergehend wie Zakrzewski, erklären, daß die gesamte, auf Thietmar sklavisch fußende Überlieferung der Familienbeziehungen des Herrschers einer umstürzenden Revision bedarf. Das gleiche gilt vom Verhältnis Polens zur Kurie, wo das Dokument Dagone iudex völlig neue Interpretation erfahren muß. Übergangen wurde von Zakrzewski das wichtige Problem der schon unter Bolesław einsetzenden Berührung mit dem Westen.

Im 2. Kapitel (S. 38—75) schildert Zakrzewski die „Gestalt Chrobrys auf dem Hintergrund seiner Zeit". Ein farbensattes Gemälde der politischen Lage im christlichen Europa um die Jahrtausendwende birgt, oft in Nebenbemerkungen verborgen, viel wertvolle Erkenntnis. Etwa die vom regen Wechselverkehr der damaligen Kulturwelt oder die Gruppierung der bedeutenden Herrschergestalten in nationale Organisatoren (Stefan, Bolesław, Vladimir), Eroberer (Kanut, Sven) und Prätendenten nach der Weltherrschaft (Otto, Basilios). Was wir von der Jugend und Erziehung des künftigen Polenkönigs hören, ist angenehm erzählt; freilich, mag es auch zutreffen, mehr durch Analogie erschlossen als auf positiven Angaben der Quellen aufgebaut. Völlig verfehlt sind die Ausführungen über Bolesławs Familienverhältnisse. Man darf Prof. Zakrzewski daraus keinen allzu großen Vorwurf machen. Er hält sich an Thietmar, an dessen Text man nicht drehen und deuteln soll, obzwar die leiseste Kritik den entscheidenden Satz des Merseburgers umwirft. Daß der Verfasser dazu hier (wie im 7. Kapitel), dessen einschlägige Stellen ich auch in meine Ausführungen einbeziehe) den ungarischen Dingen fremd gegenübersteht und sich in unhaltbaren Kombinationen ergeht, wo längst aus der Literatur Klarheit zu gewinnen war, hätte freilich vermieden werden können. Im Zusammenhang mit den traditionellen und erneuten Irrgängen steht die unrichtige Interpretation des „Dagone iudex".

Mieszko soll um 922 geboren sein. Prof. Balzer erschloß das, ohne das raschere Altern mittelalterlicher Menschen zu beachten, aus dem „senex" des Annalista Saxo. Auch ein Sechzigjähriger war damals längst ein Greis. Daß wir die Geburt Mieszkos nicht vor 930 ansetzen dürfen, beweist mir diese Tat=

Digitized by Google

sache: Mieszkos Schwester Adelheid hat um 972, und wohl kaum mehr als fünfundzwanzigjährig, Géza von Ungarn geheiratet. Zwischen Geschwistern, und seien sie auch Nachkommen verschiedener Mütter, eine größere Altersdifferenz als zwanzig Jahre anzunehmen, geht nicht an. Daß aber Adelheid die Schwester und nicht die Tochter Mieszkos war, bezeugen im Einklang mit der herrschenden Meinung, die Zakrzewski wohlbekannten Stellen der „Monumenta Poloniae", bezeugt vor allem die Tatsache, daß St. Stefan Bolesławs „consobrinus" genannt wird. Das konnte der Vetter sein (wenn Stefans Mutter Adelheid und Bolesławs Vater Geschwister waren); nie der Schwager (was Bolesław zu Stefan gewesen wäre, könnten wir Adelheid als Tochter Mieszkos ansehen). Ganz unhaltbar sind die weiteren Hypothesen, Adelheid habe nach dem Tod Gézas den Fürsten Kupan geheiratet; dieser Kupan sei identisch mit Gézas Bruder Mihály; durch diese Ehe (zu Lebzeiten Gézas) zwischen Adelheid und Kupan-Mihály wäre die Angabe der Chronik zu erklären, es hätten András und Béla bei „ihrer Großmutter Dąbrowka" in Polen Zuflucht gesucht. Als Argumente führt Zakrzewski an, Kupans Vater habe den Beinamen „Calvus" geführt, der sich bei Mihálys bezeugtem Sohn László wiederfinde. Dann, die von den ungarischen Quellen als nicht vollzogen erzählte Ehe Adelheids mit Kupan sei „connubium incestuosum" geheißen worden.

Leider hat Zakrzewski weder Wertners grundlegende Genealogie der Arpaden (M. Wertner, Az Árpádok családi története. Nagy Becskerek 1892), noch Karácsonyis Aufsätze „Géza neje, Mieszko lengyel fejed. leány, Adelheid" (Budapest 1896) und Szt. István anyja. (Turul 1906, 97 ff.) berücksichtigt. Mihály kann aus dem einfachen Grunde nicht mit Kupan identisch sein, weil Kupans Vater Zyrind genannt wird, der „vivente Geycha duce . . ducatum tenebat", während als Mihálys Vater der Herzog Taksony (zugleich Vater Gézas) erwiesen ist, der 971 starb und von dem man nicht sagen kann, daß er zu seines Sohnes und Nachfolgers Zeiten dessen Herzogtum besaß. Fällt somit der Grundpfeiler von Zakrzewskis Hypothese, so will ich gleich die natürlichere Erklärung des bei Zyrind und László vorkommenden Beinamens versuchen. Mihály hatte eine Tochter Zyrinds und Schwester des Kupan zur Frau, durch die auf seinen Sohn des mütterlichen Großvaters „Calvus" sich vererbte. Bleibt die Angabe der Ungarisch-Polnischen Chronik, Béla und seine Brüder seien nach Polen „ad aviam suam, ducissam magnam tocius Poloniae, nomine Dombrovkam" geflüchtet. Daß Mihály eine Polin zur Frau hatte, ist nirgends genügend bezeugt. Wie wenig man die Chronik ernst nehmen kann, die davon eine Ausnahme macht, beweist, daß deren Verfasser die drei Brüder um 1038 zu der 977 verstorbenen Dąbrowka flüchten läßt. Immerhin halte ich eine Verknüpfung mit den Piasten bei Béla und seinen Brüdern für durchaus akzeptabel, ohne deren nähere Gestalt bestimmen zu können. Am wahrscheinlichsten dünkt mich, daß ihr Vater Vászoly, dem man ohne zureichenden Grund eine Russin zur Frau gibt — (ich meine, daß die Vornamen auf eine bis zu Taksony zurückgehende Verbindung mit den Rjurykiden weisen) —, wirklich eine uns unbekannte Tochter Mieszkos und der Dąbrowka ehelichte. Zeitlich ist das für den um 970/5 geborenen Vászoly durchaus möglich, politisch stimmte es mit der polnisch-ungarischen Intimität, die im letzten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts herrschte, gut zusammen.

Das führt uns zu der von Zakrzewski ganz nach Balzer und im Widerspruch zu den gleich zu erörternden Fakten berichteten Geschichte der vier Ehen Bolesławs. Ehen und Scheidungen sind in jenen Zeiten nicht bloß das Ergebnis, sondern auch der Zeuge politischer Gemeinschaft, politischer Gegensätze. Nun ist das Polen Mieszkos und Bolesławs mit dem Ungarn Gézas seit des letzteren Regierung in ungetrübter Harmonie. Erst nach dem Thronwechsel, im Jahre 997, beginnt sich der Horizont zu verfinstern. Die wetteifernde Bewerbung um die Königskrone gibt den Ausschlag. Und Feindschaft hebt an. Wir sind also versucht, um das Jahr 998/1000 die Trennung Bolesławs von seiner zweiten, ungarischen Gattin anzusetzen. Zakrzewski, Balzer beharren, getreu Thietmar, beim Jahr 987. Eine dem Namen nach unbekannte Tochter Rikdags von Meißen soll seit 984 die erste Gattin Bolesławs und im folgenden

Digitized by Google

Jahr geschieden worden sein. Als dritte Gemahlin bezeichnet die herrschende Ansicht Emnildis, 988/9 heimgeführt und 1017 gestorben, als 4. Oda, Tochter Ekkehards von Meißen, geehelicht 1018.

Über die vierte Ehe kann kein Zweifel bestehen. Thietmar (Chronic. 239) berichtet die Einzelheiten, offenbar auf Grund von Autopsie oder unmittelbarem Bericht. Ebensowenig bezweifle ich die Namen und die Herkunft der drei anderen Gattinnen — soweit Thietmar genaue Angaben macht. Man wird sofort bemerken, daß seine Kenntnisse hier lückenhaft sind. Weiß er doch weder den Vornamen der ersten Meißnerin, noch überhaupt Näheres über die Ungarin zu sagen. Verzichtet er doch auf genaue Daten. Umsoweniger werden wir uns an ihn halten, wenn er berichtet, daß nach der Scheidung von der ersten Frau die Ungarin einen ältesten Sohn Besprim geboren habe, von Emnildis stammten fünf Kinder, Miseco, „alius, quem dilecti senioris sui nomine pater vocavit", drei ungenannte Töchter, deren eine den Meißner Hermann, die andere den Russen Svatopełk geheiratet habe, während die dritte sich dem Ordensleben widmete. (Über die Tochter aus vierter Ehe, Mathilde, Gattin Ottos von Schweinfurth, herrscht wieder einwandfreie Klarheit.)

Der Zweifel an der Genauigkeit von Thietmars Angaben wird rasch Gewißheit. Nichts ist dem Genealogen (leider hat weder der große Rechtsgelehrte Balzer noch der bedeutende Historiker Zakrzewski genug Vertrautheit mit der methodischen Genealogie besessen, um das zu erkennen) besserer Fingerzeig als der Vornamen. Die mittelalterliche Welt kennt keine durch Zufall oder Laune bestimmte Namengebung. Jede Taufe bestätigt ein zwischen dem Täufling und dem, nach dem er genannt wurde, existierendes, meist ein blutsverwandtschaftliches Verhältnis. Am sichersten sind die Anzeichen, wenn fremdnationale Namen in Herrscherfamilien plötzlich auftauchen. Die Piasten führen bis zu Bolesławs Generation nur slavische, bezw. verslavte nordische Vornamen. Unter Bolesławs Kindern finden wir einen Lambert, eine Reginlint, eine Mathilde. Bei der nächsten Generation treten die Vornamen Lambert und Karl auf (ich lasse den angeblichen Piasten Bischof Lambert von Krakau beiseite, den Zakrzewski ohne den leisesten Beweis als Sohn Mieszkos anführt). Mathilde ist rasch erklärt. So hieß die Schwester ihrer Mutter Oda und (das Nähere gehört nicht hierher) vermutlich auch deren Großmutter. Doch Lambert, Reginlint! Namen, die nicht gerade häufig sind? Karl, der fast nie in jenen Gegenden auftritt? Lambert nimmt seinen Ausgang von der Lütticher Diözese, von Belgien überhaupt; in Niederlothringen wird der Namen Karl in jener Zeit von dem einzigen irgendwie historisch beachtlichen Träger getragen. Reginlint ist ein friesischer Frauenname, der auch in Niedersachsen begegnet.

Wir lassen diese Tatsachen zunächst unerklärt, unterstreichen die Bedeutung des Umstandes, daß im Piastenhaus auf einmal niederlothringische und in den benachbarten friesischen Gebieten übliche Vornamen auftauchen und stellen zum zweiten fest, daß die vortrefflich unterrichteten Annales Quedlinburgenses (MG. S. 3, 90) Mieszko als den ältesten Sohn Bolesławs bezeichnen. Nun zum Dokument Dagone iudex, dessen Entstehung und Inhalt Zakrzewski (im Einklang mit einer früher publizierten Studie „Najdawniejsza bulla dla Polski". Lemberg 1921) mit Beachtung seines genannten Vorgängers Ptaśnik und ohne Żmigrod-Stadnickis zu gedenken, dessen Arbeit ebenso wie die Łodyńskis im Literaturverzeichnis mangelt, auf den letzten Seiten des 2. Kapitels erzählt.

Warum erwähnt die päpstliche Urkunde nur den Schenker Dagone (die Lesart Dagome ist, wie uns die beste Ausgabe der Bulle durch Holtzmann, Zeitschrift für schlesische Geschichte 52, 18 zeigt, unrichtig), seine Gattin Ota, die filii Misica und Lambertus, doch nicht den ältesten Bolesław? Die Frage drängte sich allen auf, die in Dagone ohne weiteres den Herzog Mieszko erblickten, das heißt sämtlichen neueren Kommentatoren der Bulle, Ptaśnik, Łodyński, Stadnicki, Zakrzewski, Grodecki, Schulte, Holtzmann. Hier setze nun ein neuer Angriff gegen die herrschenden, auf Thietmar beruhenden Ansichten über die ältere Genealogie der Piasten ein!

Digitized by Google

Es gibt keinen ausreichenden Grund, daß der Thronerbe auf einem so grundlegenden Dokument fehlt, mag er nun provisorisch mit einem Landstrich noch zu Lebzeiten des Vaters abgefunden sein oder wie immer die Interpretatoren es wollen. Müssen wir denn Dagone mit Mieszko identifizieren? Eines steht fest. Die Schenkung Polens an den Heiligen Stuhl ist geschehen und in die Register Papst Johanns XV. eingetragen, der von 985 bis 996 regierte; ein Dagone judex hat sie, im Verein mit seiner Gattin Ota senatrix und der „filii" Misica et Lambertus vollzogen. Ich glaube indes, daß nicht Mieszko der Schenker war. Mieszko, oder wie sein Name richtig lauten soll, Mieszka (vgl. Brückner, Słownik etymologiczny języka polskiego 1926, 335) ist eine slavische Form des nordischen Namens Bjørn. Ich unterlasse es an dieser Stelle, mich weiter über das Problem des Ursprungs der Piasten auseinanderzusetzen, dem ich eine Studie an anderem Ort widme. Jedenfalls, wir haben, wenn wir den Piasten wie den älteren Rjurykiden den Gebrauch eines germanischen und eines slavischen Namens zubilligen, keine Möglichkeit für das Führen eines dritten Namens, Dagone einen Grund zu finden. Doch Bolesław Chrobry? Zu Zeiten des Papstes Johann XV. war ja nicht nur, bis 992, Mieszko, vielmehr seither Bolesław polnischer Herrscher. Wenn der die Schenkung vollzogen hat, die Zakrzewski mit richtigem flair mit den Bemühungen um die Königskrone in Zusammenhang bringt! Bolesławs Beiname Chrobry ist nicht befriedigend gedeutet worden. Er lautet jedenfalls in der richtigen deutschen Übersetzung: „der Kühne", der Held, mh. dëgen, nordisch und in der etwas verstümmelten Form des päpstlichen Dokuments, Dagon! Nicht Mieszko, sein Sohn Bolesław ist der Dagone judex und Chrobry ist die slavische Form seines germanischen Namens, der in einer Urkunde internationaler Bedeutung gewählt wird.

Jetzt ist manches klar. Die Urkunde muß zwischen 992 und 996 verfaßt sein, also in der Zeit, da Bolesław schon Herrscher und Johann XV. noch Papst war. Begreiflicherweise erscheinen jetzt nicht Bolesław und die anderen Söhne Mieszkos als filii des Dagone. Schulte verweist mit gutem Grund darauf, daß die Form Dagone und Ote genetivisch ist, und vermutlich daher rührt, daß im Excerpt aus einem umfangreicheren Text in dem von einem „donum Dagone judicis et ote senatricis et misica laberti filii eorum" die Rede ging, die Eigennamen von dem des Germanischen unkundigen Kopisten sklavisch in ihrer Genitivform übernommen wurden. Eine weitere Folgerung, daß es sich wohl kaum um zwei Söhne Misica et Lambertus, vielmehr um einen Misica-Lambertus handelt. Also: die Schenker waren: Dagon judex, seine Frau Ota, Oda senatrix und deren Sohn Misica-Lambertus. Das stimmt vortrefflich zu Bolesławs bekannten Familienverhältnissen. Er hatte als Erben und, wie wir im Einklang mit den Quedlinburger Annalen feststellen, ältesten Sohn, den 989/90 geborenen Misica, für den der zweite Namen Lambertus genugsam bezeugt ist (Monumenta Pol. 2, 794; 5, 879; Zeitschrift für Archivkunde 1835, 1, 114). Nur, daß wir mit Thietmar und im Einklang mit Balzer, Zakrzewski annehmen müssen, die Mutter Mieszko-Lamberts habe Emnildis geheißen und sei schon 989 die Gattin Bolesławs gewesen.

Ich bestreite nun auf das entschiedenste, daß die Söhne und überhaupt die fünf der Emnildis zugeschriebenen Kinder von ihr stammen; bestreite, was sich nicht mehr gegen Thietmar, nur gegen dessen Interpreten richtet, daß die Ehe mit der Tochter Rikdags von Meißen um 985 geschieden, hernach sofort die Ungarin geheiratet worden wäre. Vielmehr behaupte ich: Dagon-Bolesław ist der Urkunder und Schenker des zwischen 992 und 996 für den Heiligen Stuhl ausgestellten Dokuments; seine damals noch mit ihm in Gemeinschaft lebende Gattin Oda, Tochter Rikdags von Meißen. Von dieser stammen die fünf Kinder, zwei Söhne, darunter der bereits 989/90 geborene und in der Schenkung erwähnte sowie ein zweiter nachher zur Welt gekommene, drei Töchter, die an den Russen verehelichte, die Nonne und die an Hermann von Meißen vermählte, des Namens Reginlint.

Die Ehe mit der Ungarin setze ich frühestens um 995, halte sie für etwa 998 getrennt. Erst hernach, etwa 1001 ist die Vermählung mit Emnildis geschehen, nach deren Tod sich dann die jedem Zweifel entrückte Verbindung

Digitized by Google

mit Oda, der Tochter Ekkehards von Meißen vollzog. Abgesehen von dem Dokument Dagone judex, das, wenn wir Bolesław-Dagon als Schenker ansehen, keinerlei Schwierigkeit der Interpretation bietet, sprechen für uns die Namen. Oda, wie wir die erste Gattin, gleich der vierten, — der Fall ist in der Piastengenealogie nicht alleinstehend, daß mehrere Gattinnen desselben Mannes den gleichen Vornamen tragen, vgl. z. B. die beiden Judith, Gemahlinnen Włodzisław Hermanns — nunmehr auf Grund der oft zitierten Urkunde heißen, war die Tochter Rikdags, Markgrafen von Meißen. Dieser sächsische Magnat gehörte nun keineswegs wie Zakrzewski meint, den Wettinern an, was übrigens der von ihm zitierte Posse nirgends behauptet. Er war ein Sohn eines Rikbert, Neffe eines Folkmar, deren Namen den Kenner deutscher Dynastengenealogie sofort nach Friesland zur Deszendenz des Friesenkönigs Radbot weisen, aus dessen Nachkommenschaft u. a. die deutsche Königin Mathilde, Gattin Heinrichs I. stammte. Rikdags Mutter ist (was den deutschen Forschern entging und ich, wie alle die hier niedergelegten nicht schon jetzt begründeten Fakten, noch ausführlich erhärten werde) eine Tochter des Grafen Lothar von Walbeck (durch den eine Verwandtschaft Rikdags mit Thietmar hergestellt wird). Hier, wie bei Rikdags väterlichen Großvater Friedrich und weiter zurück finden wir keine Anknüpfung für die Namen Lambert, Karl, und nur sehr lose für den Reginlint. Allein ganz anders steht es mit der Gattin Rikdags, Odas Mutter. Auch hier weisen die Vornamen den Weg. Odas Bruder, Rikdags einziger Sohn, heißt Karl, Odas und Karls Schwester Gerburg (die hier mitgeteilten Filiationen sind als notorisch anzusehen und aus den bekanntesten Quellen ersichtlich): Alle drei Geschwister sind zwischen 960 und 975 geboren. Ihre, den deutschen Genealogen unbekannte Mutter also um 940, eher etwas früher. Nun gibt es einen einzigen Weg, der zugleich die Namen Karl und Gerburg ins Geschlecht Rikdags, den Lamberts durch Rikdags Tochter Oda, mit dem Karls zusammen in das Haus der Piasten bringt und überdies den Reginlints auf das klarste erklärt.

Wiederum muß ich bemerken, daß, um diese Wege zu finden, eine Vertrautheit mit der Genealogie der europäischen Hocharistokratie des Mittelalters nötig ist, die vor keiner Grenze halt macht. Besitzt man diese Vertrautheit, so ist sofort der Blick auf die Grafen von Louvain-Löwen gelenkt, auf die Dynastie der späteren Grafen von Hennegau, die noch im hessischen Großherzogshause fortblühen. Dort ist der Namen Lambert, dort die Verknüpfung mit dem einzigen Träger des Namens Karl, dem letzten französischen Karolinger. Und mit einem Schlag wird auch ein weiteres, bisher nicht beachtetes Problem des polnischen Frühmittelalters erklärt: Woher kommt der ungemein lebhafte Wechselverkehr zwischen Belgien und Polen? Speziell die belgische Abtei Gembloux ist (wie noch zuletzt der Aufsatz Górkas, Kwartalnik historyczny 40, 27 ff. zeigt) mit Polen, mit der berühmten Abtei Tyniec in engster Beziehung gestanden. Ein Bischof Baldrich von Lüttich (den wir als Baldrich II., gest. 1018, identifizieren) war Wohltäter der erwähnten polnischen Ordensniederlassung. Nun denn, die Grafen von Hennegau, Träger des Namens Lambert, Vermittler des Namens Karl, waren Erbvögte von Gembloux!

Ich will mich nicht in Details verlieren, die alle noch ihre Begründung finden sollen. Genug an dem. Rikdags Gattin ist eine Tochter des zum Stamm der Grafen von Hennegau, zu den „Reginaren" gehörenden lothringischen Herzogs Giselbert, gest. 939, und seiner Gattin, der dem sächsischen Königshaus angehörenden Gerburg. Rikdags Tochter Gerburg erhielt ihren Namen von der Großmutter. Sein Sohn Karl aber von seinem Oheim. Denn Gerburg war, als ihre Ehe mit Gieselbert durch den Tod aufgelöst worden war, mit Louis d'Outremer, König von Frankreich, verheiratet und hatte aus dieser Verbindung den erwähnten Karl, Herzog von Lothringen, zum Sohn, der so Oheim von Oda, Gattin Bolesław Chrobrys war. Bleiben die Namen Lambert und Reginlint. Der letztere ist sofort begründet. Gerburgs, der Gattin erst Giselberts, dann des französischen Königs Mutter, war Mathilde „von Ringelheim", deren Mutter Reginlint. Ich glaube nun mit der Annahme nicht zu irren, daß auch Gerburgs Tochter Reginlint geheißen habe und diesen

Digitized by Google

seltenen Namen auf ihre Enkelin, die Tochter Bolesław Chrobrys übertragen habe. Und Lambert? So hieß der zweite Vogt von Gembloux, Vater Ansfrids, Bischofs von Utrecht. Dieser Lambert ist als jüngerer Bruder Herzog Giselberts und damit als Oheim der Gattin Rikdags anzusehen. (Nicht als Bruder der Mathilde von Ringelheim, wie ich ebenfalls erweisen werde, was übrigens schon nach Vanderkinderes Feststellung, daß er 974 urkundet, genugsam gesichert war.) Lambert, Vogt von Gembloux, eine in der belgischen Kirchengeschichte sehr bekannte Persönlichkeit, ist einer der markantesten Vertreter kirchlicher Askese, die damals in den unteren Rheinlanden ihren Siegeslauf antrat, der in Cluny und mit der Gregorianischen Reform endet. Lambert, der „venerabilis senior", der verehrungswürdige Vorfahre, ist es nach dem Bolesław seinen zweiten Sohn Lambert nannte, woferne unsere Interpretation falsch war und es sich beim Dokument Dagone tatsächlich um zwei Kinder Misica und Lambert handelt. Lambert ist es jedenfalls, der als Odas berühmtester Vorfahre in einem Sohn Bolesław fortlebt; dessen Andenken bei den Piasten so hochgehalten wird, daß sie es durch ihre Töchter in andere Dynastien des Ostens verpflanzen (Richiza, die Tochter Mieszkos II. gibt diesen Namen ihrem dritten Sohn aus der Ehe mit Béla I.). Baldrich, der Utrechter Bischof, Wohltäter von Tyniec, gehört zur Sippe dieses Lambert; beerbt er doch dessen Sohn, den söhnelos verstorbenen Ansfrid! Noch ein letztes, bisher nicht genug beleuchtetes historisches Faktum wird durch die neu entdeckten Tatsachen erklärt: die Beziehungen Mieszkos II. zu Mathilde von Schwaben, der Geschenkgeberin des berühmten Codex, der seinerseits nur als Zeuge enger politischer Freundschaft gewertet werden muß (so wie heute ein Ordensaustausch zwischen Staatsoberhäuptern). Mathilde ist, als Tochter der Gerburg von Burgund, Enkelin der Mathilde von Lothringen, Urenkelin Giselberts von Lothringen aus seiner Ehe mit Gerburg, eine Gliedkusine Mieszkos II., ebenfalls eines Urenkels des lothringischen Herzogpaares!

Diese ungewöhnlich lange Rezension soll nicht weiter überladen werden. Ich begnüge mich fortan mit nackten Tatsachen, deren Beweis anderen Aufsätzen überlassen bleibt. Und wiederhole: Bolesław Chrobry ist mit Dagon gleichzusetzen. Seine drei Ehen vor der mit Oda, Tochter Ekkehards von Meißen: Erstens mit Oda, Tochter Rikdags von Meißen, geschlossen 984 — aus ihr die fünf Kinder Mieszko-Lambert und ein zweiter Sohn, Otto oder Lambert, je nachdem, ob man die Bulle so deutet, daß von zwei oder einem Sohn die Rede ist und je nachdem, ob das venerabilis senior dann mit verehrungswürdiger Lehensherr oder verehrungswürdiger Ahne übersetzt wird; drei Töchter, Reginlint, Gattin Hermanns von Meißen, eine russische Fürstin und eine Nonne unbekannten Namens. Die Trennung der Ehe geschah nach 994. Es folgte eine Verbindung mit einer Ungarin, die kurze Dauer hatte und vor 1000 gelöst wurde. Dann als dritte die mit Emnildis. Kinder aus der zweiten und dritten Ehe sind nur in der Person Besprims nachzuweisen. Die Stammtafel und die im Text gebrachten Angaben Zakrzewskis wird man inzwischen im Sinne unserer Verbesserungen korrigieren. Der Forschung obliegt es ferner, die Konsequenzen für eine Revision der politischen Geschichte Bolesławs zu ziehen. Eine möchte ich hier andeuten. Es ist nichts mit dem Teilfürstentum Bolesławs zu Krakau, von dem Zakrzewski spricht. Krakau gehörte damals ohne Zweifel zur Prager Diözese und politisch nicht zu Polen (vgl. den Aufsatz Holtzmanns im Archiv für Urkundenforschung 1918, 177 ff.). Freilich war das ganze Land zwischen Beskiden und San polnisch im nationalen Sinne. Wir können unmöglich annehmen, daß die čechischen politischen Grenzen bis an den Styr gingen, von dem in der durch Holtzmann rehabilitierten Urkunde als Grenze des Prager Bistums die Rede ist.

Im 3. Kapitel (S. 76—110) schildert Zakrzewski die Anfänge von Bolesławs Regierung. Die schweren Kämpfe zwischen Deutschen und heidnischen Slaven, bei denen Bolesław auf Seite der christlichen Stammesfremden und gegen die ungläubigen Stammverwandten Stellung nahm, werden von Zakrzewski glänzend geschildert. Seine Auffassung leidet jedoch unter dem Erbübel, der falschen Ansicht über die Chronologie von Bolesławs Ehen. Zakrzewskis Be-

Digitized by Google

merkungen über die versäumte Gelegenheit zum Erwerb des als Land Dobromirs, des Vater Emnildis angesehenen Baudissiner Gebiets verlieren ihre Berechtigung, wenn man den Polenherzog damals noch als Gatten der Oda von Meißen oder schon der Ungarin kennt. Genealogische Unzulänglichkeit tritt wieder zutage, wenn Zakrzewski das verwandtschaftliche Verhältnis Gunzelins und Ekkehards von Meißen (aus einer nicht mit der Rikdags zu verwechselnden Linie desselben Geschlechtes, der thüringischen Grafen, für welche die Namen Ekkehard und Gunzelin charakteristisch sind) zu deuten trachtet. Daß die Vermutungen, Bolesław und der Meißner seien Halb= oder Stiefbrüder gewesen, unhaltbar ist, bedarf keiner Erörterung. Aber auch die Annahme, Günther habe eine čechische Prinzessin zur Frau gehabt, die dann die Mutter Ekkehards und Günzelins geworden wäre — und Bolesław sei so der „brat cioteczny", der Vetter dieser beiden geworden — ist nicht möglich. Die Erklärung ist etwas komplizierter. Die Mutter der beiden Meißener und Gattin des 982 verstorbenen Günther, eine Konradinerin, Tochter des 949 verstorbenen Udo von der Wetterau, dessen Schwester an Boleslav den Grausamen von Böhmen verehelicht war, vermittelt die Verwandtschaft mit dem Geschlecht der Dąbrowka, Bolesławs Chrobrys Mutter. Dąbrowka und die Gattin des Markgrafen Günther von Meißen sehe ich als Kusinen an. Es tritt immer wieder die gleiche Erscheinung auf. Die Historiker nehmen die mittelalterliche Verwandtschaftsbezeichnung, ganz oder annähernd in der klassischen Bedeutung und übersehen, daß frater nichts als naher Blutsverwandter, daß patruus, avunculus älterer Blutsfreund, nepos jüngerer Sippegenosse heißen, consobrinus auf irgend eine Verwandtschaft deutet. Schließlich, daß man den Blick vom Mannesstamm abkehren und die gewaltige Zahl der bei den entfernteren Graden immer in die Hunderte gehenden Schar der Verwandten eines Magnaten oder Herrschers ebenso übersehen muß, wie das dem mittelalterlichen Menschen selbstverständlich schien.

Da sind wir nun wieder bei dem Sturz der Slavnikiden. Zakrzewski erzählt ihn auf Grund der bekannten Werke Voigts und Novotnýs, des Aufsatzes Loserths und der hagiographischen Quellen zum Leben St. Adalberts. Dem Historiker zu Dank, bis es an genealogische Kombinationen geht. Die Vermutung, des heiligen Adalbert Mutter sei eine Schwester Boleslav des Frommen von Böhmen, Tochter Boleslavs des Grausamen gewesen, stützt sich auf die wörtliche Interpretierung des „nepos", als welchen Christian, auch ein Sohn Boleslavs des Grausamen, den Märtyrer=Bischof anredet. In Wirklichkeit hält diese Hypothese keiner chronologischen Prüfung stand und wird dadurch erledigt, daß Strežyslava als Glied eines böhmischen Teilfürstenhauses erscheint. Ein Fingerzeig, wie sich die Verwandtschaft Adalberts mit den Přemysliden und damit die zu Bolesław Chrobry erklärt, ist in der von Zakrzewski nicht weiter beachteten Notiz aus Brunons Vita Adalberti enthalten, des Heiligen Vater Slavnik sei blutsverwandt dem königlichen Hause der sächsischen Könige. Wir können noch hinzufügen, daß nahe Blutsverwandtschaft Adalberts mit Otto III., mit dem Papst Gregor V. und mit Gisela, der Gattin des heiligen Stefan bestand, eine Tatsache, die auf die Missionsgeschichte des Ostens ganz neues Licht wirft. Slavnik war Nachkomme des sächsischen Hauses (Monumenta Pol. 1, 189), Adalbert „regia stirpe" (MG. SS. 14, 383), „ex predecessorum imperatorum cognatione" und der „nepos" Christians, somit auch Boleslav des Frommen von Böhmen. Ist es denn Zakrzewski nicht gelungen, das zu sombinieren und sich dabei vorzuhalten, daß Boleslav doch kaum die Kinder keiner leiblichen Schwester so grausam hingemordet haben würde?

Wir erinnern uns, daß Boleslav der Grausame eine Konradinerin zur Frau hatte, die er vermutlich ehelichte, als er sich mit dem Bruder Heinrich I. unterwarf und ehe er sich wider die Deutschen empörte, also um 930. Diese Gattin Boleslavs war eine Tochter Gebhards, Herzogs von Lothringen und, durch ihre Mutter, eine Nichte König Heinrichs I. Durch sie führt die Verwandtschaft Adalberts und der Přemysliden. Vergessen wir nicht, daß Slavnik, des Bischofs Vater, „proximus nepos" Heinrichs I. war. Seine Mutter kann nur eine Nichte (es ist zeitlich unmöglich, daß eine Schwester) des deutschen Königs gewesen sein. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob eine Tochter

Digitized by Google

Gebhards von Lothringen — in welchem Falle Adalbert mit Bolesław Chrobry im dritten kanonischen Grade —; oder eine Tochter des Grafen Heinrich von Babenberg, in welchem Falle der polnische König mit dem Heiligen im vierten kanonischen Grade der Verwandtschaft stand. Jedenfalls ist Otto der Erlauchte von Sachsen, Vater Heinrichs I., gemeinsamer Ahne sowohl der Přemysliden (und damit Bolesław Chrobrys) als auch der Slavnikiden (und damit des Hl. Adalbert), Ottos III., der Gattin St. Stefans, Gisela und (durch Luitgard, Tochter Heinrichs I.), des Papstes Gregor V. Nun wird zum Bei= spiel der herzliche Ton des Briefwechsels zwischen Adalbert und Gisela, wird die Missionstätigkeit des Bischofs erst völlig aufgehellt.

Nahe Blutsfreunde trauern vereint am Grabe des Märtyrers und Apostels: der Gnesener Kongreß. Nun, da wir Ottos III. und Bolesławs Verwandt= schaft gezeigt haben, in seinen Triebkräften verständlicher. Nicht bloße Schwärmerei ist es mehr, die beide ans Grab zu Gnesen führt, oder Otto III. zu Bolesław und diesen an die Seite des Kaisers. Zakrzewski schildert übrigens im 4. Kapitel (S. 111—149) den Verlauf der Zusammenkunft und ihre politischen Ergebnisse mit ebensoviel Umsicht wie Zurückhaltung. (Wie schade, daß ihm der Schlüssel noch nicht zu Gebote stand, den uns die genealogischen Tat= sachen liefern.) Sehr mit Recht verwirft Zakrzewski die zuletzt von Grodecki verteidigte Hypothese einer Königskrönung Bolesławs durch Otto.

Es folgt die Erzählung des Kampfes um die Odermündung. Dem Ver= fasser gelingt es, aus den gewissenhaft verwerteten nordischen Quellen ein abgerundetes Bild zu gewinnen, dem die prächtige Schilderung Jomsburgs, der normannischen Siedelung an Pommerns Küsten zum fesselnden Mittel= punkt dient. (Schon früher hat sich Zakrzewskis Talent zur Beschreibung am Beispiel des Heiligtums der Redarer bewährt.) Die polnische Forschung, nicht zuletzt Zakrzewski, haben der früher vernachlässigten Geschichte der Beziehungen des Piastenreichs zu den nordischen Staaten viel eindringlichere Sorgfalt zugewendet. Eine Menge interessanter Ergebnisse sind gesichert. — Ich verweise auf Wachowskis „Jomsborg" (Warschau 1914), Semkowiczs „Ród Awdańców" (Posen 1920) und die verschiedenen Monographien über polnische Magnatengeschlechter des Frühmittelalters. — An Stelle der phantasievollen Hypothesen des genialen Piekosiński sind ernste, gründliche Studien getreten, die uns das Eindringen nordischer Einflüsse, nordischer Ritter begreiflich machen, freilich das wichtigste Problem, den Ursprung der Piasten um keinen Schritt weiter vorwärts brachten.

Solange darüber keine Klarheit herrscht, wird der Hintergrund des Kampfes um die baltische Küste nicht recht erfaßbar sein. Mieszkos, Bolesławs Gegnerschaft zu den Dänen entbehrt der bei allen mittelalterlichen Fragen unerläßlichen genealogischen Fundierung. Es muß in die unterschiedlichen Notizen der nordischen „Sagas" über Burisleivr Ordnung und Klarheit kommen, ehe wir uns in dem Chaos der noch nicht restlos deutbaren, ins Halbdunkel getauchten Kriege ums baltische Küstenland auszukennen vermögen.

Mit dem 6. Kapitel (S. 172—208) schreitet Zakrzewski an die Erzählung des deutsch=polnischen Konfliktes. Er vermeidet es, den üblichen Weg der deutschen und polnischen Historiker zu gehen, die um jeden Preis in diesen Kämpfen, denen jedes nationale Moment ferne lag, ein Präludium modernen Widerstreits der beiden Nationen hineininterpretieren. Das Tatsächliche ist, ohne freilich wesenhaft Neues zu enthüllen, mit Ruhe und zuverlässig be= richtet. Wenn der Autor die Handlungsweise des Polenherzogs gegenüber seinem čechischen Gegner nachsichtig beurteilt, so darf er wirklich den Geist der Zeit als erklärend und entschuldigend anrufen. Vortrefflich ist der Ab= schnitt über das Heereswesen der Epoche. Einwände sind nur an wenigen Stellen zu erheben. Gegen die ziemlich willkürlichen Zahlen für Polens Ein= wohnerschaft und Armee. Dann, wenn einige Ausführungen — was wohl in der Beschleunigung des Drucks die Ursache hat — Irrtümer in der außer= polnischen Geschichte bergen. Es ist z. B. falsch, zu sagen, daß als Kandi= daten auf den deutschen Thron im Jahre 1002 Heinrich (der „das Verwandt= schaftsrecht zweifelsohne für sich hatte" — ein Satz zu dem man ein Buch als

Digitized by Google

widerlegenden Kommentar schreiben könnte —), Ekkehard von Meißen und Hermann von Schwaben in Betracht kamen. In Wirklichkeit wissen wir noch zum mindesten von einer Bewerbung Konrads von Kärnten und dessen Vaters Otto, sowie Brunos von Braunschweig. Ungenügend ist auch die Darstellung der zwischen den Mißvergnügten um Bolesław und den italienischen Fürsten um Arduin bestehenden Zusammenhänge, die ganz gewiß den Schlüssel zu des Polen sonst unerklärlicher Hartnäckigkeit in der böhmischen Frage bilden.

Nun folgt, durch die Person des Heiligen Bruno lose verknüpft, die Erzählung der polnischen Beziehungen zu Ungarn und dem Rußland des Heiligen Vladimir (7. Kapitel, S. 209—251). Der Geist Ottos III. und des Hl. Adalbert schwebt über dem Querfurter Edelherrn, der mit so viel Eifer an einem friedlichen Kulturaustausch der erst kurz dem Christentum gewonnenen Slavenreiche mit Deutschland und dem Westen arbeitet, während sich in Heinrich II. die entgegengesetzte agressiv slavenfeindliche Richtung verkörpert. Zakrzewski findet für St. Bruno schöne, ja rührende Worte dankbarer Verehrung. Er entwirft eine anschauliche Skizze der Missionsreisen des Heiligen. Soviel Vergnügen ich an den vorsichtigen und überlegten Ausführungen über Brunos Rußlandfahrt und den ihr entquellenden russisch-polnischen Zusammenstoß empfand, so wenig befriedigt der Excurs, dessen Grundlagen wir bereits als verfehlt erwiesen, dem Zakrzewski viel Mühe zuwandte, die ich als verloren erachte: was da über die ungarische Geschichte des 10. Jahrhunderts kombiniert wird, entbehrt jeder Berechtigung. Aus einer Menge von „prawdopodobnie" erwächst uns nur die Überzeugung, daß Zakrzewski gut getan hätte, sich von einem des Ungarischen und der ungarischen Dinge Kundigen beraten zu lassen. Ebensowenig wie die Gleichung Mihály-Kupan ist die Achtum-László berechtigt, am allerwenigsten die Prokuj-Gyulas, über den schon Balzer wenig klare Vorstellungen vermittelte, als er ihn zum Piasten machte. Ich halte den Prokuj für einen slovakischen Fürsten, der auf irgend eine Weise mit den Piasten wie mit St. Stefan verwandt war. Ein mehr läßt sich aus keiner Quelle ablesen.

Der Streit um das Verhältnis der Slovakei zum Polen Bolesław Chrobrys ist so bekannt, daß ich bloß erwähnen muß, welchen Standpunkt Zakrzewski einnimmt. Er meint, nur die westliche Slovakei habe zu Polen gehört, während z. B. Semkowicz dessen Grenzen bis an die Donau vorrückt. Gewißheit ist auch da, trotz aller Interpretationskunststücke nicht zu bekommen. Ebenso bleibt die Frage über die Ostgrenzen der Prager Diözese offen. Zakrzewskis von den in Deutschland üblichen, zuletzt von Holtzmann verfochtenen Deutungsversuchen so abweichende Auffassung des Styr und des Bug als unbedeutender slovakischer Flüsschen, Krakaus als einer slovakischen Burg, ist zum mindesten nicht überzeugend.

Neuerlich wendet sich der Blick dem wieder aufflammenden deutsch-polnischen Kriege zu (8. Kapitel, S. 252—296). Wir finden wenig zu bemerken und nichts zu beanstanden. Es sei denn, daß beim Merseburger Vertrag wieder die Kombinationen ein wenig zu weit gehen. Die Heirat Mieszkos mit der Pfalzgräfin Richiza wird nach unseren Feststellungen über alte Beziehungen des Piastenhauses zu Lothringen nicht mehr Wunder nehmen. Für die spätere Trennung dieser Ehe mag nicht ohne Interesse sein, daß zwischen den beiden Gatten Blutsverwandtschaft im dritten bis vierten Grad kanonischen Rechtes bestand. Bekanntlich waren diese „Consanguinitates" ein beliebter Vorwand, sich lästiger Ehefesseln nachträglich zu entledigen. In neunzig Prozent der Scheidungen, die im Mittelalter so häufig geschahen, gab verbotener Grad der Verwandtschaft das offizielle Motiv. Auch die von der Forschung bisher nicht aufgeklärte, rasche Trennung Ottos von Schweinfurt und seiner Gattin Mathilde, der Tochter Bolesławs aus vierter Ehe, ist — wie hier nebenbei erwiesen sei — vermutlich durch consanguinitas begründet. Beide Gatten stammten im vierten Grad vom Herzog Gebhard von Lothringen.

Der Frieden von Baudissin, vortrefflich in den Zusammenhang der osteuropäischen Ereignisse gestellt, bildet den Auftakt zur unglücklichsten Periode in Bolesław Chrobrys Regierung, der Expedition gegen Kiev und dem damit verbundenen Verlust Mährens (9. Kapitel, S. 297—316). Wie der Polenherzog

Digitized by Google

zuerst siegreich und als Verbündeter einer Kiever Fraktion bis an den Dniepr vordringt; dann, vom nationalen Widerstand überrascht, den Rückzug antritt und erst in der Heimat neue Kraft findet, das hat wundersame Analogie mit den polnischen Ereignissen des Jahres 1920. Zakrzewski tut, wo die spärlichen Quellen versagen, mit Glück ansprechende Vermutungen. Für gesichert halte ich den Konnex zwischen der Kiever Expedition und dem čechischen Angriff, der Mähren den Polen entriß. Zakrzewski schenkt, im Gegensatz zu den meisten Neueren, Kosmas Vertrauen, und setzt sich mit der romantischen Entführungsgeschichte Judiths von Schweinfurt auseinander. Bei diesem Anlaß zeigt sich wieder, wie notwendig ein Blick in die deutsche Spezialliteratur gewesen wäre. Dann hätten wir nicht Sätze zu lesen, wie, daß man über Judiths Eltern keine sicheren Nachrichten besitze, ihr Großvater und Heinrichs von Schweinfurts Vater sei 990 gestorben usw. In Wirklichkeit steht die Filiation der Judith ganz fest. Sie ist eine Tochter Heinrichs von Schweinfurt, gest. 1017, und der Konradinerin Gerburg, gest. 997; ihr Großvater Berchtold von Babenberg starb 980, nicht 990. Das Wichtigste aber entging Zakrzewski. Die Beziehungen, sowohl der Přemysliden als der Piasten zu den Schweinfurt-Babenberg und zu den Konradinern sind die enger Blutsverwandtschaft! Aus den Einzelheiten des 9. Kapitels möchte ich noch hervorheben, daß der Verfasser, seiner konservativen Richtung getreu, die Tradition vom Szczerbiec anerkennt.

Schon sind wir beim letzten, 10. Kapitel (S. 317—369). Kein Zweifel, es ist das beste des inhaltsreichen Buches. Die Charakteristik der Wandlungen, die Polen unter, durch Bolesław erfuhr, die Schilderung des machtvollen Herrschers überzeugen, befriedigen, reißen stellenweise zur Bewunderung mit. Für den Helden und für seinen Biographen. Einige Zweifel erheben sich bei den Ausführungen über des Herzogs Familie. Daß Bezprym gar nicht der älteste Sohn Bolesławs war, habe ich schon bemerkt. Für seine Thronbewerbung nach Bolesławs Tod finde ich eine einleuchtende juristische Begründung. Mieszko-Lambert war wohl der älteste, 990 geborene Sohn und Erbe, allein er stammte aus der, jedenfalls wegen zu naher Verwandtschaft getrennten Ehe Bolesławs mit Oda von Meißen, der Tochter Rikdags. Bezprym dagegen aus einer Verbindung, die nach kanonischem Recht ursprünglich giltig und aus anderen Gründen nachträglich aufgelöst war. Die Anwesenheit von Juden (S. 328) ist durch die Numismatik genugsam wahrscheinlich gemacht. Für das Fortbestehen von Teilfürstentümern fehlen zwingende Beweise (S. 330).

Von Zakrzewskis Ansicht über die Königskrönung haben wir schon berichtet, daß sie energisch das Jahr 1000 als Datum einer „provisorischen" Krönung durch Otto III. ablehnt. Als Datum der Königskrönung nehme ich nicht Ostern 1025, vielmehr Weihnachten 1024 an. Nach damaliger Zeitrechnung beginnt das Jahr mit Weihnachten. Und es entsprach der Tradition, eine Erstkrönung am Weihnachtstag vorzunehmen (vgl. das Beispiel Karls des Großen). Durch die Annahme der zu Weihnachten erfolgten Zeremonie löst sich die Differenz in den zwischen 1024 und 1025 schwankenden Daten. Zu ihr stimmt auch, daß Bolesław jedenfalls bald nach dem Eintreffen der Nachricht von der Wahl Konrads (6. September 1024) sofort die Krönung beschloß. Was die Interpretation von Bolesławs Grabschrift angeht, billige ich Bujaks Vorschlag, das „sive" mit „das heißt" „oder" zu übersetzen. Bolesław war also Herrscher der Slaven, der Gothen o d e r Polen.

Wer mir in meiner Besprechung von Zakrzewskis Buch bis hieher gefolgt ist, wird kaum anstehen, schon aus der Fülle der berührten Probleme auf die Bedeutung dieses Werkes zu schließen. Zusammenfassend kann ich nur wiederholen, was ich der Polemik vorausschickte (zu deren Fortsetzung auch auf 50 Seiten Material genug vorhanden wäre): die Biographie Bolesławs darf einen Ehrenplatz in der historischen Literatur beanspruchen. Aus eindringenden Studien erwachsen, das Thema voll beherrschend und nicht ohne darstellerische Vorzüge, (allerdings kann man nicht das Maß französischer Werke anlegen. Es wimmelt von Wiederholungen; die ständigen Meilenzeiger des historischen Jargons, die „Einflüsse", „Quellen", „Kämpfe", das „Huldigen", „Widerstand leisten", „zwingen" kehren fast auf jeder Seite wieder; był, miał und

Digitized by Google

mógł tanzen einen endlosen Reigen) befriedigt sie den Gelehrten, ergötzt sie den gebildeten Laien. Wenn die Phantasie des Autors ihre Rechte und manchmal mehr als das fordert (man vergleiche dazu etwa S. 57 die Analyse von Bolesławs Gefühlen), wenn die Wahrscheinlichkeit nicht immer von der Tatsache getrennt wurde: im großen und ganzen spiegelt Zakrzewski den hohen Stand der augen=blicklichen Forschung wider. Deren gewissenhaft verwertete Ergebnisse ver=einen sich mit reicher eigener Leistung des Verfassers zu einem rühmlichen, harmonischen Ganzen.

Wien. Otto Forst=Battaglia.

Jerzy Kieszkowski: Artyści obcy w służbie polskiej, epizody z dziejów sztuki. — Lwów, Wyd. Zakładu Nar. im. Ossolińskich. 1922.

Sechs Einzeluntersuchungen, zu verschiedenen Zeiten und ohne Be=ziehungen zueinander entstanden, sind hier lose aneinandergereiht. Von der Frühbarockkirche in Uchanie im Cholmer Land (4) wird vor allem eine sorg=same Beschreibung gegeben, ebenso von einem durch K. erst entdeckten, jetzt in Wien befindlichen Holzbild „Die Stigmatisierung des hl. Franziskus", doch dienen stilkritische Beobachtungen an diesem (durch Dürer beeinflußten) Bilde dann vor allem dem Versuch, den Urheber (nach K. Wolf Huber oder dessen Werkstatt) zu ermitteln (3). Auch in dem 1. Aufsatz (Die Denkmünzen des Dantiscus) und im 5. (Die Zeichnungen des André Le Brun, des „ersten Bild=hauers" Stanislaus Augusts in der graphischen Sammlung der Jagellonischen Bibliothek) geht die Absicht auf die Ermittelung des Künstlers, sie führt zur Nennung bestimmter Namen, während der 2. Aufsatz (Eine unbekannte Büste des Kanzlers Szydłowiecki und ein Epitaph zum Andenken seines Sohnes Christoph) auf Grund schriftlicher Überlieferung zwei jetzt verlorene Kunst=werke erschließt, die einstweilen namenlos bleiben, obwohl über den Künstler Vermutungen gestattet sind. Der 6. Aufsatz gibt die urkundliche Vorgeschichte zu zwei bekannten Kunstwerken, den Karyatiden Thorwaldsens (ursprünglich für ein Warschauer Denkmal zur Verherrlichung Napoleons bestellt, dann aber nicht abgenommen, 1884 in Schloß Christiansborg verbrannt, so daß nur noch die Gipsmodelle vorhanden sind). Überall steht die stilkritische Betrachtung in fruchtbarer Wechselwirkung mit der Bewertung historischer Zeugnisse, ob freilich die Stilkritik so sichere Schlüsse gestattet, wie sie über Weiditz als Ur=heber der Dantiskusmedaillen und über Huber als Maler des Franziskusbildes vorgetragen werden, könnte nur ein genauer Kenner vor den Originalen ent=scheiden. Mir bleibt es fraglich. Doch mindert das den Dank nicht, den diese Beiträge aus drei Jahrhunderten deutscher, italienischer, französischer und nordischer Kunstarbeit für Polen verdienen. Unbefriedigend ist nur der Bild=schmuck, woran aber der Verfasser keine Schuld trägt.

Breslau. P. Diels.

Pamiętnik IV. Powszechnego Zjazdu Historyków Polskich w Poznaniu 6—8 grudnia 1925. I. Referaty. Lwów 1925 nakładem Polskiego To=warzystwa Historycznego.

Anfang Dezember 1925 tagte zu Posen der 4. Kongreß polnischer Historiker. 25 Jahre waren vergangen, seit zum letztenmal die Fachgenossen aus allen Ländern polnischer Sprache sich zusammengefunden hatten, um über ihre Wissenschaft und die brennenden Probleme Rats zu pflegen. Eine Weltkatastrophe und die Erneuerung des polnischen Staates liegt zwischen den beiden Versammlungen. Das mag erklären, daß nicht alles, was man im Jahre des Heils 1900 beschlossen und als notwendig dekretiert hatte, Ausführung fand. Von dem inzwischen Geleisteten und auch vom nicht Vollbrachten gebe ich an anderer Stelle dieser Zeitschrift Kunde. Hier eine Übersicht über den Inhalt des Gedenkbuches, das die eingesandten Referate und Abhandlungen vereint, die von polnischen Historikern dem Kongreß gewidmet wurden. Wie immer bei derartigen Sammelschriften ist die Gesamtheit der Einzelbeiträge mosaikhaft verschieden. Auch das Niveau und die Technik des Berichtens

Digitized by Google

ist nicht überall dieselbe. Immerhin merkt man, daß der Versuch gemacht wurde, Vielseitigkeit und, wenigstens für die wichtigsten Zweige der Geschichtsforschung, ausreichende Information über den augenblicklichen Stand des Wissens zu erlangen. Von dem abgesehen, tritt die Arbeit des Redaktors in den Hintergrund. Es ist unerfindlich, warum er von dieser angenehmen Zurückhaltung nur beim Aufsatz des P. Skibniewski eine Ausnahme macht, um zu versichern, daß dieser die „Meinung der aufgeklärten Ordenskreise über die Kirchengeschichte widerspiegle". Mit demselben Recht könnte man bei Limanowski hinzufügen, er vertrete die Meinung der aufgeklärten Sozialisten, Kukiel die der aufgeklärten Generale. Ziemt dem polnischen Klerus, der durch Namen vom Rang eines Fijałek, Kozierowski vertreten ist, ein derartiges privilegium odiosum?

Doch wir gehen zu den einzelnen Referaten über. Es sind ihrer 138. Etwa ein Dutzend darunter von Polens Grenzen und den Augenblick weit überschreitender Bedeutung. Von diesen soll etwas einläßlicher, von den anderen nur kurz berichtet sein. Der Stoff ist nach acht Gruppen angeordnet: Alte Geschichte, Mittelalter und Neuere Zeit bis 1795, Neueste Zeit, Rechts-, Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, Hilfswissenschaften, Archive und Geschichte als Lehrfach. Man sieht, wie sonst in der polnischen Geschichtsforschung, ein beträchtliches Überwiegen der Zweigwissenschaften über die politische Historie; bemerkt rasch das fast völlige Fehlen von Beiträgen zur ausländischen Geschichte und bedauert, daß eine Reihe der größten Historiker sich an dem Sammelwerk nicht beteiligte. (Ich nenne nur Askenazy, Balzer, Chrzanowski, Kallenbach, Bobrzyński, Kopera.) Andere Koryphäen sandten nur ganz knappe Skizzen im Telegrammstil (Zieliński zum Beispiel). So wurde das meiste von jüngeren Kräften geleistet, die an Stelle lobenswerter Kürze oft in epische Breite verfielen. Es hätte sich geziemt, den Raum nach der Bedeutung der Fragen zu kontingentieren und nicht zum Beispiel über die polnisch-rumänischen Beziehungen 27 Seiten (den längsten Aufsatz) zu veröffentlichen, während etwa den Aufgaben der Rechts- und Verfassungsgeschichte drei Seiten gewidmet wurden. Doch das sind alles Dinge, die, wir wiederholen es, zum eisernen Bestand aller Gedenkbücher an Kongresse gehören.

Abteilung I (Alte Geschichte) hat mit ihren Beiträgen für die Leser dieser „Jahrbücher" weniger Interesse. Nur der vortreffliche Aufsatz von Wł. Kotwicz über die Rolle der Nomaden in der Geschichte ist mit seinem sehr konkreten Material, das die Mongolen und ihr Verhältnis zu den Slaven betrifft, von Bedeutung. K. unternimmt eine „Rettung" der Tartaren, deren „Pax mongolica" er preisend der Pax romana zur Seite stellt.

Im II. Teil stechen ein paar wichtige methodische Aufsätze hervor. Die Finkels und Konopczyńskis über das Ergebnis der bisherigen Kongresse und die Organisation der künftigen Forschungsarbeit; Kukiels Bemerkungen zur Stellung der Kriegsgeschichte im Rahmen der Historie; Semkowiczs dringendes Verlangen nach einer Neuausgabe der Quellen zum polnischen Mittelalter; Haleckis Neueinteilung der Weltgeschichte, mit den Jahren 1000 und 1789 als trennenden Grenzen. Andere stellen, zum Teil polemisierend und meist unter heftigen Klagen, fest, was zur Geschichte einzelner Verhältnisse, einzelner Teilgebiete geschehen (und nicht geschehen) ist, geschehen soll und kann. Czołowski, Tyszkowski, Górka handeln so von Polen und Tartaren, Polen und Rußland, Polen und Rumänien. Die Provinzialgeschichtsschreibung schildern sehr sachlich J. Dąbrowski (Schlesien), Z. Mocarski, A. Mańkowski (Pommern und Preußen), St. Zajączkowski (Litauen bis 1386), K. Sochaniewicz (Reußen). Daß dabei Dąbrowski mit den deutschen, Sochaniewicz mit den ruthenischen Historikern manchen Strauß ausficht, ist begreiflich. Doch werden die Schranken ernster Diskussion nie überschritten ... Bedauerlich bleibt, daß nicht auch vom Kern der polnischen Lande etwas über Lokalgeschichte mitgeteilt wurde. Wir hätten gerne von den Spezialarbeiten über Mazowien, Großpolen, Kleinpolen, Warschau, Krakau vernommen.

Digitized by Google

Die Referate über allgemein polnische politische Geschichte enttäuschen. Es sind ihrer nur sieben, von denen Feldmans und Zakrzewskis Ausführungen nur eine Inhaltsangabe gleichzeitig erschienener Bücher geben. Um so erfreulicher wirken die schönen Abhandlungen Sobieskis zur Kościuszkofrage (eine maßvolle Polemik mit Skałkowski), Kucharskis über den s. g. Bayrischen Geographen, das karolingische Kartenwerk, dem man neue Belege für das Alter und Autochthonentum des polnischen Staates ablesen will.

Abteilung III (Neueste Geschichte) ist recht arm an Inhalt. Kaleńskis, Pawłowskis, Pomarańskis, Tokarzs, Zawadzkis heuristische Aufsätze drehen sich alle um die Kriegsgeschichte, als ob es nach den Teilungen keine andere fesselnden Themen für den politischen Historiker gäbe. Es muß offen gesagt werden, daß die beiden Abteilungen II und III einen Mißgeschmack zurücklassen, der erst bei den folgenden Gruppen verschwindet.

Die Sektion für Rechts=, Wirtschafts= und Kirchengeschichte enthält eine der Perlen des Buches, Tymienieckis glänzende Synthese des Werdens der polnischen Gesellschaft; eine vortreffliche Analyse der Quellen zum Leben St. Adalberts (von Prälat Fijałek); Bujaks gedankenreiche Studie über die herrschenden wirtschaftsgeschichtlichen Systeme. Likowski und Fijałek betonen die Notwendigkeit, den beklagenswerten Tiefstand der polnischen Kirchengeschichte zu beseitigen. Dąbkowski tritt mit edlem Feuereifer für das Wohlergehen der Rechtsgeschichte ein, deren günstige Arbeitsbedingungen in anderen Ländern er etwas überschätzt. Bei näherem Zusehen würde der ausgezeichnete Forscher gerade finden, daß in seiner Heimat sein engeres Fach mit mehr Erfolg betrieben wird als in manchem westlichen Staat. Kutrzeba weist knapp die Wege, wie dies auch ferner geschehen solle, Siemieński beleuchtet das verhängnisvolle Prinzip der Einhelligkeit bei Gesetzgebung und Rechtsprechung.

Am reichsten ist, wie nach den herrschenden Verhältnissen nicht anders zu erwarten, der Inhalt des V. Abschnittes. J. Kleiners Untersuchung über die Methodologie historisch=literarischer Forschungen überquillt von selbständigen Gedanken. Z. Łempicki zeigt sich als Schüler Diltheys des Meisters würdig, wenn er über die Art des Erfassens historischer Phänomene scharfsichtig zu uns redet. Ł. Charewiczowa weiß eine Fülle anregender Ideen über die Arbeit im mittelalterlichen Polen auf wenige Seiten zu bannen. K. Dobrowolskis Referat vom Ursprung des Nationalgefühls im Polen der Piasten ist leider so kurz geraten, daß keine rechte Freude über die angedeuteten wichtigen Ergebnisse aufkommt. St. Łempickis Bericht über den Stand der polnischen Schulgeschichte vermittelt eine sehr gute Übersicht. K. Michalskis Studie zur Philosophie der Scholastik meidet die Heerstraße und schöpft Neues aus unbekannten Quellen. Podlacha analysiert das Verhältnis der Kunst= zur Kulturgeschichte. Eine in so ernsten Rahmen ungewohnte tragikomische Note bringt Fr. Pułaskis Nachricht vom Erwerb der Kleinodien Augusts III. durch das Polnische Nationalmuseum in Warschau. Es verlohnt sich, einen Auszug aus dem Dokument einzuschalten, das den Kern des Aufsatzes bildet: Verein „Haus Wettin". Dresden, am 13. Juli 1925. Es wird hiemit bestätigt, daß die Herren Pollak=Schwarz, Wien I, Weihburggasse 7, den polnischen Krönungsmantel August III. samt zwei Kronen, zwei Reichsäpfel und zwei Zepter (sic!) vom Königlichen Sächsischen Hause erstanden haben. Verein „Haus Wettin Albertinischer Linie, e. V. Die Verwaltung. (Unterschrift unleserlich)". Seit jenem Tage ruht, dank den Herren Pollak=Schwarz die Gesamtheit der Throninsignien des letzten in Krakau gekrönten Polenkönigs im Museum zu Warschau.

Kozłowskis nun schon vorsichtiger sich gebärdendes Plaidoyer für den slavischen Charakter der Lausitzer Kultur ist, wie meines Erachtens v. Richthofen zutreffend bemerkte, ein verschleierter Rückzug (auf eine vorteilhaftere Position, die, vom Feinde ungehindert, eingenommen wurde). Ein paar Berichte über den Fortgang der Arbeiten am historischen Atlas Polens wollen gelesen sein. Semkowicz bereichert die historische Geographie durch feine

Digitized by Google

Bemerkungen über das Landschaftsbild im Polen der Piastenzeit, Czekanowski zeigt die Beeinflussung der Anthropologie durch geschichtliches Denken und Wissen. Bachulska und Muszkowski machen die befriedigende Mitteilung, daß an der Fortführung der beiden musterhaften Bibliographien Polens, der allgemeinen Estreichers, der unseres Faches von Finkel, eifrige Hände tätig sind, (denen wir bald einen energischen Organisator als Kopf wünschen). Sochaniewicz erweist die Notwendigkeit heraldischer Forschung im Gebiet des ehemaligen Reußen, das von den Genealogen gegenüber Klein- und Großpolen stiefmütterlich behandelt wurde. Die anderen Aufsätze der 6. Abteilung sind von geringerem Interesse. In der folgenden über Archivwesen haben sich Beiträge eingeschlichen, die mit Wissenschaft wenig zu tun haben. Der Kundige wird sie leicht herausfinden. Ich beklage es jedenfalls, daß Seiten, die allenfalls in einem Ratgeber an französische Eltern (welche Vorteile bietet meinem Sohne die Laufbahn eines Staatsarchivars?) oder in einem Beschwerdebuch eines unzufriedenen Archivbesuchers Platz haben können, inmitten von sachlichen Besserungsvorschlägen von Fachleuten stehen. Auffallend und bedauerlich ist, daß sich auch da keine beachtenswerte Untersuchung über Diplomatik findet.

Die letzte Gruppe, „Geschichte als Lehrfach", vereint die in ihrer Gesamtheit sehr nützliche Diskussion über den Unterricht an Primär-, Mittel- und Hochschulen, unter denen zwei Aufsätze Konarskis und Krotoskis hervorragen, die wie der Pontius ins Credo in diese Diskussion einer illustren Lehrerkonferenz hineinpassen: Konecznys Methodologie der Lehre von der Zivilisation (oder von der Pluralität der Zivilisationen) und der brillante, leider nur zu knappe Handelsmans „Das Problem der modernen Nationalität" (oder von der Pluralität der Gründe, die das Werden des Nationalempfindens beeinflussen).

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Mortensen, Hans: Litauen, Grundzüge einer Landeskunde. — Breslau, Osteuropa-Institut, Quellen und Studien, V. Abtl.: Geographie und Landeskunde, H. 1. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1926, 321 S., 24 Abb., 8 Karten, 19 Kartenskizzen und Zeichnungen im Text.

Das Werk ist eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens über die Geographie der neuen Randstaaten Osteuropas. Es stellt zum ersten Mal in modern landeskundlicher Untersuchung die Geographie Litauens dar, über welche sowohl in deutscher wie in anderen Sprachen ausführliche Werke bisher nicht vorhanden waren.

Die Darstellung gründet sich auf die Beobachtungen einer Reihe, mit dankenswerter Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in den Jahren 1921—23 durchgeführter Studienreisen, sowie auf die sorgsame Bearbeitung alles erreichbaren, auch des unveröffentlicht in amtlichen Archiven ruhenden Quellenmaterials.

Der erste Teil: Allgemeine Geographie (S. 1—178), gibt die Grundlagen für das Verständnis der im zweiten, speziellen Teil (S. 179—314) gegebenen Landschaftsschilderungen.

Im Teil I wird nacheinander behandelt: 1. Lage, Grenzen, Areal. 2. Die Untergrundverhältnisse. 3. Das Klima. 4. Oberflächengestalt, Entwässerung und Boden. 5. Pflanzen- und Tierwelt. 6. Kurzer Überblick über die litauische Geschichte. 7. Die Nationalitäten. 8. Der Gang der Besiedelung Litauens. 9. Siedlungsland und Wald in der Jetztzeit. 10. Die Siedelungen. 11. Die Bevölkerung. 12. Die Verkehrswege. 13. Die Forstwirtschaft. 14. Die übrigen Wirtschaftszweige.

Im zweiten speziellen Teil werden geschildert: 1. Das Niewiazabecken. 2. Das Lawena-Musza-Becken. 3. Ostlitauen. 4. Die Seenlandschaft des nordöstlichen Baltischen Höhenrückens. 5. Das Randgebiet des Baltischen Höhenrückens zwischen Wilkomierz und der Memel. 6. Die Westmemel-Landschaft. 7. Hoch-

Digitized by Google

zemaiten. 8. Ostzemaiten. 9. Nordzemaiten. 10. Das Zwischengebiet von Schaulen. 11. Tiefzemaiten. Eine besondere Darstellung findet zum Schluß die jetzige politische Hauptstadt Kowno.

Die Ausführungen des Werkes sind in hohem Grade Originalleistungen, da für das meiste, hier in Wort und Karte Dargestellte, Vorläufer nicht bestehen. Eine große Zahl von Karten, Kartenskizzen und Zeichnungen im Text erleichtern das Verständnis des inhaltreichen Werkes, das in seinen physisch-geographischen Angaben ergänzt wird durch die, im gleichen Verlage nunmehr in fünfter, unter Mitarbeit von Hans Mortensen verbesserter Auflage erschienene orohydrographische Karte von Litauen von Richard Friederichsen und K. A. Ozelis in 1 : 750 000, Hamburg 1926 (Mk. 5.—).

Breslau.

M. Friederichsen.

Ferdinand Liewehr: Zur Chronologie des serbokroatischen Akzentes. — Prag 1927. 45 S.

Eine Anfängerarbeit, die nichts Neues bietet, aber erfreulicherweise an der Konstruktionsmanie auf diesem Gebiete, insbesondere der Metatonielehre, berechtigte Kritik übt. Leider wird diese Kritik nicht auch auf die verzeichneten Akzentgesetze ausgedehnt, für die der Verf. mit „vielleicht" und „möglicherweise" eine chronologische Anordnung gibt, ohne irgend welche Gründe für seine Ansichten mitzuteilen, so daß auch seine Darstellung einen „subjektiven, fast ließe sich sagen proteusartigen Charakter" trägt, wie er ihn der sonstigen Literatur vorwirft. Jedenfalls wäre es nützlicher gewesen, wenn der Verf. statt dieser seiner unbegründeten Ansichten ein paar nüchterne Tatsachen geboten hätte, wie sie aus dem historischen Material noch zu gewinnen sind, oder doch wenigstens die diesbezügliche Literatur eingesehen hätte; er hätte daraus z. B. lernen können, daß es im älteren Russ. dě l o : pl. dě l a entsprechend skr. djě l o : djě l a heißt und also heutiges r. dě l á junge Analogiebildung ist.

Warum längst feststehende Tatsachen wie lit. lĕpa < lēipā usw. als „nach Trautmann" (der sie doch von seinen Lehrern übernommen hat) angeführt worden, ist nicht einleuchtend.

Breslau.

O. Grünenthal.

A. Busch und T. Chomska. Litauisch-Deutsches Wörterbuch. — Georg Neuner, Berlin und Leipzig 1927. 305 S.

Der vorliegende Band, dem bald ein zweiter Deutsch-Litauischer Teil folgen soll, ist seiner Anlage nach für die Deutsch lernenden Litauer bestimmt; doch kann er auch, so lange das neue in Winters Verlage erscheinende Werk nicht vollständig vorliegt, auch bei uns nützlich wirken, da er reichhaltig ist und z. B. Ausdrücke bringt wie ambyti (vgl. hanbiti bei Bretkun) schelten, atsaikiai genügsam, atžagus frech, bėlingis Dachkammer, kaušti hölen, įkaušti sich berauschen, kiekštas Specht (auch bei Mielcke), metmuo Projektion, mitrus geschickt, patvarus ausdauernd, pramoga (zn mėgti) Vergnügen, skardėti wiederhallen, skardenti veröffentlichen, skiepyti impfen (vgl. p. szczepić), slibinas Drache, svajoti schwärmen, šarpus eilig, šiukšdėti rasseln, ūbauti rufen, traminti lindern, vaukšnoti aufbellen, vėžlys Schildkröte, zirbti rauschen, žekčioti schnucken usw. An wichtigeren Versehen sind mir aufgefallen aršų statt aršus palukis Wucher, durys adaros statt atdaros, liudyti ablegen statt Zeugnis ablegen, scena Biene statt Bühne, verbliugas statt verbliudas.

Breslau.

O. Grünenthal.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

SERBIEN, KROATIEN, DALMATIEN

Die Chroniken des Đorđe Branković.

N. Radojčić, der in den letzten Jahren eine Reihe wertvoller Arbeiten zur Entwicklung der jugoslavischen Historiographie gegeben hat (vgl. meine Beiträge in: Osteuropäische Bibliographie f. d. J. 1922 ff.), legt hier (O hronikama Đorđa Brankovića. In: Prilozi VI, S. 1—45) die Ergebnisse einer Untersuchung der Chroniken des Grafen Branković in bezug auf Umfang, Entstehungszeit, Quellen, nationalpatriotische und konfessionelle Grundhaltung des Verfassers, Sprache und Stil, vor. Dabei werden eine Reihe bisheriger Anschauungen korrigiert. Einleitung: Die Gründe, warum diese wichtige serbische Geschichtsquelle bisher nicht in einer vollständigen kritischen Ausgabe erschienen ist, sind vorwiegend politischer Natur. Die Patriarchen von Karlovitz verhinderten als Eigentümer die Drucklegung, einerseits aus Opportunitätsgründen gegenüber dem österreichischen Kaisertum, gegen welches sich in der Chr. (= Chronik) schwere Ausfälle von Seiten des Branković finden, anderseits aus Gründen ihrer Kirchenpolitik, da die Chr. schwere Ausfälle gegen die Einmischung der Metropoliten in die weltlichen nationalpolitischen Angelegenheiten der Serben enthält und mit der Drucklegung das serbische Volk in seinem Kampfe gegen die Hierarchie eine starke moralische Stütze bekäme. Im Sinne dieser kirchenpolitischen Tendenzen versuchte daher Il. Ruvarac dokumentarisch zu beweisen, daß die Chr. es gar nicht verdiene, gedruckt zu werden. Der Wert der Chr., vor allem des Memoirenteils, wurde erst mit der Studie des St. Novaković (Glasnik 33) in neues Licht gesetzt. In der Chronik wurde zum ersten Male die serbische Geschichte nicht bloß auf Grund heimischer, sondern auf Grund fremder Quellen dargestellt, von ihr ist die Entwicklung der gesamten modernen serbischen Historiographie abhängig, sie steht am Wendepunkt zwischen mittelalterlicher und moderner Auffassung serbischer Geschichte. Versuche, Teile der Chr. abzudrucken, machten D. Ruvarac (Brankovo Kolo 1911), I. Ruvarac (Letopis M. S. 110, 111), St. Novaković (Glasnik 33). In größerem Umfang befaßte sich mit der Chr. J. Radonić (Graf Đorđe Branković i njegovo vreme); vor ihm Ilar. Ruvarac, Jov. Rajić, Patriarch Arsenije IV Schakabenta. Da die Ausgabe der Chr. bald zu erwarten ist, will Radojčić einige wichtige Vorfragen, die bei einer kritischen Ausgabe geklärt werden müssen, hier behandeln. — I. Die Größe der Chr.: Diese Chr. war bis zur Entstehung der Geschichte der Rajić das größte serbische Buch. Dem Titel nach ist sie ein Memoirenwerk nach dem italienischen lehrhaften Typus. Die bisherigen Angaben über den Umfang (bei Šafařyk, Ostojić, Radonić) sind unrichtig; die wirkliche Seitenanzahl ist 2681. Die Chr. ist gut erhalten und die seinerzeitigen alarmierenden Nachrichten über die angebliche schlechte Behandlung dieses serbischen Nationalheiligtums sind unrichtig. — II. Einleitung in die Chr.: Im Original fehlen die ersten 2 Seiten. In der Handschrift von Hopovo Nr. 125 befindet sich eine Rečuz Hronike, also eine Art Geleitwort, die Radojčić hier im Originaltext abdruckt und die einige Angaben über die Entstehungsgeschichte der Chr. enthält. —

Digitized by Google

III. Wann begann Branković seine Chr. zu schreiben? Zu den historischen Studien trieb Branković der Wunsch, seine Familien=beziehungen mit der Dynastie der Brankovići nachzuweisen. Außerdem ver=langte seine diplomatische Laufbahn ein solides historisches Wissen. Syste=matische historische Studien betrieb er erst als Emigrant in Bukarest in der reichen Bibliothek des Kantakuzin. Hier schrieb Branković rumänisch eine kleine Chr. In der bisher nicht beantworteten Frage, wann Br. (=Branković) seine große Chr. zu schreiben begann, zeigt Radojčić auf Grund der Buch=zitate, daß Br. seine große Chr. frühestens 1690, also erst in Wien, zu schreiben begann. — IV. Ist das erste Buch vor oder nach dem zweiten geschrieben? Radojčić neigt zur Ansicht, daß Br. mit dem 2. Buche begann und daß er das erste Buch, das einen kleinen Torso der allgemeinen Geschichte darstellt und wesentlich von der mittelalterlichen Historiographie abhängig ist, nachträglich begann. — V. Die Hauptquellen des Br.: Aus den zitierten Werken allein ist nicht zu ersehen, welche die Quellen sind, da Br. nach der damaligen historiographischen Mode auch die von anderen zitierte Literatur angibt. Die einzelnen Quellen hat Br. ganz ungleichmäßig benützt; einige schöpfte er vollständig aus, aus anderen nahm er nur einzelne Notizen. Am stärksten nützte er die serbischen und byzantinischen Quellen aus, ohne viel Rücksicht auf ihre Glaubwürdigkeit. Auch die Nachrichten in den russischen Chronographen schöpfte er voll aus. Die Nachrichten des Popen Dukljanin, Kromer, Orbini und Lucius, die nicht slavisch schrieben und die Br. nicht als slavische Schriftsteller fühlte, stehen Br. denen der fremden Schriftsteller näher, vor allem wegen des röm.=kath. Glaubens, der für Br. ein wichtiges Kriterium darstellt. Von fremden Quellen trug Br. vor allem die byzantinischen in seine Darstellung hinein, die er nicht selbständig, sondern nach der Chrestomathie von Hanke (Martinus Hankius 1677) benützte. Da=gegen verwendete er die spätklassischen Schriftsteller, die er für das erste Buch brauchte, selbständig, wobei ihm die berühmte Chronik des Karion=Melanchton Vorbild und Grundlage war. Von Kromer, Bonfinius, Istvanfy nahm Br. Hunderte von Seiten. Die russischen Lětopisi werden nach Kromer zitiert. Von den rumänischen Chr. war Br. anscheinend die von Urechiă bekannt. Im Ganzen ließ Br. sich am meisten von Karion=Melanchton, Kromer, Bonfinius und Istvanfy führen. — VI. Br. und die byzantinischen Schrift=steller: Die byzantinischen Schriftsteller wurden nicht im Wege des Corpus Byzantinae Historiae, sondern nach Hanke benützt. — VII. Hat Br. die damals beste byzantinische Geschichte des Carolus du Fresne, du Cange, benützt? Gegenüber Radonić, der diese Frage bejahte, weist Radojčić nach, daß er sie nicht benützt hat. — VIII. Br. über Miloš Obilić: Die byzantinischen Schriftsteller haben von keinem anderen serbischen Helden so lobend geschrieben als von M. Obilić. Br., der alle Gegner der Brankovići haßte, daher auch den Obilić, und sich in der Darstellung der Katastrophe von Kosovo an Orbini hält, versucht die Schuld an der Katastrophe von Vuk Branković auf M. Obilić, abzuwälzen, blieb aber mit dieser Auffassung in der serbischen Geschichtsschreibung ver=einzelt. — IX. Die Beschreibung der Kirche der hl. Sophia bei Br.: Die Beschreibung hat Br. nicht, wie Radonić annahm, aus du Cange genommen, sondern aus dem Kommentar des Henricus Bamgertus zu der Chronica Slavorum Helmoldi etc. (Lubecae 1659). — X. Von wo hat Br. die Angaben über Krankheit und Begräbnis des St. Bočkaj? Gegenüber Radonić behauptet Radojčić, daß Br. seine Aus=führungen über Bočkaj von Istvanfy übernommen habe. — XI. Die Ortho=doxie und der serbische Patriotismus bei Br.: Das Werk des Br. fällt in die Zeit, als für die Serben noch die konfessionelle Orientierung entscheidend war. Radojčić zeigt, wie beim Verschwinden des National=bewußtseins in den Herrenschichten (Aristokraten) der nach Ungarn einge=wanderten Serben durch fremden Einfluß bizarre Kombinationen in anthro=pologischer und nationaler Hinsicht entstanden. So fühlt sich auch Br. als „Serbungarovlah". Er ist Serbe hauptsächlich wegen seines Strebens, Anführer

Digitized by Google

bezw. Oberhaupt des serbischen Volkes zu werden. Der siebenbürgische Lokalpatriotismus ist bei Br. stark entwickelt. Für die Rumänen (Vlasi) hatte er besondere Sympathien. Das serbische Gefühl entwickelte sich bei ihm erst gelegentlich seiner Verbannung in Wien. Das Gefühl der slavischen Einheit hatte er von seinem Bruder Sava, der überzeugter Russophil war, und von den Historikern Kromer und M. Orbini. Das Gefühl als Orthodoxer steht bei ihm im Vordergrund, dann kommt das Gefühl als Serbe, dem gegenüber das rumänische gleich stark ist. Das slavische Gefühl ist stellenweise schwächer als die madjarische Staatsideologie. Unter den Tendenzen ist am stärksten die, seine Abkunft von der Dynastie der Brankovići zu beweisen; ferner vermeidet er es, etwas Ungünstiges über die Orthodoxie, die Serben, Rumänen, Slaven, siebenbürgischen Madjaren zu sagen. Seine Verteidigung der Orthodoxie und die ehrlich gefühlten sympathischen Äußerungen über das Serbentum waren von starkem Einfluß auf die Entwicklung der serbischen Historiographie. Die Deutschen haßt er mit tiefem madjarischem Haß einerseits wegen der Verfolgung der Orthodoxie durch die Wiener Kreise, anderseits weil letztere seine politischen Pläne durchkreuzten. Der Patriotismus des Br. ist konfessionell übertüncht und orientiert, also in mittelalterlicher Auffassung. — XII. Sprache und Stil des Br.: Die Sprache und der Stil sind bei Br. schlecht, aber nicht schlechter als in den übrigen damaligen serbischen Quellen: Die Wörter sind national, aber der Geist der Sprache ist ein fremder; die Syntax von anderen, besser entwickelten Sprachen kopiert, voll von Pleonasmen und synonymen Ausdrücken. Viel Wörter, die in der serbischen Literatursprache nicht bekannt waren, nahm Br. aus dem Russischen. — XIII. Was regt Br. zur Kritik an? Br. hat zuerst umfangreichere Hypothesen über die Genealogie der Serben aufgestellt. Vor allem regte Br. die Genealogie der Nemadjići zur Kritik an. Das ist die erste serbische historische Kritik und historische Hypothese. — XIV. Rumänischer Auszug aus der Chr. des Br.: N. Iorga veröffentlicht (Revista istoria 1917) einzelne Partien einer Chronik, die er für einen Auszug aus der großen Chr. des Br. hält. Radojčić weist nach, daß wir es mit einer interessanten rumänischen Übersetzung und einem Auszug aus dem russischen Synopsis zu tun haben. J. Matl.

1914, Sarajevo. Die Kriegsschuldfrage, 4. Jg. (1926).

Das Attentat von Sarajevo ist im Jahrg. 1926 der Zeitschrift „Die Kriegsschuldfrage" wie in den vorhergehenden Jahrgängen wiederholt behandelt worden. Wir verzeichnen die folgenden Äußerungen:

1. M. Boghitschewitsch, Neue Erklärungen über das Attentat von Sarajevo: Nr. 2, S. 87—95.

2. A. v. Wegerer, Grey über das Verbrechen von Sarajevo: Nr. 4, S. 226 bis 237.

3. Herm. Lutz, „Das Verbrechen von Sarajewo" (Anzeige des Buchs der Miß Edith Durham: „The Serajevo Crime", London 1925): Nr. 5, S. 318 bis 321.

4. A. v. W(egerer), Die angebliche Bürgschaft der K. u. K. Regierung für Gabrinović: Nr. 5, S. 330—332.

5. Kriegsschulddebatten in Belgrad: Nr. 5, S. 343—345.

6. Herm. Lutz, Die „Times" vom 16. 7. 1914 über die Pflichten Serbiens: Nr. 6, S. 396—399.

7. A. v. Wegerer, Neue Ausschnitte zum Attentat von Sarajevo: Nr. 6, S. 400—414 und Berichtigung in Nr. 9, S. 700.

8. A. v. W(egerer), König Alexander von Jugoslavien und die Attentäter von Serajewo: Nr. 7, S. 485—489; hierzu die Notizen: „Eine deutsche Erklärung in Belgrad" in Nr. 8, S. 586 und „Jugoslavien und Deutsches Reich" in Nr. 9, S. 707—708.

9. Fr. R. v. Wiesner, König Alexander von Jugoslavien und die Attentäter von Serajewo. Eine Richtigstellung und Ergänzung an der Hand un-

Digitized by Google

veröffentlichter Urkunden: Nr. 9, S. 639—661; s. auch die Notizen: „Zum Attentat von Serajevo": Nr. 9, S. 718—723.

10 M. Boghitschewitsch, Die serbische Gesellschaft „Vereinigung oder Tod" (Ujedinjenje ili Smrt), genannt die „Schwarze Hand": Nr. 9, S. 664—676.

11. A. v. Wegerer, „Die Enthüllungen des Herrn Ljuba Jovanović". Eine Kritik zum Anfang des VI. Kapitels von R. W. Seton-Watsons „Sarajevo": Nr. 10, S. 767—785.

12. Nr. 12, S. 969—978: Im Juniheft 1926 der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs" veröffentlichte Bernadotte E. Schmitt Besprechungen über: Edith Durham, The Serajevo crime (London 1925) und R. W. Seton-Watson, Serajevo (London 1926); die „Kriegsschuldfrage" gibt die Ausführungen von Sch. wieder und läßt Miß Durham und H. Übersberger dazu Stellung nehmen.

F. Epstein.

Persönlichkeiten und Zustände des kulturellen Lebens der Vojvodina.

T. R. Djordjević, der führende Vertreter der serbischen historischen Volkskunde, gibt hier (Ličnosti i prilike kulturnog života Vojvodine. In: Prilozi V, S. 205—17) auf Grund von handschriftlichen Notizen des Todor Dimić, die neben zeitgeschichtlich interessanten selbst biographischen Detailangaben dieses als Pädagogen und Literaten bekannten Mannes Material zur Biographie des Dichters Joakim Vujić und des Malers Konst. Danilo, sowie zur Geschichte des serbischen Bildungswesens und des Theaters enthalten, einen Beitrag zur Kulturgeschichte der Vojvodina im 19. Jahrhundert. Der Bildungsgang des Tod. Dimić (1815—1905) zeigt die damaligen Bildungsmöglichkeiten: Deutsche Trivialschulen in Pančevo, private Präparandie, Lateinschule in Neusatz, das philosophicum (= 7. und 8. Klasse Gymnasium) in Temesvar und Pest. Lehrtätigkeit in Sombor und Neusatz. In Pančero wurden unter der Direktion des Joak. Vujić Theaterstücke wie Velizar (Belizar), Romeo und Juleo, Aleksandar u. a. aufgeführt. In der Lateinschule in Neusatz übersetzte Dimić einfache serbische Volkslieder und Aussprüche ins Lateinische, in Pest beschäftigte er sich mit Kant und übersetzte aus dem Deutschen ins Serbische Korrespondenz in kirchenslavischer Sprache. Literarische Tätigkeit: Dimić schrieb Oden und mehrere Theaterstücke, Schulbücher (Bukvar u. a.), ferner eine Reihe von Aufsätzen, teils anonym, teils unter Chiffre, in den damaligen serbischen Organen. Als geheimer Anhänger Vuks sammelte er Wörter, die im Rečnik des Vuk fehlen. Ein am Schlusse abgedruckter Brief des Dimić, der anläßlich eines Nachrufes auf einen Schulmann (Dav. Rajić) Angaben über die Schul- und Bildungsverhältnisse enthält, zeigt die großen Sprachkenntnisse der Intelligenzkreise (serbisch, deutsch, madjarisch, rumänisch, eventuell noch französisch), zeigt ferner, daß die Lehrer keine ständige Bezahlung hatten, sondern im Einzelfall mit den Dorfbewohnern Abmachungen trafen — wesentlich war, daß der Lehrer, der als Diener des Popen angesehen wurde, in der Kirche gut singen konnte. Wenn auch junge Leute aus angeseheneren Familien zum Lehrberuf gingen, so geschah es hauptsächlich deshalb, weil sie als Lehrer vom Militärdienst befreit waren. Vorbildung war meist privat. Häufig finden wir Theologen als Lehrer. Als Vorbilder wurden der Bevölkerung die Deutschen sowohl hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit als auch hinsichtlich Bildung vorgehalten. Aufführungen von Theaterstücken durch Präparandisten unter der Leitung des Rajić und Joak Vujić. Nach Neusatz kamen auch deutsche Schauspielertruppen, die verschiedene Stücke (z. B. auch Kraljević Marko) in deutscher Sprache aufführten. Den Schluß bilden Angaben über die Lebensverhältnisse und literarische Tätigkeit des Joak. Vujić.

J. Matl.

Digitized by Google

Al. Ivić, Arhivska građa o srpskim knjizevnim i kulturnim rad=nicima 1740—1880. Zbornik za istoriju, jezik i književnost srpskog naroda. II. od. S. K. A. Beograd=Subotica 1926, IV, 456 S.

Ivić legt hier die reichen Ergebnisse einer zweijährigen Forschungsarbeit in den Budapester und Wiener Archiven (Budapester Staatsarchiv, Budapester Stadtarchiv Székesfövarosi Levéltár, Archiv des Ministeriums des Innern und Staatsarchiv in Wien), die dahin gerichtet war, dokumentarisches Material zur serbischen Literatur= und Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrh: zu sammeln, vor. Einzelnes Material stammt auch aus den serbischen Kirchen=gemeinden (Budapest, Wien, Neusatz etc.), ferner aus dem Archiv des Szegediner Gymnasiums. Das Material betrifft Leben und Schaffen des Großteiles serbischer Literaten und kultureller Arbeiter, angefangen von Žefarović, Mnikatirović, Dos. Obradović bis zu J. Jovanović Zmaj und Dj. Jakšić. Fast die Hälfte des Materials betrifft Vuk Karadžić. Ein genaues Personenregister erleichtert die Benützung und Auswertung. J. Matl.

Aus der Handschrift des Milovan Vidaković.

Rahila Antićeva gibt (Iz rukopisa Milovana Vidakovića. In: Prilozi V, S. 151—59) aus dem handschriftlichen Nachlaß, der sich im Besitze der Kgl. serbisch. Akademie in Belgrad befindet, und zwar aus dem noch nicht veröffent=lichten Teile hier im Original die Einleitung bezw. Vorrede zum Drama Devica iz Marienburga (die Angaben des Lj. Stojanović über diese Vorrede sind fehler=haft) wieder, die interessante Angaben zur Entwicklung des serbischen Theater=wesens und serbischer Kulturgeschichte enthält. Vidaković betont zunächst die Notwendigkeit von Theateraufführungen (Schuldramen) im Interesse der allgemeinen Bildung, der Erziehung zu guten Umgangsformen und guter Aus=sprache, erzählt dann von Theateraufführungen, die in seiner Jugendzeit ser=bische Lehrer mit Schülern oder mit Studenten veranstaltet haben; so in Kesmark, in Szegedin, in Vel. Bećkerek, in Budapest, Neusatz. Aufgeführt wurden Stücke aus der serbischen Geschichte (in Vel. Bećkerek), Bearbeitungen biblischer Stoffe, Stücke von J. Vujić. In Neusatz wurde ein deutsches Werk „Das Mädchen aus Marienburg" mit großem Beifall gegeben und auf Veran=lassung des Vidaković von einem deutschen Schüler aus der Militärgrenze ins Serbische übersetzt. Über die Verbreitung der Bücher berichtet Vidaković, daß sie einerseits durch Pränumeration geschehe, dann durch Bekannte, schließ=lich dadurch, daß die serbischen Kaufleute, die gelegentlich der großen Märkte nach Pest (oder andere Marktzentren) kamen, daselbst am Markte die Bücher direkt vom Verfasser kauften. Das Volk greife am liebsten zu leichter Unter=haltungslektüre (Rätselbüchern etc.) als zu ernsten literarischen Arbeiten. Das Interesse der Kreise, die in erster Linie durch Bildung und Stellung berufen wären, sich um die Literatur zu kümmern, sei gering. Vidaković wendet sich dann scharf gegen die Reformbewegung in der serbischen Schriftsprache, die von einer jungen Gruppe Literaten getragen werde, tritt für das slaveno srpski ein, ruft sogar den Zemor auf, daß er nichts in Druck gehen lasse, das nicht nach der slavenoserbischen Grammatik und Orthographie sei. Daß keine Not=wendigkeit sei, nach der Volkssprache zu schreiben, begründet er auch mit deutschen Beispielen (Dialekt: Koder, Schriftsprache: Kater). Er ärgert sich bezw. wütet dagegen, daß die Neuerungen (von Vuk) sogar in einen Volks=kalender, der 1836 in Belgrad erschien, eindrangen. Am Schlusse gibt er Vor=schläge über die Schreibung von ъ, ь, ю, ć etc. J. Matl.

Narodna enciklopedija srpsko=hrvatsko=slovenačka. Urednik St. Stanojević. Svezak 6—16. Zagreb: Bibliografski Zavod, 1926.

Man kann die im Interesse der Wissenschaft erfreuliche Feststellung machen, daß diese jugoslavische Nationalenzyklopädie, die in bezug auf Samm=

Digitized by Google

lung und Zusammenfassung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Ergebnisse eine neue Epoche in der jugoslavischen wissenschaftlichen Organisation ein= leitet, nicht, wie bisher alle ähnlichen Unternehmen auf jugoslavischem Boden, nach einigen Heften als Torso steckengeblieben ist, sondern daß sie planmäßig fortschreitet und bisher bereits bis Mi— (in der lateinischen Ausgabe), das ist bis zum zweiten stattlichen Band gediehen ist. Im allgemeinen ist das gleiche zu sagen, was ich gelegentlich des Erscheinens der ersten fünf Hefte in diesen „Jahrbüchern" (N. F. Bd. I, H. I, S. 300—1) charakterisierend gesagt habe. Daß sich bei jeder Enzyklopädie über die Auswahl der Namen und Stichworte viel streiten läßt, ist klar. Bei einzelnen historischen Beiträgen, an denen die Enzyklopädie außerordentlich reich ist, fällt auf, daß die neueste außerjugo= slavische Literatur, so z. B. die bulgarische, die westeuropäische und ost= europäische nicht berücksichtigt ist. Für den Historiker sind neben den ein= zelnen Darstellungen historischer Geschehnisse von besonderem Interesse die vorzüglichen historiographischen Beiträge von N. Radojčić und die reichhaltigen kirchengeschichtlichen von Grujić. Da, wie ich höre, eine Übersetzung der Enzyklopädie ins Französische geplant ist, wäre wünschenswert, daß recht= zeitig diverse Druck= bzw. Sachfehler in den Literaturangaben (Feifatek statt Feifalik, Ćurčić statt Ćurčin etc.) ausgebessert werden, ferner daß die Nach= wirkungen der starken Politisierung der jugoslavischen Wissenschaft, die sich im Verschweigen von Persönlichkeiten u. a. (z. B. die Auslassung von M. Ćurčin) äußert, in der Enzyklopädie getilgt werden. Daß einzelne Beiträge, ähnlich wie seinerzeit in dem größeren Slovnik naučny, den Wert selbständiger Monogra= phien tragen, wurde schon seinerzeit betont. So wären unter den größeren Beiträgen in dem Teile Ć—M zu nennen: unter den allgemeinhistorischen: drum, Dubrovnik, Epirska despotovina, grbovi, Hrvati, Iliri, Istočno pitanje, Istra, Karlovačka Mitropolija, katolička crkva u Slovenačkoj, kmetstvo, kolonat, Kraljevina SHS, Lika, Makedonija, Međumurje; dann unter den sprach= wissenschaftlichen: glagoljica, glagoljsko bogosluženje, gramatika srpskog i hrvatskog jezika, kajkavski dijalekat (vgl. zu diesem Beitrag von A. Belić die Korrekturen des kompetenten R. Strolal im Nastarni Vjesnik XXXV, S. 88—91), književni jezik srpsko hrvatski, metrika; die volkskundlichen krv i umir, kuća, melodije narodne; unter den kulturgeschichtlichen: francuski utjecaj na srpsku, hrvatsku i slovenačku književnost (die Behauptung, daß die „ganze illyrische Bewegung im Wesen ein Widerhall des Napoleonischen Illyrien sei", ist eine beliebte nationalpolitische Phrase, sachlich aber unrichtig). J. Matl.

Dalmatien

Als Beilage zum Jg. XLVII—XLVIII des Vjesnik za arheologiju i his= toriju dalmatinsku. Bulletin d'archéologie et histoire dalmate. Split 1924—25 (erschienen Dez. 1926) erschien von Don Frano=Bulić eine reich illustrierte monographische Darstellung der Entwicklung und Ergebnisse der archäolo= gischen Forschungen in Dalmatien: Razvoj arheoloških istraž= ivanja i nauka u Dalmaciji kroz zadnji milenij. 152 S. Der Name Don Bulić, dem im Vorjahre anläßlich seines 80. Geburtstages die internationale Gelehrtenwelt die gebührende Ehrung zuteil werden ließ, bürgt für die Qualität der Arbeit.

Anläßlich der vorjährigen Dalmatienreise des jugoslavischen Königs erschien ein Almanach Jadranska Straža za 1926 (Beograd 1926, 574 S.), der neben Aufsätzen allgemeinen Inhalts folgende Aufsätze zur dalmatinischen Geschichte von kompetenten Fachleuten enthält: Von Grga Novak, dem Spezialisten in älterer dalmatinischer Geschichte: Velika je prošlost povraćena. S. 43—51; Fr. Bulić, Tomislav i njegovo doba. S. 153—59; L. Katić,

Digitized by Google

Hrvatski istorički spomenici oko Splita i Knina. S. 160—72; V. Lozovina, Počeci hrvatske književnosti u Dalmaciji i njen prvi predstavnik Marko Marulić. S. 175—93; K. Marković, Junaštvo starih bokeških pomoraca. S. 281—86; D. Šerović, Boka Kotorska u doba Nemanjića. S. 465—76; Lj. Perković, Zavod sv. Jeronima u Rimu. S. 484—512; M. M. Vasić, Primorski uticaji u srpskoj umetnosti srednjeg veka. S. 513—24; Lj. Karaman, Juraj Orsini, dalmatinski arhitekt i vajar XV vijeka. S. 525—48.

J. Matl.

RUSSLAND

Brandenburg, Erich, Die Memoiren Greys. Hist. Vierteljahrsschrift, Jg. 23 (1926), H. 2, S. 222—240.

Brandenburg beschäftigt sich zunächst mit der Persönlichkeit Greys, wie sie ihm aus den Memoiren entgegentritt. Danach ist Grey „ein kühler, kluger, zurückhaltender und vorsichtiger Geschäftsmann, ohne große Ideen oder inneren Schwung, ohne jede Spur von Genialität, überhaupt ein Mann ohne starke persönliche Eigenart". „Es ist selbstverständlich, daß ihm die typisch englische Einkleidung politischer Urteile in ein moralisches Gewand ganz natürlich war." „Wo es sich um wichtige englische Inseressen . . . handelt, wird der moralische Gesichtspunkt verlassen und lediglich die Staatsraison als maßgebend angesehen."

Zur Kritik der Erzählung der Ereignisse übergehend, stellt Brandenburg die Frage in den Vordergrund, „nach welchen allgemeinen Gesichtspunkten Grey sein Handeln orientiert hat," obschon „er (Grey) selbst die Vorstellung völlig ablehnt, als habe er nach irgend einem festen, vorbedachten Plane gearbeitet". Die Antwort lautet, „daß die alte englische Gleichgerichtspolitik ihm als eine unmittelbar durch die britischen Interessen geforderte Einstellung zu den Dingen erschien". Als nach dem Scheitern der Bündnisverhandlungen mit Deutschland Lord Landsdown und seine Mitarbeiter die Entente mit Frankreich schlossen und sich Rußland zu nähern begannen, entsprach diese Wendung englischer Politik den Ansichten Greys. Als er Ende 1905 Minister des Äußeren wurde, „war er entschlossen, die Politik der Verständigung mit Frankreich und Rußland auf jeden Fall weiterzuführen". Angesichts dieser Feststellung besitzen die Äußerungen Greys über seinen Pazifismus und sein Ziel „ein ruhiges Nebeneinander der beiden großen Machtgruppen, Dreibund und Entente, zu ermöglichen", in Brandenburgs Augen nur bedingten Wert. Er konstatiert, daß die militärischen Abmachungen nach Greys eigenen Worten aus dem Jahre 1911 eine moralische Bindung in sich schlossen und Frankreich zu einer herausfordernden Haltung ermutigten. Auch ist er skeptisch gegenüber den Greyschen Motivationen seiner Handlungen bis zur Katastrophe von 1914 einschließlich.

Brandenburgs Skepsis Grey gegenüber wächst zur Ablehnung des „wunderlichen" Urteils Greys über den Friedenswillen der leitenden Männer Frankreichs und Rußlands und ihr Ziel, sich gegen einen deutschen Überfall zu sichern. Hier tritt er Grey mit den Publikationen der Sovetrepublik aus den zaristischen Archiven entgegen. Und damit fällt der Versuch, die Alleinschuld am Kriege Deutschland aufzubürden, in sich zusammen.

Das Verhältnis Greys zu Rußland, das uns hier am meisten interessiert, ist von Brandenburg nur so summarisch behandelt, wie es in vorstehender Skizze des Aufsatzes wiedergegeben ist.

Harald Cosack.

Digitized by Google

1926, Tory=Bericht über Sovetrußland. Europäische Gespräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 8), S. 428—440.

In den „Europ. Gesprächen“ wird der Bericht der vier konservativen Mitglieder des Unterhauses, die sich im April und Mai 1926 in Rußland auf= hielten, mit unwesentlichen Auslassungen nach der Pariser „Revue politique et parlementaire“, Bd. 128, Nr. 380 v. 10. 7. 1926, S. 30—51 wiedergegeben. Die Betrachtung zerfällt in die Abschnitte: Allgemeine politische, konstitutio= nelle und wirtschaftliche Lage; soziales Leben und Lebensbedingungen des Volkes; Finanzen, Geldumlauf, Handel und Industrie; auswärtige Politik und Propaganda; Gewerkschaften; Heer; Schlußfolgerungen. F. Epstein.

L' Europa Orientale. 1926, Anno 6, Nr. 1—3.

A. Palmieri gibt in drei aufeinanderfolgenden selbständigen Auf= sätzen: La geografia politica dell' Asia sovietista, La geografia politica dell' Ukraina sovietista, La Bjelo=, russia sovietista, einen Überblick über die politische Einteilung der genannten Gebiete nebst Angabe ihrer Ausdehnung und Einwohnerzahl. Den größten Raum nimmt in allen drei Fällen eine diesem Überblick voraufgehende Darstellung der Schicksale der genannten Landesteile ein, welche sie in den Übergangszeiten zwischen bürgerlicher Revolution und Bolschewismus durch= zumachen hatten. Auch ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des nationalen Gefühls innerhalb der sprachlich und ethnisch gesonderten russischen Einzelstaaten ist mit aufgenommen. Palmieri gibt, namentlich für die Ukraine und Weißrußland, zahlreiche Literaturhinweise, wobei ein großer Teil der für Propagandazwecke erschienenen Broschürenliteratur genannt ist, die für die Jahre 1918—23 so charakteristisch gewesen ist. Emmy Haertel.

„Die Nationalitätenpolitik der Sowjet=Union.“ Europäische Ge= spräche, 4. Jg. (1926), (Nr. 5), S. 239—254.

M. Dobranitzki (Dobranicki), der Generalkonsul der Union in Hamburg, erklärt die Nationalitätenpolitik Sovetrußlands, die alle Nationalitäten im Staate sich frei entwickeln lasse, als Wendepunkt in der Nationalitätenpolitik großer Staaten; die (bürgerlichen) Mehrheitsvölker suchten die nationalen Minderheiten zu denationalisieren, weil die Wirtschaft und das Heer im kapita= listischen Staat möglichste kulturelle Einheitlichkeit verlangten. — Die Arbeit zerfällt in die Abschnitte: Die Nationalitätenfrage im zarischen Rußland; nationale Zusammensetzung der Sovet=Union; die Behandlung der Nationali= tätenfrage in der Sovet=Union; die Nationalitätenpolitik in der Sovet=Union; administrative und politische Organisation der nationalen Minderheiten; politische Sicherstellung der Rechte der nationalen Minderheiten in der Sovet= Union; Ergebnisse der Nationalitätenpolitik der Sovet=Union. F. Epstein.

Nicolai von Bubnoff: Der Geist des volkstümlichen russi= schen Sozialismus. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 55. Bd., Heft 2, 1926.

Die Darlegungen Bubnoffs wenden sich gegen die Behauptung, daß das gegenwärtige Rußland auf Grund des geschichtsmaterialistischen Erklärungs= prinzips restlos begriffen werden kann. Die nationale russische Geistesart prägt sich nicht im historischen Materialismus, sondern im volkstümlichen russischen Sozialismus (Narodničestvo) aus. Seine Wurzeln reichen bis auf Belinskij und vor allem Alexander Herzen zurück. Im Gegensatz zum Marxismus erstrebt das Norodničestvo eine Synthese zwischen Persönlichkeit und Gesellschaftsganzen. Herzen kommt zu dem Ergebnis, „daß die volle Entfaltung der Persönlichkeit nur in der Gemeinschaft möglich sei, die Gemeinschaft aber ihrerseits sich nur durch die freie allseitige Ent=

Digitized by Google

faltung der sie bildenden Persönlichkeiten verwirkliche". Geschichtsphilosophisch stellt sich Herzen auf den Standpunkt, daß der historischen Entwicklung der Charakter objektiver Zweckmäßigkeit abzusprechen sei. Der historische Prozeß ist kausal zu begreifen, nicht aber teleologisch zu bewerten. Es ist nicht zu leugnen, daß zwischen dem von ihm vertretenen Positivismus und der weitgehenden Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit eine unüberbrückbare Kluft besteht, die auch bei all seinen Nachfolgern zutage tritt. So auch Černyševskij, der eine Theorie der im Egoismus wurzelnden utilitaristischen Moral aufstellt. Die Mangelhaftigkeit der philosophischen Fundierung dieser Richtung wird besonders deutlich in einer Nebenströmung derselben, dem Nihilismus, dessen radikaler Vertreter Pisarev ist. Für ihn ist die Triebfeder alles Handelns der Egoismus; die Überspitzung des Ich-Bewußtseins und sein extremer Subjektivismus lassen ihn sogar die Erziehung als Vergewaltigung der Persönlichkeit verdammen. Die Sackgasse philosophischen Denkens, in die er auf diese Weise gerät, führt ihn zu der Erkenntnis der Unhaltbarkeit seiner übersteigerten egozentrischen Theorie. Pissarev ist in der letzten Phase seiner Entwicklung wieder zu dem Nardničestvo zurückgekehrt: auch er erstrebt in seiner letzten Entwickelungsstufe eine Synthese zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft. Die bedeutendsten Vertreter des russischen Sozialismus sind Lavrov und Michajlovskij. Lavrov führt in sein Weltanschauungssystem im Gegensatz zu seinen Vorgängern die teleologische Betrachtung ein. Das bedingt eine besondere Stellungnahme zu dem Problem des Fortschritts in der geschichtlichen Entwicklung. „Der Fortschritt stellt sich, dieser Auffassung gemäß, als Werk der kritisch denkenden Persönlichkeit und die Geschichte als Produkt ihres freien Entschlusses und ihrer schöpferischen Tätigkeit dar." Eine Gesellschaftsordnung, in der das Individuum nach Maßgabe seiner Fähigkeit an dem allgemeinen sozialen Fortschritt mitarbeitet, nennt Lavrov eine sozialistische, d. h. für ihn ist der Angelpunkt des Sozialismus das Prinzip der Menschenwürde. Nur so kann eine Vereinigung der öffentlichen und privaten Interessen durchgeführt werden. Auch für Michajlovskij, der den Typus des „Profanen" (Vollmensch) in die Literatur einführt, ist „die Persönlichkeit als höchstes Gut zu werten und oberster Maßstab bei der Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung. Ein wesentlicher Punkt seines Systems ist der Kampf um die Individualität Um diese Einstellung mit seiner sozialistischen Grundauffassung zu verbinden, weist er auf die Arbeit als Bindeglied zwischen der Gesellschaft und Persönlichkeit hin und führt aus, „daß die wahren Interessen der Persönlichkeit und des Volkes zusammenfallen müssen, da sie als Interessen der Arbeit identisch sind." Da sich der russische Sozialismus in der Zeit nach Michajlovskij hauptsächlich als sozialrevolutionäre Praxis ausgewirkt hat, vermag seine theoretische Weiterbildung nur geringe Fortschritte zu machen. In dieser Richtung wären zu nennen: Ivanov Rasumnik, und in neuester Zeit Alexander Schreider in seinen „Skizzen zur Philosophie des Narodničestvo" (1923). Wichtiger noch als dieser Versuch ist die Nachkriegstätigkeit Viktor Černovs, der in seinem Werk „Konstruktiver Sozialismus" (1925) die Anschauung vertritt, daß die Entwicklung des Sozialismus sich über den „utopischen" und „wissenschaftlichen" zu dem „konstruktiven Sozialismus" erhebe. In disem sieht er eine wissenschaftliche Synthese zwischen beiden vorhergegangenen Phasen. Die Frage der Erziehung der Persönlichkeit für den Sozialismus ist für ihn der Kernpunkt des modernen sozialistischen Problems überhaupt. Es ist ohne weiteres klar, daß der konstruktive Sozialismus in schärfstem Gegensatz zum Bolševismus stehen muß, denn dieser ist seinem innersten Wesen nach destruktiver Sozialismus; die Wurzeln des Černovschen Gedankenganges reichen, wie ohne weiteres ersichtlich, an den volkstümlichen russischen Sozialismus heran. Im letzten Kapitel nimmt Bubnoff zu dem volkstümlichen russischen Sozialismus Stellung. Sein Verdienst ist es, innerhalb einer sozialistischen Weltanschauung die Persönlichkeit als Grundpfeiler der Gesellschaft erkannt zu haben, doch irrt die Richtung darin, wenn sie glaubt, daß die Persönlichkeit etwas Gegebenes ist. Sie ist etwas Aufgegebenes, das sich nur verwirklichen läßt durch die An-

Digitized by Google

erkennung überpersönlicher Werte und das Streben nach ihnen. Werte, die das Narodničestvo im ganzen gesehen leugnet.

H. J. Seraphim.

Alexander Schiffrin: Zur Genesis der Sozial-ökonomischen Ideologien in der russischen Wirtschaftswissenschaft. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 55. Bd., Heft 3, 1926.

In vorliegender Untersuchung setzt sich Schiffrin mit dem Systematisierungsversuch von H. J. Seraphim auseinander, den er in seinem Werk „Neuere russische Wert- und Kapitalzinstheorien" gegeben hat. Wurde dort der Versuch unternommen, eine Systematisierung auf Grund wirtschaftstheoretischer Ausgangspunkte vorzunehmen, so versucht Schiffrin eine Einteilung nach der Zugehörigkeit der Träger der einzelnen Richtungen zu bestimmten sozialökonomischen Ideologien durchzuführen. Im einleitenden Abschnitt sucht Verfasser darzulegen, daß von Seraphim zu den Vertretern des russischen Marxismus seine Opponenten gerechnet sind und daß von ihm unter die Rubrik Marxismus fast die gesamte russische Wirtschaftswissenschaft in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Strömungen gebracht werde. In den folgenden Abschnitten führt Schiffrin sodann seine Systematisierung durch. Er hebt als Sondergruppe den von Siber, Čuprov u. a. vertretenen Kathedersozialismus heraus, den er aber als von dem deutschen wesentlich verschieden bezeichnet. Er war eine eigenartige a-kapitalistische sozialökonomische Ideologie. Zu dem Volkstümlertum übergehend, betont er den engen Zusammenhang mit der marxistischen Ökonomik und dem russischen Kathedersozialismus. Verfasser bezeichnet diese Richtung, soweit die Theorie gesellschaftlicher Entwicklung in Frage steht, als unfruchtbar. „Das Volkstümlertum verflachte die Theorie und war wissenschaftlich hilflos." Der Marxismus, den Schiffrin als einen losen literarischen Block bezeichnet, scharte in den neunziger Jahren alle progressiven Elemente der russischen Nationalökonomie um sich. Ihm stand auch ein Teil der, ideologisch gesehen, nicht marxistischen Nationalökonomen nahe. Der russische Marxismus zeichnet sich durch ein übertrieben starkes Betonen einer bestimmten Ideologie aus. Die orthodoxe Gradlinigkeit war nicht willkürlich, sondern eine gesellschaftlich bedingte Erscheinung. Beachtenswert sind die Versuche, die gesamte spezifische soziologische Struktur des russischen Kapitalismus zu begreifen. Ihm stand der Revisionismus nicht als eine realistisch-opportunistische Praxis gegenüber, sondern als eine sozialphilosophische Theorie. Bedeutendster Vertreter dieser Gruppe ist Tugan-Baranovskij, der den interessanten Versuch einer theoretischen Rehabilitierung des utopischen Sozialismus durchgeführt hat. Zu der Kiever Richtung der russischen Nationalökonomie (Bunge, Pichno, Bilimovič) nimmt Schiffrin kritisch Stellung, indem er einerseits die theoretische Bedeutung dieser Schule gering einschätzt und zum anderen ihre Sozialpolitik als Ausdruck einer a-kapitalistischen Mentalität bezeichnet, die dazu führt, nichts um sich zu sehen, als die historisch überlebten Formen eines bürokratischen Staates. Abschließend behandelt Schiffrin die Weiterbildung der russischen Nationalökonomie in eine prinzipiell a-soziale Wissenschaft. Als typischer Vertreter erscheint hier Peter Struve, dessen konsequenten Empirismus Verfasser als theoretischen Nihilismus bezeichnet.

H. J. Seraphim.

Agrarnoe dviženie v 1917 godu po dokumentam Glavnogo Zemel'nogo Komiteta. [Die agrarrevolutionäre Bewegung 1917 nach Dokumenten des Hauptlandkomitees.] Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 182—226.

Im Archiv des Landwirtschaftsministeriums sind unter den Akten des Hauptlandkomitees Berichte sowohl von Kommissaren der Provisorischen Regierung als von Großgrundbesitzern erhalten, sowie ein Kartogramm, das die Gouvernements des europäischen Rußlands in sechs Klassen je nach der

Digitized by Google

Stärke der Bewegung auf Grund der bis zum 1. August 1917 eingegangenen Nachrichten einteilt. M. Martynov gibt von diesem Material Teile heraus und versieht die Veröffentlichung mit einer Zusammenfassung des Wesentlichen. Es ergibt sich, daß die Bewegung unter den Bauern damals bereits den Charakter einer Massenbewegung trug, die man in den Kreisen der Gutsbesitzer vielfach unterschätzt hat. Am stärksten war sie in den landwirtschaftlich wichtigsten Gouvernements Zentralrußlands und des Wolgagebiets; die häufigste Form der Übernahme von Gutsland durch die Bauern bildete — wie das P. A. Oganovskij während der zweiten Session des Hauptlandkomitees vom 1.—6. Juli 1917 bereits feststellte, der „zachvat", die einfache Fortnahme des Landes, die seltenere Form war die der erzwungenen Abgabe von Land in Arrende, daneben gingen Vernichtung von Gutshöfen und das Fällen des Waldes. Dort, wo die Bauern, wie im Ranenburger Kreise des Gouvernements Rjasań, auf die Revolution vorbereitet und organisiert waren, vollzog sich der Umsturz unter Schonung und Erhaltung des lebenden und toten Inventars im Gegensatz zum Kreise Čistopol' des Gouvernements Kazań, wo viel Substanz der Vernichtung anheimgefallen ist. Allenthalben hatten aber die Bauernkomitees die Macht bereits vor dem Oktober, dem Siege der Bolševiki, an sich gerissen. Harald Cosack.

V. Totominanz: Genossenschaftswesen in Sovetrußland. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 56. Bd., Heft 2, 1926.

In vorliegendem Aufsatz gibt der bekannte Kenner des russischen Genossenschaftswesens einen Überblick über die tatsächliche Entwicklung der Genossenschaften im bolševikischen Rußland. Von der Gesamtzahl der Genossenschaften ausgehend, wendet er sich den Finanzierungsproblemen zu, um darauf die Tätigkeit der einzelnen Genossenschaften zu analysieren. Es folgt eine Charakteristik der örtlichen Verbände, auch hier wieder ihre finanzielle Lage sowie ihr Arbeitsbereich hervorhebend. Sich den Zentralverbänden zuwendend, bespricht Verfasser zunächst den Zentralverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften (Finanzlage, Export- und Importoperationen, Umsatz des Verbandes). Ergänzend werden einige zusammenfassende Angaben über die allen landwirtschaftlichen Genossenschaften zur Verfügung stehenden Mittel angeführt, wobei insbesondere die Molkereigenossenschaften, Obst- und Winzergenossenschaften, der Verband der Kartoffelgenossenschaften und der Flachsverband näher dargestellt werden. Das Bild wird vervollständigt durch eine kurze Schilderung der Produktionstätigkeit der Genossenschaften sowie der Betätigung der landwirtschaftlichen Genossenschaften auf dem Gebiet des kollektiven Ackerbaues.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt den gegenwärtigen Zustand des Konsumgenossenschaftswesens. Besondere Beachtung erfährt der Zentrosojus, dessen wirtschaftliche und außerwirtschaftliche Betätigung eingehend gewürdigt wird. Daneben findet jedoch auch eine Darlegung der allgemeinen Entwicklungstendenzen des Konsumgenossenschaftswesens Platz. Abschließend bringt Verfasser eine Würdigung des Erreichten und eine Darlegung der bisher sichtbar gewordenen Mängel des russischen Genossenschaftswesens. H. J. Seraphim.

Transkaukasien seit 1917. Zeitschrift für Geopolitik, 3. Jg. (1926), (H. 1 u. 2), S. 45—57, 118—127.

Der Aufsatz von V. Nosadse: „Die Petroleumpolitik der Welt und das Schicksal Kaukasiens" gibt einen Überblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Transkaukasien vor dem Kriege und die politische Entwicklung Transkaukasiens seit der russischen Revolution. Den 1920 mit dem Siege der Sovetregierung entschiedenen Kampf um die militärische Beherrschung des Gebiets der Transkaukasischen Republiken ebenso wie alle Versuche des Auslandes, sich politischen und finanziellen Einfluß im Kaukasus zu sichern, leitet N. ausschließlich von dem dortigen Erdölvorkommen her. F. Epstein.

Digitized by Google

Iz zapisnoj knižki archivista. [Aus den Notizen des Archivars.] Krasnyj Archiv Bd. 14 (1926), S. 250—278.

Der Wert der Miszellen des Krasnyj Archiv rechtfertigt ein Wiedergeben ihres Inhalts. Neben Beiträgen zur innerrussischen Geschichte finden sich Dokumente, die im Gebiet der auswärtigen Politik liegen und daher die Aufmerksamkeit auch dort verdienen, wo man sich nicht speziell mit russischer Geschichte beschäftigt. Zu dem ersteren gehört im vorliegenden Bande ein Brief A. I. Ertel's, der auf den Mord oder Selbstmord Sidorackij's vom 31. März 1878 Bezug nimmt (S. 250—252); ein Stimmungsbild Moskaus nach der Ermordung Alexanders II. nach Polizeiberichten (S. 252—257), aus denen hervorgeht, daß die Polizei ebenso wie die Attentäter Unruhen erwartete; ferner ein Brief des geschäftsführenden Direktors des Hauses Morozov in Moskau T. S. Morozov an den Minister des Innern (den ehemaligen russischen Bevollmächtigten am Goldenen Horn), Grafen N. P. Ignat'ev, vom 30. Mai 1881 (S. 258—260) des Inhalts, er solle den Judenpogromen, die nach der Ermordung Alexanders II. in bisher nicht gekannten Ausmaßen einsetzten, Einhalt tun, da dadurch die Moskauer Industrie leide; endlich Material zur Geschichte des Manifests vom 6. August 1905 (S. 262—270), das aufzeigte, daß im Manifest nicht nur die Entwürfe Prof. Tagancev's und Graf Heyden's verarbeitet worden sind, sondern auch den Wünschen Prof. Klučevskij's Rechnung getragen worden ist, während Pobedonoscev sich darauf beschränkte, die Befragung Klučevskij's zu fordern, und der Car den ursprünglichen Plan der Veröffentlichung des Manifests am Geburtstage des Thronfolgers fallen ließ. Zu der zweiten Gruppe gehört ein Schreiben des Generals Boulanger an Alexander III. aus London vom 9. August 1889 (S. 260—262) und Material über Dr. Carl L. Peren und Protopopov (S. 270 bis 287). Boulanger rechnete damals kurz vor den entscheidenden Wahlen, die sein Schicksal besiegelten, mit Zuversicht auf seine Rückkehr nach Frankreich und setzte dem Caren die Vorteile seines kommenden Regimes auseinander. Wohl wissend, wie antipathisch Alexander III. der Gedanke des Bündnisses mit der Republik war, betont Boulanger, daß allerdings zurzeit die Republik die einzige in Frankreich mögliche Regierungsform sei, daß er aber den Parlamentarismus ausrotten und unübersteigliche Schranken dem Sozialismus gegenüber a frichten wolle, und daß die so für den Caren annehmbar gestaltete Republik nur mit Rußland in aufrechter Freundschaft leben wolle. Alexander III. verhielt sich dem Plan gegenüber sympathisch, doch fehlte ihm der Glaube ans Gelingen des Vorhabens. Seine Randbemerkung auf dem Orignal, das sich im Archiv der Revolution und der Äußeren Politik befindet, lautet: „Bescheiden und vernünftig, ob er aber dazu befähigt ist, werden wir sehen". — Der nach einer Version aus Österreich stammende mit einem amerikanischen Paß ausgerüstete Chiromant Peren oder Perrin, der mit seiner Wahrsagerkunst bereits vor dem Kriege in Petersburg hervortrat und damals auch von Protopopov konsultiert worden ist, hat sich im Kriege vom 15. Juni bis 1. Juli 1916 in Petersburg aufgehalten und hat Ende dieses Jahres und Anfang des Jahres 1917 mit Protopopov in einer Verbindung gestanden, die mit den Separatfriedensverhandlungen, an denen Warburg beteiligt war, zusammenhängen sollen. Die Außerordentliche Untersuchungskommission, die nach dem Sturz des alten Regimes von der siegreichen revolutionären Demokratie zur Verfolgung der alten Minister eingesetzt wurde, hat sich bei Verfolgung Protopopovs auch mit dieser Frage beschäftigt. Obschon der Untersuchungsrichter G. P. Gričić die Nachforschungen in Angelegenheiten Warburg, Peren usw. mangels von Anzeichen eines Verbrechens am 20. September 1917 eingestellt hat, gibt es doch Gründe, gegenüber den Entscheidungen der Untersuchungskommission einige Skepsis an den Tag zu legen und die Akten einer neuen Durchsicht zu unterziehen, um den Tatbestand zu eruieren. Das tut hier Iv. Tobolin und veröffentlicht alles Material, das sich auf Peren bezieht, aus den Akten, die sich jetzt im Archiv der Revolution

Digitized by Google

und der Äußeren Politik befinden. Er stellt dabei fest, daß das Material, das dem Untersuchungsrichter vorgelegen hat, nicht intakt geblieben ist und mindestens ein Brief Perens aus dem Januar 1917 nachträglich entfernt worden ist. Eine Aufklärung der tatsächlichen Vorgänge hat auch Tobolin nicht geben können, er hat aber doch aufgezeigt, daß hier irgendwo Verquickungen mit den großen Fragen der Politik vorliegen. Harald Cosack.

Museen und Revolution. „Osteuropa", 2. Jg. (1926/27), (H. 2—3), S. 86—106.

Die Gemahlin Leo Trockijs, Natalja Trockaja, übernahm nach der Revolution in Rußland die Leitung der Museumsabteilung; sie bietet der deutschen Offentlichkeit einen Rechenschaftsbericht über diese Arbeit.

Um bei dem Bau der neuen Zukunft die Erfahrungen der Vergangenheit zu nutzen, wurde die Tätigkeit der Sammlung und Sichtung von Kunstwerken begonnen. Es will sich diese Arbeit in Gegensatz stellen zu der künstlerischen Systemlosigkeit und zum Bürokratismus, dessen Art mit dem Schatzkammertyp, verfehlten „Erneuerungen", der Abgeschlossenheit charakterisiert wird. Schon 1917 wurde das neue Kunstzentralorgan geschaffen. Mit Hilfe eines Mandatssystems oder durch Schutzurkunden an die jeweiligen Besitzer beugte man zuerst Verlusten vor, mit dem Dekret vom 10. X. 18 gingen dann sämtliche Kunstwerte auf den Rat über. Erfassung von Herrensitzen und kirchlichen Denkmälern wie archäologische Ausgrabungen geschahen nebeneinander; bei der Einschmelzung kirchlicher Schätze hatten Museumsexperten für die Erhaltung künstlerischer Werte zu sorgen. Zur Ausbesserung von Bauwerken, zur Erneuerung und Reinigung alter Fresken usw., wurden zahlreiche Expeditionen entsandt.

Bei der Organisation der Museen steht der Gedanke der Auswertung, der Belebung voran. Gegliedert wurde in Zentral-, Provinzial-, Ortsmuseen. Von 87 im Jahre 1918 stieg ihre Zahl 1925 auf 612, von denen 411 durch örtliche Mittel erhalten werden und 201 im Staatsbudget stehen. — „An den Denkmälern der materiellen Kultur wird am klarsten und unmittelbarsten die Abhängigkeit der Kultur von der Entwickelung der Produktivkräfte dargelegt."
M. Axenfeld.

Schweden und Rußland. Svensk—Ryska Sällskapet Årskrift 1926, S. 50—82.

A. Holmberg gibt unter dem Titel „Ryssland i svenskt tryck" eine Bibliographie der schwedischen Literatur zur russischen Geschichte, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen ist; in besonderen Abschnitten stellt er schwedische Literatur über die Ostseeprovinzen, die Ukraine und die nördlichen Grenzmarken und Beiträge zur russischen Literaturgeschichte zusammen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf das Verzeichnis von archivalischem Material zur russischen Geschichte in schwedischen Archiven in einem Aufsatz von A. A. Papkov („Švedskie archivy", Russkij istoričeskij žurnal", 1. Jg., 1917, (H. 3—4), S. 60—72) hingewiesen. F. Epstein.

BÖHMEN, SLOVAKEI, ČECHOSLOVAKEI

Krisis der böhm. Städte im 14. Jahrh.

Bedřich Mendl: „Sociálni krise měst ve století čtrnáctém." („Die soziale Krise der Städte im XIV. Jahrhundert.) „Český Časopis historický", XXXII, 2 (1926), S. 249—282.

Der Autor dieser Abhandlung, die in den gleichen Jahrgang fällt und einen Abschluß obgenannten Themas enthält, spricht hier von Znaim, Eger,

Digitized by Google

Střibro, Budweis, Chrudim und auch von Brünn, das er schon früher berührte und schließlich von Prag (Alt= und Neustadt). Znaim trägt mehr den Charakter einer Agrarstadt. Die Zahl der Grundbesitzlosen ist dort sehr gering. Das Verzeichnis der grundbesitzlosen Untermieter ändert sich von Jahr zu Jahr. Die Handwerker, die noch keinen Grund und Boden besitzen, beginnen sich anzukaufen und selbst die ärmste Bevölkerungsschicht ist bemüht, ein eigenes „Heim" zu erwerben, was in Znaim weit häufiger der Fall ist, als in Brünn. Aus der Znaimer Aufstellung ergibt sich ein krasser Unterschied im Besitz=stand zwischen Stadt und Vorstadt, zwischen Hausbesitzern und Mietern. Die Steuerhauptbücher von Eger enthalten zunächst die Hausbesitzer und deren Besitz, dann die übrigen Hausbewohner, wie die Brünner v. J. 1365, das Bud=weiser Steuerhauptbuch und das Chrudimer Steuerregister an das Znaimer Steuerhauptbuch erinnern. In Budweis erfolgte zunächst die Konskription der Hausbesitzer in der Stadt und dann der Hausbesitzer der Vorstadt und am Schluß der Untermieter. Fürs gewöhnliche wurde eine Vermögensabgabe statuiert. Wer keinen Besitz hat, zahlt bloß fürs Handwerk. Bei den Mietern pflegte fürs gewöhnliche nicht einmal angeführt zu werden, wovon dieser zahlt, da es sich zum Großteil um unbemittelte Handwerker handelte, von denen man wußte, daß sie vom Handwerk zahlen. (Wie dies aus den Steuerhauptbüchern von Budweis und Chrudim zu ersehen ist.) In Prag wird zwischen der Alt= und Neustadt ein Unterschied gemacht. Trotz ihrer ausgedehnten Lage erreicht die Neustadt nicht den Reichtum der Altstadt. Trotz der geringeren Häuserzahl in der Altstadt stellen sich die geleisteten Zahlungen vom Hausbesitz höher, als die der Neustadt. Und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil die sozialen Verhältnisse der Altstadt andere sind, als die der Neustadt: Die Altstadt, in der ein weit größerer Reichtum angehäuft ist (Hauszinssteuer!), besitzt fast die Hälfte an mittellosen Untermietern, während die Neustadt nur einen un=bedeutenden Anteil an den Untermietern hat. Ihre soziale Struktur ist gegen=wärtig ausgeglichener, als es die Verhältnisse in der Altstadt sind. Diesem Komplex von Steuerhauptbüchern entnimmt der Autor, daß die Vermögens=verhältnisse der Untermieter und der meisten Grundbesitzer nur bescheiden sind. Dagegen sind die Waren der Stadt nicht bloß durch Steuern überlastet, sondern auch durch verschiedene Abgabeleistungen, die die geistlichen Korpo=rationen und führenden bürgerlichen Familien genießen. Die Abgabepflicht ist auch von rechtlichen Folgen begleitet. E. Perfeckij.

Matthias Corvinus

Eugen Perfeckij: „Podkarpatské a haličskoruské tradice o králi Matyášovi Corvinovi." („Karpathorussische und galizisch=russische Traditionen über König Matthias Corvinus.") „Sbornik Filosofické fakulty university Komenskéhov Bratislave", IV. Jg., 1926, H. 2, S. 217—278.

Eine größere Legende über Matthias Corvinus hat sich in vier Varianten erhalten. Der erste Teil dieser Legende enthält die Wahl Matthias's. der ein Russine und armer Bauernknecht war und aus der Gemeinde Orichovica (bei Užhorod) stammte, zum König. Seine Wahl zum König erfolgte durch Gottes Hand, indem die Krone auf sein Haupt fiel, so daß er von den Magnaten als König anerkannt werden mußte. Dieses Motiv ähnelt dem deutschen Motiv (aus Siebenbürgen), dem serbischen sowie dem polnischen. Dieses Motiv von sehr alter Herkunft wird schon in der Alexandreide erwähnt (serbische Re=daktion), und in der Sage von Jovian. Im zweiten Teil spricht die Legende von dem Kampfe Matthias's mit Pohan=Divka (Pohanmädchen), das die ruthenische Bevölkerung mißhandelte. Dieses Motiv ähnelt den russischen Byliny (über Solovej=Razbojnik, Idolišče=Poganoje) und den ukrainischen Dumy. Kleinere Sagen, „König Matyas und das Mädchen", „König Matyas und der Schuster", gehören mehr der Märchenliteratur an, und zwar der deutschen, čechischen,

Digitized by Google

slovakischen, polnischen, weißrussischen, großrussischen und teilweise auch englischen. Die übrigen vier kleineren Legenden berühren historische Ereignisse, die mit der Person des Königs Matyas verbunden sind. Die Beilage zu diesem Werke enthält drei Legenden und zwei volkstümliche Sprüche, die der Autor den direkten Erzählungen der karpathorussischen Bevölkerung entnimmt. E. Perfeckij.

Ein čechischer Pilger in Assisi

Fr. Hrubý: „Český poutnik v Assisi", v. J. 1636. („Der čechische Pilger in Assisi.") „Český Časopis historický", XXXII, 1926, H. 2, S. 283—298.

In der Einleitung zu obengenanntem Beitrag schildert Fr. Hubrý den Autor dieses Reisetagebuches Leo Wilhelm von Kouniz, der dieses Tagebuch als 21jähriger Jüngling schrieb, als er von seinem Vormund, dem Kardinal Dietrichstein nach Welschland und Spanien entsandt wurde. Dieses Tagebuch gestattet trotz seines geringen Umfanges einen Einblick in die Seele des Verfassers. In den Jahren 1635—36 weilte der Autor in Florenz, Camaldoli, Avern, Assisi u. a. Städten. Ein besonderes Augenmerk wendet er der Beschreibung von Assisi zu, dem Grabe des hl. Franziskus, seinem Gewand, der Kirche, in welcher er ruht und noch anderen geheiligten Stätten, worin er die große Pietät zu diesem Heiligen von Assisi erblickt. L. W. Kouniz ist der Sohn Albrecht von Kouniz, eines bekannten böhmischen Bruders und Freundes Karl Žerotins. Seine Mutter gehörte ebenfalls der böhmischen Brüdervereinigung an (sie war eine Tochter Wilhelms von Roupov). Als Waisenknabe wurde L. W. Kouniz von Dietrichstein angenommen, um im katholischen Geiste erzogen zu werden. Später wird er ein eifriger katholischer Fanatiker im Kampfe gegen die Reformation. F. Hrubý reproduziert dieses Tagebuch des L. W. Kouniz, das in deutscher Sprache verfaßt ist.

E. Perfeckij.

Balbin u. d. čech. Adel

Olga Květoňova=Klímová: „Styky Boh. Balbína s českou šlechtou pobélohorskou." („Die Beziehungen Boh. Balbins mit dem böhmischen Adel nach der Schlacht am Weißen Berg.") „Český Časopis historický", Jg. XXXII, 1926, H. 3, S. 495—541.

Als hervorragender Pädagog verstand Balbin, die Sympathieen seiner Schüler zu gewinnen, die ihn nicht vergaßen und tief verehrten. Ungefähr die Hälfte ihrer Arbeit widmet die Autorin den Konflikt Balbins mit dem mächtigen Burggrafen B. J. Graf von Martinic und der Affäre mit Epitome, wofür die Autorin (aber auch andere Historiker) die Ursache in der Eitelkeit des Stammes derer von Martinic erblickt, die in den Schriften über die Gutsteiner verletzt worden war. Dort wurde Hroznata von Balbin als Ahnherr der Familie der Gutsteiner, keineswegs aber der mit Martinic verwandten Vrbnas bezeichnet. In seinen Ungelegenheiten wurde er intensiv von seinem einflußreichen Schüler Graf Frank Albrecht Vehynský unterstützt. Dann ist ein Entfremden des Jesuitenordens zu Balbin zu bemerken, dem Balbin angehörte. Die Ursache hiefür erblickt die Autorin in seiner Haltung zu Martinic. Stark begünstigt wird Balbin auch vom Prager Erzbischof Sobek und namentlich seinem Nachfolger Waldstein, wie auch überhaupt von der Familie der Waldsteins. Balbin versteht es, sich für die ihm erwiesene Gunst seitens seiner Schüler und Freunde erkenntlich zu zeigen, wovon zahlreiche Dedikationen der Bücher Balbins an seine Freunde zeugen. E. Perfeckij.

Digitized by Google

Karel Havlíček

Karel Kazbunda: „Karel Havlíček a c. k. úřady v době před=březnové". (Karel Havlíček und die k. k. Behörden in der Vormärz=zeit.") „Český Časopis historický", XXXII, S. 33—61 299—334, 542—569.

Karel Kazbunda erzählt in seinem Artikel „Karel Havlíček a c. k. úřady v době předbřeznové" (Karel Havlíček und die k. k. Behörden in der Vormärz=zeit) von Havlíčeks Reise nach Rußland. Infolge der Paßschwierigkeiten, die man ihm in Lemberg bereitete, wurde Havlíček mit der russinischen (ukrai=nischen) Intelligenz in Lemberg, mit J. Holovacký, D. Zubricki u. a. bekannt. Havlíček ist für diese (galizisch=ukrainische) Nation eingenommen: Er be=trachtet sie als Ideal einer Nationalität ohne Adel. Die Verlegenheit, in die die Bewegung des polnischen Adels die Regierung brachte — Havlíček hat nämlich richtig erfaßt, daß einzig und allein der Adel die polnische nationale Bewegung vorstellt, weil der Mittelstand, das Land= und Bauernvolk in Polen nicht als gleichberechtigter politischer Faktor der polnischen Nationalität galten — hatte zur Folge, daß sich die Regierung den russinischen Bestrebungen gegenüber passiv, ja sogar wohlwollend verhielt. Damit stieg allerdings die Mißstimmung der Polen gegenüber der Regierung und den Kleinrussen (Ukrai=nern). Was die Polen anbetrifft, anerkennt Havlíček, daß das Schicksal, das ihnen seitens der Russen widerfuhr, zwar als hart zu bezeichnen ist, doch erblickt er darin auch eine Strafe für das Unrecht, das sie selbst an den Kleinrussen begingen, mit denen sie bis jetzt herrisch umgehen. Die Polen betrachten die kleinrussische Sprache nur als polnischen Dialekt, der durch die kirchliche altslavische Sprache modifiziert wurde. Diese Lemberger Korrespondenz Havlíčeks an seine Freunde gibt ein getreues Bild der damaligen Zeit in Galizien. Weiter berührt der Autor größtenteils bekannte Dinge, und zwar den Aufenthalt Havlíčeks in Rußland (vgl. G. Polívka „Havlíček a Rusko", 1911), die Rück=kehr Havlíčeks in die Heimat und seine journalistischen Arbeiten. Havlíček erkannte in Rußland, daß man in der Praxis nicht die gleichen Gefühle der Herzlichkeit jenen Nationen entgegenbringen kann, die miteinander im Kampfe stehen, wie z. B. die Polen und Russen, zwischen denen nach seiner Meinung die Kämpfe niemals zum Stillstand kommen können. E. Perfeckij.

František Palacký

J. Hanuš: „František Palacký, tvůrce a redaktor časopisů musej=ných". „Časopis Národního Musea", 1926, Jg. C, Bd. 1 u. 2, S. 3—30.

Schon i. J. 1817 wurde bei Franz Palacký der Gedanke reif, ein Blatt nach dem Muster Schlegels „Deutsches Museum" herauszugeben. Als jedoch i. J. 1818 vom Grafen Kaspar und Franz Sternberg und F. A. Kolovrat Lieb=stein das „Vlastenecké Museum" in Prag gegründet wurde, konnte dies Palacky in seinen Gedanken nur noch bestärken. Die Lage des „Museum" war anfangs keine glänzende. Diese Schwierigkeiten des „Museums" kamen am 20. XII. d. J. 1825 in der Wohnung Kaspar Sternbergs zur Besprechung, an welcher sich der Herr selbst, sowie Franz Sternberg, Josef Dobrovský und Palacký beteiligten. Dabei sprach Palacký den Gedanken aus, daß die „Musealgesellschaft" neue Wege suchen solle, die sie mit der Nation in engere Fühlung bringen würden. Durch dieses Bindeglied könnte das Blatt in deutscher und čechischer Sprache herausgegeben werden. Die Sternbergs waren damit einverstanden. Der von Palacky zusammengestellte Plan dieses Blattes wurde am 8. I. 1826 vom Ausschuß angenommen. Am 23. II. 1826 erfolgte die Bewilligung zur Herausgabe des Blattes. Palacky wurde Redakteur dieses Blattes. „Beide Blätter," hieß es in dem Programm, „sollen die literarischen Interessen der čechischen Nation vertreten, sollen ein Zentrum für das vergangene und gegen=wärtige Leben in der Heimat sein." Als Redakteur hatte Palacky gegen die

Digitized by Google

Unlust, ja gegen den Widerstand gerade der führenden čechischen Schriftsteller anzukämpfen, dieses Blatt durch Abhandlungen zu unterstützen. Dann folgten materielle Schwierigkeiten und schließlich auch amtliche Anstände. Doch gelang es Palacký, alldies zu überwinden, der in den Jahren 1826—1838 Redakteur blieb. Nicht bloß in dem čechischen, sondern auch in dem deutschen Blatt verstand es Palacky, die Hauptversprechungen seines Programmes zu erfüllen und dadurch eine ausgezeichnete wissenschaftliche Revue im weitesten Sinne des Wortes zu schaffen. E. Perfeckij.

Samuel Rožnay's Gedichte über Žižka. 1810. — Die Kämpfe um die slovak. Schriftsprache (um 1850)

Albert Pražák: „Slovenské Studie". („Slovakische Studien".) „Sbornik Filosofické fakulty univ. Komenskeho v Bratislave", Jg. IV, H. 2, S. 279—440.

In seinem Werk „Slovenský předchůdce českých Macphersonů" („Der slovakische Vorgänger der čechischen Macphersons") lesen wir die interessante Mitteilung, daß V. Hanka in den romantischen Falsifikaten der altertümlichen čechischen Gedichte in der Slovakei einen Vorgänger in Samuel Rožnay besaß. Dieser begabte Schüler des Preßburger Professors J. Palkovič unternahm um das Jahr 1810 den Versuch, seinen Lehrer durch unterschobene altertümliche čechische Gedichte über Žižka und über Ivan Vasilevič zu täuschen. Die Žižkiade Rožnays dürfte vermutlich als Folge des erneuten čechischen Kultus des Hussitenführers hinzunehmen sein, dem in Böhmen nicht lange vordem hauptsächlich Puchmajer und V. Nejedlý Ausdruck gaben, während die Vasilevičiade unter dem Einflusse V. Cheraskovs, des Autors der Rossiade stand. Weiter stammt von ihm eine Übersetzung der Äneide Vergils u. a. Als Dichter wurde Rožnay seinerzeit hoch eingeschätzt. In seinem Werke „K slovenským bojům o spisovnou slovenštinu r. 1850 a r. 1851" („Zu den slovakischen Kämpfen um die slovakische Schriftsprache i. d. J. 1850 und 1851") erzählt der Autor, daß Stur und seine Freunde, die i. J. 1844 den mittleren slovakischen Dialekt zur Schriftsprache erhoben und die einheitliche Schrift mit den Čechen verließen, ihr Vorgehen u. a. mit dem Hinweis auf die politischen Verhältnisse in Ungarn begründeten. Während der Revolution der Jahre 1848/49 ist dieser Grund entfallen und es hatte während der Periode Bachs den Anschein, daß die Slovaken zur čechischen Schriftsprache wieder zurückkehren. In diesem Sinne wurde das slovakische Leben in Wien von dem Slovaken Ján Kollar unter Mitwirkung zahlreicher slovakischer Schriftsteller organisiert Einiges Licht in diese Verhältnisse bringt auch die Korrespondenz Daniel Lichards mit Hurban, in der dieser Hurban beschwört, zur čechischen Schriftsprache zurückzukehren. Lichard konnte Hurban nicht überzeugen. Doch nahm einige Jahre später auch er die Orientierung Lichards an und befand sich 25 Jahre später noch entschiedener auf dem Wege der Vereinigung der Čechen mit den Slovaken. In dem Thema „Šturův spis", „O národních písnich a pověstech plemen slovanských", das in Prag in der Musealbibliothek i. J. 1853 in Druck gelegt wurde, legt der Autor interessante Beobachtungen nieder, indem er darlegt, daß diese Arbeit Šturs unter dem starken Einfluß Hegels und seiner dreigliedrigen Ästhetik geschrieben wurde. Dabei zeigt Pražák, daß Štur die Ästhetik Hegels vielfach nach seinem christlichen Gewissen und nach seinem slovakisch-slavischen Bewußtsein modifiziert hat. Neben Hegel haben auf diese seine Arbeit noch Schelling mit seiner philosophierenden Mythologie und der Forderung des menschlichen Strebens nach Gottesähnlichkeit, Schleiermacher, Herder u. a eingewirkt. E. Perfeckij.

Geistige Beziehungen zwischen Frankreich und der Čechoslovakei im 19. Jahrhundert. Le Monde Slave, Jan. 1926, S. 58—76.

Fortsetzung der im Augustheft des Jahrgangs 1925 der Zeitschrift begonnenen Veröffentlichung der Briefe von E. Denis an den Maler Soběslav

Digitized by Google

Pinkas aus den Jahren 1885—1887. Die Briefe geben Einblick in die von D. eifrig gepflegten Beziehungen zu seinen čechischen Fachgenossen. Interessant sind Mitteilungen über eine 1887 in Paris gegründete magyarenfeindliche Zeitschrift „L'Autriche slave" (S. 71, 73, 76); in einem Brief von 1887 entwickelt D. den Plan einer „Revue des deux mondes slave en français", deren berufener Leiter Louis Leger wäre (S. 71). F. Epstein.

Ján Opočenský: „Kritické poznámky o 28. říjnu 1918." „Kritische Bemerkungen zum 28. Oktober 1918." „Český Časopis historický, XXXII, 1, 1926, S. 62—117.

In diesem Werke führt der Autor u. a. an, daß die Memoirenliteratur in der Čechoslovakei zum Unterschied von den westlichen Ländern ziemlich klein ist. Erst nach der Herausgabe der Memoiren des Präsidenten Masaryk und Dr. Beneš's wurde, wie der Autor schreibt, der Bann des Schweigens gebrochen, der sich über die Ereignisse der letzten Vergangenheit ausbreitete. Nach einer kurzen Übersicht über diese Memoirenliteratur gibt der Autor selbst in zusammenhängender Erzählung eine Übersicht über diese Ereignisse, wie sie ihm selbst vorschweben. E. Perfeckij.

POLEN

Familiennamen

Jan Bystroń: Z historji polskich nazwisk rodowych. (Inhaltsangabe eines Kapitels aus einem in Vorbereitung befindlichen Buche: Historja nazwsisk polskich.) Przegląd Współczesny, Tom XVII, S. 89—113.

Bystroń unterscheidet innerhalb des gesamten Namenmaterials drei Gruppen von Familiennamen: 1. Beinamen wie Gruchacz, Sarna; 2. von alten slav. oder christlichen Vornamen gebildete Namen, wie: Chwalibóg oder Michalik oder in patronymischer Form: Michalak, Michałowicz und 3. von Ortsnamen gebildete Namen, zu denen die verbreiteten Namen auf —ski gehören. Dieser letzten Gruppe, den Familiennamen auf —ski, ist die vorliegende Abhandlung gewidmet. Unter Aufführung einer ganzen Reihe historischer Belege wird im I. Kapitel dargestellt, wie die im Mittelalter übliche Bezeichnung einer Person durch die Angabe ihrer Herkunft neben ihrem Taufnamen aus einer präpositionalen zu einer adjektivischen wurde, d. h. wie etwa um die Wende des XV. zum XVI. Jahrhundert aus einem Jan z Garbowic ein Jan Garbowski wurde. Diese adjektivische topographische Bezeichnung der Person nach ihrem Gut brachte es mit sich, daß diese Namen eben infolge ihrer topographischen Herkunft wechselten, wenn ihre topographische Unterlage, d. h. der Besitz der betr. Person Änderungen unterworfen wurde. — In einem II. Kapitel geht Bystroń auf die vermeintliche Charakterisierung des Adels durch Familiennamen auf —ski und ihre Folgen ein. Entgegen der obigen wissenschaftlichen Klassifikation der Familiennamen hat sich von alters her eine ständische eingebürgert, die Adels-, Bürger- und Bauernnamen unterscheidet. Dabei wurde die Namensform auf —ski infolge ihrer starken Verbreitung beim Adel als typisch für die Zugehörigkeit zu dieser gesellschaftlichen Schicht empfunden. Das führte dazu, daß in Zeiten, wo das Namenswesen noch nicht im heutigen Sinne einer organisierten behördlichen Kontrolle unterlag, viele Personen ihre Familiennamen in diese Form umgestalteten, um damit entweder ihre alte Zugehörigkeit zum Adelsstande zu dokumentieren oder sich den Anschein dieser Zugehörigkeit zu geben. Das führte dazu, daß, wie im III. Kapitel auseinandergesetzt wird, diese Namensform auf —ski immer häufiger wurde, besonders wo die örtlichen Verhältnisse die Namensänderungen möglich machten, wie in großen Teilen des nördlichen Polens, während in Galizien z. B. die alten Bauernnamen noch massenhaft auftreten. In einem IV. Kapitel führt Bystroń

Digitized by Google

aus, wie schließlich in Polen und im Ausland die Namen auf —ski als Charakteristikum für die polnische Abstammung des Trägers angesehen werden und welche Folgen diese Anschauung bei Polonisierung fremder Familien sowie bei Entpolonisierung polnischer Familien im Ausland gehabt hat.

E. Koschmieder.

Polnische Kirchengeschichte

Marjan Gumowski: Problemy Wawelskie. Przegląd Powszechny, Bd. 173 (1927), 57 ff.

Die während des Weltkrieges betriebenen und nun vorläufig beendeten Ausgrabungen auf dem Wawel bei Krakau, auf dem bekanntlich das ehrwürdige Königsschloß und eine in ihren Anfängen bis in die früheste Zeit Polens zurückreichende Kathedrale stehen, haben eine Reihe von Problemen zur Diskussion gestellt. Ihr wichtigstes betrifft die Organisation einer fast ein Jahrhundert vor Mieszkos Taufe begründeten Hierarchie des slavischen Ritus. Grodecki bejaht die Frage, ob Krakau der Sitz eines Bischofs gewesen sei, der hier schon um 900 geamtet habe. Gewiß mit Recht. Nur durch die Annahme einer blühenden Kirche des 10. Jahrhunderts treffen wir die Wahrheit. Allerdings ist damit auch die im Zusammenhang mit den Grenzen des Prager Bistums zu stellende Tatsache anzuerkennen, der manche polnische Gelehrte durch die kühnsten Hypothesen auszuweichen suchen, daß nämlich das gesamte spätere West- und Mittelgalizien nicht zum Polen der Piasten gehörte.

Die anderen von Grodecki berührten strittigen Punkte der Forschung interessieren nur engere Kreise der Kunst- und Kirchenhistoriker. Es handelt sich darum, ob die Rotunde der hl. Felix und Adauctus die älteste Kathedrale gewesen ist, um das Schicksal der Peters- und Paulskapelle und um die Reste der zwischen 1914 und 1920 aufgedeckten älteren romanischen Basilika, die deutlich deutsches Muster verrät und von Władysław Hermann (nicht wie Wojciechowski meint, von Chrobry) errichtet wurde. Es schließen Abhandlungen über die Krypta des hl. Leonhard und den Kathedralfriedhof.

Otto Forst-Battaglia.

Dominikanerkloster zu Krakau, 13. Jahrhundert. Rocznik krakowski, wydawnictwo towarzystwa miłośników historji i zabytków Krakowa, Tom XX, Kraków 1926.

In dieser, anläßlich des siebenhundertjährigen Bestehens von Kirche und Kloster der Dominikaner in Krakau entstandener Jubiläumsschrift veröffentlicht Zofja Kosłowska einen Artikel: Założenie klasztoru OO. Dominikanów w Krakowie, wo sie unter Benutzung zahlreicher Quellen die näheren Umstände erörtert, die unter dem Bischof Iwo im Jahre 1222 zur Gründung des Klosters führten. Wenn im Żywot św. Jacka des Stanislaus erzählt wird, daß Iwo auf einer Romreise im Jahre 1216 mit Dominikus, dem Stifter des 1217 vom Papst bestätigten Ordens, zusammentraf und ihn bat, einige Brüder nach Polen zu schicken, so liegt hier offenbar ein Irrtum vor. In diesem Jahre war Wincenty Kadłubek noch Bischof von Krakau. Die Quellen verzeichnen zwei Romreisen Iwos. Die Verfasserin konstruiert noch zwei hinzu; auf der letzten — hypothetischen — Reise (1220) mag der Bischof mit dem Ordensstifter bekannt geworden sein und ihn veranlaßt haben, einige Brüder nach Polen zu senden. Nach längerer Wanderung kamen zwei polnische Brüder, Jacko und Czesław, die in Iwos Gefolge gewesen und in den Orden eingetreten waren (mit ihnen vielleicht auch Bruder Henryk), nach Krakau, wo ihnen der Bischof die Dreifaltigkeitskirche überwies. Die feierliche Einweihung der von den Dominikanern zum Teil restaurierten Kirche fand in Anwesenheit des päpstlichen Legaten am 12. Dezember 1223 statt. Man begann sogleich den Bau des Klosters, aber erst 1227 erfolgte die Bestätigung der gewonnenen Rechte durch den Bischof Iwo. Es geht der Verfasserin vor allem darum, die Daten innerhalb dieses eng begrenzten Zeitraumes festzulegen. Sie bringt mit zahlreichen Belegen feste Tatsachen und baut da und dort Hypothesen auf, denen man die Wahrscheinlichkeit nicht absprechen kann.

F. Schmidbauer.

Digitized by Google

Kloster und Kirche der Dominikaner in Krakau, 13. Jahrhundert. Rocznik krakowski, wydawnictwo towarzystwa miłośników historji i zabytków Krakowa, Tom XX, Kraków 1926.

In dem Artikel: Średniowieczna architektura kościoła i klasztoru OO. Dominikanów w Krakowie liefert Feliks Kopera einen weiteren Beitrag zur Geschichte des Dominikanerklosters in Krakau. Die alte Pfarrkirche, die die Dominikaner vorfanden, war ganz oder großenteils aus Quadern gebaut. Einen Überrest dieser alten Kirche stellt das heutige Refektorium des Klosters dar, das mit seinen romanischen Wänden und dem aus späterer Zeit stammenden gotischen Deckengewölbe einen eigenartigen Anblick bietet. Dieser Teil des Klosters war wohl früher das Presbyterium der Kirche und der Keller darunter die ehemalige Krypta und unterirdische Kirche. Aus der romanischen Zeit stammen wohl auch noch gewisse Teile des Klostergebäudes. Alles in allem lassen sich folgende Abschnitte in der älteren Baugeschichte von Kirche und Kloster unterscheiden: 1. der Bau vor 1223, 2. der in romanisch=gotischem Stil (wobei die Gotik allmählich vorherrschend wird) ausgeführte Bau der Krypta und des Presbyteriums der neuen Kirche (Umwandlung des alten Presbyteriums in das Refektorium usw.), 3. die bis ins 15. Jahrhundert hinein unter dem Einfluß der Gotik erfolgten Änderungen bzw. Anbauten im Schiff, Presbyterium, in den Kreuzgängen und im Refektorium, 4. die Umbauten und Erweiterungsbauten, die im 16. Jahrhundert durchgeführt wurden. F. Schmidbauer.

Dominikanerkirche in Krakau, 13. Jahrhundert. Rocznik krakowski, wydawnictwo towarzystwa miłośników historji i zabytków Krakowa, Tom XX, Kraków 1926.

In dem stattlichen, mit Bildern reich geschmückten Bande findet sich eine kurze Abhandlung aus der Feder Józef Muczkowskis: Kościół św. Trójcy w Krakowie. Der Verfasser äußert sich erst über den Charakter der von den Bettelorden aufgeführten Bauten. Ortsansässige Handwerker leisten die Bau=arbeit, und nicht ein fremder Künstler, sondern — zufolge der Ordensregel — ein Bruder des Ordens leitet den Bau. So erklärt sich der einfache, man möchte sagen bürgerliche, der Architektur der Umgebung angepaßte Charakter der Bauwerke. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts begannen die Dominikaner an Stelle der alten Pfarrkirche einen gotischen Ziegelbau zu setzen. Da das Kloster 1462 in Flammen aufging, können uns erst spätere Quellen über den Fortschritt der Bauarbeit, die sich durch mehrere Jahrhunderte hinzog, einiger=maßen unterrichten. In den Jahren 1668, 1681 und 1850 erfolgten schwere Beschädigungen der Kirche durch Brand und Einsturz von Teilen des Gebäudes. Es ist natürlich, daß bei der langen Bauzeit und infolge der mannigfachen Renovationen der ursprüngliche Bauplan große Veränderungen erlitten hat. Aus dem Artikel Muczkowskis gewinnt der Leser eine Vorstellung von dem ehemaligen Aussehen der Kirche. Daß das Bild in mancher Hinsicht unvoll=kommen ist, liegt in der Spärlichkeit der Quellen begründet, aus denen der Verfasser schöpfen konnte. F. Schmidbauer.

Kapellen der Dominikanerkirche in Krakau, 17. Jahrhundert. Rocz=nik krakowski, wydawnictwo towarzystwa miłośników historji i zabytków Krakowa, Tom XX, Kraków 1926.

Die Dominikanerkirche in Krakau ist, wie so viele andere polnische Kirchen, von einem Kranz von Kapellen umgeben. Ihre Entstehung verdanken sie dem frommen oder auch ehrgeizigen Sinne mächtiger Geschlechter und reicher Bürger, die sich dort eine Grabstätte schufen. Einige von den Kapellen gehörten auch den Zünften der Stadt. Durch den Brand im Jahre 1850 wurde das Innere der Kirche vollständig zerstört, und auch das Mauerwerk ist jetzt größtenteils neu. Nur 4 Kapellen blieben damals fast ganz verschont. Der Verfasser beschränkt sich darauf, die Entstehung dieser Kapellen, ihren künst=lerischen Wert und die historischen Erinnerungen zu besprechen, die sie bergen.

Digitized by Google

Aus dem jetzigen Zustande dieser Bauten kann man auch auf das ehemalige Aussehen der Kirche schließen, die in früheren Jahrhunderten in reichem Schmuck prangte. Es handelt sich um folgende: 1. Kaplica św. Jacka, im 16. Jahrhundert erbaut, in ihrer jetzigen Gestalt aber, wie auch die beiden folgenden, aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammend. Sie ist in mehr als einer Hinsicht interessant, z. B. wegen der von Thomas Dolabelli ausgeführten Malereien, der auch einen Saal des Dogenpalastes in Venedig ausschmückte. 2. Kaplica św. Dominika, von dem jetzt ausgestorbenen Geschlecht Myszkowski, ebenso wie die vorhergehende und die folgende im Spätrenaissancestil ausgeführt. 3. Kaplica św. Róży, gegründet von der berühmten Familie Lubomirski. 4. Kaplica św. Katarzyny, die Grabstätte zweier Brüder aus dem Fürstengeschlecht Zbaraski. Der Verfasser bespricht zuletzt noch kurz die künstlerisch wenig bedeutende Rosenkranzkapelle aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und zwei im heutigen Kloster noch vorhandene Kapellen. F. Schmidbauer.

Żywot św. Jacka, 14. Jahrhundert. Rocznik krakowski, wydawnictwo towarzystwa miłośników historji i zabytków Krakowa, Tom XX, Kraków 1926.

Der Dominikanermönch Stanislaus hat im 14. Jahrhundert eine lateinische Lebensbeschreibung Jackos verfaßt, über die Kazimierz Dobrowolski eine kurze Abhandlung veröffentlicht. Diese Vita hat letzten Endes zum Zweck die Heiligsprechung des im Orden hochangesehenen Jacko, den Stanislaus immer „sanctus" nennt. Dobrowolski untersucht, inwieweit der Vita Glaub=würdigkeit zukommt. Er zählt die dort enthaltenen spärlichen biographischen Einzelheiten auf, die sich schwer nachprüfen lassen, weil in den Quellen des 13. Jahrhunderts des Heiligen selten Erwähnung geschieht. Stellenweise sind jedenfalls die Zeitbestimmungen in der Vita irrig. Die Quelle, aus der Stanislaus schöpfte, war hauptsächlich die klösterliche Tradition. Es lag ihm besonders daran, Jacko als Wundertäter darzustellen. Er schildert sein tugendhaftes Leben, die Wunder, die er wirkte, und die Verehrung, die ihm nach dem Tode zuteil wurde. Es finden sich, wie Dobrowolski ausführt, in der Vita alle typischen Züge der mittelalterlichen Heiligenlegende, außerdem unverkennbare sachliche und wörtliche Entlehnungen aus Lebensbeschreibungen des Ordensstifters Dominikus. Dieselbe Übereinstimmung stellt er fest betreffs der Jacko zu=geschriebenen Wunder, ferner betreffs der wunderbaren Begleiterscheinungen beim Tode Jackos und der Wunder an seinem Grabe, wenn auch hier die An=lehnung an das Dominikusleben nicht so deutlich zutage tritt.

F. Schmidbauer.

Chronik der Benediktinerinnen in Kulm, 16. bis 17. Jahrhundert. Ks. Dr. Tadeusz Glemma schreibt über eine Kronika Benedyktynek Chełminskich in Zapiski tow. naukow. w Toruniu, Tom VII, 1—3. Die Abhandlung ist 1926 im Verlag der obigen Gesellschaft auch als Buch erschienen.

Das Manuskript dieser polnisch geschriebenen Chronik ist im Besitz der Barmherzigen Schwestern in Kulm. Sie umfaßt die Jahre 1578—1619. Die für das Kloster und seine Insassinnen wichtigen Ereignisse — Politik wird nicht berührt — wurden, zumeist am Jahresschluß, von den Schreiberinnen in ge=fälliger Sprache gewissenhaft aufgezeichnet. Vielfach zeigen sich Zusätze von späterer Hand, die auf Glaubwürdigkeit weniger Anspruch machen können. Die Chronik ist, wie Glemma mit Recht betont, in mehrfacher Hinsicht von Interesse; es sind auch schon von zwei Seiten (G. Pobłocki im Posener Przegląd Kościelny 1881, 16—21 und J. Fankidejski: Klasztory żeńskie w dyecezy ichel=mińskiej, Pelplin 1883) Auszüge aus derselben veröffentlicht worden. Glemma bringt einleitend Einzelheiten über das Manuskript, über Sprache, historischen Wert und vermutliche Verfasser. Im zweiten Teil gibt er eine Übersicht über den Inhalt der Chronik, im dritten Teil endlich erscheinen einige noch unver=

Digitized by Google

öffentlichte Stellen im Wortlaut. Glemmas Arbeit bildet eine wertvolle Ergänzung zu den erwähnten Abhandlungen, aber auch sie ist nur Stückwerk. Er gibt eine Auswahl dessen, was ihm am wichtigsten erscheint, allein der Gesichtswinkel, unter dem eine solche Auswahl getroffen wird, ist naturgemäß subjektiv. Man ist, auch unter Heranziehung der oben erwähnten Veröffentlichungen, nicht imstande, sich über gewisse Fragen zu unterrichten. Rein klösterliche Vorgänge, so sehr auch hier kulturelle Fragen hereinspielen mögen, haben für viele Leser geringeres Interesse als manches andere, worüber die Chronik Aufschluß geben könnte, z. B. die Übersetzung und Verbreitung lateinischer Autoren, eine Frage, zu deren Beantwortung der Text der Chronik anregen mußte (vgl. S. 10 die Bemerkung Glemmas selbst). Störend wird man empfinden, daß Glemma in einzelnen Punkten, ohne diese genau anzugeben, die Orthographie des Manuskriptes verbessert, zahlreiche andere Inkonsequenzen aber bestehen läßt. F. Schmidbauer.

Jagiełło und Witołd

Ludwik Kolankowski, O litewską koronę. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 387—399.

Jagiełło und Witołd strebten danach, Litauen zu einem Königreich zu erheben. Dieses Ziel war beinahe erreicht, als Witołds Tod (1430) alles vereitelte. Kolankowski schildert durchwegs Bekanntes auf Grund des Codex epist. Vitoldi, von Długosz und der bei Caro gegebenen Darstellung.

Otto Forst-Battaglia.

Politische Ideen unter Sigismund August

Wacław Sobieski: Król czy Tyran. Reformacja w Polsce, Bd. 4 (1926), 1 ff.

Nach Sobieskis Meinung haben die polnischen Dissidenten keinen Anteil an den königsfeindlichen Ideen, die ihre praktische Auswirkung in den Adelsaufständen, dem „Rokosz" fanden. Der vortreffliche Gelehrte vergißt, daß jede Auflehnung gegen die Gewalt der Herrscher von Gottes Gnaden in der Reformation ihre beste theoretische Begründung hatte.

Otto Forst-Battaglia.

Polnische Reformationsgeschichte

Włodzimierz Budka: Przypowscy i rola ich w reformacyjnym. — Stanisław Kot: Słupeccy w ruchu reformacyjnym. Reformacja w Polsce, Bd. 4 (1926), 60 ff., 181 ff.

Zwei ungemein wertvolle und glänzend geschriebene Studien über polnische Herrengeschlechter, die bei der protestantischen Bewegung, die einen in Groß-, die anderen in Kleinpolen eine führende Rolle spielten.

Otto Forst-Battaglia.

Festung Kudak, 1635—1650

Aleksander Czołowski: Kudak. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), 161 ff.

Beiträge zur Geschichte der Zwingburg, die den Kosaken und Tartaren zum Trutz Polen anno 1635 am Dniepr, weit von den Zentren der polnischen Macht erbaute. Aus ungedruckten Quellen lernen wir einiges über die Baugeschichte, vieles über die Einrichtung und das traurige Ende der Festung, die im Jahre 1648 der Kosakensintflut zum Opfer fiel. Der Studie sind vortreffliche Pläne beigegeben.

Otto Forst-Battaglia.

Digitized by Google

Hugo Grotius und Polen

Stanisław Kot: Hugo Grotius a Polska. — Derselbe: Korespondencja H. Grotiusa i G. J. Vossiusa z Słupeckimi.

Ludwik Chmaj: Hugo Grotius wobec Socynjanizmu. Reformacja w Polsce, Bd. 4 (1926), 100 ff., 198 ff., 74 ff.

Zum Jubiläum des großen holländischen Völkerrechtslehrers und Staatsmanns, der mit Polen häufige und herzliche Beziehungen unterhielt, ja beinahe in polnische Dienste getreten wäre, steuerten Professor Kot und Chmaj (der Autor einer guten Monographie über Przypowski) beachtliche Aufsätze bei. Grotius hat, wie aus diesen Arbeiten und den teilweise ungedruckten Briefen, die ihnen angereiht wurden, hervorgeht, nach Möglichkeit für den Frieden der Konfessionen in Polen gewirkt. Otto Forst-Battaglia.

Johann Metzig, ein deutscher Idealist im Posener Lande. Deutsche Wissenschaftl. Zeitschr. f. Polen, H. 7 (1926), S. 80—107.

W. Bickerich widmet dem Lissaer Arzt M. (1804—68 aus Schwerin a. W.) ein liebevolles Gedenkblatt, das seinen menschlichen Eigenschaften vollauf gerecht wird und seine politische Tätigkeit und Bedeutung auf das richtige Maß zurückführt. M. hat sich als Mediziner, Reformator der preußischen Uniformen und Philanthrop wesentliche Verdienste erworben. Er hat seiner Überzeugung die militärische Stellung geopfert, mancherlei Anfeindungen getrotzt, für den Druck seiner Schriften beträchtliche materielle Aufwendungen nicht gescheut, in bestem Glauben gehandelt und sich dabei nach B.'s allerdings sehr mildem Urteil stets als echter Deutscher gefühlt. Irgend ein Wert kommt der verschrobenen, die Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Staats, die Gründung einer polnischen Universität in Posen und eine Versöhnung der nationalen Gegensätze erstrebenden Propaganda des mit einer Polin verheirateten, trotzdessen von polnischer Seite nicht für voll genommenen, bei den Wahlen öfter ignorierten, aber unerschütterlich sich an seinen Optimismus klammernden Sonderlings nicht zu. Die von der Gegenseite mit ihm z. B. in den „Öffentlichen Stimmen edeldenkender Deutschen" 1848 getriebene Reklame ist sachlich ganz ungerechtfertigt, wie es sich bei der Schrift überhaupt vielfach um eine grobe Fälschung handelt; B. erwähnt, daß bezeichnender Weise die Unterschriften der angeblich protestierenden Lissaer Bürger nicht mitgedruckt seien, im Gegensatz zu Schneidemühl, aber die dortige Liste ist wider besseres Wissen vom polnischen Geistlichen gegen den Willen der Genannten untergeschoben (Wuttke: Städtebuch). Ein Mann, der wie M. sich zu der Äußerung versteigen kann: „Ich werde des Glaubens leben und sterben, daß zu Ende d. J. 1861 das Schicksal Preußens, Deutschlands, Europas für unsere Tage durch die Vereitelung meiner Wahl im Schießhaussaale zu Polnisch-Lissa entschieden worden ist", verdient nicht ernst genommen zu werden. Auch sein Fiasko als Parlamentarier war eine Selbstverständlichkeit. M. ist lediglich einer der traurigsten Vertreter des leider gerade im deutschen Volke nicht seltenen wirren Weltbürgertums, das die Interessen des eigenen Volks und Staats einer politischen Don Quichoterie zum Opfer bringt und von uns gutmütig als „Idealismus" frisiert wird. M. Laubert.

Ludwig Finkel, List Józefa Szujskiego do Karola Szajnochy. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 422—424.

Kommentierter Abdruck eines Briefes, den der damals noch sehr jugendliche berühmte polnische Historiker Josef Szujski an den Meister der Historiographie Karl Szajnocha richtete. Er berichtet von den Anfangserfolgen der polnischen Insurgenten unter Langiewicz und zeigt, wie weit entfernt der spätere Stanczyke damals noch von geruhsamen Konservativismus war.
Otto Forst-Battaglia.

Digitized by Google

Zygmunt Falkowski: Władysław Reymont. Przegląd Powszechny, Bd. 173 (1927), 16 ff., 206 ff.

Eine Studie über das Leben und das Werk des polnischen Nobelpreisträgers, die manche interessante und zwar nicht unbekannte, doch in Zeitungen und Zeitschriften versammelte Einzelheiten sammelt. Bei der ästhetischen Bewertung des Künstlers Reymont legt sich Falkowski große Reserve auf. Er sieht in ihm den Dichter der Rasse und der Scholle (als den auch Dębicki in einer Broschüre Reymont bezeichnet hatte). Rühmt das Kompositionstalent und die stets das Maß bewahrende Gegenständlichkeit, die Reymont neben dem großen Romantiker Żeromski zum Klassizisten stempeln, während das Gefühl moralischer Verantwortlichkeit beide vereint. Sehr fesselnd sind die Mitteilungen über Reymonts Kandidatur für den Nobelpreis. In dem sonst sehr zurückhaltenden Aufsatz fällt unangenehm die Art auf, mit der von Eugen Diederichs, „einem gewissen Diederichs" gesprochen wird.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Kasprowicz als psychologisches Problem und als Dichter der Hymnen. Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 139—172.

Zygmunt Wasilewski in seinen Osservazioni psicologiche, die hier aus dem Polnischen ins Italienische übersetzt sind, weist auf die festen Verkettungen hin, die den Sohn der polnischen Erde mit dem Reiche des Unbewußten verbinden. Durch ganze Generationenreihen vererbt sich im Bauernleben, dem Kasprowicz ja entstammt, der uralte Kult von Sonne, Erde und Grab. Kasprowicz besitzt aber die Gabe, seinerseits vermittelst eines hochentwickelten Perzeptionssinnes, den eigenen Seelenzustand in den Schichten des Unbewußten zu erkennen. Im Augenblick des Schaffens arbeitet in ihm sein gesamter Sinnenapparat in gleichem Rhythmus, er verarbeitet zunächst das sinnlich Wahrgenommene, geht von da aus über zur inneren Empfindungswelt, und danach erst treten bei ihm moralische und soziale Impulse in Bewegung. Seinem ganzen Wesen nach ist Kasprowicz die Gegenwart gleichgültig, er geht wohl von ihr aus, aber sein Weg richtet sich dann dem Entlegensten zu, um schließlich da zu enden, wo das Bewußtsein nicht mehr imstande ist, das Gedächtnismaterial zu formen.

E. Lo Gatto analysiert die großen Dichtungen von Kasprowicz dem Stimmungsgehalt nach, unter Berücksichtigung der Schätzung, die sie in der polnischen Literaturkritik gefunden haben, bei W. Feldman, Diksteinówna, W. Gostomski u. a., und gibt in italienischer Übersetzung längere und kürzere Textproben daraus.

Emmy Haertel.

Kazimierz Morawski 1852—1925

Stanisław Łempicki: Kazimierz Morawski jako badacz Odrodzenia w Polsce. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), 1 ff.

Eine feinsinnige Würdigung des großen polnischen Humanisten, mit dem vor mehr als Jahresfrist die Polnische Akademie der Wissenschaften ihren ersten Präsidenten, die polnische Literatur, Philologie und Geschichtsschreibung der Besten einen verlor.

Otto Forst-Battaglia.

Oswald Balzer

Roman Grodecki: Oswald Balzer. Przegląd Współczesny, Bd. 19 (1926), 18 ff.

Aus Anlaß seiner vierzigjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit wurden dem hervorragendsten der polnischen Rechtshistoriker und einem der repräsentativen Köpfe Polens überhaupt, Oswald Balzer, mannigfache Ehren. Man überreichte ihm eine gehaltvolle Festschrift (die für diese Zeitschrift zur Besprechung zu erhalten leider unmöglich war). Unter den zahlreichen kritischen Studien, die

Digitized by Google

zum Jubiläum erschienen, verdient die Professor Grodeckis den Vorrang. Sie schildert, ohne in den Ton des Panegyricus zu verfallen, die Tätigkeit des mit stupenden Kenntnissen und mit ungewöhnlicher Intuitionsgabe ausgestatteten Rechtshistorikers. Würdigt dessen Arbeiten über den polnischen Kronschatz und das „Regnum Poloniae" im 14. Jahrhundert nach Gebühr, übergeht leider manche Perlen unter den weniger umfangreichen Schriften des großen Gelehrten und überschätzt die „Genealogja Piastów", die ich entgegen der in Polen herrschenden Meinung, nicht für das beste, vielmehr für das schwächste Werk Balzers halte. (Die gesamte Genealogie des polnischen Königsgeschlechts bis ins 12. Jahrhundert bedarf der völligen Revision und von Balzers gesichert gewähnten Ergebnissen wird nur wenig übrigbleiben.) Umso bedeutsamer sind die nicht genug zu lobenden Aufsätze „Aus Problemen der polnischen Verfassungsgeschichte" und mancher z. B. im „Kwartalnik historyczny" verstreute Beitrag. Otto Forst=Battaglia.

Aleksander Brückner

Juljan Krzyżanowski: Prace literackie Aleksandra Brücknera. W siedemdziesiątą rocznicę urodzin uczonego. Przegląd Współczesny. T. XVII, S. 161—177.

Krzyżanowski skizziert in der vorliegenden Würdigung der Arbeiten A. Brückners die charakteristischen Seiten des so umfangreichen Schaffens dieses Gelehrten sowohl nach ihrem Gegenstand als auch nach ihrer Darbietung, ohne dabei eine bibliographische Liste seiner Arbeiten geben zu wollen.

E. Koschmieder.

Edward Abramowski

Oskar Lange: Socjologja i ideje społeczne Edwarda Abramowskiego. Przegląd Współczesny, Bd. 19 (1926), 61 ff.

Über die soziologischen Theorien des aus einem orthodoxen Marxisten in einen Mystiker eines stark national betonten Syndikalismus verwandelten Revolutionärs, der im „Unterirdischen Warschau" der neunziger Jahre und der Vorkriegszeit des 20. Jahrhunderts eine große Rolle spielte. War doch Abramowski das Orakel der Jugend und der intime Freund aller damals ausnahmslos der P. P. S. nahestehenden Koryphäen von Literatur, Publizistik und Politik, Żeromskis voran, der dem Dahingeschiedenen mehrmals ein literarisches Denkmal setzte und im „Vorfrühling" dessen Ideen aufnahm.

Otto Forst=Battaglia.

Dr. Rudolf Freund: Die polnische Agrarreform. Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 24, 1926.

Freund sieht in der polnischen Agrarreform ein Mittel für die Vereinheitlichung der Grundlagen des polnischen Wirtschaftskörpers; ihre Aufgabe sei es, die ökonomisch und sozial verschieden entwickelten Landesteile zu einem neuen Ganzen zusammenzuschmelzen. Verfasser behandelt zunächst die Verschiedenheit der Durchschnittserträge sowie der vorherrschenden Betriebsgrößen in den einzelnen polnischen Landesteilen, wendet sich dann dem Nationalitätenproblem zu, bespricht kurz die Grundlagen des Agrargesetzes vom 9. Januar 1926 und erörtert sodann die Schwierigkeiten der Durchführung, die vor allem eine Geld= und Kreditfrage ist. Hinsichtlich der praktischen Auswirkung stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt, daß einerseits durch die Reform eine Aufsaugung der Überschußbevölkerung kaum erfolgen dürfte, auf der anderen Seite jedoch der Produktivitätsgrad der Landwirtschaft keine Erhöhung, sondern eher eine Verminderung erfahren wird.

H. J. Seraphim.

Digitized by Google

Finanzfrage 1926

Wacław Konderski: Rynek pieniężny Stanów Zjednoczonych a Polska. Przegląd Współczesny. T. XVII, S. 353—369.

Auf Grund einer Betrachtung der Verhältnisse auf dem Geldmarkt Amerikas kommt Konderski zu der Überzeugung, daß hier sowohl die gerade für Amerika wichtige Sanierung der deutschen Wirtschaft als auch die große Rentabilität in Deutschland angelegten Kapitals, für die finanzielle Unterstützung Deutschlands durch Amerika maßgebend waren. Er entwickelt weiter, daß die Rentabilität des in Deutschland angelegten Kapitals sich zurzeit für Amerika verringern müsse, und daß das für Polen der gegebene Moment sei, in dem man um jeden Preis dem amerikanischen Kapital die allergünstigsten Aussichten zu eröffnen habe. Dazu aber sei vor allem eine Konsolidierung der politischen Verhältnisse, eine dauernde und reale Stabilisierung der Valuta und eine zielbewußte Wirtschaftspolitik erforderlich. E. Koschmieder.

Finanz- und Wirtschaftsfrage 1926

Jan St. Lewiński: Kryzys europejski a przyszłość gospodarcza Polski. Przegląd Współczesny. T. XVII, S. 230—241.

Lewiński skizziert die Wirtschaftslage Europas in ihrem Verhältnis zur Weltwirtschaft. Er hält bezüglich Polens an seiner schon früher („Czas" vom 21. 12. 1925) geäußerten Ansicht fest, daß nur eine baldige Auslandsanleihe eine wirkliche Besserung der Lage herbeiführen könne. Es erscheint ihm dabei zweifelhaft, ob die bisher ergebnislosen Versuche, eine Anleihe von Amerika zu erhalten, weiterhin wiederholt werden sollten. E. Koschmieder.

Bibliotheken XIX. Jahrh.

Stefan Rygiel: W Wileńskiej Bibljotece Publicznej i Uniwersyteckiej. Silva rerum II, S. 1—4.

Ein Überblick über die Geschichte und den heutigen Stand der Wilnaer Universitäts-Bibliothek, die, nach den starken Schädigungen durch die Russen, zur Zeit der Berichterstattung noch einen sehr großen Teil der schwierigen und zeitraubenden Inventarisierung ihrer schätzungsweise 300 000 Bände zählenden Bestände durchzuführen hatte. E. Koschmieder.

B. D.: Bibljoteka Uniwersytecka w Warszawie. Silva rerum I, S. 65—70.

Der nicht genannte Autor gibt ein höchst interessantes Referat über die Warschauer Universitäts-Bibliothek, die, 1817 gegründet, mit einem Bestand von 712 000 Bänden heut an erster Stelle der Bibliotheken Polens steht. Er berichtet über die Quellen, aus denen die Bestände vermehrt werden (Pflichtexemplare aus dem ehemaligen Kongreß-Polen, Geschenke — besonders auch aus Frankreich, Amerika und England, und Kauf), über die Rückerstattung polnischen Buchguts aus Rußland, über die Fonds der Bibliothek (1924: zł. 14 568), über Benutzungsstatistik (ausgeliehen 1923/4 23 730 Werke), über das Personal, über das Gebäude (Notwendigkeit eines Anbaus), über die Kataloge, über das unerfreuliche Verhalten vieler Benutzer hinsichtlich der Bücher und der Kataloge der Bibliothek (für den Verlauf eines Semesters des Jahres 1923/24 mußten 54 Studenten von der Benutzung ausgeschlossen werden, da sie die entliehenen Bücher nicht zurücklieferten) und schließlich über die dringende Notwendigkeit der Einrichtung eines neuen großen Lesesaals.

E. Koschmieder.

Digitized by Google

Tadeusz Seweryn: Księgozbiór rodziny Ostrowskich w Ujeździe. Silva rerum I, S. 29—31.

Auf dem Gute des Grafen Jan Ostrowski in Ujazd (13 km von Tomaszów in Mazovien) befindet sich eine ansehnliche Bibliothek, begründet vom Grafen Anton Ostrowski vor reichlich 100 Jahren und von der Familie seither vermehrt und ausgebaut. Diese Bibliothek von rund 7500 Bänden sieht ihrer Ordnung und Inventarisierung durch den Benediktiner Jozafat Ostrowski, Bruder des Besitzers Jan Ostrowski, entgegen. Von den Handschriften und Autographen werden als besonders interessant ein Brief Kościnszko's, ein Brief Alexanders I. über Polen nach dem Kongreß, Akten über die Untersuchungen im Patrioten=Verein 1827 in Zusammenhang mit den Dekabristen, Briefe Mickiewicz's und Krasiński's u. a. aufgeführt. Besonders reichhaltig ist die Bibliothek an Werken über Heraldik und Genealogie. Als für den Bibliophilen interessant wird dann schließlich eine Reihe seltener Drucke des XV., XVI und XVII. Jahrhunderts genannt. E. Koschmieder.

Kazimierz Tyszkowski: Bibljoteka Chrzanowskich w Moroczynie. Silva rerum II, S. 4—8.

Der Verfasser gibt einen kurzen Abriß der Geschichte der Bibliothek, die Edward Poraj Chrzanowski (* 1843, † 1922) gesammelt hat. Sie befindet sich gegenwärtig im Ossolineum, wo sie der Sohn des Genannten, Wincenty Chrzanowski auf zehn Jahre deponiert hat. Aus den 5000 Bände zählenden Beständen führt Verfasser einige Inkunabeln und Drucke des XVI. Jahrhunderts auf. E. Koschmieder.

Revindikationen 1926

Marjan Morelowski: Muzealne rewindykacje Delegacji Polskiej w Moskwie. O znaczeniu rewindykacyjnych prac muzealnych Delegacji Polskiej w Moskwie dla historji kultury polskiej. Przegląd Współczesny Tom XVII, S. 131—143.

Referat über den derzeitigen Stand der Museums=Revindikationen der polnischen Delegation in Moskau, in dem der Referent nicht eine detaillierte Angabe über die Tätigkeit und die Erfolge der Delegation im einzelnen zu geben beabsichtigt, sondern vielmehr an der Hand summarischer Zusammenstellungen bemüht ist, zu zeigen, welchen Wert diese Arbeiten überhaupt für die Kulturgeschichte Polens haben. E. Koschmieder.

Italien und die Kultur Polens. Rivista di letterature slave. 1926, Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 227—238.

L'italianità nella cultura polacca ist eine Rede betitelt, welche Roman Pollak in der Universität Turin und im Circolo filologico in Mailand gehalten hat. Es ist eine Aufzählung der bekannten Beziehungen zwischen Polen und Italien, welche auf die kulturelle Entwicklung Polens von stärkerem Einfluß gewesen sind, als der nur ungern aufgenommene Kultureinfluß von deutscher und russischer Seite. Emmy Haertel.

Zur kassubischen Frage. Zeitschrift für Politik, Bd. 16 (1926), (H. 1), S. 86—91.

Gegenüber Einwendungen von V. Kosanke hält Georg Kutzscher an seiner in dem Aufsatz: „Das neue Polen in seinen natürlichen und nationalen Grundverhältnissen" (Zeitschrift für Politik Bd. 15, 1925, S. 136—164) niedergelegten Auffassung fest, daß die Kassuben nicht als ein Teil der Polen bezeichnet werden können, sondern eine Sonderstellung einnehmen. An Hand einer Kartenskizze wird das Verbreitungsgebiet der Kassuben verdeutlicht. — Vgl. auch im gleichen Jahrgang der Zeitschrift den Hinweis von P. Roth auf das wichtige Buch von F. Lorentz, Geschichte der Kaschuben (1926).
F. Epstein.

Digitized by Google

SORBEN

Les Serbes de Lusace. Le Monde Slave, 1926, Nr. 1, S. 151—153.

Hinweis auf die in Prag seit 1919 erscheinende čechisch-serbische Zeitschrift zur Förderung des Wendentums: „Českolužický Věstnik". Die Tendenz der Notiz (wie jener Zeitschrift) erhellt genügend die Äußerung: „La comparaison du sort des minorités allemandes en pays slaves et de celui des minorités slaves d'Allemagne fait ressortir une énorme inégalité au détriment de ces dernières et surtont des Serbes de Lusace" (S. 153). F. Epstein.

SCHLESIEN

Die deutsche Besiedlung Schlesiens im Mittelalter. — Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde. 1926, Bd. 27, 132—137.

Wolfgang Jungandreas stellt hier unter diesem Titel die Frage nach der Herkunft deutscher Siedler aus den verschiedenen Gebieten Westdeutschlands und nach dem jeweiligen Mischungsverhältnis jener Stämme auf ostdeutschem Boden. Verf. wird in einer demnächst erscheinenden Schrift „Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart" eine systematische Untersuchung des Lautstandes vorlegen und den verhältnismäßigen Anteil der in Betracht kommenden Siedlerstämme zu ermitteln suchen. Aus den schlesischen Regesten und Codices des 13.—15. Jahrhunderts hat er die zweifelsfreien Herkunftsbezeichnungen (etwa 600) und dabei das Stärkeverhältnis der einzelnen Stämme festzustellen unternommen. Diese beiden Untersuchungsfaktoren ergeben nun auffällig übereinstimmende Resultate. Im ganzen besitzen wir 22 Monographien schlesischer oder dem Schlesischen nahestehender Ortsmundarten, welche nach ihrer sprachlichen Zusammensetzung behandelt wurden. Die reiche Beteiligung der deutschen Stämme an der Kolonisation ergibt sich nun danach schon aus solchen alteingesessenen schlesischen Familiennamen wie: Sachse, Westfal, Friese, Flemming, Reimann, Hesse, Döring, Meißner, Bayer und Schwabe. Hieraus erklärt sich bereits der Mischcharakter des Schlesischen. Anfangs bestanden die verschiedenen Siedlermundarten nebeneinander, bald trat die Mundartenmischung, d. h. die durch Verschmelzung entstandene schlesische Mundart (um 1300) auf. Diese Mischung zeigt sich im Lautbestande eines und desselben Wortes (z. B. tôp = Topf, birnl = Brünnlein, pfrope = Pfropfen, hôpt = Haupt). Eine Oderberger Urkunde vom Jahre 1305 (Cod. S. II, S. 24) belegt diesen Mischcharakter und ist zugleich „ein Zeichen für das hohe Alter der heute in polnischsprechender Umgebung sich noch haltenden deutschen Sprachinseln wie Anhalt, Bielitz, Wilhelmsau und Schönwald (schon 1283 genannt!)," — „Die ersten größeren Einwanderermassen waren rheinischen Ursprungs." Als Geisa II. um 1150 ripuarische Siedler berief, blieben manche auf dem Wege, das Erzgebirge, die Sudeten und Karpathen entlang nach Siebenbürgen, in Schlesien, „wenn man die Verbreitung der sonst nur zwischen Eifel und Ruhr vorkommenden Ortsnamen auf —seifen (wohl auch der auf —busch) im deutschen Osten mit Weinhold so deuten darf". Der Einfluß des Ripuarischen auf das Gesamtschlesische ist schwach, deutlich aber in Bielitz und in der Zips. Das Hessische aus der Gegend des Vogelsberges und der Rhön beeinflußte die südschlesischen Gegenden des Riesengebirges, der Grafschaft Glatz, Österreich-Schlesien, das Kuhländchen, Oberschlesien, Bielitz, Wilhelmsau und die Zips. „Eine merkwürdige Bestätigung dafür geben die drei aus der Fuldaer Gegend nach der Grafschaft Glatz übertragenen Ortsnamen Reinerz, Rückers und Roms." Alemannisch ist heute nicht mehr zu erkennen, aber im mittelalterlichen Schrifttum. Das Bayrische steht in seinem Einflusse an zweiter Stelle. Die Siedler kamen aus Niederbayern und Oberpfalz und haben das Schlesische allgemein stark durchsetzt: die oberdeutsche Färbung des

Digitized by Google

Konsonantismus rührt daher. Unbedeutend ist das Ost= und Mosel=fränkische, dagegen steht das Obersächsische und Thüringische an erster Stelle (Weißenfels, Weimar, Altenburg, Grimma, Leipzig, Oschatz, Döbeln, Meißen, Großenhain, Dresden, Pirna) und zwar in der Einwirkung auf den Vokalismus. „Fast seinen ganzen alten Adel, der einen hervorragenden Anteil an der Besiedlung gehabt hat, verdankt Schlesien seinen beiden westlichen Nachbarländern." Der niederdeutsche Einfluß ist bedeutungslos. Obwohl die niederdeutschen Siedler, nach Ausweis der Herkunftsfamiliennamen, der Zahl nach erheblich waren, so entstammen sie, zusammenhanglos, den verschiedensten Gegenden. Nur im nördlichen Rand=gebiete der Niederlausitz und dem Niederlande rechts der Oder zeigt sich niederdeutscher Einschlag. „Die Stadt Breslau verdankt ihren starken nieder=deutschen Bevölkerungsanteil im Mittelalter vielleicht weitreichenden Hanse=verbindungen." Die heutigen Sprachinseln im Südosten (Schönwald, Bielitz usw.) sind durch die Überhandnahme des polnischen Elementes ringsum aus dem Zusammenhang mit dem übrigen Schlesischen gerissen worden.

Erdmann Hanisch.

DANZIG

Vorgeschichtliche Funde aus dem Gebiet der Freien Stadt Danzig.
Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins, 1925, S. 14—15.

In den Jahren 1923/24 sind in Danzig und Umgebung Funde aus vor=geschichtlicher Zeit gemacht worden und zwar neben solchen aus der frühen und jüngsten Bronzezeit, frühen Eisenzeit und römischen Kaiserzeit, auch solche aus slavisch=preußischer Zeit; man fand in der obersten Erdschicht an derselben Stelle, wo ein bronzezeitliches Grab entdeckt worden war, Herd und Abfallgruben mit spätslavischen Tonscherben, Haustierknochen, sowie ein Stück von einem Hirschschädel, von dem die Geweihstangen abgeschnitten oder abgesägt waren, woraus geschlossen werden muß, daß dort im Mittelalter eine große slavische Siedlung bestanden hat. v. Bochmann.

Digitized by Google

NOTIZEN

Biblioteka „Bulgarska Knižnina". Izdanie na Ministerstvoto na Narod-noto Prosvěščenie, Nr. 1—9, Sofia 1925—26.

Diese Sammlung, herausgegeben vom bulgarischen Uuterrichtsministerium hat den großen Wert, daß sie in ganz billigen, handlichen Ausgaben die bedeutendsten Werke der bulgarischen Literatur, die bisher meist schwer zugänglich waren, leicht zugänglich macht. Dadurch, daß jedem Text eine von wissenschaftlichen Fachleuten geschriebene kritische Einleitung und eine Bibliographie beigegeben ist, daß anderseits der Text kritisch mit Anmerkungen gegeben wird, sind die Bändchen auch für wissenschaftliche Lektüre willkommen. Es erschienen: Paisij Hilendarski, Istorija slavěno-bolgarskaja. 2. verb. Aufl. 1925, 75 S., hrg. von N. Filipov. — Sofronij Vračanski, Izbrani sučinenija. 1925, 61 S.; hrg. von Iv. Stefanov. — Otec Neofit Bozveli, Mati Bolgarija. 1925, 65 S.; hrg. von N. T. Balabanov. — G. S. Rakovski, Gorski pătnik i pokazalec. 1925, 132 S.; hrg. von M. Arnandov. — Purvi stihotvorci. 1925, 130 S.; hrg. von V. Pundev. — G. S. Rakovski, Avtobiografija i memoari. 1925, 172 S.; hrg. von M. Armandov. — Dr. Petur Beron, Izvadki ot Ribnija Bukuvar i pisma. 1926, 35 S.; hrg. von Pan. Petrov. — Vasil Evstatiev Aprilov, Izbrani sučinenija i pisma. 1926, 87 S.; hrg. von Pan. Petrov. — Neofit Rilski, Izbrani sučinenija. 1926, 72 S.; hrg. von M. Grigorov. J. Matl.

Stroßmayer. Spomen-spis prigodom otkrivanja spomenika hrvatskomu rodoljubu i narodnom prosvetitelju. Uredili Dr. S. Rittig i Dr. R. Maixner. Zagreb 1926. 4⁰, 109 S.

Diese prachtvolle ausgestattete, anläßlich der feierlichen Enthüllung des Stroßmayer-Denkmals in Agram erschienene Denkschrift enthält folgende Beiträge: Dr. A. Bauer, Pokrovitelj o svom predšasniku; A. Čuka, Profil; G. Manojlović, Osnivač Jugoslavenske Akademije; S. Zimmermann, Stroßmayer i sveučilište; Vj. Heinzel, Stroßmayer i Zagreb; A. Akšamović, Uspomeni svoga predšasnika; Sl. Jovanović, Stroßmayer i Srbi; Charles Loiseau, Stroßmayer et la France, Vj. Klaić, Stroßmayer u Zagebru; Vlad. Mažuranić, Odnosi biskupa Stroßmayera prema Jelačiću i Mažuraniću; S. S. Bobčev, Stroßmayer i Bugari; A. Sidorov, Biskup Stroßmayer i Rusi; Comte Begouen, Souvenirs sur Mgr. Stroßmayer; A. Spiletak, Stroßmayer na vatikanskom saboru; Fr. Bulić, Stroßmayer i pitanje glagolice u Svetojeronimskog Zavoda u Rimu 1900. Uspomene; Lj. Babić-Gjalski, U Stroßmayerov Spomen-Spis; Sv. Ritig, Stroßmayerov spomenik od Ivan Meštrovića; S. R., Psalam Imenu Velikom; ferner zwei Berichte des Ausschusses für Errichtung des Stroßmayer-Denkmals. Der Wert der Festschrift ist gegeben durch die Tatsache, daß die Mitarbeiter durchwegs führende Persönlichkeiten der Wissenschaft, Kunst und des öffentlichen Lebens sind. Für den Historiker wichtiges neues Material enthalten vor allem die Beiträge von Loiseau, Sidorov, Begouen, Spiletak, Bulić, vor allem aber der von Mažuranić, dem neues bezw. nicht veröffentlichtes Korrespondenzmaterial zu Grunde liegt. J. Matl.

Digitized by Google

Razprave. Ljubljana 1926, 253 S.

Der Band III der von dem Laibacher Znanstveno-društvo za humanistične vede herausgegebenen Razprave enthält neben den philologischen Studien von Avg. Musič (Negacija ni, S. 1—32) und von P. Skok (Lat. Caisar = Caesar), ferner neben der sprachgeschichtlichen Studie von A. Breznik (Slovenski slovarji, S. 110—74), als literarhistorische Arbeiten zur slovenischen Literaturgeschichte eine Studie von Fr. Kidrič über Prešerns Versuche, eine Advokatur zu bekommen (Prešernove odklonjene prošnje za advokaturo. S. 45—109) und eine von Iv. Prijatelj über die Gründung der slovenischen literarischen Organe „Ljubljanski Zvon" und „Kres" (Ustanovitev „Ljubljanskega zvona" in celovškega „Kresa". S. 175—253), die eine Fortsetzung der bisherigen Studien des Verfassers zur slovenischen Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts erscheint. J. Matl.

Neuausgaben der Hrvatska Matica, Zagreb.

Es ist erfreulich, daß diese um die Ausgestaltung, Hebung und Verbreitung der kroatischen Literatur und Kultur seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts so hoch verdiente Kulturinstitution in den letzten Jahren ebenso wie die Matica Srpska in Neusatz (Novi Sad) ihre Editionstätigkeit wieder in größerem Umfange aufgenommen hat. Ausgaben literarischer Werke der neueren bezw. neuesten kroatischen schönen Literatur: Djuro Vilović, Zagaljeni životi. Novele. 1923, 186 S. Mit Vilović, der in den letzten Jahren in der kroatischen Literatur auftrat, hat die südslavische Literatur einen künstlerisch hochwertigen Vertreter eines neuen Typus der psychologischen Novelle bekommen, der in dieser Sammlung mit 9 Novellen vertreten ist. — Ksaver Šandor Gjalski, Ljubav lajtnanta Milića i druge pripovijetke. 1923, 218 S. Von dem noch lebenden bedeutendsten kroatischen Epiker der realistischen Epoche der 80er Jahre sind hier folgende neuere Erzählungen gesammelt: Ljubav lajtnanta Milića. Susret. De Avarorum rebus gestis libri XII. Sirska pjesma. Večer. Doživljaji Late Poljanovića. Zlatna medalja. Literarhistorisch wichtig sind die im Anhang (S. 161—218) beigegebenen autobiographischen Skizzen. — Gjuro Arnold, Izabrane pjesme. 1923, 127 S. Anläßlich des 50jährigen Jubiläums der dichterischen Tätigkeit des Arnold, des Präsidenten der Hrvatska Matica, erschien diese Sammlung ausgewählter Gedichte, die größtenteils in früheren Sammlungen schon enthalten waren, während einige hier zum ersten Male veröffentlicht werden. — Ksaver Šandor Gjalski, Dolazak Hrvata. 1924, 119 S. Diese umfangreiche „historische Novelle", deren historischer Hintergrund dem heutigen Stand der Forschung nicht entspricht, zeigt ein starkes Nachlassen der dichterischen Intuitionskraft des Dichters, der vor Jahrzehnten Proben vorzüglicher Gestaltungskraft (Roman Unoći u. a.) gegeben hat. — Dragutni M. Domjanić, Izabrane pjesme. 1924, 184 S. Eine Sammlung ausgewählter Gedichte eines der unmittelbarsten lyrischen Talente der kroatischen Moderne. Mit Ausnahme von drei Gedichten, die hier zum ersten Male erscheinen, sind die Gedichte bereits in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienen. Auf die vorzügliche Einleitung (S. 3—55) von V. Lmaček, die die geistigen und künstlerischen Komponenten des Schaffens des Domjanić zeichnet, werde ich noch an anderer Stelle (Zeitschrift für slavische Philologie) zurückkommen. — Ahmed Muradbegović, Haremske novele. 1924, 140 S. Diese Haremsnovellen des Muradbegović, der in den letzten Jahren in der kroatischen Literatur — vor allem in der Zeitschrift Vijenac (Zagreb) — mit künstlerischen Darstellungen aus dem Familienleben der bosnischen Mohammedaner hervortrat, stellen gewissermaßen psychologische Interieurs aus dem Leben des mohammedanischen Weibes dar. — Ladislav Ladanski, Iz liječnikove duše. Crtice. 1924, 84 S. Anspruchslose Skizzen, die Lebens-Beobachtungen eines Arztes an Patienten beinhalten. — Josip Kosor, Miris zemlje i sna. 1925, 153 S. Der Literarhistoriker muß es be grüßen, daß diese ansonsten schwer zugänglichen Erzählungen aus der Vor-

Digitized by Google

kriegszeit eines der stärksten Talente der modernen südslavischen Literatur (vgl. Näheres über Kosor in: J. Matl, Hauptströmungen in der modernen südslavischen Literatur. S. 33—34. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. N. F. Bd. I, Heft I) gesammelt herausgegeben wurden, zumal sie für entwicklungsgeschichtliche Studien zur modernen kroatischen Erzählungskunst wertvolles Material darstellen. — Milan Begović, Izabrane pjesme. 1925, 127 S. Diese Auswahl schon veröffentlichter Gedichte des M. Begović, der ebenfalls zu den bedeutendsten Dichtern der kroatischen Moderne gehört und der 1926 mit dem Drama Božji čovjek auch amerikanische Bühnen eroberte, wurde anläßlich des 25jährigen Jubiläums dichterischer Tätigkeit des Begović, herausgegeben. — Ivan Krnic, Od proljeća do jeseni. 1925, 102 S. Eine Sammlung älterer und neuerer Novellen und Skizzen des Darstellers kroatischer kleinbürgerlicher, Halbintelligenztypen. — Elena Maróthy-Šoltésorá, Moja djeca. Prva knjiga. Preveo sa slovačkoga Dr. Ljubomir Maraković. 1925, 224 S. Diese Schilderungen aus dem slovakischen Familienleben wurden zu dem Zwecke übersetzt, um den Kroaten das slovakische Volk näher zu bringen. — Populärwissenschaftliche Ausgaben: E. Laszowski, Gorski Kotari Vinodol. Dio državine knezova Frankopana i Zrinskih. 1923, 284 S. Der kroatische Historiker Laszowski, dzt. Direktor des Staatsarchivs in Agram, sammelt, in Fortsetzung der Arbeit des R. Sopašić, seit 1883 Material zur Geschichte der kroatischen Städte, Klöster, Baudenkmäler, mit Berücksichtigung der archäologischen, topographischen, kultur-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Seite. So entstand diese geographisch-historische Monographie über das westkroatische Gebiet, genannt Gorski kotar, Vinodol, die auf wissenschaftlicher vielfach auf archivalischer Grundlage aufgebaut ist und sehr zahlreiches wertvolles Einzelmaterial enthält. — A. Kassowitz-Coijić, Franjo Ž. Kuhač. Stari Osijek i Zagreb. 1924, 115 S. Diese Monographie über den bedeutendsten jugoslavischen Musiktheoretiker und Sammler jugoslavischer Volksliedmelodien Kuhač (Koch), herausgegeben anläßlich des 90. Jahrestages seiner Geburt, gearbeitet auf Grund von Memoiren- und Korrespondenzmaterial des Verstorbenen, enthält viel wertvolle Einzelangaben zur inneren kulturellen und nationalen, sozialen Geschichte Agrams und Esseks seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Leider ist das Material nicht kritisch-wissenschaftlich verarbeitet worden, so daß die Spreu vom Weizen schwer zu scheiden ist. J. Matl.

„Mitteilungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Institutes in Berlin" sind seit April 1927 erschienen (Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig). Das erste Heft (73 S.) hat folgenden Inhalt: 1. Dorošenko, D., Entwickelung und Errungenschaften der ukrainischen wissenschaftlichen Forschungstätigkeit in den letzten 50 Jahren (S. 1 ff.). — 2. Dorošenko, D., Ukrainische Akademie der Wissenschaften in Kyjiv (S. 11 ff.). — 3. Mirčuk, J., Ukrainische Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg (S. 21 ff.). — 4. Mirčuk, J., Ukrainische wissenschaftliche Institutionen in der Tschechoslowakei (S. 29 ff.). — 5. Das Ukrainische Wissenschaftliche Institut in Berlin (S. 37 ff.). — 6. Zaloziecky j, V., Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung über alte Kunsterscheinungen in der Ukraine (1914—1927) (S. 49 ff.). — 7. Mirčuk, J., Ukrainische philosophische Bibliographie der letzten Jahre (1921—1926) (S. 60 ff.). — 8. Kuzela, Z., Volodymyr Hnatjuk. Ein Nachruf (S. 70 ff.).

Außerdem soll noch demnächst mit der Publikation wissenschaftlicher Abhandlungen des Instituts begonnen werden. Erdmann Hanisch.

Eine umfassende systematische Bibliographie aller in den Jahren 1920 bis 1924 erschienenen Publikationen zur čechischen Geschichte („třebaže často spíše do šířky než do hloubky" sagt das Schlußwort) wurde mit Unterstützung des čech. Kultusministers und der Ak. d. W. als Beiheft des Český Časopis

Digitized by Google

H i s t o r i c k ý" von **Josef Kazimour** herausgegeben unter dem Titel: **Bibliografie české historie za léta 1920—1924** (Prag 1926).

Erdmann Hanisch.

Poln. Bibliophilenkongreß 1925

J ó z e f G r y c z: Pierwszy Zjazd Bibljofilów Polskich w Krakowie. S i l v a r e r u m II, S. 81—84.

Kurzer allgemeiner Bericht über den I. Kongreß polnischer Bibliophilen in Krakau vom Juni 1925.

E. Koschmieder.

S t a n i s ł a w P. K o c z o r o w s k i: O bibljofilji. S i l v a r e r u m I, S. 2—5.

Kurze Betrachtung zum Wesen und Wert der Bibliophilie. Während den Bibliothekar oder den Bibliographen interessiert, w a s gedruckt ist, ist für den Bibliophilen von größtem Interesse, w i e es gedruckt ist; die ästhetische Seite des Buches steht für ihn im Vordergrund. Manche wenige Bibliophilen, wie E. Pelletan oder Z. Łazarski, haben die Möglichkeit, selbst aktiv an der ästhetischen Ausgestaltung des Buches in der eigenen Offizin mitzuarbeiten. Die Mehrzahl jedoch beschränkt sich auf sammlerische Tätigkeit. Dabei ist der Grundzug der Bibliophilie das Bestreben, bemerkenswerte Bücher „aus dem unermeßlichen Ozean gewöhnlicher Drucke herauszufischen".

E. Koschmieder.

Digitized by Google

Digitized by Google

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER
FÜR
KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DER ABTEILUNG FÜR SPRACHWISSENSCHAFT
LITERATUR UND GESCHICHTE
HERAUSGEGEBEN VON
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND III, HEFT III
1927

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

Digitized by Google

Beiträge und Mitteilungen sind zu richten entweder an das Osteuropa-Institut in Breslau oder an die Anschrift des Herausgebers: Privatdozent Dr. Erdmann Hanisch, Breslau 13, Körnerstraße 5/7.

Digitized by Google

INHALTS-VERZEICHNIS

I

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

II

LITERATURBERICHTE

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

NOTIZEN

Digitized by Google

I
ABHANDLUNGEN

JOHANN VON NEUMARKTS KIRCHLICHE LAUFBAHN

Ein Beitrag zu seiner Biographie[1])

Von
Alfred Hansel

Die Regierung Karls IV. ist für Böhmen und mittelbar auch für das ganze deutsche Reich eine Zeit neu erwachenden Lebens auf allen Gebieten des geistigen Schaffens. Die Baukunst setzte sich in kirchlichen und weltlichen Bauwerken prächtige Denkmäler, die die Jahrhunderte überdauerten; Illuminatoren schmückten die Handschriften mit kostbaren Bildnissen. Die Wissenschaft erhielt in der ersten deutschen Universität zu Prag eine Stätte eifriger Tätigkeit. Kaiser Karl war der nie erlahmende Förderer aller dieser Bestrebungen.

Lange Zeit hat man seine Bedeutung für die deutsche Kultur nicht erkannt. Erst Konrad Burdach[2]) sah in ihm und in den Männern seiner näheren Umgebung die Träger des großen Wandlungsprozesses vom Mittelalter zur Reformation und damit zur Neuzeit. Und er war es auch, der nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf die geistig bedeutsamste Persönlichkeit des Kaiserhofes lenkte, auf Johannes von Neumarkt, Karls IV. großen Kanzler[3]).

Unsere Kenntnis über diesen hervorragenden Mann ist sehr lückenhaft. Abgesehen von gelegentlichen biographischen Mitteilungen im Rahmen eines größeren Werkes[4]), in der Einleitung einer der herausgegebenen

---

[1]) Herrn Professor Dr. Kampers, dem ich die Anregung zu dieser Arbeit verdanke, erstatte ich für die mannigfache Förderung, die er mir zuteil werden ließ, auch an dieser Stelle verbindlichsten Dank.

[2]) Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, 1. Heft, Halle 1893. S. 21 ff. Erweitert. Abdruck aus dem Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1891.

[3]) Konrad Burdach, a. a. O., S. 30 ff.

[4]) Rudolf Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Prag 1895, S. 98–107. Max Dvorák, Die Illuminatoren des Joh. v. Neumarkt, Wien 1901, S. 35–126.

Digitized by Google

Schriften des Johannes von Neumarkt[1]) oder der diplomatischen Untersuchung über seine „Cancellaria"[2]) besitzen wir nur einen völlig veralteten Abriß seiner Biographie in deutscher Sprache[3]), sowie eine kurze čechische Bearbeitung[4]), die ebenfalls längst nicht mehr genügt.

Wir stehen heute noch im wesentlichen an derselben Stelle wie vor 20 Jahren, als Gustav Bauch in seinen Untersuchungen über die Stellung des Breslauer Domkapitels zum Humanismus auf diese Lücke in unserer historischen Kenntnis stieß und klagend schrieb[5]): „Von rechtswegen hätten wir damals mit dem ersten aller deutschen Humanisten, dem Verehrer Petrarcas und Cola di Rienzos, unserem schlesischen Landsmann, dem Breslauer Kanonikus, späteren Dompropst[6]) und endlich postulierten Bischof von Breslau Johann von Neumarkt, dem Kanzler Kaiser Karls IV., beginnen müssen. Auch jetzt, wo wir aufs neue auf die Beziehungen des Domkapitels zum Humanismus eingehen wollen, können wir auf diesen merkwürdigen Mann, der dem Apostel des Humanismus in Deutschland, Aeneas Sylvius, um fast 2 Menschenalter vorauseilte, nur hinweisen, da der Stoff für seine Biographie noch wie ein wüstes Chaos vor uns liegt"[7]). In dieses Durcheinander möglichste Klarheit zu bringen, soll die Aufgabe vorliegender Arbeit sein; sie will versuchen, die kirchliche Laufbahn Johanns von Neumarkt nach den vorhandenen Quellen darzustellen, um damit einen Beitrag zu seiner Biographie zu liefern.

I.

Johannes von Neumarkt hieß in der Zeit vor seiner Ernennung zum Bischof meistens Johannes Noviforensis[8]); vereinzelt ist diese Bezeichnung auch noch später zu finden[9]). Die Form de Novoforo ist seltener[10]). Beide

[1]) Anton Benedict, Das Leben des heiligen Hieronymus in der Übersetzung des Bischofs Johann VIII. von Olmütz, Prag 1880, Einleitung, S. I—IX. Ferdinand Tadra, Cancellaria Johannis Noviforensis episcopi Olomucensis, Arch. f. österreich. Gesch. 68 Bd., Wien 1886, Einleitung, S. 3 f. Anton Sattler, Die pseudoaugustinischen Soliloquien in der Übersetzung des Johannes von Neumarkt, Graz 1904, Einleitung, S. I ff.

[2]) Jean Lulvès, Die Summa Cancellariae, Berlin 1891, S. 4—19.

[3]) Anton Heyne, Dokumentierte Geschichte des Bistums und Hochstifts Breslau, Breslau 1860—1864, Bd. II, 208—221.

[4]) Ferdinand Tadra, Jan z Středy, Časopis Musea Kralostvi Českého. 60. Jahrgang 1886, S. 85—101; 276—297.

[5]) Gustav Bauch, Das Breslauer Domkapitel und der Humanismus. Z. Schles. 38 (1904), S. 292 ff.

[6]) Dieser Titel beruht auf einem Irrtum. Siehe unten S. 319.

[7]) Gustav Bauch, Beiträge zur Literaturgeschichte des schles. Humanismus VIII, Ztscht. d. Vereins f. Gesch. und Altertümer Schles., weiter abgekürzt Z. Schles. 40 (1906), S. 140 f.

[8]) Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae, weiter kurz zitiert Cod. Morav. Bd. VII, S. 555 Nr. 766; vergl. J. F. Böhmer, Regesta Imperii, VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346—1378. In dem Nachlasse Johann Friedrich Böhmers, herausgegeben und ergänzt von Alfons Huber, Innsbruck 1877.

[9]) Cancellaria Johannis Noviforensis Episcopi Olomucensis (1364—1380). Briefe und Urkunden des Olmützer Bischofs Johann von Neumarkt, herausgegeben von Ferdinand Tadra. Arch. für österreich. Geschichte, 68. Bd. 1886, weiter zitiert Canc. Nov. S. 49, Nr. 35; S. 77, Nr. 81.

[10]) Monumenta Vaticana res gestas Bohemiae illustrantia Tom. I Acta

Digitized by Google

Zusätze zum Taufnamen deuten auf einen Ort Novum Forum als Heimatsort. Diesen Schluß gestattet schon der damals allgemeine übliche Brauch, daß Kleriker, die ihre Heimat verließen, sich zum Unterschiede von anderen gleichen Namens nach ihrem Heimatsorte nannten. Unter den verschiedenen Orten Neumarkt kommt nur das schlesische Städtchen dieses Namens westlich von Breslau in Frage, da Johannes später als Kleriker der Breslauer Diözese bezeichnet wird[1]).

Seit der Herausgabe der Totenbücher von Camenz und Heinrichau kennen wir auch die Namen seiner Eltern. Im Camenzer Nekrolog findet sich unter dem 30. Juli die Eintragung: Item ob. Nikolaus Pater Dominorum Olomucensis et Matthie Tribuniensis episcoporum. Eodem die servicium de duabus marcis et oracio'[2]). Am 18. Dezember ist in ähnlicher Weise der Tod der Mutter vermerkt: „Ob. Margaretha, mater dominorum Johannis et Mathie trib. episcoporum etc."[3]). Damit stimmt in den Namen der Eltern das Heinrichauer Totenbuch überein; es weicht allerdings ab in der Angabe der Todestage. Die Eintragung für den Vater ist zum 16. September[4]), die für die Mutter zum 16. Dezember[5]) gemacht. Doch ist dieser Unterschied für unsere Zwecke ohne Bedeutung. Es genügt, gegenüber früheren unsicheren und nichtssagenden Angaben[6]) die Namen der Eltern unseres Johannes nunmehr urkundlich sicher zu kennen. Die Angabe des Camenzer Totenbuches gestattet einen Schluß auf das ungefähre Todesjahr des Vaters. Johannes hat hier bereits den Zusatz Olomucensis, war also beim Tode des Vaters bereits Bischof von Olmütz. Da er dies erst Ende August 1364 wurde, kann Nikolaus erst nach diesem Zeitpunkte gestorben sein. Wahrscheinlich ist sein Tod bald nach der Versetzung seines Sohnes Johannes nach dem mährischen Bistum erfolgt, jedenfalls vor dem 1. April 1370, dem Todestage seines 2. Sohnes, des Bischofs Matthias[7]); denn dieser ist beim Tode des Vaters als noch lebend erwähnt[8]).

Da im 14. Jahrhundert die Klöster, besonders der Zisterzienser und Karthäuser, ins Totenbuch außer den Namen der Mönche nur noch solche aus der nächsten Umgebung einzutragen pflegten[9]), ist es auffällig, in den Nekrologien von Camenz und Heinrichau die Namen jenes Neumarkter Ehepaares Nikolaus und Margareta zu lesen. Doch war es vielleicht die

---

Clementis VI. Pontificis Romani (1342—52, herausgegeben von L. Klicmann, Prag 1903; Tom II, Acta Innocentii VI. Pontificis Romani (1352—62), herausgegeben von J. P. Novák, weiter kurz zitiert Mon. Vat. I, S. 727, Nr. 1400; S. 736, Nr. 1424.

1) Ebenda S. 591, Nr. 1056.

2) Wilhelm Wattenbach, Schles. Nekrologe, Z. Schles. IV (1862), S. 278 bis 337.

3) Ebenda S. 327.

4) Ebenda S. 335.

5) Ebenda S. 296.

6) Franz Xaver Richter, Augustini Olomucensis episcoporum Olomucensium Series, Olomucii 1831, S. 113, und noch Joh. Heyne, a. a. O. II, S. 208.

7) Siehe unten S. 324.

8) Wilhelm Wattenbach, a. a. O., S. 335.

9) Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., besorgt von Jos. Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Franz Kaulen, Freiburg 1882, weiter zitiert Wetzer und Welte, Bd. IX, S. 87 f.

Digitized by Google

hohe kirchliche Würde der beiden Landsleute, die die Mönche veranlaßte, den Tod der Eltern zu vermerken; vielleicht aber hatten diese auch in besonders nahen Beziehungen zu den beiden Zisterzienser-Klöstern Heinrichau und Camenz gestanden. Hierfür sprechen verschiedene Momente.

Aus Neumarkt ist uns eine Urkunde vom 2. April 1364 überliefert, in der ein Erbrichter[1]) Nikolaus an der Spitze der städtischen Schöffen erwähnt ist[2]). Da Johanns Vater Nikolaus, wie gezeigt wurde, Ende August 1364 noch lebte, kann er mit diesem Erbrichter identisch gewesen sein. So ließen sich die Verbindungen mit den Zisterziensern leicht dadurch erklären, daß diese auf ein freundschaftliches Verhältnis zum ersten königlichen Beamten des Städtchens Neumarkt wohl Wert legten.

In einer anderen Neumarkter Urkunde vom 26. Dezember 1358[3]), in der Kaiser Karl IV. eine Altarstiftung des Bürgers Matthias Carnifex (Fleischer) bestätigte, haben wir wahrscheinlich in Margareta, der Schwester des Gründers, die Mutter unseres Johannes vor uns. Zu dieser Vermutung führt einmal die Erwähnung des „Joh. Luthomuslensis imperialis aule cancellarius" unter den Zeugen. Dann aber nennt die Urkunde noch einen 2. Bruder Margarethas mit Namen Johannes. Somit hießen ihre Brüder genau so wie die Söhne jener Margaretha, die in den Totenbüchern von Heinrichau und Camenz als Mutter der beiden Bischöfe Johannes und Matthias eingetragen ist. Die Annahme liegt nahe, daß diese ihre Namen nach den Brüdern ihrer Mutter erhielten, die vielleicht ihre Taufpaten waren. Die Bestätigung der an sich unbedeutenden Altarstiftung durch den Kaiser wird auch einen besonderen Grund gehabt haben; da der Kanzler Johannes von Neumarkt höchstwahrscheinlich ein naher Verwandter des Stifters war, erscheint der Zusammenhang klar; er hatte seinen Angehörigen diese besondere Gunst beim Kaiser erwirkt.

Johannes entstammte also wohl der angesehenen und auch begüterten Familie des Neumarkter Vogtes, der als Vertreter der königlichen Gewalt auch dem Hofe, wenigstens aber dem Landeshauptmann in Breslau nahe stand. Dagegen spricht auch nicht jene briefliche Aeußerung, die Johannes als Bischof von Olmütz in einem Schreiben an den Kardinal Guido von Bologna über seine Herkunft von einem einfachen, unbekannten Geschlechte macht[4]). Er stellt dort nur dem Adel des italienischen Kirchenfürsten seine

1) Judex hereditarius deshalb, weil das Amt des Stadtrichters damals im 14. Jahrhundert bereits erblich geworden war; vergl. Konrad Bornhak, Preuß. Staats- und Rechtsgesch., Berlin 1903, S. 7.

2) Staatsarchiv Breslau, Depositum der Stadt Neumarkt Nr. 8; vergl. Dr. Pfotenhauer, Zur Gesch. d. Weihbischöfe d. Bistum Breslau, Z. Schles. 23 (1889), S. 250.

3) Johannes Heyne, Urkunden zur Geschichte der Stadt Neumarkt; handschriftlich im Pfarrarchiv zu Neumarkt, 1. Bd., S. 75—77, Nr. LXXVII. Paul Kindler, Geschichte der Stadt Neumarkt I, Breslau 1903, sagt S. 46, daß unter den Zeugen dieser Urkunde auch Nikolaus, Erbvogt von Neumarkt genannt sei. Dies würde zu unserer Erklärung aufs beste passen; Erbvogt von 1358 und Erbrichter von 1364 wären dann als dieselbe Person anzusehen; allein die Zeugenreihe weist diesen Namen nicht auf, und es bleibt unklar, wie Kindler zu seiner Angabe kam.

4) Canc. Nov. Nr. 81 „. . . . nisi Primum letificaret alta quidem et predicanda nobilitas, alterum vero comprimeret nativa rusticitas generis obscurati."

Digitized by Google

eigene bürgerliche Abstammung gegenüber[1]). In zahlreichen Briefen spricht Johannes von seiner Familie[2]). Aus ihnen ist ersichtlich, daß er außer seinem Bruder Matthias noch 3 Schwestern hatte.

Keiner seiner Angehörigen führt zu seinem Namen den Zusatz de Novoforo oder Noviforensis. Dies ist natürlich, da die Eltern als Schultheißfamilie von Neumarkt genügend bekannt waren und keinen unterscheidenden Zunamen mehr brauchten. Sein Bruder führte den Titel episcopus Tribuniensis, den ein anderer Zeitgenosse gleichen Namens nicht hatte. Die Schwestern werden als Gattinnen ihrer Männer genannt. Vielleicht zählte auch eine Breslauer Ratsfamilie de Novoforo, deren Mitglieder durch das ganze 14. Jahrhundert hindurch teils als consules, teils als scabini im Ratskatalog der Landeshauptstadt erwähnt werden[3]), zur weiteren Familie unseres Johannes; Beweise konnte ich allerdings hierfür in den Quellen nicht finden. Das Geburtsjahr Johanns von Neumarkt ist wahrscheinlich um 1315 anzusetzen. Dieser Zeitpunkt ergibt sich aus den späteren Daten seines Lebens, so aus dem ersten Auftreten als Notar[4]) wie auch aus der ersten Erwähnung als Pfarrer seiner Vaterstadt[5]).

Die Frage, wo Johannes den ersten Unterricht erhielt, läßt sich mit einiger Sicherheit dahin beantworten, daß ihm wohl die Stadtpfarrschule[6]) seiner Vaterstadt diesen vermittelt hat. Denn Neumarkt besaß schon kurze Zeit nach seiner Gründung, die in der Zeit des Einbruchs der deutschen Besiedelung in das schlesische Land, also bald nach 1200 erfolgte[7]), eine Schule. Bereits vor 1214 ist sie nachweisbar[8]). Zwischen dem 19. und 26. Mai 1297 wird ein Magister Peter, Schulrektor von Neumarkt, erwähnt[9]). Am 13. Mai 1349 bezeugt eine Urkunde des Domscholasters Heinrich ihr festes Bestehen[10]). Hier wird einem Magister Egidius, der einst Rektor der Schule in Neumarkt war und damals dieses Amt in Goldberg bekleidete, die Leitung der Petersschule in Liegnitz übertragen.

---

[1]) Du Cange, Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis. Parisiis 1845. Tom V, S. 831 „rusticus nobili opponitur“ anno 1353.

[2]) Canc. Nov. Nr. 19, 45, 49, 51, 79, 107, 115, 194.

[3]) Codex diplomaticus Silesiae, weiter zitiert Cod. Siles. Tom IX, S. 113.

[4]) Siehe unten S. 315.

[5]) Siehe unten S. 314.

Am 14. Februar 1927 hielt Privatdozent Oberstudienrat Dr. Klapper in der Hauptversammlung des Vereins für Geschichte Schlesiens einen Vortrag über Johann von Neumarkt. In diesem trat er auf Grund von Funden, die er in der Breslauer Universitätsbibliothek gemacht hatte, dafür ein, daß Johannes um 1310 in Hohenmaut in Böhmen geboren sei.

Da der Vortrag im Druck noch nicht vorliegt, ist zunächst nur dieser Hinweis möglich. Vergl. den Bericht in der Schles. Volksztg. v. 4. März 1927.

[6]) Ich folge in der Wahl dieser Bezeichnungen P. Athanasius Burda „Untersuchungen zur mittelalterlichen Schulgeschichte im Bistum Breslau“, Breslau 1916, S. 50.

[7]) Ebend. S. 52 f.

[8]) Wilhelm Schulte, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des schlesischen Schulwesens im Mittelalter. Wissenschaftliche Beilage zum Progr. d. Kgl. kath. Gymn. zu Glatz, 1902, S. 18; vergl. S. R. 165.

[9]) W. Schulte, a. a. O., S. 18; S. R. 2467.

[10]) Friedrich Wilh. Schirrmacher, Urkundenbuch der Stadt Liegnitz. Liegnitz 1866, S. 114.

Digitized by Google

Daraus ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß auch in der Knabenzeit unseres Johannes, also etwa um 1330 diese Schule in Neumarkt bestand. Und es ist anzunehmen, daß er hier den Grund für sein späteres umfangreiches Wissen legte.

Eine andere Möglichkeit, Johannes habe wegen der engen Beziehungen seiner Eltern zu den Zisterziensern vielleicht in Heinrichau die Klosterschule besucht, kann von uns deshalb übergangen werden, weil trotz der bestimmten Behauptung Stenzels, daß mit den Zisterzienserklöstern Leubus und Heinrichau schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts Schulen verbunden gewesen seien[1]), Quellenbelege hierfür weder von diesem Gelehrten noch sonst angegeben werden.

Die Neumarkter Schule zählte zu den Stadtpfarrschulen, die nur das Trivium umfaßten[2]). In dieser niedrigen Schule lernte der Knabe lateinisch lesen und schreiben, das Vaterunser, den englischen Gruß, das Glaubensbekenntnis, den Psalter, die 7 Bußpsalmen sowie den Gesang für den sonntäglichen Gottesdienst. Die Grammatik wurde gelehrt nach dem Donat, Cato, Theodulf und den „regulae pueriles"[3]).

Dies ist der ungefähre Wissensumfang, den sich Johannes in seinen ersten Schuljahren aneignen konnte. Doch ist bei der späteren geistigen Bedeutung dieses Mannes mit Sicherheit anzunehmen, daß er nach der niederen Schule seiner Vaterstadt die höhere im bischöflichen Breslau besucht hat. Aus mehreren Gründen kann für ihn nur die Domschule in Frage gekommen sein. Einmal galt noch jene Vorschrift des Kardinals Guido, die dieser als päpstlicher Legat bei der Gründung der Breslauer Magdalenenschule erlassen hatte, und die sicher allgemein auf alle höherstrebenden Jünglinge anzuwenden ist; „Pueri, si maiores libros audire voluerint, ad scolas Sancti Johannis in Castro Vratislaviensi se transferant, uel quocunque voluerint, et eis uidebitur expedire"[4]). Eine der fernen Universitäten hat Johannes nicht besucht, und es beruht auf einer Verwechselung, ihn unter die schlesischen Studenten zu zählen, die damals zahlreich nach Bologna zogen[5]). Es fehlt in den Quellen jeder Hinweis, der überhaupt auf eine Universitätsbildung unseres Johannes schließen ließe. Nie führt er den Titel Magister noch irgend einen anderen, den er sich durch höhere Studien etwa erworben hätte. Die oben ausgesprochene Behauptung, daß Johannes Schüler der Breslauer Domschule war, bedarf noch einer näheren Begründung. Denn auch die beiden Stadtpfarrschulen von St. Elisabeth und Maria Magdalena hatten vielleicht schon vor 1350 das Quadrivium[6]). Am Kreuzstift war nur eine Trivialschule[7]). Sonst be-

---

1) Gust. Adolf Stenzel, Geschichte Schlesiens, Breslau 1853, S. 327.

2) Ausnahmen siehe Burda, a. a. O., S. 72 f.

3) Cod. Sil. 25. S. 18 f.

4) Georg Korn, Breslauer Urkundenbuch, 1. Teil, Breslau 1870, S. 35, Nr. 32. Die Urkunde stammt vom 12. Februar 1267.

5) Joh. Heyne, Dok. Geschichte II, Ste. 212; Paul Kindler, a. a. O., S. 58; Erich Wiese, Schles. Holzplastik vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Leipzig 1923, Einleitung, S. 6.

6) Wilhelm Schulte, Zur mittelalterlichen Schulgesch. in Breslau, Z. Schles. Bd. XXXVI (1901), S. 85.

7) S. R. 2054, vergl. A. Burda, a. a. O., S. 31.

Digitized by Google

standen damals nur noch die Augustinerschule zu St. Maria auf dem Sande und die der Prämonstratenser auf dem Elbing vor den Toren der Stadt[1]). Da die Frage der Zugehörigkeit Johanns von Neumarkt zum Orden der Prämonstratenser des öfteren bejahend beantwortet worden ist[2]), er an anderer Stelle auch unter die „Augustiner" gerechnet wurde[3]), hat unsere Untersuchung hier Halt zu machen; denn in Breslau bei den Prämonstratensern des Vinzenzstiftes oder den Augustinern auf dem Sande hätte er wohl sein vermeintliches Ordensleben beginnen müssen.

II.

An sich wäre der Eintritt Johanns von Neumarkt bei den Prämonstratensern von St. Vinzenz nichts Ungewöhnliches gewesen; denn Verbindungen zwischen diesem Kloster und Neumarkt haben zweifellos bestanden. Lag doch ein Teil der Besitzungen der Mönche in der Gegend dieses Städtchens[4]). Im Jahre 1319 wird geradezu ein Johannes de Novoforo als Prior des Vinzenzklosters erwähnt, der natürlich schon wegen des früheren Zeitpunktes, in dem er genannt ist, mit unserem Johannes nicht identisch sein kann. Eine aus der Bibliothek dieses Klosters stammende Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek[5]) enthält auf Blatt 1a an der Spitze eines Asperges me mit roter Tinte die Eintragung: Anno domini MCCCXIX. Comparatus est liber iste. In honorem Sancte Marie sanctique Vincentii et omnium sanctorum sub domino Abbate Johanne Saxone, sub Priore domino Johanne de Novoforo. Scriptus autem et completus per manus Johannis dicti Minden."

Die Ursache jedoch, weshalb Johannes von Neumarkt unter die Prämonstratenser gezählt wurde, ist eine Stelle der Ordensannalen[6]), deren Wortlaut, unkritisch hingenommen, auch zu diesem Schluß führen muß. Dort heißt es nach dem Bericht über die Erhebung von Johann III., dem Abt des Klosters Luca[7]) in der Diözese Olmütz[8]), zum ersten Bischof von Leitomischl in Böhmen[9]): „Praelaturae Lucensi hac promotione vacanti suffectus est Johannes IV. de Novoforo Carolo IV., a consiliis magni animi,

---

[1]) Cod. Sil. XXV, S. 12—20, 23.

[2]) Bohuslahi Balbini Bohemia Docta ed. Raphael Ungar, Tom 2, Prag 1778, S. 134; Christian d'Elvert, Beiträge z. Gesch. u. Statistik Mährens und Österreich-Schlesiens, Brünn 1854, S. 233; A. Benedict, a. a. O., S. I f.

[3]) Jean Lulvès, a. a. O., S. 6.

[4]) Paul Dittrich, Zur Geschichte der Prämonstratenser in Schlesien, Jahresber. über das Kgl. kath. St. Matthiasgymnasium zu Breslau, 1900, S. I.

[5]) Breslau, Universität-Bibliothek Cod. I, Fol. 385. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Privatdozenten Oberstudienrat Dr. Klapper, Breslau, dem ich hierfür und für seinen wertvollen Rat bei der Sammlung des Materials zu besonderem Dank verpflichtet bin.

[6]) L. Ch. Hugo, Sacri et canonici ordinis Prämonstratensium annales, Tom. II, Nancy 1736, S. 89.

[7]) Luca oder Lauka, sonst unter dem deutschen Namen Bruck oder auch Klosterbruck bekannt, liegt bei Znaim in Mähren; vergl. J. S. Ersch und I. G. Gruber, Allgemeine Enzyklopädie d. Wissensch. und Künste, Leipzig 1824, XIII, S. 124.

[8]) Cod. Morav. VIII, S. 206 ff., Nr. 271.

[9]) Konrad Eubel, Hierarchia Catholica medii aevi. Ed. altera, Münster 1913, I, S. 318.

Digitized by Google

maiorisque virtutis abbas, qui mortuo Johanni episcopo Lithomislensi datus est successor electione fratrum. Anno 1355." Dieser Text handelt deutlich und klar von unserem Johannes von Neumarkt. Karl IV. nennt ihn in einer Supplik an den Papst selbst seinen consiliaris[1]). Die Erhebung auf den Bischofstuhl von Leitomischl, die allerdings 2 Jahre früher erfolgte als die Annalen angeben, ist unzweifelhaft bezeugt.

Von hier ging diese Nachricht in die Geschichtsschreibung, und besonders Balbinus nahm sie begeistert auf, froh, für einen der Männer seines „Gelehrten Böhmens" einen Ehrentitel mehr gefunden zu haben[2]). Die Prämonstratenserschriftsteller nahmen ihn vom 18. Jahrhundert bis in die neueste Zeit fast ausnahmslos für ihren Orden in Anspruch[3]). Doch unser Johannes von Neumarkt hat nie dem Orden der Prämonstratenser angehört; die Nachricht der Annalen ist als falsch anzusehen, auf unrichtiger Ueberlieferung beruhend, die ihrer Art nach nicht mehr bekannt ist. Für diese Auffassung sprechen einmal sämtliche Urkunden vor seiner Ernennung zum Bischof, in denen manchmal alle seine Würden genannt werden, der vermeintlichen Abtswürde aber nie Erwähnung geschieht[4]). Besonders ist es undenkbar, daß er 1343 bereits Prämonstratenserabt war und am 17. August 1348 als einfacher Plebanus Noviforensis, als Pfarrer von Neumarkt, erwähnt wird[5]). Diese Pfründe war seit erdenklichen Zeiten von Weltpriestern verwaltet worden. Eine päpstliche Urkunde vom 15. September 1346 nennt sie eine „ecclesia parochialis — — consueta ab olim per clericos regi saeculares", und erst an diesem Tage wird ihre Leitung auf Bitten König Johanns von Böhmen den Predigerbrüdern vom hl. Antonius zu Brieg anvertraut[6]). Von Prämonstratensern oder irgend einem anderen Orden als dem genannten ist nirgendwo die Rede.

Auch sein sonstiger Verkehr mit Prämonstratenserklöstern, besonders St. Vinzenz in Breslau, stützt unsere Ansicht. Es fehlt jede Andeutung, die auf eine persönliche Verbindung schließen ließe, als unser Johannes im Auftrage Kaiser Karls zusammen mit Propst Burckhardt von Vyšehrad Schiedsrichter im Streit des Abtes von St. Vinzenz mit den Breslauer Konsuln ist und am 19. August 1367 einen Vergleich zwischen den Parteien herbeiführte[7]).

Am 10. März 1372 verlieh er als Bischof von Olmütz der Marienkapelle des Vinzenzklosters einen Ablaß von 40 Tagen, ohne andere als religiöse Beweggründe dafür anzuführen[8]).

In gleicher Weise geschäftsmäßig ist die Urkunde Johanns, die er am 23. Februar 1378 den Prämonstratenserinnen des Klosters Neureich aus-

---

1) Mon. Vat. II, S. 36 f., Nr. 82.

2) Bohusl. Balbini, l. c. S. 134, bes. Anm. 1.

3) Leon Goovaerts, Ecrivains, artistes et savants de l'ordre de Prèmontrè. Dictionn. biobibl. Tom. 1—4, Bruxelles 1899/1917, I, S. 421 f.

4) Mon. Vat. I, S. 727, Nr. 1400; S. 736, Nr. 1434; II, S. 36 f., Nr. 82.

5) Richard Doehler, Die Urkunden von St. Marienthal, Neues Lausitzer Magazin 78 (1902), S. 42 f.

6) Mon. Vat. I, S. 430, Nr. 720.

7) Annales Vincentini, handschr. im Diözesanarchiv Breslau, S. 309.

8) Cod. Morav. Bd. X, S. 179, Nr. 154.

Digitized by Google

stellte zur Bestätigung eines alten Privilegs[1]. Klar und deutlich bezeichnet ihn eine päpstliche Urkunde vom 11. Januar 1349 als Weltgeistlichen[2]. „Johanni de Novoforo, clerico Wratislaviensis diocesis" wird hierin die Vergünstigung gewährt, nach Verleihung eines Kanonikates seine Pfarrei Neumarkt weiter behalten zu dürfen. Da für den Ordensmann allgemein die Bezeichnung „religiosus" gebraucht wurde, ist mit dem Titel „clericus"[3] der Beweis erbracht, daß unser Johannes Weltpriester war und kein Ordensgeistlicher.

Es ist deshalb die Meinung zu berichtigen, daß Leitomischl der spätere Bischofssitz unseres Johannes, ebenso wie Brandenburg, Havelberg, Ratzeburg und Riga zu den 28 dem Orden der Prämonstratenser gleichsam inkorporierten Bischofstühlen zählte[4]; denn schon der 2. Inhaber, eben Johannes von Neumarkt, war aus dem Weltklerus hervorgegangen. Nur Johannes I. gehörte dem Prämonstratenserorden an[5] und seit ihm keiner seiner Nachfolger mehr bis zur Auflösung des Bistums im Jahre 1474[6]. Das Domkapitel wurde allerdings ständig durch Mitglieder dieses Ordens besetzt. Dieses Privileg rührt daher, daß das Bistum bei seiner Errichtung im Jahre 1343 aus den Gütern der Prämonstratenserabtei Leitomischl dotiert wurde. Aus diesem Grunde hatte auch der Orden den Vorzug, den ersten Bischof stellen zu dürfen.

Worauf der Irrtum der Annalen beruht, steht hier nicht zur Erörterung. Vielleicht ließ sich ihr Verfasser oder die Quelle, aus der er seine Kenntnisse schöpfte, von jenem oben erwähnten Johannes de Novoforo irre führen, der 1319 Prior des Breslauer Vinzenzstiftes war[7]. Abt von Klosterbruck kann dieser allerdings nicht gewesen sein, da 1343 der letzte Prämonstratenserabt mit Namen Heinrich dorthin versetzt wurde[8].

Nach diesem Ergebnis ist es klar, daß Johannes die Klosterschule von St. Vinzenz vor Breslau nicht besucht haben kann; sie bestand zwar bereits vor 1204[9], aber nur als innere für den Ordensnachwuchs[10]. Eine äußere Schule für Laienknaben ist erst im 15. Jahrhundert nachweisbar[11].

Die Untersuchung zeigte, daß Johann von Neumarkt nicht Prämonstratenser war und bis zum Beginn des Jahres 1349 überhaupt keiner Ordens=

---

1) ibidem XI, S. 92 f., Nr. 105.
2) Mon. Vat. I, S. 591, Nr. 1056.
3) Du Cange, l. c. Tom. 5, S. 688 f.: religio = vita monastica, religiosi = voto religionis adstricti.
4) Franz Danner, Catalogus totius sacri, candidi ac exempti Ordinis Praemonstratensis, ineunte anno 1894, Selbstverlag des Prämonstratenserstiftes Wilten bei Innsbruck, S. XXIII; vergl. Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, 2. Bd., 2. Aufl., Paderborn 1907, S. 58.
5) Konrad Eubel, l. c. S. 318.
6) Anton Frind, Die Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen, III. Bd., Prag 1872, S. 174.
7) Siehe oben S. 305.
8) Mon. Vat. I, S. 216 f., Nr. 366.
9) So G. A. Stenzel, Geschichte Schlesiens, S. 327; ihm folgen A. Burda, a. a. O., S. 25 f., G. Bauch in Cod. Sil. XXV, S. 12; W. Schulte in Z. Schles. XXXVI, 1 (1901), S. 75.
10) A. Burda, S. 26, Anm. 2.
11) Ebendort.

Digitized by Google

gemeinschaft angehörte. Aber 2 Jahre später vernehmen wir das erste Zeichen eines besonderen Interesses für die Augustinereremiten, das dann, immer wachsend, nicht mehr aufhörte bis zu seinem Tode. Dieser auffallende Zug verpflichtet zu untersuchen, ob Johannes zu irgend einer späteren Zeit seines Lebens diesem Orden angehört hat, zunächst besonders, ob Erziehungseinflüsse schon den Funken der späteren Augustinusbegeisterung entzündet haben.

Es war am 14. Juni 1351, als König Karl den Augustinereremiten zu St. Thomas in der Prager Kleinstadt wegen der beständigen Beweise treuer Anhänglichkeit seines Notars Johannes ein Stück Land schenkte, „attendentes multiplicia merita probitatis et puritatem constantis fidei honorabilis Johannis de Novoforo etc.“[1]). In der Urkunde ist ausdrücklich gesagt, daß der König die Schenkung mache, „ad ipsius“, nämlich unseres Johannes, des Notars, „supplicationis instantiam“ und erst an 2. Stelle wegen der persönlichen Verehrung, die er, der König, dem Orden und seinen Mitgliedern entgegenbringe.

Als Bischof von Leitomischl hatte Johannes nach der Rückkehr vom Römerzuge, sobald ihm sein Kanzleramt um die Jahreswende 1355/56 etwas Zeit für seine Diözese ließ, nichts Eiligeres zu tun, als in seiner Bischofstadt ein Kloster der Augustinereremiten zu gründen[2]). Bereits am 5. Februar 1356 erteilte Innozenz VI. hierzu die päpstliche Erlaubnis[3]).

Unmittelbar nach seiner Versetzung nach Olmütz im August 1364 entstand auch dort ein gleiches Kloster[4]). Eine Bulle Urbans V. genehmigte am 9. November desselben Jahres die Stiftung[5]). Seine literarische Tätigkeit bewegte sich zum guten Teil in Augustinischen Ideen. In der Zeit, als Johannes noch „von gots gnaden Bischof zu dem Luthomueschel“[6]) war, „hat der keiser seinen obersten schreiber gepoten und wolt mit seinen keiserlichen gnaden das — er — das egenannt buch von der lipkozung von wort zu worten zu deutscher zung bringen und keren sold“[7]). Und so entstand seine Uebersetzung der unechten Soliloquien des hl. Augustinus[8]). Sattler vermutet auch in ihm den Uebersetzer der pseudoaugustinischen Meditationen, die sich im Cod. germ. 70 der Münchner Universitätsbibliothek unter dem Titel „Das puech Sand Augustini von der lieb der petrachtung“ befinden[9]). Als Bischof von Olmütz schuf er dann sein umfangreichstes Werk, „das Leben des hl. Hieronymus“, ebenfalls eine Uebersetzung[10]); da die Person dieses Heiligen im Augustinismus jener Tage eine ebenso große Bedeutung hat wie der Bischof von Hippo selbst, gehört auch diese Schrift hierher.

---

[1]) Franz Martin Pelzel, Kaiser Karl IV., König in Böhmen, I. Teil, Prag 1780, Urkundenbuch, S. 111, Nr. 105BHReg. 1385.
[2]) Siehe unten S. 325.
[3]) Cod. Morav. IX, S. 6, Nr. 7.
[4]) Siehe unten S. 331.
[5]) Cod. Morav. IX, S. 283 f., Nr. 381.
[6]) Anton Sattler, a. a. O., S. 1.
[7]) Ebendort.
[8]) Herausgegeben von Anton Sattler a. a. O.
[9]) A. a. O., Einleitung, S. II.
[10]) Herausgegeben von Ant. Benedict, a. a. O.

Digitized by Google

Vor der Abreise zum 2. Römerzuge vermachte Johannes am 1. April 1368 testamentarisch für den Fall seines Todes seine Bibliothek dem Kloster der Augustinereremiten zu St. Thomas in Prag. Die hochinteressante Originalurkunde befindet sich in der Bibliothek des genannten Klosters; eine gleichlautende Copie enthält der ebenfalls dort aufbewahrte Codex Thomaeus auf Blatt 22a—22b[1]), sie liegt bereits mehrere Male gedruckt vor[2]).

Seine letzte Ruhestätte fand der große Augustinerverehrer im Kloster der Eremiten zu Leitomischl, seiner Lieblingsgründung[3]).

Es zeigt sich also eine ganz ausgesprochene Vorliebe Johanns von Neumarkt für Augustinus und die Augustinereremiten; zum ersten Male ist sie im Jahre 1351 nachweisbar und bestand unvermindert fort bis zu seinem Tode. Der am nächsten liegende Gedanke, daß wohl Erziehungseinflüsse seinem Wesen diese charakteristische Prägung gegeben haben mögen, läßt sich nicht halten. Wohl hätte die Möglichkeit hierzu in der seit 1326 bestehenden Schule[4]) der regulierten Chorherren vom hl. Augustin zu St. Maria auf dem Sande bestanden; denn diese war nicht nur eine Schule für junge Ordensmitglieder, sondern auch Schülern der Stadt zugänglich[5]). Allein Johannes hat sicher ebensowenig zu den jungen Augustinerknaben wie zu den Laienschülern gezählt. Erstere Meinung stützt einmal jene bereits herangezogene vatikanische Urkunde vom 11. Januar 1349[6]), in der er ein clericus Wratislaviensis diocesis genannt wird. Die Unmöglichkeit des einen wie des anderen beweist sein Verhältnis zu den Augustinerchorherren während seiner Bischofszeit.

In einem einzigen Falle ist nur eine nähere Berührung zwischen ihnen und Johann von Neumarkt nachzuweisen. Am 4. März 1371 gestattete er als Bischof von Olmütz die Erhebung der Pfarrkirche von Sternberg zur Propsteikirche und die Gründung eines Augustinerchorherrenstiftes bei derselben[7]). Diese ging jedoch nicht von unserem Johannes, sondern vom Patron dieses Ortes Albert von Sternberg, seinem Nachfolger im Bistum Leithomischl, aus[8]). Obwohl ihn mit diesem eine besondere Freundschaft verband — in einem Briefe vom 12. März 1372 ist hinter der gewöhnlichen Form der Adresse „amico suo carissimo" in der Anrede die nochmalige Versicherung der Freundschaft zu lesen „ . . . . . amice carissime"[9]) — scheint es, als ob Johannes dem Wunsche Alberts von Sternberg zunächst wenig Gehör geschenkt habe. Denn erst als dieser die ge=

---

1) Konrad Burdach, Bericht über Forschungen zum Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus. Philos.-hist. Abhandlungen d. Kgl. Preuß. Akadem. d. Wissensch. aus dem Jahre 1903, Berlin 1903, S. 18.

2) Tomek, Zaklady starého mistopisu Pražkého III, Prag 1875, S. 34; J. Neuwirth, D. Bücherverzeichnisse d. Prager Thomasklosters vor den Hussitenkriegen. Zentralbl. f. Bibliothekswesen X (1893), S. 156 f; Rudolf Wolkan, a. a. O., S. 61.

3) Siehe unten S. 344. A. Burda, a. a. O., S. 27.

4) S. R. 4533; G. Bauch, Cod. Sil. XXV, S. 14.

5) Ebendort.

6) Siehe oben S. 307.

7) Cod. Morav. X, S. 131, Nr. 112.

8) Cod. Morav. X, S. 131, Nr. 112.

9) ibidem S. 180, Nr. 150.

Digitized by Google

wünschte Rangerhöhung der Kirche damit begründete, daß sie doch reich dotiert sei und einen starken Besuch von Gläubigen aufzuweisen habe, als er sich bereit erklärte, persönlich aus eigenen Mitteln soviel zur Gründung des Chorherrenstiftes beizutragen, daß 15 Augustinerkleriker davon ihren Lebensunterhalt bestreiten könnten, gab Johannes seine bischöfliche Erlaubnis[1]). Jede Unterstützung beim Bau des Klosters wollte er jedoch an die Gegenleistung gebunden sehen, daß auch Albert von Sternberg den Augustinereremiten in Leitomischl, besonders der Errichtung der Kirche zum hl. Kreuz, jedwede Förderung zu Teil werden lasse[2]). Daß dieser der Gründer des genannten Chorherrenstiftes war und Johannes nur dabei als Ordinarius seiner Diözese handelte, beweist noch eine Urkunde vom 27. Februar 1376[3]). „Monasterium canonicorum regularium St. Augustini in oppido nostro Sternberg — fundavimus", sagt Albert von sich selbst; vom Olmützer Bischof heißt es lediglich, daß die Gründung „de consensu reverendi in Christo Patris Domini Johannis Olomucensis ecclesiae episcopi" erfolgt sei[4]).

Somit ist klar, daß die Augustinerchorherren unserem Johannes geradezu etwas Fremdes waren, mit denen er nicht mehr gemeinsam hatte als die gleiche Kirche und ihren Heiligen Augustinus, dem er wie dieser Orden eine besondere Verehrung zollte; die Sandschule in Breslau kann er also nicht gut besucht haben.

Aber auch für die Augustinereremiten läßt sich in seiner Jugendzeit nicht mehr als die Möglichkeit einer flüchtigen und vorübergehenden Berührung nachweisen. Ihr großes Breslauer Kloster St. Dorothea wurde erst 1351 gegründet[5]), als Johannes schon längst in der Reichskanzlei war[6]). Auch eine päpstliche Urkunde vom 3. April 1332[7]), durch die Johann XXII. die Bischöfe von Lebus und Meissen sowie den Abt von Grüssau zu Konservatoren[8]), also päpstlichen Beschützern gegenüber den Angriffen der Dominikaner und Minoriten sowie der Eremiten vom hl. Augustin und Carmeliter bestellte, gibt nur zu obiger Vermutung Anlaß. Irgendeinen sicheren Schluß gestattet sie nicht. Eine Verbindung mit den anderen bereits bestehenden Niederlassungen der Augustinereremiten in Schlesien, so der bereits am 6. Oktober 1294 erwähnten Kirche dieses Ordens in Grottkau[9]), dem schon vor 1299 bestehenden Kloster in Haynau[10]) sowie dem vor 1329 erwähnten in Reichenbach[11]) ist nicht nachweisbar und auch nicht anzunehmen. Demnach ist es abzulehnen, daß Johannes von Neu=

---

1) ibidem S. 131, Nr. 112.
2) Canc. Nov. S. 116, Nr. 157.
3) Cod. Morav. XV, S. 137, Nr. 167.
4) ibidem.
5) Chr. Reisch, Geschichte des Klosters und der Kirche St. Dorothea in Breslau, Breslau 1908, Urkundenbeilage S. 279 f.
6) Siehe unten S. 315 f.
7) S. R. 5102.
8) Wetzer und Welte, III, S. 932.
9) Herm. Neuling, Schlesiens Kirchorte und ihre kirchl. Stiftungen bis zum Ausgang der Mittelalters, 2. Aufl., Breslau 1902, S. 83.
10) H. Neuling, a. a. O., S. 89.
11) S. R. 4847.

Digitized by Google

markt in seiner Jugend Augustinereinflüssen unterstanden hätte. Daß er auch dem Eremiterorden später nicht angehörte, zeigt eine Urkunde Karls IV. vom 31. Oktober 1355, die von Pelzel als Faksimile veröffentlicht ist[1]). Sie ist unterschrieben von den Bischöfen Marquard von Augsburg, Egidius von Vicenza und Johannes von Leitomischl. Egidius war Augustinereremit und gibt seine Unterschrift in der Form: „Et ego frater D. Egidius Dei gratia episcopus Vicenensis etc.", während sich unser Johannes unmittelbar darauf wie immer nennt „Et ego Johannes Dei gratia Lutomuslensis episcopus etc.". Die ausdrückliche Hinzusetzung des Wörtchens frater bei Egidius, dem Eremiten, das Fehlen dieser Mönchsbezeichnung bei Johannes in derselben Urkunde beweist, daß dieser nicht dem Orden angehört hat.

Auch Tertiar des hl. Augustinus kann er nicht gewesen sein, da diese Art Ordensgemeinschaft in den Augustinerorden erst 1470 die päpstliche Erlaubnis für Männer erhielt; für Frauen war sie bereits 1400 gegeben worden[2]).

Nachdem somit die Frage der Ordenszugehörigkeit unseres Johannes in verneinendem Sinne beantwortet worden ist, kann die Untersuchung zur Zeit seiner Ausbildung zum Priester zurückkehren. Diese hat er mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Kathedralschule erhalten, da hier der heranzubildende Diözesanklerus erzogen wurde[3]). Damit werden wir wohl auch die beiden Stadtpfarrschulen von St. Elisabeth und Maria Magdalena als Bildungsanstalten unseres Johannes ausschalten können. Theologischen Unterricht im eigentlichen Sinne hat er an der Domschule nicht erhalten. Denn erst im Jahre 1352 hören wir von einer Lektur für Theologie, die Apeczko Deyn von Frankenstein am 24. Januar genannten Jahres testamentarisch gestiftet hatte[4]). Seine Ausbildung wird sich auf die praktischen Seelsorgebedürfnisse beschränkt haben.

III.

So wird der junge Kleriker Johannes um 1340 irgendwo unter den Altaristen oder Hilfsgeistlichen der Diözese Breslau zu suchen sein. Mehrere Momente drängen hier unsere Untersuchung bald in eine ganz bestimmte Richtung.

Seine Berufung in die Reichskanzlei erfolgte wegen seiner hervorragenden Gewandtheit und Geschicklichkeit in der ars dictaminis[5]). Man brauchte damals fachmännisch geschulte Kräfte, Juristen ebenso wie Literaten, und Johannes von Neumarkt scheint irgendwo durch literarische Arbeiten die Aufmerksamkeit König Karls auf sich gelenkt zu haben. Dies führt dazu, ihn unter den schlesischen Notarii jener Zeit zu vermuten. Auf eine gewisse Kanzleischulung vor seinem Eintritt in die Reichskanzelei

---

[1]) Franz Mart. Pelzel, a. a. O., I, S. 416 = BHReg 1940.
[2]) Wetzer und Welte, a. a. O., I, S. 1663.
[3]) A. Burda, a. a. O., S. 23.
[4]) Diözesanarchiv Breslau, V, Nr. 23; vergl. G. Bauch, Cod. Sil. XXV, S. 9.
[5]) Burchard Mencken, Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum, Tom. III, Lipsiae 1730, S. 2023.

Digitized by Google

deutet auch die Tatsache, daß er die beiden niederen Stufen der Registratoren und Korrektoren[1]) übersprang und sofort als Notar in die Kanzlei des Königs eintrat[2]).

Nun ist es auffällig, daß der Name Johannes de Novoforo in den schlesischen Urkunden vor 1348 überhaupt nicht vorkommt[3]). Wohl heißt der Notar des Domkapitels Johannes, aber er hat den Beinamen „quondam de Nyssa"[4]), stammte also aus Neisse. Und Johannes, der Notar des Herzogs Boleslaus von Schlesien und Liegnitz, ist zwar vom 29. September 1343[5]) an in dieser Eigenschaft nachweisbar, hat aber auch noch am 3. Juni 1351[6]) diese Stelle inne. Dagegen kann jener Johannes, der als Notar des Breslauer Klarenstiftes am 20. September[7]) und 1. Oktober 1337[8]) Urkunden unterfertigt, mit unserem Johannes identisch sein. Dafür spricht eine Urkunde Karls IV. aus Prag vom 27. März 1348, die dem Konvent St. Klara in Breslau alle seine Privilegien bestätigt[9]); sie hat die Unterfertigung „per Dominum Cancellarium Johannes Noviforensis". Es ist dies eine der ersten Urkunden, die unseren Johannes in der Reichskanzlei nachweist. Er war damals nur einer von mehreren Notaren und hatte noch keine bevorzugte Stellung. Die Ausstellung der Urkunde durch ihn erklärt sich leicht, wenn wir in ihm den ehemaligen Notar der Klarissen sehen, der an dieser Bestätigung des Königs ein persönliches Interesse hatte.

Zu dieser Urkunde gehört noch jene des Bischofs von Olmütz, die er gelegentlich seines wahrscheinlich letzten Aufenthalts in Breslau am 17. März 1372 den Klarissen ausstellte[10]). Darin bestätigte er, eine Urkunde des Posener Kardinallegaten vom 28. März 1311, in der das Anrecht des Jungfrauenstiftes auf eine 50 M betragende Pension aus der Pfarrei Schweidnitz beglaubigt wird, unversehrt in der Hand gehabt und davon Kenntnis genommen zu haben. Wohl sah er sie sicher erst damals im März 1372, aber kein anderes Breslauer Kloster hat in jener Zeit in so eigener Angelegenheit die Hilfe Johanns von Neumarkt in Anspruch genommen. Als sicherer Beweis, daß er mit jenem Notar des Klarenstiftes identisch ist, kann allerdings keine der beiden Urkunden gelten. Sie bieten nicht mehr als eine leise Möglichkeit für diese Annahme.

Stilistische Gewandtheit könnte er sich auch als Scriptor angeeignet haben. Einen solchen Schreiber Johannes erwähnt eine Urkunde des

---

1) Alfons Huber, Einleitung zu BHReg, S. XLI f.; Konr. Burdach, a. a. O., I, S. 42.

2) Siehe unten S. 315 f.

3) Die beiden Ausnahmen sind mit unserem Johannes nicht identisch. Vergl. S. 305 und 317 f.

4) S. R. 4959.

5) Archiv der regulierten Chorherren von St. Vinzenz in Breslau in Staatsarchiv Breslau, I, Nr. 255.

6) Ebendort Nr. 322.

7) S. R. 5972.

8) S. R. 5978.

9) Archiv des Jungfrauenstiftes zu St. Clara in Breslau, Staatsarchiv Breslau Nr. 99; abgedruckt in Cod. Morav. VII, S. 555, Nr. 766 = BHReg 639.

10) Original-Diözesanarchiv Breslau, Stadtpfarrei Schweidnitz, Nr. 3.

Digitized by Google

Klarenstiftes vom 7. April 1332[1]) unter den Zeugen. Vielleicht versuchte jener „advocatus de Novoforo", der als erster hinter dem Urkundentext genannt ist, den jungen Sohn des Stadtvogtes in die bischöfliche oder königliche Beamtenlaufbahn einzuführen. Sichere Beweispunkte bieten sich freilich auch hier nicht genügend. Nur der Name Johannes, seine Bezeichnung als Scriptor und der Hinweis bei der Berufung in die Reichskanzelei auf irgendwelche stilistisch-literarische Vorbildung sind als solche anzusehen. Andere Anhaltspunkte für eine gewisse notarielle Lehrzeit Johanns von Neumarkt ließen sich in den Urkunden nicht finden.

Als sein erstes wichtigeres Amt vor der Verleihung der Pfarrei Neumarkt ist mit einiger Sicherheit die Rektors- und Kaplanstelle an der Martinikapelle auf der alten Breslauer Burg anzusehen. Verschiedene Momente sprechen für diese Ansicht. Am 6. August 1345 schenkte König Johann von Böhmen dem damaligen Rektor und Kaplan der genannten Kapelle Johannes einen Garten zu dauerndem Besitz für ihn und seine Nachfolger[2]). Wenn Karl IV. später am 14. Juli 1351 dem Prager Augustinereremitenkloster deshalb auf Bitten seines Notars Johann von Neumarkt eine besondere Gunst erweist, weil dieser nicht nur ihm, sondern auch seinem Vater treue Dienste geleistet[3]) habe, so führt dies zu der Annahme, als solche die Tätigkeit des Breslauer Burgkaplans Johannes vom Jahre 1345 ansehen zu sollen. Hierfür sprechen noch 2 weitere Urkunden. Am 27. September 1290 bestätigte Herzog Heinrich V. von Breslau seinem früheren Hofkaplan und nunmehrigen Pfarrer von Neumarkt den Besitz des Gutes Pfaffendorf[4]). Er tat dies als Landesherr und Patron der Neumarkter Kirche[5]). Beide Rechtstitel besaß seit dem November 1335 König Johann von Böhmen; denn auf Grund eines Vertrages vom 6. April 1327, durch den Herzog Heinrich von Breslau für den Fall seines kinderlosen Todes sein Fürstentum der böhmischen Krone abgetreten hatte[6]), war König Johann von Böhmen am 25. November 1335, als der Breslauer Herzog ohne Erben starb[7]), Herr seines Landes geworden. Alle Hoheitsrechte, auch die des Kirchenpatrones in den herzoglichen und nunmehr königlichen Städten, gingen damit auf ihn über[8]). Und deshalb war es dasselbe Verhältnis wie beim Hofkaplan Heinrichs V. im Jahre 1290, als nach der Ernennung Johanns von Neumarkt zum Bischof von Leitomischl seine Pfarrei am 10. Oktober 1353 dem Hofkaplan König Karls Nikolaus von Pilgrems reserviert wurde[9]). Aus beiden

---

[1]) Archiv des Jungfrauenstiftes zu St. Clara Breslau, Staatsarchiv Breslau, Nr. 80.

[2]) Liber niger, Diözesanarchiv Breslau, fol. CXVI bis CXVII a.

[3]) Franz Mart. Pelzel, a. a. O., Urkundenbuch I, S. 111, Nr. 105 = BHReg 1385.

[4]) Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte II, S. 214; die Urkunde ist abgedruckt ebendort Bd. I, S. 504, Anm. 1.

[5]) Mon. Vat. I, S. 430, Nr. 720.

[6]) Die Königssaaler Geschichtsquellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz v. Prag, herausgegeben von Dr. Joh. Loserth. Fontes rer. austr. I. Abt. Scriptores VIII, Wien 1875, S. 44 f.

[7]) Ebendort S. 522.

[8]) Mon. Vat. I, S. 430, Nr. 720.

[9]) l. c. II, S. 62, Nr. 146.

Digitized by Google

Urkunden scheint sich zu ergeben, daß die Pfarrei Neumarkt wahrscheinlich immer, wenn sie vakant war, der Hofkaplan des Landesherrn erhielt. Und so war wohl auch unser Johannes vor seiner Ernennung zum Pfarrer der Vaterstadt in diesem Amte.

Als Plebanus Noviforensis nennen ihn zuerst 2 Urkunden vom 17.[1]) und 18. August 1348[2]). Es ist einmal ein Schutzbrief Karls IV. für Aebtissin und Konvent des Nonnenklosters St. Marienthal bei Zittau, den Johannes in der später üblichen Form unterfertigte „per Dominum cancellarium Joh. Pleban. Nouiforen."[3]).

Dann trägt eine Urkunde König Karls an die Schöffen der Gemeinde Melnik vom 18. August dieselbe Unterschrift des ausstellenden Notars[4]). Der genaue Zeitpunkt, wann Johannes Pfarrer von Neumarkt wurde, ist nicht festzustellen; wahrscheinlich ist er es jedoch bereits am 26. August 1346 gewesen; an diesem Tage fiel der blinde König Johann von Böhmen in der Schlacht bei Crecy[5]), und es ist anzunehmen, daß die Verleihung der Pfründe noch durch ihn erfolgte. Denn König Karl wird den frisch berufenen Notar kaum so ausgezeichnet haben, bevor er sich bewährt hatte. Auch wäre es merkwürdig, daß die Urkunden, die uns seit dem Beginn der Kanzleitätigkeit Johanns so viel über ihn berichten, gerade über die immerhin wichtige Ernennung zum Pfarrer Schweigen bewahren. Vor 1347 ist dies nicht zu verwundern, da wir ja überhaupt aus dieser Zeit wenig Feststehendes wissen. Pfarrer blieb Johannes bis zur Bischofsweihe. Diese erfolgte in der Zeit zwischen dem 2. und 18. Dezember 1353[6]). Damit erlosch sein beneficium parochiale von Neumarkt. Tatsächlicher Verwalter seiner Pfarrei ist er, wenn überhaupt, dann nur wohl ganz kurze Zeit gewesen. Vielleicht sind die Predigerbrüder vom hl. Antonius aus Brieg, denen Papst Clemens VI. auf Bitten König Johanns von Böhmen am 15. September 1346 die Leitung der Pfarrei Neumarkt übertrug[7]), nur die Vertreter unseres Johannes[8]), der selbst durch andere Tätigkeit verhindert war, die Seelsorge auszuüben. Dafür spricht die Tatsache, daß jene Ordensleute an keiner Stelle der

---

[1]) Rich. Doehler, D. Urkunden des Jungfrauenstiftes zu St. Marienthal, a. a. O., S. 42 f.

[2]) Cod. Morav. VII, S. 599, Nr. 832; F. M. Pelzel, a. a. O., Urkundenbuch I, S. 195 f., Nr. 196 = BHReg 735.

[3]) M. Chr. Adolf Peschek, Handbuch d. Geschichte von Zittau, I. Teil, Zittau 1834, Beilagen S. 680 f., wo die Urkunde abgedruckt ist. Fälschlich sieht Richard Doehler in seiner regestenartigen Veröffentlichung der Urkunden dieses Klosters darin die Ackusativform und zieht daraus den Schluß, daß Johannes 1348 bereits Kanzler gewesen sei. Daß diese Auffassung ein Irrtum ist, zeigte bereits Konrad Burdach — Konr. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, II. Teil 1., 1. Hälfte, S. 9, Anm. 1 — die richtige Lesung ist Johannes Plebanus Noviforensis.

[4]) Vergl. Anm. 2.

[5]) BGReg 258 b.

[6]) Mon. Vat. I, S. 591, Nr. 1056; I, S. 727, Nr. 1400; II, S. 62, Nr. 146, wo er am 11. Januar 1349, am 26. Oktober 1351 und noch am 10. Oktober 1353 in dieser Würde genannt ist.

[7]) Mon. Vat. I, S. 430, Nr. 720.

[8]) Paul Kindler, a. a. O., S. 46, sie sind wohl identisch mit den regulierten Chorherren des hl. Antonius zu Brieg, von denen Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte II, S. 545—553 berichtet.

Digitized by Google

Neumarkter Urkunden erwähnt sind, sie also wohl nur ganz kurze Zeit dort gewirkt haben mögen.

Die vorangehenden Untersuchungen tragen wegen der lückenhaften und spärlichen Ueberlieferung zum Teil hypothetischen Charakter.

Von dem Augenblicke an, als Johann von Neumarkt zum ersten Male in der deutschen Reichskanzlei als Notar eine Urkunde unterfertigte, ist es möglich, auf unbedingt sicherer historischer Grundlage zu arbeiten. Der Eintritt vollzog sich wahrscheinlich im Sommer 1347. Die Ausstellung einer Urkunde Karls des Vierten für den Grafen Albrecht von Oettingen vom 16. Oktober dieses Jahres galt lange Zeit als ältester Beleg für Johanns notarielle Tätigkeit am Hofe des Königs[1]); der erste sichere Nachweis ist es noch heute. Doch fand im Jahre 1909 Richard Salomon in der Bibliotheca communale zu Udine die Kopie einer in Belluno am 18. Juli desselben Jahres ausgestellten Urkunde, die unter dem Text den verderbten Vermerk trägt „Ad reqonē d'Velcon' per Johannē de Goscorp not"[2]). Karl IV. bestätigte durch sie den Arcoloniani von Udine die Lehnsfähigkeit. In Velco sah Salomon sicher mit Recht den damaligen Prager Kanonikus dieses Namens[3]). Den Notar Johannes de Goscorp glaubte er unter Berücksichtigung der Kanzeleilisten bei Huber[4]) und Lindner[5]) für unseren Johannes von Neumarkt ansehen zu müssen. Diese Erklärung hat einige Schwierigkeiten. Schon Salomon sah, daß sie durch die Unterfertigung in der Form „per Johannem etc." gegenüber der sonst üblichen nominativischen Unterschrift des Notars erschwert wird[6]). Auch wäre es die einzige notarielle Handlung Johanns auf jenem Zuge Karls IV. nach Südtirol[7]). Wenn er schon 1347 neben Belluno, Bozen, Meran, Trient und Feltre sah[8]), waren es 7 Jahre später nicht mehr erste Eindrücke, die er von der Schönheit des Südens empfing, und jener Brief der Cancellaria[9]), den er begeistert vom Römerzuge nach der Heimat schickte, wäre schwer zu verstehen. Allein wenn man bedenkt, daß es an keiner Stelle bestimmt ausgesprochen ist, daß Johannes 1354 zum ersten Male nach Italien kam, bietet dieses letzte Argument kein zwingendes Hindernis, der Meinung Salomons beizutreten. „Johannes de Goscorp" kann, wie er annimmt, die verderbte Unterfertigung für „J. de Novoforo" sein.

Die Berufung in die Reichskanzlei erfolgte, „praesertim cum sit in dictaminibus promptus theutonicis et latinis"[10]), wegen seiner Gewandtheit

---

[1]) Gust. Wilh. Hugo, Die Mediatisierung der deutschen Reichsstädte, Karlsruhe 1838, S. 235 = BHReg 370.

[2]) Rich. Salomon, Reiseberichte 1908/09 mit Beil. Neues Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde 36. Bd. 1911, S. 491 f.

[3]) Ebendort S. 492, bes. Anm. 4, 5; 493, Anm. 1.

[4]) BHReg Einleitung S. XXXVIII ff.

[5]) Theod. Lindner, D. Urkundenwesen Karls IV. u. s. Nachf., 1346 bis 1437. Stuttgart 1882, S. 19 ff.

[6]) Richard Salomon, a. a. O., S. 493.

[7]) Emil Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit, II. Bd., Innsbruck 1882, S. 84, 86.

[8]) Ebendort S. 86.

[9]) Canc. Nov. S. 95 f., Nr. 111.

[10]) B. Mencken, l. c. Tom. III, S. 2023.

Digitized by Google

also im kunstvollen lateinischen und deutschen Ausdruck. Deshalb wandte sich König Karl, da er die Abwesenheit des „honorabilis H.[1]) plebani Novi=forensis notarii et secretarii"[2]) vom Hofe nicht mehr länger ertragen konnte, an den Bischof Przeczlaus von Breslau mit der Bitte, den genannten Kleriker von der Residenzpflicht zu entbinden[3]). Daß sich die Urkunde nur auf unseren Johannes beziehen kann, geht aus ihrem Inhalt eindeutig hervor. Kein anderer Pfarrer von Neumarkt war Notar und Sekretär bei Karl IV. Die Abkürzung H. kann nach der soeben erwähnten Erklärung auch keine Schwierigkeiten bieten.

Bald nach seiner Ernennung zum Notar scheint sich Johannes um ein Kanonikat in der heimatlichen Bischofstadt bemüht zu haben. Darauf deutet ein Brief des Breslauer Domherrn Otto von Donyn[4]), den das so=genannte Schweidnitzer Formelbuch[5]) enthält. Die wegen des Ortes der Ueberlieferung fehlende Zeitangabe — Formeln sind immer undatiert und meistens ohne volle Namen — läßt sich ungefähr erschließen. Der Brief muß zwischen dem 26. Oktober 1346, dem Tage der Krönung Karls IV. zum römischen Könige[6]) und dem 11. Januar 1349 geschrieben worden sein; denn da Otto de Donyn Can. Wrat. den Brief mit der schlichten Anschrift

---

[1]) Vergl. die Erklärung, die Jean Lulvès a. a. O., S. 8, hierfür bringt, H. = Hannes. Ich schließe mich ihr durchaus an.

[2]) B. Mencken, l. c. wie Anm. 5 dieser Seite.

[3]) ibidem.

[4]) Dieser Mann erscheint als eine der interessantesten Persönlichkeiten im Breslauer Klerus jener Tage. Zuerst erwähnt am 3. Mai 1323 als Protonotar des Herzogs Heinrich VI. (S. R. 4258 = G. Korn, l. c., S. 99), ist er am 31. März 1324 bereits Kanonikus am Breslauer Dom und am Kreuzstift (S. R. 4336 = G. Korn, l. c., S. 106). Am 1. Mai 1336 nennt ihn eine Urkunde als Pfarrer von Schweidnitz (S. R. 4943 = Diözesanarchiv Breslau, Stadtpfarrei Schweidnitz). Am 9. August 1345 ist er Kanzler der Landeshauptmannschaft Breslau (Diözesanarchiv Breslau B. B. 28); zum letzten Male wird er am 1. Dezember 1349 erwähnt (Diözesanarchiv Breslau XX, 10). Im Spätsommer des folgenden Jahres ist er wohl gestorben; am 2. Oktober 1350 weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Sein Kanonikat am Breslauer Dom wird bereits anderweitig vergeben (Mon. Vat. I, S. 687, Nr. 1267).

Konrad Burdach a. a. O. I, S. 64, vermutet in der angeblich verlorengegangenen Chronik des Notars Otto, welche die Zeit von 1253 bis 1346 umfassen und auf Befehl König Karls begonnen worden sein soll, das Werk dieses Otto von Donyn. Für die Geschichte schlesischer Altarstiftungen sowie das erste erwachende Interesse für Augustinus und die Männer seines Geistes dürfte es von Wert sein, daß Otto von Donyn im Breslauer Dom eine Altarstiftung zu Ehren der vier abendländischen Kirchenlehrer, also Gregors I. sowie der Heiligen Augustinus, Ambrosius und Hieronymus errichtete, was Bischof Preczlaw am 19. August 1344 bestätigte (Diözesanarchiv Breslau G. G. 100).

Am 23. November desselben Jahres war er mit Nikolaus von Pannwitz als Abgesandter des Domkapitels bei König Johann in Prag und empfing für das Kapitel die Belehnung mit dem von Herzog Boleslaus von Brieg gekauften Gebiete von Grottkau (Diözesanarchiv Breslau 57).

[5]) Cod. I 243 des Schweidnitzer Ratsarchivs, Fol. 113 bis 114 a. Vergl. Konrad Wutke, Über schlesische Formelbücher des Mittelalters. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte 26. Bd., Breslau 1919, S. 31 ff., bes. Seite 33.

[6]) Der terminus a quo wird durch die Worte des Textes „apud Dominum regem" bestimmt; vergl. BHReg 264 a.

Digitized by Google

„Johanni Novif." versieht, ist dieser sicher noch nicht Kanonikus gewesen. Seine erste Domherrenstelle erhielt er aber an eben genanntem Tage[1]).

Der Inhalt des Briefes ist dadurch interessant, daß er auf freundschaftliche Beziehungen des etwa 30 Jahre älteren Otto von Donyn[2]) zu unserem Johannes hinweist. Vielleicht haben wir in ihm den ersten Mäzen zu sehen, der dem jungen Kleriker Johannes de Novoforo auf Grund seiner einflußreichen kirchlichen und weltlichen Stellung die Wege nach oben ebnete. Jedenfalls schrieb er ihm, dem Notar in der Kanzlei des Königs, daß er auf seine Veranlassung bald Mitglied des Breslauer Kreuzkapitels sein werde[3]). Doch mögen sich den Bemühungen Otto von Donyns Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben, die uns nicht bekannt sind, und mit denen er nicht gerechnet hatte. Denn erst am 26. Oktober 1351 wird Johann von Neumarkt zum ersten Male in der Würde eines Domherren des Kollegiatstiftes zum hl. Kreuz in Breslau erwähnt[4]). Sicher hat er sie später als sein Kanonikat am Breslauer Dome erhalten. Die Urkunde, die ihm diese Pfründe verleiht, bezeichnet ihn nämlich nur als Pfarrer von Neumarkt[5]).

Mit dem Beginn des Jahres 1349 sind alle Hemmungen für den Aufstieg Johanns beseitigt. König Karl bittet selbst Papst Clemens VI., diesem seinem Notar ein Kanonikat an der Breslauer Kathedrale zu verleihen[6]). Die Erfüllung des Wunsches hat keine Schwierigkeiten. Vom 11. Januar 1349 datiert die Ernennungsurkunde der Kurie[7]). Gleichzeitig wird die Erlaubnis gegeben, daß Johannes seine Neumarkter Pfarrkirche behalten darf[8]).

Noch eine 3. schlesische Kirche zählte ihn unter ihre Kanoniker, nämlich das Kollegiatstift von Gr. Glogau. Die Urkunden vom 26. Oktober[9]) und 15. November 1351[10]) nennen ihn in dieser Würde. Zeit und Ort der Verleihung sind nicht bekannt; doch dürfte sie zwischen dem 14. Juni und 26. Oktober dieses Jahres erfolgt sein, da eine Urkunde von jenem Tage[11]) ihn noch nicht mit dem Titel eines canonicus Glogoviensis erwähnt. Vielleicht hat es sein Landsmann, der nachmalige Archidiakon von Gr. Glogau Johannes de Novoforo[12]), erwirkt, daß unser Johannes eine frei gewordene Stelle seines Kapitels erhielt. Daß die Identifizierung beider gleichnamigen Domherren von Glogau durch Johannes Heyne[13]) ein Irrtum ist, sah schon

---

[1]) Mon. Vat. I, S. 591, Nr. 1056; Silesiaca aus dem vatikanischen Archiv in Rom. Staatsarchiv Breslau Rep. 135 C. 300. Staatsarchiv Breslau 11. Januar 1349.

[2]) Siehe oben S. 316, Anm. 4.

[3]) Vergl. S. 316, Anm. 5.

[4]) Mon. Vat. I, S. 727, Nr. 1400; vergl. Aug. Wagner, Schlesisches aus dem Vatikanarchiv. Schles. XXV (1891), S. 291.

[5]) Mon. Vat. I, S. 591, Nr. 1056; Silesiaca a. a. O. zum 11. Januar 134.

[6]) Silesiaca a. a. O. zum 11. Januar 1349.

[7]) l. c.

[8]) Mon. Vat. I, S. 591, Nr. 1056.

[9]) l. c. I, S. 727, Nr. 1400.

[10]) Gust. Adolf Stenzel, Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau im Mittelalter, Breslau 1845, S. 309.

[11]) Franz Mart. Pelzel, a. a. O., Urkundenbuch, Bd. I, S. 111, Nr. 105 = BHReg 1385.

[12]) Joh. Heyne, a. a. O. II, S. 212.

[13]) Ebendort S. 212 ff.

Digitized by Google

Lulvès[1]). Die Unmöglichkeit dieser Annahme beweisen folgende Argumente.

Der Archidiakon war Doctor der Medizin[2]). Diesen Titel hatte er sich allerdings nicht wie die meisten studierenden Schlesier in Bologna erworben[3]), — und hier liegt die Fehlerquelle für die oben abgelehnte Meinung, auch unser Johannes sei Student in Bologna gewesen[4]). — sondern wohl auf der berühmten Medizineruniversität des Mittelalters Salerno in Süditalien[5]). Er gilt als der Verfasser zweier medizinischer Werke[6]), die in einer Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek überliefert sind[7]). Unser Johannes war trotz seiner universellen Bildung ein Laie in der ärztlichen Kunst. Keine Stelle der Quellen deutet darauf hin, daß sein Wissen sich auch auf dieses Gebiet erstreckt hätte. Die besten Beweise für die Verschiedenheit beider Personen sind aber die Urkunden, die den Johannes physicus nach dem 18. Dezember 1353 noch als Archidiacon von Gr. Glogau erwähnen[8]), da an diesem Tage unser Johannes zum ersten Male episcopus Luthomislensis heißt[9]) und mit der empfangenen Bischofsweihe alle niederen kirchlichen Würden erloschen sind[10]). Noch am Ende seines Lebens taucht in einer Quelle ein weiterer Johannes de Novoforo auf, der ebensowenig mit dem Kanzler Kaiser Karls identisch ist. Am 9. Februar 1375 wird ein Prager Student dieses Namens zum Licentiaten promoviert. Damals war unser Johannes bereits 10 Jahre Bischof von Olmütz und kam nur noch selten nach Prag[11]).

Domherrenstellen besaß Johann von Neumarkt auch außerhalb Schlesiens. Die Schenkungsurkunde vom 14. Juni 1351 nennt ihn bereits als Kanonikus von Olmütz[12]). König Karl hatte ihn für diese Würde dem dortigen Domkapitel vorgeschlagen[13]). Zwei Jahre später, am 11. und 12. Juni 1353 erwähnt ihn eine päpstliche Urkunde auch als erwählten Kanonikus der Prager Kathedrale[14]). Die curia, von der hier gesprochen wird, mag wohl die Wohnung gewesen sein, in der er Ende 1357 als Beauftragter des Kaisers den Streit zwischen dem Landeskomtur des deutschen Ordens in Thüringen

---

1) Jean Lulvès, a. a. O., S. 9, Anm. 2.

2) Vergl. die unter Anm. 1 dieser Seite vermerkte Urkunde.

3) So Joh. Heyne, a. a. O., S. 212; vergl. oben S. 304.

4) Siehe oben S. 304.

5) Eine Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Wolffenbüttel Cod. 2444 hat auf Blatt 79—87 als 21. Stück die Worte „Johannis de Novoforo de sanitate tuenda liber Glossatus, multis partibus auctior quam in vulgaribus stat editionibus sub nomine scholae Salernitanae." Vergl. Dr. O. Heinemann, Die Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolffenbüttel II. Abt. Die Augusteischen Handschriften. Wolffenbüttel 1898, III, S. 157.

6) A. W. E. Th. Hentschel, Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert, Breslau 1850, S. 79—82; vergl. J. Heyne, a. a. O., II, S. 213.

7) Bresl. Univers. Bibl. Cod. III, Fol. 20, Bl. 102—106; 145—165.

8) J. Heyne, a. a. O., II, S. 212, Anm. Das Original-Staatsarchiv Bresl. Depos. d. Stadt Neumarkt Nr. 7.

9) Siehe unten S. 323.

10) Siehe unten S. 321, Anm. 2.

11) BHReg 5724, 27; Mon. hist. Univ. Prag 1830, I, 1, S. 168. Vergl. K. Burdach, a. a. O., I, S. 30, Anm. 1.

12) M. Pelzel, l. c., I, Urkundenbuch, S. 111, Nr. 105 = BHReg 1385.

13) Canc. nov. Einleitung, S. 4, Anm. 2.

14) Mon. Vat. II, S. 36 f., Nr. 82.

Digitized by Google

Friedrich von Treffurt und dem Deutschordenspfarrer von Mühlhausen in Thüringen schlichtete, nämlich in Prag „in curia habitacionis dicti Domini cancellarii in estuario inferiori etc."[1]).

Dagegen beruht es auf einem Irrtum, wenn Johannes von Neumarkt einmal mit dem Datum des 19. April 1350 als Dompropst angeführt wird[2]). Die dort genannte Quelle[3]) enthält nicht seinen Namen.

Die kirchliche Tätigkeit unseres Johannes scheint sich in dieser ersten Hälfte seines Lebens in Breslau ein Denkmal gesetzt zu haben, das die Jahrhunderte überdauerte. Denn vielleicht ist er die treibende Kraft gewesen, die, im Stillen wirkend und anregend, hinter der Gründung des Augustinereremitenklosters und der Kirche St. Dorothea stand. Er stellte die Stiftungsurkunde vom 24. November 1351 aus[4]). Seit dem 15. November ist er bereits in Breslau nachweisbar[5]), und ein knappes halbes Jahr früher machte sein König seinetwegen und auf seine ausdrückliche Bitte dem Prager Thomaskloster jene bereits erwähnte Schenkung[6]). Hier liegt, wie gezeigt wurde, der Anfang einer ausgesprochenen Bevorzugung des Augustinereremitenordens, die Johannes von Neumarkt bis zum Ende seines Lebens bewahrte. Es ist unter diesen Umständen unwahrscheinlich, daß er am 24. November nicht mehr als nur der die Urkunde ausstellende Kanzleibeamte war.

Im Jahre 1350 war Cola di Rienzo nach Prag gekommen[7]). Zwei Jahre hatte er büssend als Tertiar bei den Franziskanereremiten am Monte Mayella in den neapolitanischen Apenninen gelebt[8]); nun zog er mit der Botschaft des Einsiedlers Fra Angelo zu König Karl, um ihn zum Römerzuge aufzufordern und ihm zu sagen, daß er, Cola, dazu bestimmt sei, ihm den Weg zum Kaisertume zu bahnen[9]). Am Hofe hatte dem römischen Tribunen

---

[1]) W. Wintruff, Die Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen im Kampf mit dem deutschen Orden während der Jahre 1357—1362, Mühlhäuser Geschichtsbl. Jahrg. 14, 1913/14, Text S. 61 ff., Regest., S. 79, Nr. 10.

[2]) Rich. Haertel, Die Prälaten des Bresl. Domstiftes bis zum Jahre 1500, Z. Schles. XXIV (1890), S. 281.

[3]) Schöttgen & Kreysig, Diplomataria et scriptores historiae Germanicae medii aevi, Tom. III, Altenburg 1760, S. 608. W. Kienast teilt in seinem Beitrag „War Johann von Neumarkt, Kanzler Kaiser Karls IV., Dompropst von Breslau?" (Schles. Gesch., Blätter 1927, Nr. 2, S. 42 f.) mit, daß der fragliche Kanzleivermerk nicht in der genannten Quelle, sondern in dem späteren Abdruck des Henneberger Urkundenbuches II (1847), 88, Nr. 142 zu finden ist. Er lautet „per dominum prepositum Wratislaviensem Johannes Noviforensis". Es ist also zu unterscheiden zwischen dem Dompropst und Johannes. Durch die Nichtbeachtung dieses Unterschiedes ist der Irrtum entstanden.

[4]) BHReg 1434. Vergl. Chr. Reisch, a. a. O., Urkundenbeil. S. 279 f.

[5]) BHReg 1429 = G. A. Stenzel, Urkunden z. Gesch. d. Bist. Bresl., Seite 308.

[6]) Fr. M. Pelzel, a. a. O., I, S. 111, Nr. 105 = BHReg 1385.

[7]) Felix Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit, Hamburg und Gotha 1841, S. 214 ff.; Heinr. Friedjung, Kais. Karl IV. und sein Anteil am geistigen Leben s. Zeit, Wien 1876, S. 286 f.

[8]) Friedjung, a. a. O., S. 201 ff.

[9]) Ebendort S. 215 ff., bes. 216; vergl. K. Burdach, a. a. O., Bd. II, Teil 3, Berlin 1912, S. 193, 196.

Digitized by Google

am begeistertsten Johannes von Neumarkt zugejubelt[1]) und versucht, seinen schwungvollen Stil nachzuahmen[2]). Und in der Verehrung für Cola di Rienzo ist wohl auch der Ursprung jener besonderen Vorliebe für die Augustinereremiten zu suchen, die unseren Johannes auszeichnete. Im Geiste der Zeit, die eine letzte Blüte der beiden großen Augustinerorden sah[3]), und, wenigstens in den Kreisen des jungen Humanismus, so manchen Freund augustinischen Geistes aufzuweisen hatte[4]), setzte sich bei Johannes die Schwärmerei Colas für die franziskanischen Einsiedler[5]) um in eine starke Neigung zu den Eremiten vom hl. Augustin. Ihren ersten Ausdruck fand sie in jener Verwendung für das Prager Thomaskloster beim Könige[6]); und viel Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß sie auch ein halbes Jahr später die geistige Kraft war, die St. Dorotheen in Breslau gründete. Diese Vermutung sei im Rahmen unserer Untersuchung hier ausgesprochen in dem Bewußtsein, daß die eigentliche Gründungsurkunde[7]) hierzu keinen besonderen Anlaß bietet, der in Johann von Neumarkt zum Ausdruck kommende Augustinismus jener Zeit aber uns diesen Gedanken aufdrängt.

IV.

Im Frühjahr 1352 erhielt Johannes bereits die Bischofswürde. Nach dem Tode des Naumburger Bischofs Johann von Miltitz[8]), der Anfang dieses Jahres starb, stellte Papst Clemens VI. den Breslauer Kanonikus Johann von Neumarkt, der bereits in „sacerdotio constitutus“ sei, an die Spitze der verwaisten Kirche[9]). Die Ernennungsurkunde ist am 16. Februar 1352 in Avignon ausgestellt und enthält in der üblichen Form die Mitteilung über die Neubesetzung des Bistums an das Domkapitel von Naumburg, den Klerus, das Volk, die Vasallen sowie den Erzbischof von Magdeburg und König Karl. Johanns Stellung als Beamter der Reichskanzlei erschwerte ihm die Befolgung der kirchlichen Vorschrift, die Bischofsweihe aus der Hand seines Metropoliten zu empfangen[10]). Um diesem Hindernis zu begegnen, gestattete ihm Papst Clemens VI. am 2. März, das munus consecrationis von jedem beliebigen Bischof entgegenzunehmen, betonte allerdings in der Bulle, daß er den Erzbischof von Magdeburg nicht übergehen

---

1) Friedjung, a. a. O., Urkunden, Nr. 55, 69, 76.

2) K. Burdach, a. a. O., I, S. 88 f.

3) M. Heimbucher, a. a. O., II, S. 12 f., 185 f.; K. Burdach, a. a. O., I, S. 54 f.

4) Man denke nur an Karl IV., an Ernst v. Pardubitz und Albert v. Sternberg.

5) F. Papencordt, a. a. O., S. 202 ff., bes. 207.

6) Siehe oben S. 308.

7) Chr. Reisch, a. a. O., Urk. Beilg., S. 279 f. = BHReg 1434.

8) Konrad Eubel, a. a. O., I, S. 374.

9) Mon. Vat. I, S. 736, Nr. 1424; vergl. Gust. Schmidt, Päpstliche Urkunden und Regesten, die Gebiete der heutigen Provinz Sachsen u. d. Umlande betreffend, Bd. 21 der Geschichtsquellen der Prov. Sachsen und angrenzender Gebiete Teil I, Halle 1886, S. 412, Nr. 212; vergl. Aug. Wagner, a. a. O., S. 299.

10) P. Hinschius, Das Kirchenrecht d. Katholiken und Protestanten in Deutschland, Bd. I, Berlin 1869, S. 116.

Digitized by Google

dürfe[1]). Da die Kurie nach diesem Entgegenkommen mit einer baldigen Weihe rechnete, durch die alle Pfründen Johanns vakant werden würden[2]), begann sie diese bereits anderweitig zu vergeben. Am 11. März wurde eine Supplik des Bischofs Johannes von Spoleto genehmigt, seinem Neffen Johannes de Pistorio Kanonikat und Praebende an der Breslauer Kreuzkirche, die im Besitz unseres Johannes waren, zu reservieren[3]). Am 25. März beauftragte Papst Clemens VI. den Olmützer Bischof Johann VIII., dafür zu sorgen, daß die durch die Beförderung des Neumarkter Pfarrers zum Bischof von Naumburg und seine demnächst zu erwartende Bischofsweihe frei werdende Pfarrei Naumarkt in der Diözese Breslau dem Bischof von Schleswig reserviert werde[4]). Dies geschah deshalb, weil dieser aus irgend einem Grunde sein Bistum und die Einkünfte daraus verloren hatte und kein standesgemäßes Einkommen mehr besaß[5]). Es blieb jedoch bei der Reservierung, da die tatsächliche Vakanz zunächst nicht eintrat. Theoderich von Schleswig ist am 20. Februar 1353 Bischof von Minden[6]).

Die Bischofsweihe Johanns von Neumarkt zog sich immer mehr hin. Wohl nahm ihn die Kanzlei stärker in Anspruch, besonders da er inzwischen Protonotar geworden war[7]). Es scheint aber auch, daß er selbst damals das rauschende Hofleben den Pflichten des bischöflichen Amtes vorzog[8]). Und schließlich deutet ein päpstliches Schreiben an den Erzbischof von Prag, den Bischof von Breslau und den sacrista ecclesie Avinionensis vom 13. April 1353[9]) noch auf ein drittes Hindernis. Der Brief enthält die Mahnung an die genannten Kirchenfürsten, den erwählten Bischof von Naumburg als wahren Bischof anzunehmen, einen gewissen Rudolf von Nebra als intrusus von der Leitung des Bistums zu entfernen und Johann von Neumarkt Genugtuung zu verschaffen. Man wird daraus schließen dürfen, daß die Bischöfe in Johannes nur den Günstling des Hofes, den Emporkömmling ohne Adel sahen, den man als gleichberechtigt nicht anerkennen wollte. So konnte es König wie Papst nur höchst willkommen

---

1) Mon. Vat. S. 747, Nr. 1446.

2) P. Hinschius, a. a. O., III, Berlin 1883, S. 295, 317. „Derjenige, welcher auf Grund einer Wahl und Bestätigung den ruhigen Besitz eines Bistums erworben hat, verliert seine bisherigen Ämter ipso iure in dem Augenblick, wo er konsekriert wird."

3) In jener Zeit herrschte das päpstliche Reservations- und Provisionswesen. Es geht zurück auf Clemens IV. Johann XXII. dehnte es generell auf alle im päpstlichen Gebiete direkt gelegenen Kathedral- und Kollegiatkirchen aus. Clemens VI. ging noch einen Schritt weiter, indem er alle Bistümer und Abteilungen ohne Rücksicht auf die Art der Erledigung der Verfügung des apostolischen Stuhles vorbehielt. Vergl. Konr. Eubel, Zum päpstlichen Reservations- und Provisionswesen. Röm. Quartalschr. f. christliche Altertumsk. u. f. Kirchengesch., 8. Jahrg., Rom 1894, S. 169 ff., bes. 172—176; P. Hinschius, a. a. O., III, S. 132; Mon. Vat. I, S. 750, Nr. 1452.

4) Aug. Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae, Bd. I, Romae 1860, S. 537; vergl. P. Kindler, a. a. O., S. 45.

5) Cod. Morav. VIII, S. 114, Nr. 151.

6) Konr. Eubel, Hierarchia I, S. 432.

7) BHReg 1509.

8) Canc. Nov. S. 89, Nr. 101; S. 103, Nr. 128; S. 107, Nr. 136; S. 130, Nr. 187.

9) Mon. Vat. II, S. 21, Nr. 46.

Digitized by Google

sein, als sich im Herbst 1353 Gelegenheit bot, Johannes nach dem Bistum Leitomischl in Böhmen zu versetzen, wo wenigstens die letztgenannten Hindernisse nicht bestanden.

Hier war Johannes I., der das Bistum seit seiner Errichtung verwaltet hatte[1]), gestorben[2]). Als sein Nachfolger wurde Johannes, der Erwählte von Naumburg, ausersehen. Am 9. Oktober 1353 löste ihn der Papst von seinen Verpflichtungen gegenüber dem Bistum Naumburg und versetzte ihn — licet absentem — nach Leitomischl[3]). Die ausdrückliche Erwähnung der Abwesenheit hat ihren Grund in der Eigenschaft Johanns als Protonotar der Reichskanzlei. Als solcher war er am Tage der Ernennung im Gefolge des Königs in Zürich in der Schweiz[4]). Das päpstliche Dekret begründet das Vorgehen der Kurie mit dem Reservationsrecht. Es betont die Notwendigkcit, die Zeit der Vakanz möglichst zu verkürzen; um der Kirche von Leitomischl einen möglichst tüchtigen Bischof zu geben, sei die Wahl nach Beratung mit dem Kardinalskollegium auf Johannes von Neumarkt gefallen. Wie bei seiner Ernennung zum Bischof von Naumburg erfolgte die Publikation der Neubesetzung des böhmischen Bistums dadurch, daß die päpstliche Bulle an Klerus und Volk von Stadt und Diözese Leitomischl, an alle Vasallen, den Erzbischof von Prag sowie König Karl gerichtet ist. Am 10. Oktober erfolgte — und dies beweist die Beteiligung König Karls an der ganzen Angelegenheit — auf seine Bitte die Reservierung der Pfarrei Neumarkt für den Hofkaplan Nikolaus, den Sohn des Dipold von Pilgrems[5]), weil ihre Vakanz in Kürze „per munus consecrationis obtinendum per reverendum Dominum Johannem electum ecclesiae Luthomuslensis" zu erwarten sei.

Die Bischofsweihe machte auch hier wieder Schwierigkeiten. Sie hatte nach den kirchlichen Bestimmungen nunmehr durch den Erzbischof von Prag, den Metropoliten von Leitomischl, zu erfolgen. Von dieser Verpflichtung befreite ihn eine Bulle vom 23. Oktober[6]). Diese gestattet ihm, die Weihe an jedem beliebigen Orte und von jedem Bischof zu empfangen; doch forderte die Urkunde die genaue Beobachtung der rituellen Vorschriften. Besonders wurde Johannes an die Assistenz von zwei oder drei katholischen Bischöfen erinnert sowie an den Treueid, den er dem Konsekrator zu leisten habe „iuxta formam, quam sub bulla nostra mittimus interclusam". Seinen genauen Wortlaut solle er nach Eidesleistung durch eigenhändigen Brief, der mit seinem bischöflichen Siegel versehen sein müsse, mit eigenem Boten an den Papst melden. Doch genügte diese Dispens noch nicht. Die kanonischen Bestimmungen forderten, daß die Bischofsweihe innerhalb dreier Monate nach der Ernennung empfangen werden müsse, widrigenfalls der Ernannte die bereits bezogenen Einkünfte aus dem neuen Bistum wieder verlieren sollte. Der Aufschub der Weihe auch über die nächsten drei Monate hinaus zog den Verlust des Bistums nach

---

1) Konr. Eubel, Hierarchia I, S. 318.
2) ibidem.
3) Mon. Vat. II, S. 61, Nr. 145.
4) BHReg 1620 a—1633 a.
5) Mon. Vat. II, S. 62, Nr. 146.
6) ibidem S. 67, Nr. 159.

Digitized by Google

sich[1]). König Karl wandte sich an den Papst mit der Bitte, seinen Protonotar auch von der genauen Beobachtung dieser Vorschrift zu entbinden mit dem Hinweis auf die starke Inanspruchnahme durch den Kanzleidienst[2]). Daraufhin erweiterte dieser die Frist zum Empfang der Weihe auf 6 Wochen durch besondere Bulle vom 2. Dezember 1353[3]). Doch machte Johannes von diesem weitgehenden Entgegenkommen der Kurie keinen Gebrauch. Denn bereits am 18. Dezember nennt ihn eine Urkunde episcopus Luthomuslensis[4]), nicht mehr electus. Er ist also zwischen diesen beiden Terminen zum Bischof geweiht worden; Ort und Tag der Handlung sowie der Name des Konsekrators sind uns nicht überliefert worden. Bereits am 15. Oktober waren seine Abgesandten, Nikolaus von Pilgrems, nunmehr Offizial von Leitomischl, und der Breslauer Kanonikus Jakob, der Sohn eines gewissen Augustinus, in Avignon erschienen, um mit der Kurie die Zahlung der Annaten[5]) für das verliehene Bistum im Namen Johanns von Neumarkt zu regeln. Durch diese versprach der „Erwählte" pro suo communi servicio[6]) 800 Florenen Gold und 5 servicia consueta[7]) zu entrichten, die Hälfte am Feste St. Michael des kommenden Jahres, den Rest am gleichen Tage ein Jahr später. „Pro ecclesia Naumburgensi, cui praefuit" versicherte er noch bei dieser Gelegenheit, zum kommenden Weihnachtsfest 100 Florenen Gold zu zahlen, wozu er schon längst verpflichtet war und 5 servicia für jede Rate[8]). Wegen seiner Säumigkeit mußten die Gesandten hierfür Bürgschaft übernehmen und versprechen, selbst zum festgesetzten Termin diese Beträge zu entrichten, falls sie vom Bischof Johann von Neumarkt nicht eingehen sollten[9]). Eine Quittung der päpstlichen Kammer vom 15. Dezember 1353 bestätigt die Zahlung von 50 Florenen Gold als servicium commune und 7 Florenen, 9 Soldi und 11 Denare in avignonesischer Münze als Kanzleigebühren[10]).

Kaum ist Johannes Bischof von Leitomischel, da erwähnt ihn eine Urkunde vom 26. Dezember 1353 bereits als Kanzler[11]). Diese neue Würde fesselt ihn natürlich immer mehr an den Hof. Wohl lag die Verwaltung

---

[1]) Wetzer und Welte, II, S. 878.
[2]) Mon. Vat. II, S. 67, Nr. 159.
[3]) ibidem.
[4]) Theodor Lindner, a. a. O., S. 21.
[5]) So nannte die röm. Kanzleisprache die dem Papst bei Verleihung höherer Kirchenämter zust. Abgaben, weil sie etwa den Einkünften eines Jahres aus der betr. Pfründe entsprachen. Wetzer und Welte, a. a. O., I, S. 76; P. Kirsch, Die Annaten und ihre Verwaltung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., Hist. Jahrb. d. Görresgesellsch., 9. Bd., 1888, S. 300 ff.; M. Tangel, Das Taxwesen d. päpstl. Kanzl. vom 13. bis zur Mitte des 15. Jahrh., Mitteilungen d. Instituts f. österreich. Geschichtsforschung weiter zitiert M. I. Ö. G. XIII. Bd., 1892, S. 1 f.
[6]) So genannt, weil diese Taxe zur Hälfte dem Papst zur Hälfte den Kurienkardinälen zufiel. K. Eubel, Zum päpstl. Reservations- u. Provisionswesen, a. a. O.
[7]) Kanzleigebühren, die in fünf Teilen an das niedere Kanzleipersonal verteilt wurden. Wetzer und Welte, a. a. O., S. 76.
[8]) Mon. Vat. II, S. 63 f., Nr. 150.
[9]) Mon. Vat. II, S. 63 f., Nr. 150.
[10]) ibidem Nr. 160.
[11]) BHReg 1699, vergl. ebend. Einleitung XLVI.

Digitized by Google

seiner Diözese in den Händen seines Offizials Nikolaus von Pilgrems[1]). Als er aber im Herbst 1354 König Karl zum Römerzuge begleiten mußte[2]), da benötigte er auch für die bischöflichen Weihehandlungen einen Vertreter. Hierzu wählte er sich seinen Bruder, den Leubuser[3]) Zisterziensermönch Matthias aus. Am 31. Juli 1355 ernannte diesen Papst Innozenz VI. zum Bischof mit dem Titel von Trebinje in Bosnien[4]). Auch als Johannes bereits aus Italien zurückgekehrt war, blieb Matthias noch in Böhmen. Wiederholt erscheint er im Gefolge des Kaisers[5]). Zum letzten Male ist er in Böhmen an der Seite seines Bruders am 9. Juli 1361 nachweisbar[6]). Am 1. April 1370 ist er gestorben[7]). In Dankbarkeit gegen seinen Bruder Johannes, dem er seine bischöfliche Würde wie auch das wohl nicht unbedeutende Ansehen am Hofe verdankte, vermachte er an die Schloßkapelle von Brieg 31¼ Mark jährliche Zinsen zur Stiftung von Jahresmessen für den Bruder, den Bischof von Olmütz und für sich[8]). Das Kamenzer Klostertotenbuch rühmt ihn als besonderen Gönner dieser Zisterzienserniederlassung[9]). — Die Monate unmittelbar nach der Rückkehr vom Römerzuge — am 3. Juli 1355 ist Kaiser Karl und sein Hof wieder in Deutschland nachweisbar[10]) — waren für Johannes von Neumarkt ausgefüllt mit Arbeit im Dienste des Reiches. Die Meinung, daß er der Verfasser des Reichsgesetzes der goldenen Bulle gewesen sei[11]), ist in dieser Form bereits von Karl Zeumer widerlegt worden[12]). Johannes von Neumarkt war nach seinen Darlegungen ebenso wenig der „stilistische Redaktor" des ganzen Gesetzes[13]) wie auch nur der voran= gestellten Hexameter, sowie einiger Stücke mit mehr humanistischem Gepräge[14]). „Nur dafür spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß der wirkliche Leiter der Kanzlei an einem Gesetz, welches in der Kanzlei, wenn auch nicht durchweg verfaßt, so doch in ihr zusammengesetzt wurde, nicht ohne jeden Anteil war"[15]). Diese Ansicht stützt auch die Tatsache, daß Johannes nach der Publizierung des ersten Teiles der goldenen Bulle

---

[1]) P. Hinschius, a. a. O., II, S. 204 ff., bes. 207. Offizialat und Generalvikariat sind in kleineren Diözesen in einer Person vereinigt, nur in größeren getrennt.

[2]) BHReg 1940, 65; 2120, 37, 38, 44.

[3]) W. Wattenbach, Monumenta Lubensia, Bresl. 1871, S. 42 u. Anm. 1; vergl. Jos. Jungnitz, Die Bresl. Weihbischöfe, Bresl. 1914, S. 26 f.

[4]) Konr. Eubel, I, S. 496, vergl. Jungnitz, a. a. O., S. 27.

[5]) BHReg 2470, 91.

[6]) Libri erectionum archidiocesis Pragensis saeculo XIV. et XV. Lib. I, herausgegeben v. C. Borovy, Prag 1875, S. 28, Nr. 50.

[7]) W. Wattenbach, Schles. Nekrologe Z. Schles. IV (1862), S. 320.

[8]) Colmar Grünhagen, Urkunden der Stadt Brieg, Cod. Sil. IX, Nr. 1614.

[9]) W. Wattenbach, Schlesische Nekrologe Z. Schles. IV (1862), S. 320.

[10]) BHReg 2166 b.

[11]) Emil Nerger, Die goldene Bulle nach ihrem Ursprung u. reichsrechtlichen Inhalt, Prenzlau 1877, S. 35; Anton Benedict, a. a. O., Einl. S. IV.

[12]) K. Zeumer, Die goldene Bulle Karls IV., Quellen und Studien zur Verf. Gesch. d. Dtsch. Reiches in Mittelalter u. Neuzeit, Bd. 2, Heft I, 1. Teil, Weimar 1908, S. 179 f.

[13]) K. Burdach, a. a. O., I, S. 31.

[14]) Ebend. S. 38; O. Hahn, Ursprung u. Bedeutung d. gold. Bulle Karls IV. Diss. Breslau 1902, S. 49 f., bes. S. 52.

[15]) K. Zeumer, a. a. O., S. 179.

Digitized by Google

am 10. Januar 1356 in Nürnberg[1]) nur noch wenige Tage sich hier aufhielt; am 12. Januar ist er zum letzten Male in der Reichsstadt nachweisbar[2]). Dann verschwindet er für einige Zeit vom Hofe, um nach seiner Bischofstadt Leitomischl zu gehen. Hier wollte er einen Plan zur Ausführung bringen, der ihn wohl schon einige Zeit beschäftigte.

Die besondere Verehrung für Augustinus und die Augustinereremiten, die der Verkehr mit Cola di Rienzo wachgerufen hatte, war in Italien neu belebt worden. Wohl erst die persönliche Bekanntschaft mit Francesco Petrarca[3]) und seinem Kreise gab diesem Zuge seines Wesens die feste Prägung. Viel mehr hatte er von dem neuen Geiste drunten im Süden genossen als nur die Brocken, die vom Tische Petrarcas herunterfielen, wie er sich einmal ausdrückt[4]). Der äußere Ausdruck des großen geistigen Erlebnisses, das er auf dem Römerzuge gehabt und das ihn endgültig für den jungen Humanismus und die Augustinusbegeisterung des Petrarca-kreises gewonnen hatte[5]), wurde die Gründung des Augustinereremiten-klosters in Leitomischl. Gewisse Schwierigkeiten von seiten der altein-gesessenen[6]) Prämonstratenser voraussehend, versäumte es Bischof Johannes nicht, sich der ausdrücklichen Zustimmung seines prämonstratensischen Domkapitels[7]) wie auch der Stadt Leitomischl[8]) zu versichern. Am 5. Februar 1356 gab Papst Innozenz VI. die erbetene Genehmigung[9]). Die Urkunde erwähnt auch, daß das neue Kloster infolge der Freigebigkeit Kaiser Karls habe gegründet werden können. Demnach ist die sonst nicht bezeugte Nachricht, daß Johannes auch die Erlaubnis des Landesherrn erst eingeholt[10]) habe, sicher richtig. Der Bau machte so schnelle Fortschritte, daß bereits am 29. September 1357, am St. Michaelistage, die Mönche in der Klosterkapelle, die der hl. Margareta geweiht war, den Gottesdienst beginnen konnten[11]). Nicht so schnell ging es mit der Errichtung der eigentlichen Klosterkirche zum hl. Kreuz. Beim Weggang Johanns von Neumarkt von Leitomischl im Jahre 1364 scheint unter seinem Nachfolger Albert von Sternberg ihr Bau ins Stocken geraten zu sein. Jedenfalls mag dieser ihn nicht besonders gefördert haben. Darauf deutet ein Brief, den Johannes als Bischof von Olmütz an ihn schreibt[12]). Er scheint durch eine Beschwerde des Baumeisters Jakob veranlaßt zu sein, der wohl von der Leitung des Baues verdrängt werden sollte. Bischof Johannes

---

1) BHReg 2397.
2) BHReg 2407.
3) Rudolf Wolkan, a. a. O., S. 100.
4) Ferd. Tadra, Summa cancellariae (Camcellaria Caroli IV.) Historiký Archiv VI 1895 weiter zitiert: Summa canc., S. 30, Nr. 49.
5) M. Dvorák, a. a. O., S. 86.
6) Frantisska Geljnka (Jelinek) Historye města Litomyšle, Bd. 1, Leitomischl 1838, S. 126.
7) l. c.
8) l. c.
9) Cod. Morav. IX, S. 6, Nr. 7.
10) Fr. Geljnka, S. 126, a. a. O.
11) Geljnka, l. c. S. 127; ein urkundlicher Beleg hierfür war mir nicht zugänglich; doch erscheint die Nachricht glaubhaft.
12) Canc. Nov. S. 116, Nr. 157; vergl. Anton Frind, a. a. O., II, S. 311.

Digitized by Google

tritt für ihn ein und betont, daß niemand den Bauplan so gut kenne wie dieser Meister und nur er das begonnene Werk vollenden könne.

Um seine Kirche besonders auszuzeichnen, bat Johannes den erstgeborenen Sohn des Königs von Frankreich um eine Kreuzesreliquie[1]). Im Mai 1359 schickte ihm der Prinz wegen der besonderen Verehrung, die Johannes, sein Freund, für das Kreuz Christi empfinde, eine Partikel des kostbaren Holzes[2]). Damit erhielt die Leitomischler Augustinerkirche, mit den Augen jener Zeit gesehen, einen kostbaren Schatz, der sie über die anderen Kirchen der Stadt und auch der Umgebung weit erhob. Denn in der Anschauung des 14. Jahrhunderts galt eine Kirche um so reicher, je mehr und je kostbarere Reliquien sie besaß. Am wertvollsten war natürlich die Reliquie vom Kreuze Christi.

Die Stiftung des Augustinerklosters in Leitomischl behielt Johannes auch später von Olmütz aus immer im Auge[3]). Er machte ihm Schenkungen von Häusern, Gärten und Jahreszinsen[4]); nichts aber beweist die Anhänglichkeit an seine Gründung mehr, als daß er sich trotz 16 jähriger Bischofszeit in Olmütz nicht die dortige Kathedrale, sondern jene stille Augustinerkirche Leitomischls zur letzten Ruhestätte wählte[5]). Es ist erklärlich, daß diese starke Vorliebe des Bischofs für die Eremiten vom hl. Augustin dem prämonstratensischen Domkapitel mißfiel. Die Gegenströmung gegen Johann von Neumarkt wurde bald so stark, daß sie sich zur förmlichen Beschwerde über den Klostergründer beim Papste auswuchs. Prior und Kapitel beklagten sich, daß der Bischof unter Verstoß gegen die kanonischen Bestimmungen eine Augustinerniederlassung errichtet habe; es warf Johannes vor, Kirchengüter geraubt zu haben, die das Domkapitel durch apostolische Autorität kanonisch erhalten und seitdem in Ruhe und Frieden verwaltet habe. Durch Bulle vom 12. Januar 1358 beauftragte Papst Innozenz VI. den Prager Erzbischof Arnestus, die ganze Angelegenheit zu untersuchen und wieder Frieden zu stiften[6]). Dieser berief den Bischof Johann VIII. von Olmütz und entschied nach Beratung mit diesem, Johann von Neumarkt solle als einmalige Abfindung an den Scholasticus und Custos von Leitomischl 130 Schock Groschen zahlen, dagegen alle Güter erhalten, die etwa noch gemeinsamer Besitz des Bischofs und Kapitels seien[7]).

Damit kommt unsere Untersuchung zu der Frage, inwieweit überhaupt Johannes für die Dotation seines Bistums Leitomischl tätig gewesen ist. Die Errichtungsbücher der Prager Erzdiözese geben uns darüber Aufschluß[8]). Vom Zisterzienserkloster Königssaal kaufte er die Burg Landsberg, die festen Plätze Landskron, Wildenschwert, Böhm. Trübau und Gabel mit

---

[1]) Cod. Morav. IX, S. 105, Nr. 130.
[2]) ibidem.
[3]) Canc. Nov. S. 116, Nr. 157; S. Nr. 2166.
[4]) Ant. Frind, a. a. O., II, S. 311.
[5]) L. C. H. Hugo, Sacri et canonici ordinis Praemonstratensium annales Tom. II, Nancy 1736, S. 116.
[6]) Mon. Vat. II, S. 279 f., 715.
[7]) Geljnka, l. c. I, S. 142.
[8]) Clemens Borovy, Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV et XV, Lib. I (1358—1376), Pragae 1875, S. 9 ff.

Digitized by Google

weiteren in der Urkunde noch genannten kleineren Flecken. Schon im Jahre 1355 hatten die Verhandlungen hierüber begonnen; denn am 29. Oktober dieses Jahres gibt Innozenz VI. in einem Schreiben an Bischof Johann von Leitomischl und das Kloster Königssaal den Zisterziensern bereitwilligst die erbetene Erlaubnis zum Verkauf genannter Besitzungen, besonders an die Kirche von Leitomischl. Dabei bezieht sich die Urkunde auf einen nicht überlieferten Brief unseres Johannes „qui ad haec nomine ecclesiae tuae Luthomuslensis intendebas"[1]). Im Frühjahr des nächsten Jahres kam dann ein erster Vertrag zustande. Am 4. Mai 1356 einigten sich die Parteien bezüglich des Gutes Landsberg[2]). Als Kaufpreis wurde ein Jahreszins von 360 Prager Groschen vereinbart, die sich aus verschiedenen Einzelleistungen zusammensetzen sollten. Vom 26. Januar 1358 datiert dann die eigentliche Vertragsurkunde[3]); sie ist in der erzbischöflichen Kurie ausgestellt und von Arnestus von Pardubitz beglaubigt. Die Gegenleistung der Leitomischler Kirche wurde dahin neu geregelt, daß sie an das Kloster Königssaal einen Jahreszins von nur 160 Prager Groschen zahlte, außerdem aber noch die Landgüter Swol und Rauschow abtrat[4]). Bezüglich der Geldleistung wurde noch die Einschränkung gemacht, daß dafür der Bischof von Leitomischl dem Kloster Königssaal innerhalb von 10 Jahren andere Besitzungen kaufen könne, die jedoch nicht über 4 Meilen von der Wohnung der Mönche entfernt sein durften[5]). Am Vertragstage zahlte Johannes an die Zisterzienser bald die Summe von 1200 Prager Groschen für Güter und Gebiet von Landsberg, worüber ihm der Konvent eine Quittung ausstellte[6]). Am gleichen Tage ernannte er den Erzbischof von Prag zum Schiedsrichter zwischen sich und dem Abte von Königssaal für den Fall, daß Streitigkeiten entstehen würden[7]). Der Besitz des Dorfes Rauschow wurde den Zisterziensern noch durch besondere Urkunde des Leitomischler Kapitels vom 5. Oktober 1359 bestätigt[8]). Weitere Nachrichten über Johanns Tätigkeit als Landesherr sind aus diesem Abschnitt seiner Bischofszeit nicht überliefert.

Auf Bitten Kaiser Karls steuerte er auch aus seinen bischöflichen Einkünften zur Unterhaltung der Universität Prag bei und versprach, zur Förderung des dortigen studium generale 2 Jahre hindurch 60 Schock Prager Groschen zu zahlen[9]). Das St. Gallusfest und der Georgstag wurden als Termine zur Ablieferung des Geldes festgesetzt[10]).

Schon während Johanns Bischofszeit in Leitomischl begegnen wir unter den Männern, die ihm besonders nahe stehen, sowohl in der Diözese

---

[1]) ibidem.
[2]) Cod. Morav. IX, S. 14 f., Nr. 14.
[3]) Cl. Borovy, l. c. S. 10 f., Nr. 17.
[4]) ibidem S. 28, Nr. 50.
[5]) Cl. Borovy. l. c. I, S. 28, Nr. 50.
[6]) Cod. Morav. IX, S. 62 f., Nr. 83.
[7]) ibidem S. 63 f., Nr. 83.
[8]) ibidem S. 112, Nr. 139.
[9]) Canc. Arnesti Formelbuch des ersten Prager Erzbischofs Arnest von Pardubitz, herausgegeben von Ferd. Tadra, Archiv f. österreich. Gesch., Bd. 61 (1880), S. 543—545.
[10]) Ebendort S. 54.

Digitized by Google

wie auch in der Reichskanzlei besonders Klerikern aus seiner Heimat Schlesien. So ist Ende 1357 Johannes Berroici (Berwik) de Frankinstein, ein Priester der Breslauer Diözese, Offizial von Leitomischl; Johann von Neumarkt erbittet für ihn beim apostolischen Stuhle die Verleihung eines Benefiziums an der Breslauer Domkirche[1]). Aehnlich sorgt er auch als Kanzler für seine Untergebenen. Am 30. Mai 1361 erhält auf seine Bitte der kaiserliche Siegelbewahrer Johann Prusnicz ein Kanonikat an der Kathedrale zu Breslau und die Pfarrkirche zu Liegnitz[2]). Durch diesen unserem Johannes nahestehenden Mann ist wohl auch jene Handschrift des Polikraticus von Johann von Salisbury an die Peter-Paulskirche nach Liegnitz gekommen, welche mit folgenden Worten schließt: „Explicit Policraticus liber solempnis Noviforensis Olumucensis episcopi solicitudo correxit ad utilitatem publicam promovendam. Scriptus per P. Weygensdorf in promptuario Episcopi Luthomuslensis de anno M⁰CCC⁰XCIV⁰ finitus"[3]). Johann von Neumarkt hatte also eine verbesserte Ausgabe dieser philosophischen Schrift, „der ersten großen Staatstheorie im Mittelalter"[4]) besorgt und sie wahrscheinlich seinem scheidenden Freunde geschenkt oder nachgeschickt, wie er dies auch anderweitig tat[5]).

Auch mit dem Breslauer Domkapitel stand er als Bischof von Leitomischl schriftlich in Verbindung. Dies beweist ein Brief des Schweidnitzer Formelbuches[6]), den er, „Luthomuslensis episcopus Johannes cancellarius", dem Propst von Breslau, „Domino praeposito Wratislaviensi" schickte. Der Kanzler berichtete darin von den fürstlichen Geschenken, die der Kaiser vom Könige von Ungarn erhalten hatte, und riet dem Freunde, nicht nach der civitas Mocensis zu gehen, wo er nur große Ausgaben aber wenig Vorteil haben werde. Launig mahnt er ihn am Ende, lieber in Breslau zu bleiben, wo er doch gute Fische und schmackhaftes Bier habe, „quod in Wratislavia in bonorum piscium et sapida marcialis cereuisie copia maneatis".

Der Brief stammt wahrscheinlich aus dem Frühjahr 1358 und zwar wegen dieses seines Schlußsatzes wohl aus der Fastenzeit. Karls Erwähnung als Imperator, als Cesar sowie der Name des Notars Nikolaus von Kremsier geben uns für die Datierung die feste Umgrenzung. Sie ist bestimmt durch den Tag der Kaiserkrönung, den 4. April 1355[7]) und die Urkunde, in der jener Kanzleibeamte zum letzten Male als Notar genannt ist; diese ist am 6. April 1362 ausgestellt[8]).

Die im Briefe erwähnten Freundschaftsbeweise des ungarischen Königs für Kaiser Karl führen dann zur Vermutung, daß er wohl im Jahre 1358 geschrieben worden ist. Denn im Laufe des nächsten Jahres löste sich

---

[1]) Mon. Vat. II, S. 264, Nr. 673; vergl. Aug. Wagner, a. a. O., S. 290.
[2]) Mon. Vat. II, S. 487, Nr. 1213.
[3]) Z. Schles. IX (1867), S. 401 = Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete schles. Geschichte.
[4]) Friedrichs Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie der patristischen und scholastischen Zeit, II, 10. Aufl., besorgt von Matthias Baumgartner, Berlin 1915, S. 321.
[5]) Canc. Nov. S. 50, Nr. 38.
[6]) Cod I 243 des Ratsarchivs Schweidnitz fol. 113 b.
[7]) BHReg 2014 a.
[8]) Ebendort 3864; vergl. l. c. Einltg. S. XLIII.

Digitized by Google

das alte Vertrauensverhältnis zwischen beiden Fürsten[1]), da König Ludwig von Ungarn gemeinsame Sache mit dem rebellischen Herzog Rudolf von Oesterreich machte.

Die „civitas Mocensis" vermag die Datierung nicht zu erleichtern, da es unklar ist, welcher Ort darunter verstanden werden soll.

Von dem überlieferten Schriftverkehr mit dem apostolischen Stuhl und einigen Kardinälen stammen wohl nur die beiden Briefe an den Kardinal von Ostia, die das Schweidnitzer Formelbuch enthält[2]), sicher aus seiner Leitomischler Zeit; denn ihre Adressen lauten: „Venerabili in Christo patri Domino Johanni Dei gratia episcopo et amico nostro carissimo" und „Johanni episcopo Luthomislensis Cancellario imperiali". Sie waren bisher ebenso unbekannt wie der Brief des Kanzlers an den Papst aus derselben Handschrift[3]). Ob dieser ebenfalls in der Leitomischler Zeit entstanden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Fest steht hier nur der terminus a quo die Kaiserkrönung Karls IV.[4]), durch die Worte „Serenissimo ac Invictissimo Principi et domino Carulo Romanorum Imperatori semper Augusto etc.". Die übrigen kirchlichen Briefe des Johannes gehören wohl durchweg erst einer späteren Periode seines Lebens an.

V.

Inzwischen war sein Einfluß am Hofe immer mehr gestiegen, so daß ihm das kleine böhmische Bistum bald nicht mehr genügte. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreis als Bischof und gab seinem Wunsche in einem Briefe an den Erzbischof Arnestus von Prag wohl kurz vor dessen Tode Ausdruck[5]). Als dieser am 30. Juli 1364 gestorben war[6]), und es dem gut unterrichteten Kanzler bald als sicher galt, daß Ocko von Wlaschim, der Bischof von Olmütz, den verwaisten Metropolitenstuhl erhalten würde[7]), faßte er es sofort als festes Ziel ins Auge, dessen Nachfolger im mährischen Bistum zu werden. Noch vor dem 12. Juli, dem Tage der Wahl Ockos zum Nachfolger Arnestens, schrieb Johann an den Kaiser und bat ihn, er möge doch seiner bei der Neubesetzung des Olmützer Bistums nicht vergessen, falls der bisherige Inhaber Erzbischof von Prag sein sollte[8]). Der

---

[1]) Im venetianischen Kriege vom Frühjahr 1355 bis zum Frieden von Zora am 18. Februar 1358 waren die beiden Herrscher im besten Einvernehmen gewesen. Im Laufe des Jahres 1359 begannen dann geh. Abmachungen Ludwigs mit Rudolf IV. von Österreich. Am 11. November d. J. deckte Kaiser Karl vor den geistl. Kurfürsten zu Bacharach am Rhein die Intrigen des hinterhältigen Herzogs auf und verletzte durch die Bloßstellung vor der Öffentlichkeit König Ludwig schwer. Vergl. S. Steinherz, Die Beziehungen Ludwigs I. von Ungarn zu Karl IV. MIÖG, VIII, S. 244, 252; BHReg 2650; S. Steinherz, a. a. O., IX, S. 529—535; BHReg 322—327.

[2]) A. a. O. fol. 112 a und b.

[3]) Cod. I 243 Ratsarchiv Schweidnitz fol. 98 b.

[4]) Am 4. April 1355; vergl. BHReg 2014 a.

[5]) Heinr. Friedjung, a. a. O., S. 108, Anm. 3.

[6]) Konr. Eubel, Hierarchia, Bd. I, S. 408.

[7]) Fr. Geljnka, l. c. Bd. 1, S. 160 f.

[8]) G. Dobner, Mon. historica Bohemiae, Tom. 4, Prag 1786, S. 364 f.; Cod. Morav. IX, S. 278 f., Nr. 373; Summa cancellariae, l. c. Nr. LXX, S. 43 f. Die Datierung des Briefes ergibt sich aus dem Tage der Wahl Ockos und der Stelle, daß der erzbischöfl. Stuhl noch unbesetzt sei. Also irrte der Herausgeber des Cod. Mor., Bd. IX, wenn er das Schreiben an diesem Tage ansetzte.

Digitized by Google

Brief stammt wahrscheinlich aus der engen und kleinen Umgebung von Leitomischl; denn der Kanzler spricht von einer Krankheit, die ihn längere Zeit vom Hofe und den Staatsgeschäften ferngehalten habe. Sein Beförderungsgesuch besonders zu begründen, hielt er nicht für nötig. Er bat nur den Kaiser, an die zurückliegenden Jahre zu denken und die Dienste, die er ihm in dieser Zeit geleistet habe.

Karl IV. hatte keinen Grund, den Wunsch seines Kanzlers abzuschlagen. Er schrieb bald nach dem 12. Juli an den Papst und bat ihn, den Leitomischler Bischof Johann von Neumarkt zum Nachfolger Johann Ockos in Olmütz zu ernennen „propter honorem et bonum statum regni nostri Boemici"[1]). Markgraf Johann Heinrich von Mähren, der Bruder des Kaisers, wandte sich mit dem gleichen Ersuchen an die Kurie[2]). Dem Wunsche des Fürsten entsprach ebenso das Olmützer Domkapitel durch eigene Postulation im gleichen Sinne[3]).

Am 23. August 1364 erfolgte nun durch Papst Urban V. die Ernennung Johanns von Neumarkt zum Bischof von Olmütz[4]). Die bisher unbekannte diesbezügliche Urkunde ist auf dem pergamentenen Einbandblatte einer Papierhandschrift der Breslauer Universitätsbibliothek[5]) in stark verblaßtem Zustande erhalten. Die Datumszeile lautet hier: „Datum Auinone (Lücke — wohl zu ergänzen X. Kal.)[6]) Septembris pontificatus nostri anno secundo."

Nach der Uebersiedelung Johanns nach Olmütz wird in den Urkunden der kaiserlichen Kanzlei ein anderer in der Würde des Hofkanzlers genannt, Bischof Berthold von Eichstätt, ein Hohenzoller. Vom 29. Januar 1365[7]) bis zu seinem am 18. September desselben Jahres[8]) erfolgten Tode bekleidete er dieses Amt. Am 22. Oktober[9]) versah es wieder Johann von Neumarkt. Ist diese Unterbrechung, wie Benedict will[10]), als bloße Vertretung zu erklären? Sicherlich nicht! Denn der Hohenzoller erscheint als „Cancellarius"; das Wörtchen „vice" ist in seinen Urkundenbeglaubigungen nicht zu finden. Wahrscheinlich hatte Johannes mit seiner Uebersiedelung nach Olmütz die Absicht, sich nur noch seinem Besitztum zu widmen und schied zunächst tatsächlich aus dem Hofdienste aus. Als nun sein Nachfolger nach kurzer Tätigkeit starb, wurde der langjährige Leiter der Kanzlei vom Kaiser zurückgerufen, da Karl IV. einen vollwertigen Ersatz für ihn nicht finden konnte[11]).

---

[1]) Cod. Morav. IX, S. 279, Nr. 374.

[2]) l. c. S. 280, Nr. 376; I. W. Hoffmann, Sammlung ungedruckter Nachrichten, Dokumente und Urkunden, Tom. 2, Halle 1737, S. 250, Nr. 258; Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte II, teilt sie S. 216, Amn. 4, in čechischer Sprache mit.

[3]) J. W. Monse, l. c. S. 39.

[4]) Konr. Eubel, Hierarchia, Bd. 1, S. 376.

[5]) Cod. I, Fol. 62. Das Pergamentblatt ist vom Binder der **Handschrift** passend zugeschnitten; dadurch ist der Text stark verstümmelt **und ließ sich** nicht zusammenhängend wiedergeben.

[6]) Vergl. Anm. 4 dieser Seite.

[7]) BHReg 4126. Vergl. ebendort Einleitung S. XLVI.

[8]) BHReg Einleitung S. XLVI.

[9]) BHReg 4220; ebenfalls Einleitung S. XLVI.

[10]) A. a. O., S. VI.

[11]) Vergl. bereits Jean Lulvès a. a. O., S. 14 f.

Digitized by Google

Schon im September 1364 finden wir Johann von Neumarkt auf einer Reise durch seine neue Diözese. Am 13. dieses Monats weilte er in Katscher, wo er die Gründung eines Altares der Apostelfürsten Petrus und Paulus bestätigte[1]). Es ist das erste Mal, daß er als Bischof von Olmütz eine Urkunde ausstellte. Sehr interessant ist es, daß ein Vierteljahr nach der Uebernahme des mährischen Bistums auch hier in seiner neuen Bischofstadt ein Kloster der Eremiten vom hl. Augustin entstand. In einer Bulle an Prior und Brüder der bayrischen und böhmischen Ordensprovinz gab Papst Urban V. bereits am 9. November[2]) hierzu die Erlaubnis. Der Brief stützt sich darauf, daß Markgraf Johann von Mähren aus seinen ihm von Gott gegebenen Mitteln das Kloster erbauen wolle. Wohl ist in der Urkunde der Kurie der Name Johanns von Neumarkt nicht erwähnt; doch ist kaum anzunehmen, daß diese Gründung ohne sein Zutun erfolgt sei. Vielleicht hielt er sich mit Absicht zurück, um ähnlichen Streitigkeiten, wie er sie in Leitomischl erlebt hatte, aus dem Wege zu gehen. Zum mindesten wird er sie gefördert und ihr begeistert zugestimmt haben. Denn daß seine Vorliebe für die Augustinereremiten unvermindert weiter fortbestand, dafür fehlt es auch aus der Olmützer Zeit nicht an Beweisen.

In Briefen an Prior und Konvent des Leitomischler Augustinerklosters[3]) wie an seinen Nachfolger im böhmischen Bistum, Albert von Sternberg[4]) forderte er den Ausbau der Klosterkirche. Den Kardinal von Paris bat er, einen Augustinermönch Angelus Doblin, der an der Sorbonne studierte und bereits „bacalaureus sacrae theologiae" war, zum Doctor zu promovieren[5]). Und als ihn im Alter ein Augenleiden plagte[6]), und er sich zu seiner Unterstützung in den vielen Arbeiten, die das bischöfliche Amt mit sich brachte, einen Suffragan erbat, war es der Augustinermönch Frater Eberhardus lector Brunnensis, den er sich an seine Seite wünschte[7]). Die Bitte, für die er den Kardinal von Florenz[8]) und den Erzbischof von Prag[9]) um Unterstützung bat, wurde ihm erfüllt. Sein Suffragan wird an zwei Stellen der Cancellaria erwähnt[10]). Wie stark jedoch die augustinische Richtung des Bischofs im Olmützer Domkapitel sich durchgesetzt hatte, dafür sind die Termine der Generalkapitel unter der Regierung unseres Johannes ein Beweis. Während sie früher in „festo Kathedre St. Petri et diebus sequentibus" gefeiert wurden[11]), finden sie nun am Hieronymustage statt. „In generali Capitulo, quod solet in Olomucensi ecclesia in festo St. Jeronymi et diebus sequentibus celebrari" — so oder ähnlich mit

---

1) Cod. Morav. IX, S. 282, Nr. 279.
2) ibidem S. 283 f., Nr. 281.
3) Canc. Mov. S. 147, Nr. 216.
4) ibidem S. 116, Nr. 157.
5) ibidem S. 82 f., Nr. 89.
6) ibidem S. 85 f., Nr. 94; S. 86, Nr. 95; S. 86 f., Nr. 96; S. 96, Nr. 112; S. 110 f., Nr. 144.
7) Canc. Nov. S. 81, Nr. 87.
8) ibidem.
9) Summa canc. l. c. S. 25, Nr. 38.
10) Canc. Nov. S. 69, Nr. 69; S. 106, Nr. 132.
11) Cod. Mor. 4.

Digitized by Google

gleichem Sinne beginnen sämtliche Kapitelsberichte aus der Zeit Johanns IX.[1]).

Noch im ersten Jahre seiner Olmützer Bischofszeit erhob ihn der Kaiser durch Verleihung des Titels eines „comes regalis capellae Boemiae" zum ersten Kirchenfürsten des Landes nach dem Prager Erzbischof[2]). Die Urkunde ist am 1. Mai 1365 ausgestellt und verlieh ihm und seinen Nachfolgern die Oberaufsicht über den Gottesdienst in der königlichen Kapelle auf der Burg Karlstein in Gegenwart des Königs sowie den Vorantritt vor allen anderen kirchlichen Würdenträgern in dieser Kapelle mit Ausnahme des Metropoliten. Diese hohe Auszeichnung war ein Beweis für das Ansehen, in dem Johannes bei Karl IV. stand. Er rechtfertigte die Ehrung auch bald durch seine reformatorische Verwaltungstätigkeit. Hier trat er gewissermaßen in die Fußtapfen des verstorbenen Prager Erzbischofs Ernst von Pardubitz, der ihm durch seine zahlreichen Erlasse und Synodalbeschlüsse die Wege zeitgemäßer Bistumsverwaltung gewiesen hatte. Wenn es auch jenen Tagen eigentümlich war, überall nach neuen Ordnungen zu streben, die Verwaltung straffer zu regeln, die Formen des juristischen wie gesellschaftlichen Verkehrs festzulegen[3]), so war es doch eine Tat, als Johann von Neumarkt mit seiner Geschäftskenntnis und Kanzleischulung dieses Ordnungswerk in Olmütz an der Spitze seines Kapitels unternahm.

Unter seiner Leitung wurden die Statuten des Olmützer Domkapitels umgearbeitet, verbessert und vermehrt. Am 10. Juni 1367 publizierte sie der Bischof auf einem außerordentlichen Generalkapitel zu Kremsier als „confirmatio statutorum capituli ecclesie Olomucensis" und gab ihnen auf besonderes Ersuchen des Dompropstes Herbord, des Archidiakons Alexius sowie sämtlicher Domherren feierlich seine bischöfliche Bestätigung[4]).

Die Bestimmungen erstreckten sich zunächst auf die Residenz der Domherren und verlangten vom neuerwählten Kanonikus eine ununterbrochene Anwesenheit an der Kathedrale; von dieser Verpflichtung sollten nur diejenigen befreit werden, die an priviligierter Stelle Theologie, kanonisches oder bürgerliches Recht studierten. Weiter enthielten sie Bestimmungen über das sogenannte Gnadenjahr der Dompräbenden, regelten im einzelnen den Wechsel im Kanonikat, besonders betreffs der Einkünfte, und ordneten die gemeinsamen Kapitelausgaben. Am Ende werden dann noch die Amtspflichten der Domvikare genau festgelegt[5]). Außer dieser Neuherausgabe der Kapitelstatuten beweisen noch eine Reihe von Einzelerlassen die eifrige Verwaltungstätigkeit des Bischofs. Die Urkunden tragen als Beschlüsse des jährlichen ordentlichen Kapitels sämtlich das Datum des Hieronymustages, des 30. September. Im Jahre 1370 regelt ein Statut das Erscheinen der Kanoniker im Kapitel[6]), ein anderes enthält Bestimmungen

---

[1]) Cod. Mor. IX, S. 113, Nr. 92; S. 122, Nr. 99; S. 162, Nr. 132; S. 189, Nr. 166; S. 248, Nr. 233; XV, S. 84, Nr. 103; S. 102, Nr. 120; S. 127, Nr. 154; S. 135, Nr. 164.

[2]) l. c. IX, S. 290 f., Nr. 391; Fr. M. Pelzel, l. c. Urkundenbuch II, S. 337.

[3]) Konr. Burdach, a. a. O., I, S. 37; vergl. Fr. Xav. Richter, l. c. S. 114.

[4]) Cod. Morav. X, S. 9 ff., Nr. 10.

[5]) Cod. Morav. X, S. 9 ff., Nr. 10.

[6]) ibidem S. 113, Nr. 92.

Digitized by Google

über die Anniversarien der Gründer, Könige, Herzöge sowie aller Gläubigen[1]. Im nächsten Jahr wird die Teilnahme der Domherren an der Prozession am Markustage und an den Bittagen festgesetzt[2]. Weitere Verordnungen gaben 1372 genaue Vorschriften über die Optation der Vikarien[3], 1373 über den Kapitelstag am Hieronymusfeste[4]; 1374 sicherte die Urkunde jedem Kanoniker, der mit Erlaubnis des Kapitels sich von der Domkirche entfernte, den weiteren Genuß seiner Einkünfte zu[5]. Die sonst noch überlieferten Statuten behandeln Einzelfälle. Sie enthalten teils liturgische Bestimmungen[6], teils solche über den Besitz des Kapitels[7]. Im letzten Jahre seiner Bischofszeit berief Johann noch eine Diözesansynode nach Kremsier. Am Dienstag nach Dreifaltigkeit, dem 22. Mai 1380, wurde sie eröffnet[8]. Auf Grund der hier gefaßten Beschlüsse bestätigte der Bischof die Synodalstatuten seiner Vorgänger und fügte einige neue hinzu. Diese richteten sich besonders gegen moralische Uebel im Klerus und verlangten eine strengere Handhabung der kirchlichen Disziplinarvorschriften gegen solche Kleriker, die einen anstößigen Lebenswandel führten. Sie forderten weiter die Heiligung der Sonn- und Festtage, an denen Geistliche wie Laien sich der schweren Arbeit enthalten sollten und bestimmten die Gleichförmigkeit der Feiertage für alle Kirchen der Diözese[9].

Unter den höheren Geistlichen der Olmützer Diözese ist besonders Johanns erster Generalvikar Nikolaus von Kremsier[10] zu nennen, der am 14. August 1368 zum letzten Mal in dieser Würde erwähnt ist[11] und wohl bald nachher starb. Später bekleidete dieses Amt Friedrich von Wolframskirchen zusammen mit Jakob von Kaplitz[12], schließlich letzterer allein[13]. Auf vielfache Weise suchte Bischof Johann von Neumarkt das kirchliche Leben seiner Diözese rege zu erhalten. Als der Dominikanerinquisitor Albert sein Amt schwer verletzte und ohne päpstliche Vollmachten jeden Menschen aus jedem beliebigen Bistum von Mord und anderen nur dem apostolischen Stuhl reservierten Fällen absolvierte, beschwerte sich Bischof Johannes darüber bei einem Kardinal[14]. Einen Prediger in Brünn, von dessen erfolgreichem Wirken er gehört hatte, bat er, seinen Aufenthalt im Interesse der Gläubigen noch länger auszudehnen[15]. Als der Arzt des Bischofs von Leitomischl, ein Kleriker der Olmützer Diözese, seine Stelle verlassen

---

1) ibidem S. 122, Nr. 99.
2) ibidem S. 162, Nr. 132.
3) ibidem S. 189, Nr. 166.
4) Cod. Morav. XV, S. 127 f., Nr. 154.
5) Cod. Morav. X, S. 248, Nr. 233; XV, S. 131, Nr. 58.
6) Cod. Morav. X, S. 84 f., Nr. 103.
7) ibidem S. 136, Nr. 105.
8) Cod. Morav. XI, S. 174, Nr. 192; vergl. Fr. Xav. Richter, l. c. S. 116 ff.
9) Cod. Morav. XI, S. 174, Nr. 192.
10) BHReg Einleitung S. XLIII.
11) Cod. Morav. X, S. 39, Nr. 47.
12) Canc. Nov. S. 32, Nr. 8.
13) ibidem S. 31, Nr. 7; Propst Friedrich wird in dieser Urkunde seines Amtes als Generalvikar enthoben.
14) ibidem S. 146, Nr. 32; S. 118, Nr. 162.
15) ibidem S. 49 f., Nr. 36.

Digitized by Google

hatte, berief er ihn „ad residenciam personalem“[1]). Als Johannes einmal beabsichtigte, mehrere Pfarreien mit Priestern des deutschen Ritterordens zu besetzen, bat er den Deutschordensgeistlichen Lukas, der eine Zeitlang die Benedictusgemeinde in Prag geleitet hatte, zu ihm zu kommen und zwei Jahre lang als sein Berater bei ihm zu bleiben[2]). Unter seiner Regierung entstand in der Diözese Olmütz außer dem bereits erwähnten[3]) Augustinerkloster noch im Jahre 1375 durch Markgraf Johann zu Königsfeld ein Karthäuserkloster[4]), dem Bischof Johann am 16. August genannten Jahres seine Bestätigung gab[5]). Für die Aebte der Zisterzienser in Welehrad[6]) und der Benediktiner in Kloster-Hradisch[7]) erbat er sich vom apostolischen Stuhle die Auszeichnung der Pontifikalien.

Für die Domkirche genehmigte er am 3. November 1372 die Errichtung eines Altars[8]). Wahrscheinlich ungefähr zur selben Zeit, vielleicht schon etwas früher, wurde ihre Vergrößerung und Erweiterung in Angriff genommen. Denn am 3. August 1374 verlieh Bischof Johannes allen Gläubigen der Diözese, welche zur Bestreitung der Baukosten des bereits vor einiger Zeit begonnenen und an einigen Stellen bis zu einer gewissen Höhe geführten Domkirchenbaues Beiträge leisten würden, einen Ablaß von 40 Tagen[9]). In den Wirren der letzten Jahre seiner Regierung wurde sein Werk z. T. zerstört. Am 30. Mai 1380 verbrannte die zügellose Dienerschaft des Markgrafen Jodok das Dach der Kathedrale und das Haus des Bischofs[10]). Die Beschädigung der Kirche muß ziemlich erheblich gewesen sein; denn noch im Jahre 1389 wurde mit päpstlicher Erlaubnis sogar in den Diözesen Prag, Salzburg und Gnesen[11]), in der Olmützer Kirche sogar noch im September 1392[12]) milde Gaben zum Wiederaufbau der abgebrannten Domkirche gesammelt.

Die bischöfliche Tätigkeit Johanns von Neumarkt wurde jedoch durch seine Pflichten als Kanzler stark beeinträchtigt. Nun ist es auffällig, daß er nach dem 29. Juni 1374[13]) in diesem Amte nicht mehr nachweisbar ist. Er selbst nennt sich zum letzten Male am 21. Oktober dieses Jahres Cancellarius[14]). Die Leitung der Kanzleigeschäfte lag von nun an in den Händen des Protonotars Nikolaus von Cambray. Doch führte weder dieser noch sonst ein Kanzleibeamter den Kanzlertitel bis zu Johann von Neumarkts Tode[15]).

---

1) ibidem S. 145, Nr. 213.
2) Canc. Novof. S. 53 f., Nr. 43.
3) Siehe oben S. 50.
4) Cod. Morav. X, S. 272, Nr. 259.
5) ibidem S. 272, Nr. 259.
6) Canc. Nov. S. 47 f., Nr. 33.
7) ibidem S. 69 f., Nr. 69; S. 70, Nr. 70.
8) Cod. Morav. 10, S. 169, Nr. 169.
9) ibidem S. 240, Nr. 225.
10) ibidem XI, S. 169, Nr. 186.
11) ibidem S. 475, Nr. 560.
12) Cod. Morav. XII, S. 87, Nr. 105.
13) BHReg 5361.
14) Cod. Mor. X, S. 240, Nr. 225.
15) BHReg Einleitung S. XLVI.

Digitized by Google

Johannes blieb „cancellarius aulae regiae" dem Titel nach[1]) auch in den letzten 6 Jahren seines Lebens, die er zurückgezogen auf seinen Olmützer Besitzungen verbrachte. Weshalb schied nun Johann von Neumarkt im Sommer 1374 vom Hofe? Er ging unfreiwillig und in wehmütiger Trauer. Dies beweisen mehrere seiner Briefe[2]). In einem Schreiben an den Bischof von Freising gibt er Alter und Gebrechlichkeit als Ursachen für seine Entlassung an[3]). An seine Stelle trat eine jüngere Kraft. Bitter scheint ihm das Scheiden von der liebgewordenen Arbeitsstätte besonders dadurch geworden zu sein, daß der Kaiser sich gegnerischen Einflüssen gefügig gezeigt hatte. Darüber beklagt er sich in 2 Briefen an Karl IV.[4]). Daß hier gewisse Rücksichten auf die damals gerade zum ersten Male sich regende und später so starke nationalčechische Bewegung mitgespielt haben[5]), ist in Anbetracht der starken Vorliebe Johanns für die deutsche Literatur wohl möglich.

Die starken geistigen Interessen des Bischofs bewahrten ihn vor Erbitterung, und bald schließt er einen Brief an den Kaiser „aliquando reputatus, nunc autem contemptus cancellarius vester"[6]). Er lebte nun fast allein seinen literarischen Neigungen, faßte deutsche Gebete ab und übersetzte lateinische ins Deutsche. Unter seinem Namen sind ein Schutzengelgebet und ein solches zu den Aposteln, Tagzeiten zum Leiden Christi und zum Mitleiden Mariae sowie 2 Gruppen Dreifaltigkeitsgebete überliefert[7]). Ferner gehen wohl auf ihn zurück ein Gebet zu Christus, daß eine Paraphrase einer Stelle der Soliloquienübersetzung darstellt, und 2 Gebete, die dem 83. und 84. Kapitel des Hieronymuslebens entlehnt sind, schließlich noch eine Anzahl Kommunion- und täglicher Gebete[8]). Wenn sie auch Johannes bescheiden als „unbederbes Nezzelkraut" gegenüber der rosenfarbenen und veilchenschönen Kunst der Kirchenlehrer bezeichnet[9]), so trug ihm doch gerade diese Tätigkeit von seiten des 3. Prager Erzbischofs Johannes Jenstein das Lob ein, er sei der größte Theologe seiner Zeit. Die Widmung seines „liber dyalogi ad honorem beati Gregorii", die bisher unbekannt war und in einer Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek enthalten ist, nennt ihn geradezu einen „speculator perfundissimus sacrae theologiae"[10]). Die Gebete und Gedichte Johanns von Neumarkt sind noch nicht veröffentlicht. Es wird für die weitere Forschung höchst reizvoll sein, die Wahrheit der Vermutung ihres Entdeckers[11]), daß im Gegensatz zur Mystik des Westens hier im deutschen Osten ein rationalistisches Gebets-

---

[1]) Vergl. die ähnliche Lage früh. Kanzler bei Harry Bresslau, Handbuch d. Urkundenlehre f. Deutschl u. Italien, 1. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1912, S. 532f.

[2]) Canc. Nov. S. 60, Nr. 154; S. 63, Nr. 59; S. 65, Nr. 61.

[3]) ibidem S. 60, Nr.. 53.

[4]) ibidem S. 63, Nr. 59; S. 61, Nr. 65.

[5]) Rud. Wolkan, a. a. O., S. 101.

[6]) Canc. Nov. Einleitung S. 10.

[7]) Josef Klapper, Das deutsche Privatgebet im ausgehenden Mittelalter. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 62. Jahrgang, Berlin 1914, S. 218.

[8]) Ebendort.

[9]) Vergl. R. Wolkan, a. a. O., S. 232.

[10]) Cod. I, Fol. 777, fol. 25 b, 26 b.

[11]) Jos. Klapper, a. a. O., S. 219.

Digitized by Google

ideal anzuklingen beginne, im einzelnen nachzuweisen. Auf die religiöse Lyrik des Johannes verweist ein Brief Johann Jensteins, in dem dieser ihn bittet, ihm seine „beate Marie metra" zu übersenden[1]). Diese Marien-gedichte Johanns von Neumarkt sind ebenfalls noch unbekannt. Da jedoch religiöse Prosa wie Dichtung unter der literarsichen Bedeutung des Mannes[2]) zu beurteilen sind, kann unsere Untersuchung sich mit diesen Feststellungen begnügen.

Der Briefwechsel Johanns von Neumarkt mit dem apostolischen Stuhle und verschiedenen Kirchenfürsten scheint in dieser Zeit sehr bedeutend gewesen zu sein. Die unmittelbar an den Papst gerichteten Briefe sind teils Beförderungsgesuche[3]), teils Empfehlungsschreiben[4]); einmal bittet er um die Erlaubnis, sich einen eignen Beichtvater wählen zu dürfen[5]), in einem anderen Briefe um Genehmigung, daß er Präbenden seiner Domkirche selbst vergeben könne[6]). Unter den Kirchenfürsten erhält der Kardinal von Florenz 3 Briefe, fast alle empfehlender Art[7]). Beim Kardinal Guido von Bologna entschuldigt er sich wegen seines längeren Schweigens[8]), ebenfalls 3 Schreiben sind an den cardinalis Cluniacensis gerichtet[9]), mehrere noch an einen Kardinal[10]) ohne nähere Bezeichnung. Die Briefe an den Prager Erzbischof Johannes Jenstein[11]) sowie den Magdeburger Metropoliten[12]) haben besonderen literarischen Wert, ebenso ein Brief an den Bischof von Freising[13]). Von dem freundschaftlichen Verkehr Johanns von Neumarkt mit seinem Nachfolger in Leitomischl Albert von Sternberg wurde bereits oben gesprochen[14]). Unwesentlich ist es, daß er einmal auch an den Bischof von Besancon schrieb[15]).

---

[1]) J. Loserth, Beiträge zur Gesch. d. hussitischen Bewegung, I. Der Codex epistolaris des Erzbischofs von Prag Johann von Jenstein. Arch. f. österr. Gesch., Bd. 55, Wien 1877, S. 384, Nr. 63.

[2]) Hier sei kurz auf die Bemerkung hingewiesen, die Hans Niese in seiner Studie „Zur Geschichte des geistigen Lebens am Hofe Kaiser Friedrichs II." macht. Historische Zeitschr. Bd. 108 (1911), S. 540.

Er macht hier auf die Beziehungen aufmerksam, die sich vom Hofe Friedrichs II. zum Kreise Karls IV. schlingen, von Peter von Vigna zu Johann von Neumarkt.

Vergl. auch Götting, Gelehrte Anzeigen, 173. Jahrgang (1911), S. 679 bis 681 und Konrad Burdach, Briefwechsel des Cola di Rienzo. Vom Mittelalter zur Reformation, II, 1, 1, Berlin 1913, S. 311, Anm. 1.

Für die Stellung Johanns in der Geistesgeschichte wird dies zu beachten sein.

[3]) Canc. Nov. S. 47, Nr. 33; S. 70, Nr. 71; S. 72, Nr. 74; S. 74, Nr. 77.

[4]) l. c. S. 72, Nr. 73; S. 76, Nr. 79.

[5]) l. c. S. 73, Nr. 75.

[6]) l. c. S. 76, Nr. 80.

[7]) l. c. S. 78, Nr. 82; S. 83, Nr. 90; S. 85, Nr. 93.

[8]) l. c. S. 77, Nr. 81.

[9]) Summa canc. l. c. S. 10, Nr. 14; S. 186 f., Nr. 323; S. 187, Nr. 324.

[10]) Canc. Nov. S. 46, Nr. 32; S. 78, Nr. 83; S. 81, Nr. 87; S. 82, Nr. 88.

[11]) ibidem S. 59, Nr. 51; S. 85, Nr. 94; S. 86, Nr. 95, Nr. 96; S. 112, Nr. 149; summa canc. l. c. S. 3, Nr. 3; S. 5, Nr. 7.

[12]) ibidem S. 2 f., Nr. 11; S. 29 f., Nr. 48.

[13]) ibidem S. 7 f., Nr. 10; S. 26 f., Nr. 51; S. 27 f., Nr. 43; Canc. Nov. S. 60, Nr. 53.

[14]) Vergl. oben S. 17.

[15]) Summa canc. l. c. S. 39, Nr. 63.

Digitized by Google

Mitten hinein in seine rege Tätigkeit kam das Wiederaufleben des Streites zwischen dem Olmützer Domkapitel und der Stadt Olmütz, in den er wohl ganz gegen seinen Willen auch mit hineingezogen wurde. Diese Wirren, welche abflauend und wieder stärker werdend, die ganze Regierungszeit Bischof Johanns des Neunten ausfüllten, reichen in ihren Anfängen in die letzten Jahre seines Vorgängers Johann Ocko zurück. Dies beweist eine Urkunde vom 6. März 1361, in der auf etwa der Olmützer Kirche bevorstehende Drangsale ahnend hingewiesen wird[1]). Im Jahre 1366 meldeten dann Dekan und Kapitel dem apostolischen Stuhle, daß ihnen Unruhestifter Zehnte, Legate, Einkünfte, Zinsen, Landbesitz und Geld, Urkunden und Kirchengeräte geraubt hätten[2]). Mit Bulle vom 24. November dieses Jahres beauftragte Papst Urban IV. den Abt von Kloster-Hradisch, öffentlich in den Kirchen entweder persönlich oder durch einen anderen die Uebeltäter zu ermahnen, daß sie das geraubte Kirchengut innerhalb eines bestimmten Termins zurückzuerstatten hätten[3]). Wenn dieser fruchtlos verstrichen sei, solle er sie exkommunizieren. Ob dies geschehen ist oder die Räuber sich durch die päpstliche Drohung einschüchtern ließen, ist nicht überliefert. Jedenfalls wucherte der kirchenfeindliche Geist weiter. Dies beweist eine Urkunde vom 15. März 1371[4]), durch die Kanonikus Jaroslaus, der von Bischof Johannes zur Ahndung der Disziplinarfälle besondere Vollmachten erhalten hatte, mehrere Edle und ihre Dienstleute bannte, weil sie am 18. Februar dieses Jahres das Kapitulardorf Zaneschwitz überfallen und beraubt hatten[5]). Bis etwa zum Jahre 1375 sind die Unruhen nur Kennzeichen der allgemeinen Unsicherheit, die auf den Besitzungen der Olmützer Kirche infolge der dauernden Abwesenheit des Bischofs herrschte. Dieser wie der Markgraf standen den Streitigkeiten noch fern. Ja, Johann von Neumarkt bat sogar den Landesherrn, ihn gegen die Plünderungen der Kirchengüter zu schützen[6]). Aus diesem Schreiben wie einem Briefe des Markgrafen, den Johann Heinrich in vermittelndem und versöhnendem Tone an den Bischof richtete[7]), ist ersichtlich, daß beide Fürsten die Gegensätze möglichst einzudämmen suchten. Doch nahm das Verhängnis seinen Lauf. Die Feindseligkeiten gegen die Olmützer Kirche mehrten sich. Auf erneute Beschwerde des Kapitels ernannte Papst Gregor XI. am 1. Februar 1377 die Bischöfe von Breslau und Leitomischl sowie den Schottenabt von Wien zu Konservatoren[8]) und Richtern der Olmützer Kirche und befahl ihnen, die Personen und den Besitz dieser Kirche gegen die Gewalttätigkeiten einiger „Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und Priestern sowie der Herzöge, Markgrafen,

---

[1]) Cod. Morav. 9, S. 171 f., Nr. 236.
[2]) ibidem S. 367, Nr. 453.
[3]) ibidem.
[4]) ibidem Bd. X, S. 135 f., Nr. 116.
[5]) Cod. Morav. Bd. X, S. 135 f., Nr. 116.
[6]) Canc. Nov. S. 68 f., Nr. 67; der Brief gehört wegen seines Schlußsatzes, nachdem er vor der Vollendung der Hieronymusübersetzung geschrieben ist, in diese Zeit; denn diese entstand zwischen 1371 und 1375; vergl. A. Benedict, a. a. O., S. 60 f.
[7]) Canc. Nov. S. 94, Nr. 109.
[8]) Cod. Morav. Bd. XI, S. 57 ff., Nr. 67.

Digitized by Google

Barone, Ritter, Edlen und Gemeinen", überhaupt eines jeden zu schützen, da das Kapitel sich nicht immer nach Rom[1]) wenden könne[2]). Auch hier wurden Exkommunikation und Interdikt als Strafmittel angeordnet. Aber noch immer wurde es nicht besser. Inzwischen wurde aus den räuberischen Ueberfällen Einzelner ein direkter Kampf der staatlichen Gewalt gegen die Kirche. Der Grund dafür, daß Markgraf Jodok, der 1376 seinem verstorbenen Vater Johann Heinrich in der Regierung der Markgrafschaft Mähren gefolgt war[3]), sich nun gegen das Kapitel wandte, lag darin, daß dieses sich geweigert hatte, die Landessteuer, die Berna, in der vorgeschriebenen Höhe zu zahlen[4]). Um diesem Kampfe, der von Jahr zu Jahr immer größer zu werden drohte, ein Ende zu machen, gab Papst Urban VI. durch Bulle vom 15. Oktober 1379 dem Bischofe von Leitomischl, dem Schottenabt von Wien und dem Archidiakon von Breslau den Befehl, den Markgrafen Jodok, den Stadtrat von Olmütz und sämtliche anderen Widersacher der Kirche mit dem Banne zu belegen, falls die nach Rom gesandten Berichte des Olmützer Domkapitels der Wahrheit entsprächen[5]). Die Untersuchung bestätigte die Beschwerde der Domherren, und so erfolgte durch Urkunde vom 12. Januar 1380 der Bannspruch und die Verkündigung des Interdikts über die Stadt Olmütz und das markgräflich-mährische Land[6]). Die Kirchenstrafe sollte so lange in Kraft bleiben, bis die von Jodok verfügte Ausweisung und Aechtung der Olmützer Kanoniker und sonstigen Domgeistlichen aufgehoben, Genugtuung geschehen und die Lossprechung vom Interdikte erwirkt sei[7]). Daraufhin mahnte Bischof Johannes den Markgrafen zum Frieden mit dem Kapitel und der Kirche und bot sich als Mittler zwischen den Streitenden an[8]). Gleichzeitig aber gab er der Markgräfin die Erlaubnis, auch während des Interdikts mit einigen ihrer Dienerschaft die Messe hören zu dürfen[9]). Daß es Bischof Johannes mit dieser Mahnung zum Frieden ernst war, beweist eine Reihe von Briefen. Dem Prior von Brünn gab er die Anweisung, den Markgrafen ihm günstig zu stimmen[10]). Den jüngeren Markgrafen, wohl Jodoks Bruder Johann Soběslav, bat er, einen Tag zu bestimmen, an dem sie den Streit der beiderseitigen Untertanen beenden könnten[11]). Daraus geht hervor, daß auch dieser, obwohl er dem geistlichen Stande angehörte, auf der dem Kapitel feindlichen Seite stand.

Das Interdikt wirkte. Bald fanden auf Befehl des Kaisers unter den

---

[1]) Gregor XI. hatte am 13. September 1376 Avignon verlassen und am 17. Januar 1377 seinen Einzug in Rom gehalten. Vergl. Ludwig Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius II., 3. und 4. Aufl., Freiburg 1901, 1. Bd., S. 109.

[2]) Cod. Morav. Bd. XI, S. 57 ff., Nr. 67.

[3]) Cod. Morav. Bd. XI, S. 3, Nr. 5; S. 13 ff., Nr. 12, 13, 14; vergl. ebend. Einleitung S. 11 ff.

[4]) ibidem S. 159, Nr. 174.

[5]) ibidem S. 151 ff., Nr. 166.

[6]) S. 156 ff., Nr. 172.

[7]) ibidem.

[8]) ibidem S. 159, Nr. 174.

[9]) Canc. Novif. S. 139 f., Nr. 205.

[10]) l. c. S. 113, Nr. 150.

[11]) l. c. S. 91 f., Nr. 104.

Digitized by Google

Markgrafen Verhandlungen statt[1]). Anfangs sollte der Streit in Brünn durch Jodok entschieden werden[2]). Als dieser aber plötzlich ins kaiserliche Hoflager reisen mußte, übertrug er die Schlichtung der Gegensätze dem Bischof Johannes[3]). Ob daraufhin Verhandlungen stattgefunden haben, ist nicht überliefert. Die Wiederherstellung des Friedens wurde auch von anderer Seite eifrig betrieben. Am 20. Februar 1380 gelang es dem Prager Erzbischof Johann Jenstein, dem päpstlichen Legaten Pano und dem Teschener Herzog Przymislaw, einen Vertrag herbeizuführen[4]). Markgraf Jodok versprach, dem Kapitel die weggenommenen Besitzungen zurückzugeben, alle Glieder der Olmützer Kirche in ihre früheren Rechte einzusetzen und die Ausweisung des Dechanten, des Propstes und aller geistlichen Personen zu widerrufen[5]). Das Olmützer Kapitel erklärte sich bereit, die in kurzem fällige Landessteuer „secundum summas consuetas" zu entrichten[6]). Darauf befreite Kardinal Pileus „tituli sanctae Praxedis" am gleichen Tage in einer Versammlung hochgestellter Geistlicher in Prag den Markgrafen Jodok vom Banne und sein Land sowie die Stadt Olmütz vom Interdikt[7]), nachdem der Olmützer Domherr Hartlieb hierzu noch für das Kapitel seine Einwilligung gegeben hatte. In besonderer Urkunde sprach Bischof Johannes diese Lösung von der Kirchenstrafe für die Stadt Olmütz aus[8]). Die Vergleichsbestimmungen vom 20. Februar wurden noch nach dem 10. Mai[9]) durch weitere Einigungsartikel ergänzt[10]). In ihnen versprach Markgraf Jodok, die Olmützer Kirche, den Bischof, die Kanoniker, Kleriker und Vasallen in ihrem Besitz nicht nur zu belassen, sondern auch zu schützen. Dies sollte auch für den Fall Geltung haben, wenn seine Brüder Soběslav und Prokop oder andere Inhaber des mährischen Fürstentums damit nicht zufrieden wären[11]). Daraus ist ersichtlich, daß auch der dritte der mährischen Brüder mit den Gegnern des Kapitels im Bunde war. In diesem Sinne schreibt auch das Nekrologium der Olmützer Domkirche zum Jahre 1380 ausdrücklich: „expulsi et exclusi (canonici etc.) per dominos Marchiones, Iodokum et Procopium"[12]). Auf der Diözesansynode zu Kremsier am 21. Mai 1380 verkündete Bischof Johannes aufs neue das Statut seines Vorgängers gegen die Angreifer kirchlicher Güter und Personen[13]), und im ordentlichen Generalkapitel am 20. September dieses Jahres wurde verordnet, alle neuerlichen Ruhestörer, die sich am Kirchengut vergreifen sollten, sofort mit dem Banne zu belegen[14]).

---

1) S. 96, Nr. 112.
2) S. 119 f., Nr. 163, 164.
3) l. c. S. 127, Nr. 180.
4) Cod. Morav. XI, S. 160, Nr. 175.
5) ibidem.
6) Cod. Morav. Bd. XI, S. 160, Nr. 175.
7) ibidem S. 160 ff., Nr. 176.
8) Canc. Nov. S. 137, Nr. 202.
9) Das Datum ergibt sich aus der Erwähnung des Dombrandes.
10) Cod. Morav. Bd. XI, S. 169 f., Nr. 187.
11) ibidem.
12) Gregor Wolny, Kirchliche Topographie von Mähren, I. Abt., 1. Bd., Brünn 1855, S. 177, Anm. 2.
13) Cod. Morav. Bd. XI, S. 173, Nr. 191.
14) ibidem S. 182, Nr. 202.

Digitized by Google

Der ganze Streit beleuchtet die kirchliche Stellung Bischof Johanns IX. Obwohl er, wie wir sahen, seit dem Herbst 1374 nicht mehr durch den Kanzleidienst von seinem Bistum ferngehalten wurde[1]), wandte sich das bedrängte Kapitel nicht an ihn um Schutz, sondern direkt an den apostolischen Stuhl. Trotz seiner Anwesenheit in der Diözese erhalten fremde Bischöfe und ein fremder Abt die Ernennung zu Konservatoren der Olmützer Kirche und schließlich den Bannauftrag. Nach Erledigung des Streites beeilte sich Johann von Neumarkt, dem Erzbischof von Prag zu schreiben, er möge den Worten derer, die den Markgrafen Jodok herabsetzten[2]), keinen Glauben schenken[3]). Auch habe Soběslav nicht aus Bosheit, sondern nur aus Irrtum die Kirche bekämpft[4]). Dieses sein Eintreten für die Markgrafen, die eben noch seine Kirche schwer geschädigt hatten, läßt sich nur dadurch erklären, daß Johann von Neumarkt sein Leben lang ein treu ergebener Diener des luxemburgischen Königshauses, dem ja auch die mährischen Fürsten angehören, blieb. Bis die Verhängung des Interdikts ihn als Bischof zwang, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und für die Aufhebung der schweren Kirchenstrafe in seinem Bistum zu arbeiten, blieb er dem Streite fern, um nicht gegen Angehörige des Fürstenhauses auftreten zu müssen. Der Hofdienst war ihm zur zweiten Natur geworden. Geistig aber waren gerade seine letzten Olmützer Jahre seinen literarischen und künstlerischen Interessen gewidmet, durch die er ein besonderer Förderer der neuen französisch-italienischen Bildung wurde[5]). Ist in seiner Tätigkeit als Hofbeamter der Grund für seinen Aufstieg vom Pfarrer von Neumarkt zum zweiten Kirchenfürsten des Königreiches Böhmen zu suchen, so sind seine Vasallentreue in Verbindung mit seinen humanistischen Neigungen die Momente, die ihm jene Hemmungen in seiner bischöflichen Wirksamkeit, besonders im Olmützer Bistumsstreit brachten. Johann von Neumarkt war in erster Linie Kanzler und als solcher der vielseitig interessierte erste deutsche Humanist; erst in zweiter Hinsicht war er Bischof und Kirchenfürst.

Mitten in jenen Bedrängnissen erreichte den Bischof der Brief eines Breslauer Freundes, der ihm den Tod des dortigen Bischofs Preczlaw meldete[6]). Am 6. April 1376 war dieser gestorben[7]). Damit eröffnete sich für unseren Johannes die Hoffnung, die Sehnsucht seines Alters doch noch erfüllt zu sehen und an die Spitze seiner Heimatdiözese zu kommen. Niemals in seinem Leben hatte er die Verbindung mit Breslau aufgegeben[8]). Seine Sorgen in Olmütz teilte er in freundschaftlichen Briefen Bischof Preeslaus mit[9]). Die Sehnsucht Johanns nach dem Bistum Breslau ist um so erklärlicher, als dort die Verhältnisse aufs beste geordnet, die Einkünfte

---

1) Siehe oben S. 334 f.
2) Canc. Nov. S. 80 f., Nr. 86.
3) ibidem.
4) ibidem.
5) Rud. Wolkan, a. a. O., S. 10; Konr. Burdach, a. a. O., I, S. 74.
6) Canc. Nov. S. 102, Nr. 124.
7) Konrad Eubel, Hierarchia, Bd. I, S. 535.
8) Canc. Nov. S. 52, Nr. 41; S. 55, Nr. 46.
9) ibidem S. 55 f., Nr. 76.

Digitized by Google

vermehrt worden waren[1]), so daß damals das Wort vom „goldenen Bistum" aufkam[2]). In Olmütz herrschte allgemeine Unsicherheit, ja der Bischof selbst litt geradezu Armut und Not[3]). Papst Gregor XI. hatte sich noch zu Lebzeiten des Bischofs Preeslaus die Neubesetzung nach seinem Tode reserviert[4]) und unserem Johannes auf seine Bitte die Verleihung des Bistums bereits zugesichert. Darauf wies dieser noch vor Eintreten der Vakanz den Kaiser hin und bat ihn, sich seiner zu erinnern, wenn der bevorstehende Todesfall eintreten sollte[5]). Als dies nun am 6. April 1376 geschehen war, schrieb unser Johannes sofort an den Papst und bat nochmals, ihn bei der Vergebung des Breslauer Bistums zu berücksichtigen[6]). Auch einen Kardinal bat er um Fürsprache in dieser Angelegenheit beim apostolischen Stuhle[7]). Besonders für ihn tätig war der Prager Erzbischof Ocko, den er in einem Briefe um Verwendung beim Kaiser anging, damit dieser nochmals an den Papst schreiben sollte[8]). Den Olmützer Kanonikus Johannes schickte er persönlich nach Breslau[9]). Einem dortigen Freunde schrieb er, er möge ihm für den Fall, daß sein Gesandter in der Angelegenheit seiner Beförderung zum Bischof von Breslau Geld benötige, solches bei dortigen Kaufleuten leihen[10]). Durch Leutlinus, der anscheinend sein Bankier in Prag war[11]), werde er es sofort zurückerstatten[12]). Trotz allem wurde vom Breslauer Kapitel ein anderer zum Bischof gewählt, Dietrich von Klattau, ein Böhme, der Breslauer Domdechant[13]). Allein Gregor XI. gab ihm zunächst nicht die päpstliche Bestätigung[14]); noch am 4. Dezember 1377 schrieb er an Karl IV., er habe die Verfügung über das Bistum Breslau noch hinausgeschoben[15]). Am 28. März des folgenden Jahres starb der Papst[16]). Auf ihn folgte Urban VI., den der Kaiser anerkannte[17]), und ein Gegenpapst, Klemens VII.[18]). Diesem folgte Dietrich und erhielt von ihm zu Fondi am 8. November 1378 die Erlaubnis, sich weihen zu lassen[19]). Die Lage des Breslauer Kapitels war äußerst schwierig. Zudem war Karl IV. am

---

[1]) Script. rer. Siles., herausgegeben von G. A. Stenzel, Bresl. 1835, S. 164.
[2]) ibidem Anm. r „. . . ecclesiae census ampliavit adeo, ut aureus episcopatus receptus sit vocari."
[3]) Canc. Nov. S. 55, Nr. 46; S. 96, Nr. 112; S. 135, Nr. 196.
[4]) W. Schulte, Die politische Tendenz der Chronica principum Poloniae. Darstellung und Quellen z. schles. Gesch., 1. Bd., Breslau 1906, S. 76; vergl. ebendort Beil. 10, S. 79 f. und Beil. 34, S. 247 f.
[5]) Canc. Nov. S. 49, Nr. 35; S. 66, Nr. 63.
[6]) ibidem S. 72, Nr. 74.
[7]) ibidem S. 78, Nr. 83.
[8]) ibidem Nr. 84.
[9]) ibidem S. 106, Nr. 134.
[10]) ibidem.
[11]) ibidem S. 134, Nr. 195.
[12]) ibidem S. 106, Nr. 134.
[13]) W. Schulte, Cronica etc a. a. O., S. 77; vergl. ebend. S. 179 f. Beil. 110.
[14]) Ebendort S. 185.
[15]) Ebendort S. 186, bes. Anm. 8.
[16]) Ludw. Pastor, a. a. O., I, S. 114.
[17]) Ebendort S. 119 f., 137.
[18]) Ebendort S. 129.
[19]) W. Schulte, Chronica etc a. a. O., S. 87; die Urkunde ebend. S. 179 f. als Beilage Nr. 10.

Digitized by Google

29. November 1378 gestorben[1]). Sein Nachfolger, König Wenzel, erkannte wie der Vater Urban VI. an[2]) und schickte am 6. Februar 1379 aus Nürnberg dem Kapitel von Breslau den klaren Befehl, den ehemaligen Dechanten Dietrich als Bischof nicht anzuerkennen, sondern als Schismatiker zu verwerfen, da er sich vom Gegenpapste habe bestätigen lassen[3]). Diesem Druck gab man anscheinend nach. Doch warteten die Breslauer Domherren nun nicht auf die päpstliche Ernennung, sondern wählten jetzt unseren Johannes, der ein Anhänger Urban VI. war[4]), zu ihrem Bischof[5]). Die Wahl fand wahrscheinlich im Anfang des Jahres 1380 statt. So ging die lange gehegte Sehnsucht Johanns von Neumarkt doch noch in Erfüllung. Allein den Besitz seiner neuen Diözese hat er wohl nicht mehr angetreten. Wir wissen nicht, ob er für das Bistum Breslau noch die päpstliche Bestätigung und die Anerkennung des Königs erhalten hat. Am 24. Dezember 1380 machte der Tod seinem reichen Leben ein Ende[6]).

Es ist strittig, ob die sogenannte Cancellaria officialis Sanderi[7]) Olomucensis, die Ferdinand Tadra in seiner Ausgabe der Cancellaria Noviforensis mit aufnahm[8]), sich auf die Breslauer Diözese bezieht. Ihr Herausgeber glaubte dies[9]), da in der Prager Handschrift der Formeln deutlich „Wrat."[10]) oder „W"[11]) diocesis zu lesen ist. Schwierigkeiten für diese Erklärung bietet aber, wie auch W. Schulte betonte[12]), die Erwähnung einer Hungersnot und einer Ueberschwemmung in Breslau[13]), die hier für das Jahr 1380 nicht nachgewiesen werden kann[14]). Doch spricht die Einberufung einer Diözesansynode auf den Tag „Johannis Waptiste"[15]), den Patron der Breslauer Kirche, wiederum für die Annahme Tadras. Da Johann von Neumarkt noch in einer anderen Formel in eine Angelegenheit der Breslauer Kirche eingreift[16]), nämlich die Bestrafung einer Stadt dieses Kirchensprengels anordnet, weil sie reisende Klosterbrüder überfallen habe, ist es durchaus möglich, daß die sogenannte Cancellaria Sanderi Erlasse Johanns von Neumarkt für sein neues Bistum darstellt. Sie wendet sich gegen die Ketzerei und gebietet die Strafe der Exkommunikation gegenüber den Häretikern[17]). Zur Befreiung von Pest, Hunger und Wassersnot werden

---

1) BHReg 5951 a.
2) Pastor a. a. O., S. 137.
3) W. Schulte, a. a. O., S. 181, Beil. Nr. 12.
4) Canc. Nov. S. 76, Nr. 79.
5) Cod. Sil. Bd. 5, S. 303; vergl. W. Schulte, a. a. O., S. 92, Anm. 2.
6) Konr. Eubel, Hierarchia I, S. 376.
7) Der Official Sander tritt als solcher erst 1373 auf, nachdem er früher als Pfarrer von Müglitz und Archidiakon von Prerau Kanonikus von Olmütz geworden war. Vergl. Cod. Mor., Bd. X, S. 209.
8) Canc. Nov. S. 139, Nr. 204; S. 141, Nr. 208; S. 142, Nr. 209; S. 143, Nr. 210; S. 144, Nr. 211.
9) Canc. Nov. Einleitung, S. 12 f.
10) Canc. Nov. Nr. 208, 09, 10, 11.
11) ibidem Nr. 204.
12) W. Schulte, a. a. O., S. 187 f., Beil. Nr. 14.
13) Canc. Nov. S. 144 f., Nr. 211.
14) Vergl. W. Schulte, a. a. O., S. 187 f.
15) Canc. Nov. Nr. 211.
16) ibidem S. 150, Nr. 219.
17) ibidem S. 142 f., Nr. 208, 209.

Digitized by Google

Fasten und Prozessionen angeordnet[1]). Am Tage Johanns des Täufers soll eine Diözesansynode stattfinden, bei der kein Kleriker fehlen dürfe[2]). Da infolge der 4 jährigen Sedisvakanz die kirchliche Ordnung und Disziplin im Bistum Breslau sich stark gelockert haben mochte, ist das sofortige Eingreifen des neuen Bischofs zu ihrer Wiederherstellung gut denkbar.

Der Tod Johanns von Neumarkt war weder für das Bistum Breslau, das wiederum den erwählten Bischof nicht erhielt, noch für die Olmützer Kirche ein so schwerer Verlust, wie für den jungen böhmischen Humanismus. Rührend ist die Totenklage, die Erzbischof Johann Jenstein in einem Briefe an einen Magister Nikolaus[3]) schreibt: „Cogit me non modicus dolor elegiacum tibi scriptum dirigere, videlicet reverendi in Christo patris Johannis quondam episcopi Olomucensis rhetoris et poete eximii flebilem transitum, qui iratis diis in vigilia natalis Domini praeterita ultimum fatum mortis persolvit. Rebar enim quod musis propitiis immortalis existeret, quibus sic suis serviebat carminibus, quas tantis laudum intollebat praeconiis, qui eciam secundum quod earundum dignitas requirebat in suis epistolis eas debitis sedibus collocabat, ita quod nullius culpandus iniurie habebatur, fueritque dignissimus ipsarum cancellarius etc."

Johann Jenstein trat das geistige Erbe des Heimgegangenen an[4]); ob die Bücher Johanns von Neumarkt, die er ja am 1. April 1368 testamentarisch dem Augustinereremitenkloster St. Thomas in Prag vermacht hatte, nach seinem Tode wirklich dorthin gekommen sind, erscheint zweifelhaft, da Konr. Burdach dort vergeblich nach den Resten dieser alten Bibliothek suchte[5]). Aus dem Bücherbestande Johanns von Neumarkt sind nach den bisherigen Forschungsergebnissen nur noch vorhanden sein längst bekanntes Reisebrevier[6]) im böhmischen Museum zu Prag[7]) und eine Homiliensammlung des spanischen Dominikaners Nikolaus de Gorran im Augustinerkloster zu Alt-Brünn[8]).

Was er an Kleinodien und kostbaren Geräten im Sammeleifer des Humanisten zusammengetragen hatte, ging als Vermächtnis zunächst in den Besitz seines Kämmerers Johann von Münsterberg über[9]). Von diesem kaufte den wertvollen Nachlaß des Bischofs bald nach seinem Tode Markgraf Jodok von Mähren für eine jährliche Rente von 10 Mark[10]). Am 18. April 1381 erhielt die Stadt Brünn von ihrem Landesherrn den Befehl,

---

[1]) ibidem S. 143 f., Nr. 210.
[2]) ibidem S. 144 f., Nr. 211.
[3]) Cod. epistolaris des Erzbischofs von Prag Johann Jenstein, l. c. Nr. 13, S. 314 f.
[4]) ibidem S. 289.
[5]) Auf seiner Forschungsreise während des Prager Aufenthalts vom 3. bis 17. Juli 1898; vergl. K. Burdach, Bericht über Forschungen zum Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus, a. a. O., S. 17.
[6]) Heinr. Friedjung, a. a. O., S. 110; A. Frind, a. a. O., II, S. 113; A. Benedict, a. a. O., Einleitung S. XIII f.
[7]) Vergl. A. Benedict, a. a. O., S. 13.
[8]) Konr. Burdach, vergl. Anm. 5 dieser Seite.
[9]) Cod. Morav. XI, S. 195 f., Nr. 218.
[10]) ibidem.

Digitized by Google

diesen Betrag dem genannten bischöflichen Kämmerer Jahr für Jahr bis zu seinem Tode zu zahlen[1]). Dieser Zug am Markgrafen Jodok stützt die oben[2]) geäußerste Ansicht, daß den Bischof Johann von Neumarkt gerade auch seine humanistischen Neigungen abhielten, in den Olmützer Bistums= streit einzugreifen, da diese ihn mit dem Landesherrn einten.

Seine letzte Ruhestätte fand der große Augustinusverehrer in seiner Gründung, dem Augustinereremitenkloster zu Leitomischl[3]). Sattler[4]) sah darin eine Berührung mit Giovanni Boccaccio, der 5 Jahre früher, am 21. Dezember 1375, gestorben war und ebenfalls in einem Kloster dieses Ordens, in San Spirito zu Florenz, begraben wurde. Doch ist dies wohl nur ein Zufall, der nur in der beiden Männern gemeinsamen Verehrung der Augustinereremiten begründet ist. Beziehungen zu Boccaccio lassen sich im Leben Johanns von Neumarkt nicht nachweisen.

---

1) ibidem.
2) S. 64 f.
3) L. Ch. Hugo, Sacri et canonici ordinis Praemonstratensis annales, Nancy, Tom. 2, 1736, S. 116.
4) Sattler, a. a. O., Einleitung, S. 11.

Digitized by Google

DIE TEILNAHME DER BEVÖLKERUNG AN DER RECHTSPRECHUNG IN DEN MITTELALTERLICHEN KROATISCHEN UND SERBISCHEN LÄNDERN

Von

Dr. Władysław Namysłowski,
Konsul der Republik Polen in Hamburg

Durch die Festsetzung der Grenzen und des Umfanges der Teilnahme der Bevölkerung an der Rechtsprechung in den slavischen Staaten im Mittelalter gewinnt man die neuen ausdrucksvollen Charakterzüge der slavischen Rechte. Diese Teilnahme der Bevölkerung kam in den vorgeschichtlichen Zeiten zweifellos im größten Umfange zur Anwendung. Jedoch durch Bildung der einzelnen Staatswesen, durch die Entwicklung der Staatsgewalt in der Person des Fürsten und durch die eingeführte Organisation der Behörden, die ihre Machtbefugnisse nur von dem Herrscher ableiteten, kam diese Teilnahme der Bevölkerung an der Rechtsprechung ins Wanken. Je nachdem, wie die traditionelle demokratische Sozialverfassung der neuen Staatsorganisation Stand hielt, verblieb der Bevölkerung in größerem oder kleinerem Umfange der Einfluß auf die Gerichtsbarkeit. Im allgemeinen traten die Gerichtsverfassungen aller slavischen Staaten in dieser Epoche in zwei Gruppen hervor: Die erste Gruppe umfaßte die Länder, in welchen, obzwar die Gerichtsorganisation im Sinne der Interessen der Herrschergewalt durchgeführt wurde, die Mitwirkung jedoch des Volkes bei den neueingeführten Richterämtern zu einer neuen Einheit verschmolzen wurde. In der zweiten Gruppe der Staaten war die Macht der Herrscher so stark, daß ihr die Verdrängung der Volksrepräsentanten aus den Gerichten vollkommen gelungen ist. Zur ersten Gruppe gehörten alle die slavischen Staaten, die sich mehr oder weniger unter dem Einfluß der römischen Kultur bildeten. Es waren: die kroatischen Länder, Böhmen und Polen. Die slavischen Oststaaten wie Rußland, Serbien und Bulgarien, denen Byzanz bei Organisierung ihrer Staaten als Vorbild diente, bildeten die zweite Gruppe.

In vorgeschichtlichen Zeiten gehörte die Ausübung der Gerichtsbarkeit zweifellos allen Mitgliedern der Stämme, Sippen oder Geschlechter. Dieser Zustand blieb auch in den Zeiten, wo diese, auf Blutverwandtschaft be-

Digitized by Google

ruhenden Gruppen, ständige Wohnsitze gewonnen hatten. Als sie mit der Zeit auch territoriale Verbände bildeten, als die Lebensinteressen und Bedürfnisse an Umfang zunahmen, mußte die Gerichtsbarkeit, derer Träger bisher die ganze Bevölkerung der betreffenden Einheit war, auf einen beschränkten Kreis übergehen. In erster Reihe übernahmen die Rechtspflege die Stammältesten, die sowieso in allen anderen Lebenserscheinungen maßgebend sein mußten[1]).

Einen direkten Beweis für diese primitive Gerichtsverfassung der slavischen Völker gibt die älteste Redaktion des russischen Rechts, die sog. „Ruskaja Pravda", die das uralte Volksrecht vor dem X. Jahrhundert darstellt. Nach diesem Rechtsdenkmal waren die Gemeindeältesten („starci") zugleich Gemeinderichter und später in den Zeiten des Kampfes des Volksrechts und des neuen fürstlichen Rechts waren sie Vertreter des alten Rechtssystems und der alten Gerichtsordnung. Da sich die Rechtspflege in diesen Zeiten hauptsächlich nur auf das strafrechtliche Gebiet beschränkte, war der Wirkungskreis dieser Gemeinderichter nicht allzu groß. Dazu kam noch der Umstand, daß die Rache vollkommen das einstige Rechtssystem beherrschte. Bei Ausübung der Rache hatten die Gemeinderichter nichts zu tun und auch in den Fällen, wo sich die Parteien selbst über die zu zahlende Ersatzsumme einigten, war ihr Eingreifen sehr oft nicht notwendig.

Dieses älteste Gemeindegericht bestand aus 12 Männern, bildete also einen Ausschuß der Gemeinde. Dieses Gericht trat nur dann in Tätigkeit, wenn es sich um Ablösung der Rache durch Bezahlung einer bestimmten bzw. der eben vom Gericht zu bestimmenden Geldbuße oder um Zahlung einer eingeforderten Schuld handelte[2]).

Ähnlich mußte sich die Gerichtsverfassung bei anderen slavischen Völkern bis zur Zeit, wo sich die stramme Fürstengewalt entwickelte, darstellen. Direkte Beweise darüber sind nicht geblieben, darauf weist jedoch die noch im Mittelalter bestehende primitive Gerichtsorganisation bei Stämmen, die zum serbischen Reiche gehörten, aber ihre vollständige Autonomie bewahrten, hin. Zu solchen gehörte der Gau Grbalj und das serbisch-albanische Land Dukadjin, in welchen das Gericht die „dobri ljudi" bildeten. Im allgemeinen könnten das nur wie in Rußland die Dorfältesten, eventuell die Ältesten der einzelnen Familien, wie es in Dukadjin war, sein. Die Zahl dieser Ältesten, die als gemeinsames Richterkollegium richteten, ist unbekannt. In Dukadjin war das Gemeindegericht sicher nicht ständig, so daß es eher als Schiedsgericht betrachtet werden kann, weil es nur von Fall zu Fall zusammentrat und aus den Stammesältesten der beiden Prozeßparteien gebildet war[3]).

Die sich in Entwicklung befindende Staatsgewalt der Fürsten war unbedingt nicht besonders solchen Gerichten geneigt, in welchen das Volk sich selbst das Recht sprach, denn solche auf der alten Tradition und auf dem Gewohnheitsrecht beruhende Gerichte bildeten unbedingt ein starkes

---

1) Kadlec-Taranovski: „Prvobitno slovensko pravo", S. 106—111.
2) Goetz: „Das russ. Recht"; Bd. I, S. 161—169, 174—177, 266.
3) Novaković: „Zak. Spom."; S. 110, Abs. 57; S. 99, Abs. I—II.

Digitized by Google

Hindernis für die neuerrichteten Fürstenämter, die alle nur Kraft der Gewalt des Herrschers und laut dem gesetzten Rechte ihre Machtbefugnisse ausüben sollten. Diese alten Gerichte, stark im Volke wurzelnd und sich an das Gewohnheitsrecht stützend, waren unbedingt die gefährlichsten Konkurrenten der neuen mehr oder weniger zentralistischen Bestrebungen der Fürsten. Jedoch wie einerseits der Fürst nicht immer genug Kraft gehabt hat, um sie zu vernichten, so anderseits waren auch diese Volksgerichte unter den sich entwickelnden und immer mehr kompliziert werdenden Lebensaufgaben nicht zu großem Widerstande fähig. Unter solchen Verhältnissen mußte es dann zu einem Kompromisse zwischen der alten Gemeindeverfassung und der neuen durch Fürsten eingeführten Rechtsordnung kommen. Den besten Beweis dafür gibt das Gesetz der kroatischen Gemeinde von Vinodol vom Jahre 1288. Wie das ganze Gesetz nur ein Kompromiß zwischen dem alten Recht („stara pravda") und den neuen Rechtssatzungen des Fürsten („novštine") war, so war auch die Gerichtsverfassung ihrem Inhalt nach eine Verschmelzung der alten und der neuen Gerichtsordnung. Der Fürst war jedoch stark genug, um wenigstens die Rechtsprechung in den ihn direkt betreffenden Angelegenheiten für sein persönliches Gericht vorzubehalten. Es waren, wie fast überall, in erster Reihe nur Straftaten, die seinen Interessenkreis stark angriffen, für welche er sich selbst ausnahmslos als zuständiger Richter betrachtete. Diese Straftaten charakterisierten sich nicht nur dadurch, daß sie direkt gegen die neue Staatsgewalt gerichtet waren, sondern auch dadurch, daß sie die schwerste Strafe der Zeit nach sich zogen. Zu ihnen gehörte: Verrat, Hilfe dem Verbannten und Tötung der fürstlichen Beamten und Diener. Alle diese Straftaten waren mit der Strafe der Vernichtung („maščenji"), d. i. mit der Übergabe des Schuldigen dem Fürsten auf Gnade und Ungnade bedroht[1]).

Der Fürst übte laut dem Gesetz von Vinodol die Gerichtshoheit und das Bannrecht aus. Als oberster Gerichtsherr hatte er fast ausschließliches Recht auf alle durch niedere Gerichte auferlegte Geldstrafen[2]). Nur er war befugt, die Geldstrafen, im Falle der Unmöglichkeit sie zu bezahlen, in andere Strafe umzuwandeln[3]). Selbstverständlich fielen ihm ausnahmslos alle Geldstrafen für die Übertretungen der auf Grund des ihm zukommenden Bannrechts erlassenen Gebote und Verbote zu[4]).

Das Gesetz von Vinodol gibt fast keine Stützpunkte für die Antwort, wie die niederen Gerichte in einzelnen Gemeinden von Vinodol zusammengestellt waren. Die Gerichte traten in diesem Gesetze unter dem allgemeinen Begriff „dvor" (Hof) auf, ähnlich wie später auch auf der Insel Krk „dvor[5])" die allgemeine Bezeichnung für jedes Gericht war und wie in Serbien während der Regierungszeit des Caren Stefan Dušan die Staats=

[1]) Ges. Vinod. Art. 70, 12, 29.
[2]) Ges. Vinod. Art. 25, 54, 55, 59, 74, 76, 6, 7, 8, 11, 12, 30, 35, 51, 52, 56.
[3]) Ges. Vinod. Art. 74.
[4]) Ges. Vinod. Art. 75.
[5]) Stat. Vrb. S. 145, J. 1362; S. 148, J. 1388; S. 150, Kap. 14; S. 151, Kap. 15; S. 154, Kap. 23; S. 156, Kap. 30, J. 1388.

Digitized by Google

gerichte als „dvor carev" und „dvor sudijin" genannt waren[1]). Außerdem aus der Einleitung zum Gesetze von Vinodol geht hervor, daß dort die Richterämter bestanden[2]). Auf Grund dieser spärlichen Angaben ist es schwer, die innere Organisation der dortigen Gerichte zu reproduzieren. Bei Lösung dieser Aufgabe müssen die hundert Jahre späteren Statute der Insel Krk zur Hilfe gezogen werden. Die Angaben dieser Statute können auch vollkommen als maßgebend betrachtet werden, weil sie auf demselben Boden wie das Gesetz von Vinodol entstanden sind, und zwar in Territorien, die zu der Herrscherfamilie Frankopanen gehörten. In diesen Statuten spiegeln sich ganz alte Rechtsanschauungen, wodurch sie desto mehr für die Lösung der oben gestellten Frage in Betracht kommen. Nach den Satzungen dieser Statute war der Inhalt der Strafe alt geblieben, weil, wenn auch in den Strafen schon öffentlichrechtliches Element durchgedrungen war, noch immer in der Strafe auch ziemlich stark vertretenes privatrechtliches Element geblieben ist. Alle Geldstrafen hatten nach diesen Statuten in erster Reihe zum Zweck die Genugtuung für den Beschädigten und darum wurden sie in der Regel in der Hälfte dem Beschädigten zugesprochen. Der Anteil des Fürsten an der Geldstrafe betrug die andere Hälfte, und das nicht immer, denn in einzelnen Fällen fiel davon ein Sechstel der Gemeinde zu, so daß der Fürst nur zwei Sechstel bekam[3]).

Aus diesen Gründen kann man als sehr wahrscheinlich annehmen, daß in den Statuten der Insel Krk im großen Umfange sich die alte Rechtsordnung aus der Zeit des freien Gemeindelebens widerspiegelt. Auch nach diesen Statuten war die übliche Bezeichnung für Gerichte das Wort „dvor" und das wichtigste Merkmal der Gerichte war Kollegialitätssystem und die Teilnahme der Laienrichter neben dem Berufsrichter bei der Fällung des Urteils. Die Berufsrichter, die — was man nicht feststellen kann — möglich in Mehrzahl zu jedem Gericht gehörten, waren durch die Gemeinde auf eine bestimmte Zeit gewählt. Zu den Vollversammlungen der Gerichte mußten außerdem vier Mitglieder des Gemeinderates zugezogen werden, die reine Schöffen waren („ . . . sudci, ki jesu i ki budu, imieite imiti poli sebe vazda do 4 muži od vešća"). Erst dann war das Gericht versammelt („ . . . sud se zda"; „ . . . kada bude sud zdan . . ."[4]), wenn alle Richter und diese vier Ratsmitglieder beisammen waren.

Wenn also auf der Insel Krk nach hundert Jahren der ständigen Bestrebungen und des Einflusses der Fürsten die Gerichte noch als Kollegialgerichte mit der Mitwirkung der Volksrepräsentanten geblieben waren, dann mußten um so mehr die Gemeindegerichte in Vinodol auf denselben Grundsätzen aufgebaut sein. Außer in der Einleitung des Gesetzes von Vinodol erwähnten Richtern mußten bei den Gerichtsverhandlungen auch die Vertreter des Volkes mitwirken, die wahrscheinlich unter der ziemlich allgemeinen Bezeichnung „rotnici" zu suchen sein werden. Vor den „rotnik"

---

[1]) „Zak. Cara St. Dušana"; Art. 66, 91.
[2]) Ges. Vinodl.; S. 1.
[3]) St. Vrb.; S. 152, Kap. 18; S. 153, Kap. 21; S. 155, Kap. 26; S. 149, Kap. 2, 3; S. 154, Kap. 24 der Statuten aus dem Jahre 1388.
[4]) Stat. Vrb.; S. 145; S. 148; S. 150, Kap. 14; S. 151, Kap. 15; S. 154, Kap. 23; S. 156, Kap. 30 der Statuten vom Jahre 1388.

Digitized by Google

(Beeideter) jedoch, der im „dvor" saß, konnte jeder „kmet" (Freibauer) eingeladen werden[1]). Diese „rotnici" mußten also nichts anderes, als durch das Volk oder erst durch die Richter berufene Repräsentanten der Bevölkerung sein.

Die Fürsten Frankopanen, die die Herrschergewalt über Vinodol errungen haben, konnten jedoch diese alte Gerichtsverfassung nicht erschüttern. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Gemeindegerichte ihre alte sachliche Zuständigkeit so in den Straf- wie auch in den Zivilstreitigkeiten in den neuen politischen Verhältnissen grundsätzlich weiterbehielten. Die Fürsten, obzwar sie diese Gemeindegerichte nicht vernichten konnten, durften jedoch nicht erlauben, daß sie weiter unbeschränkt in vollem Umfange Recht sprachen. Das konnten sie besonders in den Fällen nicht erlauben, in welchen es sich um die Straftaten, die mit Geldstrafe zugunsten des Fürsten bedroht waren, oder um die Verletzung der auf Grund des Bannrechts erlassenen Gebote und Verbote handelte, denn die Prozesse, die rein privatrechtlichen Charakter trugen, bildeten für die Bestrebungen und Entfaltung der Gewalt der Fürsten wenigstens in diesen Zeiten keine allzu großen Interessen.

Den Einfluß auf die Rechtsprechung in den erwähnten Strafsachen erlangten die Fürsten auf diese Weise, daß in den Verhandlungen und bei der Urteilssprechung über alle Straftaten der Vertreter des Fürsten („od kneza človik") teilnehmen mußte. Ohne seine Teilnahme konnte kein rechtskräftiges Urteil über Verurteilung oder Befreiung durch das Gemeindegericht gefällt werden[2]). Ähnlichen Weg wählten auch die Fürsten gegenüber der Gemeindeautonomie, die sie nicht zu beseitigen imstande waren und welche sie doch nicht ohne ihren eigenen Einfluß lassen konnten. Bei allen Beschlußnahmen des Gemeinderates mußte darum unter der Nichtigkeit und der Geldstrafe, auch ein Fürstenvertreter („knezov človik") zugegen sein[3]).

Gerade die Leichtigkeit, mit welcher sich die alten Gemeindegerichte an diese Neuerungen angepaßt hatten, ist der beste Beweis, daß sie auf dem Kollegialitätsprinzip aufgebaut waren, widrigenfalls wäre es unmöglich, festzustellen, auf welche Weise dieser Vertreter des Fürsten den Einfluß auf die Verhängung der Geldstrafen ausüben konnte.

Die Gemeindegerichte in Vinodol, entgegengesetzt zu dem persönlichen Gericht des Fürsten selbst, waren also Schöffengerichte, in welchen, außer dem Gemeinderichter, die unbekannte Zahl der Gemeinderäte, die das Volk auch in der Rechtsprechung repräsentieren sollten, als Schöffen saßen. Zu dem Gemeinderichter gesellte sich in den Verhandlungen über alle Straftaten der Fürstenvertreter mit denselben Rechten, wie der Richter selbst. Das Urteil fällten alle diese Personen zusammen, wobei sicher diese Mehrheit maßgebend war, welcher sich der Vertreter des Fürsten angeschlossen hat.

Dieselbe Gerichtsorganisation wiederholte sich nach 400 Jahren in

---

[1]) Ges. Vinod. Art. 73.
[2]) Ges. Vinod. Art. 40.
[3]) Ges. Vinod. Art. 57.

Digitized by Google

einer der Gemeinden, die zu Vinodol gehörten, und zwar in der Gemeinde Trsat. Dort bestand das Gemeindegericht aus dem Gemeindevorsteher („gospodin kapetan") und aus unbekannter Zahl der Gemeinderäte („starci"), die jedoch ausdrücklich als „starci pravdeni" d. i. als Gerichtsältesten bezeichnet waren. Auch sie könnten leicht ähnlich, wie im alten Vinodol, „rotnici" genannt werden, da auch sie nach Kooptierung durch andere ältere Mitglieder des Gemeindegerichtes den Eid („rota") vor dem „kapetan" leisteten. Das ganze Gericht in Trsat wurde „pravda" genannt[1]).

Zu den schwierigsten Fragen in der serbischen Rechtsgeschichte gehört die Frage, wie weit und in welcher Gestalt die Bevölkerung im mittelalterlichen Serbien an der Rechtsprechung teilnahm. Mit dieser Frage beschäftigte sich eine ganze Reihe der Geschichtsforscher, die fast alle zur Überzeugung gekommen sind, daß in diesen Ländern unbedingt die aktive Teilnahme der Bevölkerung im größeren oder kleineren Umfange an der Fällung des Urteiles herrschte[2]). Die Meinungsverschiedenheiten über die wirkliche Rolle der „porotnici" und „porota", unter welchen sich diese Teilnahme des Volkes in den Gerichten verbergen soll, sind der beste Beweis, daß diese Frage bis jetzt noch nicht gelöst wurde. Es bleibt also nichts übrig, als eine neue Lösung zu suchen und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie nur auf diese Weise gefunden wird, daß man alle Stufen der Rechtsentwicklung in Serbien genau verfolgt und den Zusammenhang der einzelnen Vorschriften über „porotnici" und „porota", sowie alle Bestimmungen über die Gerichtsformen noch einmal genau untersucht. In dieser Hinsicht erleichtert diese Aufgabe der Umstand, daß diese Frage in den erhalten gebliebenen serbischen Rechtsurkunden vom Jahre 1190 bis zum Jahre 1445 ununterbrochen verfolgt werden kann. Dabei können die Normen des I. und II. Teiles des „zakonik" des Caren Stefan Dušan nicht als stärkere, mehr ansehungswürdige, sondern nur als gleichgestellte mit den Bestimmungen anderer Urkunden betrachtet werden, weil ihr Wert unbedingt der gleiche, wie der von anderen serbischen Herrschern herausgegebenen Rechtsnormen sein mußte. Unter solchen Voraussetzungen muß man dann zur richtigen Darstellung des serbischen Gerichtssystems und dadurch zur Lösung der gestellten Frage gelangen.

Bei genauer Betrachtung der Vorschriften der einzelnen Urkunden kann man feststellen, daß in allen diesen Urkunden die folgenden drei wichtigsten Rechtsinstitutionen nebeneinander hervortreten: 1. die internationalen Gerichte, genannt „stanak", 2. besondere Gerichte für die Streitigkeiten zwischen den Serben und den Fremden im Lande selbst, und zuletzt 3. die Eideshelfer.

Von diesen drei Institutionen am frühesten wurde „stanak" erwähnt, denn schon im Jahre 1190, und zwar in folgender Weise: „Tamen ut nunc ipse iustitiam faciat Raguseis sine fraude electis ex utraque parte iudicibus, ante quorum presentiam iustitia secundum antiquorum mores firmatur"[3]).

---

[1]) Stat. Trsat Art. 53, 55, 67.

[2]) Novaković, Avakumović, Jireček, Polićević, Dolenc, Namysłowski, Gerasimović.

[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 135, Abs. IV.

Digitized by Google

Diese internationalen gemeinschaftlichen Gerichte („opći sud")[1]) erreichten in Verhältnissen zwischen serbischen Ländern und der Republik von Ragusa bis zu Regierungszeiten des Caren Stefan Dušan ihre vollkommen ausgebaute Gestalt. Ihr Wirkungskreis erstreckte sich auf alle Streitigkeiten zwischen beiden Staaten. Es konnten sein sowohl die Streitigkeiten staatsrechtlichen Charakters, wie auch die privaten Streitigkeiten zwischen den einzelnen Mitgliedern der beiden Staaten. Voraussetzung der Tätigkeit dieser „stanak's" in Angelegenheiten der einzelnen Privatpersonen war der Umstand, daß der Fremde sich nicht in Serbien aufgehalten hat, denn in diesem Falle konnte er ungefähr bis zum Jahre 1300 direkt vor dem Gerichte des serbischen Herrschers beklagt werden[2]). Alle Arten der „stanak", so „stanicum plenarium" wie „stanicum parvum vel proprium", bestanden aus den Richtern, die beide Parteien selbst gewählt haben. Die Zahl dieser Richter hängte von der Wichtigkeit und dem Willen der Parteien ab, aber die Zahl der gewählten Richter mußte auf beiden Seiten vollkommen gleich sein. Wie aus viel späteren und sich auf Bosnien beziehenden Urkunden hervorgeht, waren auch ziemlich schwere und wichtige Staatsstreitigkeiten nur durch vier Richter entschieden, aus welchen zwei der bosnische König und zwei die Republik von Ragusa bestellte[3]). Die von den Parteien gewählten Richter mußten vor dem Beginn der Amtstätigkeit, in Anwesenheit aller Beteiligten, den Eid schwören, daß sie gerecht urteilen werden. Die „stanak's" fanden in den von altersher gewöhnten Grenzorten statt[4]). Die genaueste Darstellung dieser internationalen Institution gaben die Statuten der Republik von Ragusa vom Jahre 1272 über die Rechtsgewohnheiten zwischen den Ragusanern und allen östlich wohnenden slavischen Stämmen[5]). Die allgemeinen „stanak's" („stanicum plenarium"), auf welchen die strittigen Staatsangelegenheiten der serbischen Länder und Ragusa verhandelt wurden, bestanden ein paar Jahrzehnte und die letzte urkundliche Erwähnung dieser gemeinschaftlichen Gerichte stammt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts[6]).

Diese gemeinschaftlichen Gerichte traten immer in allen serbischen Urkunden ausnahmslos unter der Bezeichnung „stanak" auf. Auch in Ragusa gebrauchte man diese Bezeichnung in den Beziehungen zu den serbischen Ländern. Erst Ende des XIV. Jahrhunderts, und zwar in den Beziehungen, nicht zu den Serben, sondern zu den anderen slavischen südöstlichen Staaten kam dort zum Gebrauch eine andere Benennung dieser Gerichtstagungen an der Grenze und zwar begann man sie „porota" und

---

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 153, Abs. VII, Urkunde vom J. 1254

[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 138, Abs. IV, Urkunde vom J. 1220 Namysłowski: „Serb. prawo sądowe"; S. 15, 33.

[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 217, Abs. V, J. 1405.

[4]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 148, Abs. VI; S. 149, Abs. VII, J. 1243; S. 151, Abs. II—IV; S. 153, Abs. VII—VIII, J. 1254.

[5]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 125, Abs. I—II, VIII—XI, XIV; S. 129, Abs. III; S. 130, Abs. II; S. 131.

[6]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 171, Abs. XIX—XX, J. 1349; S. 181, Abs. XIX—XX, J. 1357.
Vojnović: „Sudbeno ustrojstvo"; S. 39—45.
Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. II, S. 18—22.

Digitized by Google

ihre Mitglieder „porotnici" zu nennen[1]). Etwas früher wurde diese letzte Bezeichnung in Cattaro eingeführt, und zwar auch für die gemeinschaftlichen Gerichte, selbst mit den Serben[2]).

Die Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Ragusa und Serbien, sowie die ständige Ansiedlung der ragusischen Kaufleute in den serbischen Ländern zwangen schon ziemlich früh zur Schaffung besonderer Gerichte für solche Fälle, wo die in Serbien weilenden Ragusaner als Beklagte oder Beschuldigte hervortraten. „Stanicum parvum" an der Grenze, war in diesen Fällen für die klagenden Serben vollkommen überflüssig, da sie doch den betreffenden Ragusaner tief selbst in ihrem eigenen Lande hatten. Bis zu gewisser Zeit beanspruchten die serbischen Herrscher das Recht, in solchen Fällen die Streitsachen an ihr persönliches Gericht heranzuziehen. Dieses Vorgehen war sicher nicht gut durch Ragusaner betrachtet, da sie auf alle mögliche Weise ihren Bürgern nicht nur die Ansehen, sondern auch direkt die bevorzugte Stellung in Gerichtssachen, in fremden Ländern zu schaffen bemüht waren. Die neue Regelung der Gerichtsbehörden für solche Fälle geschah in den Jahren um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts auf Grund der Privilegien der serbischen Herrscher. Zur Rechtsprechung über gegenseitige Streitfragen zwischen den Ragusanern und den Serben wurden wahrscheinlich nicht ständige, sondern von Fall zu Fall zusammengesetzte Gerichte berufen, die aus einem in Serbien wohnenden Ragusaner und einem Serben bestanden. Eigentlich waren diese neuen Gerichte ihrem Inhalt nach nur „stanicum proprium", welches schon nicht in den Grenzorten, sondern an beliebigen Orten in Serbien Gerichtsverhandlungen führte. Vom Standpunkt der Ragusaner hat sich auch an der Zusammensetzung dieser neuen Gerichte nichts geändert, denn als Richter fungierten ein Ragusaner und ein Serbe. Der Ragusaner kam von der Wahl der ragusischen Partei hervor, der serbische Richter jedoch war schon aller Wahrscheinlichkeit nach nicht durch die serbische Partei gewählt, sondern es war immer die zuständige Person, die über den betreffenden serbischen Parteigänger die Jurisdiktionsrechte ausübte. Im Rahmen der serbischen Staatsverfassung waren diese Gerichte neue bisher unbekannte Kollegialgerichte mit einem ständigen und im vorhinein bestimmten und einem unständigen und wählbaren Mitglied, wobei jedoch beide gleichberechtigt waren und zusammen die Verhandlungen leiteten und das Urteil abgaben („... illa questio non poscit difinire nisi per unum Raguseum et unum Sclavum judices in ipsa questione"; „... da im je sud prjed sudijom srbskim i jednim Dubrovčaninom, i što sudita, tozi da je svršeno")[3]). Dieses Mitglied von der serbischen Seite war also ein wirklicher serbischer Richter, aber genaue Feststellung, was für ein Richter es war, ist für die Zeit nach der Entstehung dieser Gerichte unmöglich. Erst in späteren Jahren traten als diese serbischen Richter „carinik", „knez" und „kefalija", also die Verwaltungsbeamten auf.

[1]) Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. II, S. 18, Bemerkung 4.
[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 8, P. 21, J. 1313.
[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 159, Abs. X, J. 1301; S. 160, Abs. II, J. 1302; S. 162, Abs. XIV, J. 1308.

Digitized by Google

Ähnliche Zusammensetzung hatten diese gemischten Kollegialgerichte in den Prozessen zwischen den Ragusanern und den in den serbischen Ländern angesiedelten Sachsen („Ako bude pra s Sasinom, da bude jedan Sasin a drugi Dubrovčanin, prjed temi da se raspravljaju")[1]. Da die Sachsen nach den Privilegien, auf Grund welcher sie nach Serbien berufen waren, ein eigenes Gericht, bestehend aus den eigenen Bürgern unter dem Vorsitz des vom serbischen Herrscher ernannten Richters[2], hatten, war der letzte dieses ständige Mitglied in den sächsisch-ragusischen Kollegialgerichten.

Das Bestehen auch in den Zeiten der großen Gerichtsreformen des Caren Stefan Dušan dieser gemischten Kollegialgerichte, in welchen die Teilnahme der Bevölkerung, zwar beschränkt auf eine gewisse Kategorie, an der Rechtsprechung in den serbischen Gerichten zum ersten Male zum Vorschein kam, beweisen nicht nur die gerade in diesen Jahren geschlossenen Staatsverträge, sondern auch die Staatsverträge aus viel späteren Zeiten, in welchen die großen, in „zakonik" enthaltenen Gerichtsreformen längst in Kraft getreten sein mußten. Auf diese Gerichte weisen folgende Normen hin: „. . . što im se sluči koi ljubo sud, da se sude pred carinikom i knezem, a ili pred kefalijom . . . zakonom roditelja i praroditelja carstva mi")[3]. Es ist klar, daß in diesem Falle, wie in vielen anderen, Car Stefan Dušan nur die alten von dem König Uroš II., genannt Milutin eingeführten Kollegialgerichte für die Streitigkeiten der Fremden und Eingeborenen beibehalten und deren Weiterbestehen sanktioniert hat. Das geht daraus hervor, daß er einerseits, so wie sein Großvater, als zuständige Richter für diese Prozesse seine Beamten erwähnte, andererseits berief er sich dabei ausdrücklich, daß in diesen gemischten Streitigkeiten diese Richter nach den Bestimmungen des „zakon roditelja i praroditelja carstva mi" verfahren sollen. Da vor ihm als einzige Besonderheit in der Gerichtsverfassung nur die Einführung der Mitwirkung eines aus der Reihe der in Serbien wohnenden Ragusaner wählbaren Richters stattfand, muß man ohne jeden Vorbehalt annehmen, daß diese Gerichte in derselben Gestalt, auch zu Zeiten des Caren Stefan Dušan und seines Nachfolgers, bestanden. Diese gemischten Kollegialgerichte wurden durch das „zakonik" weder aufgehoben, noch modifiziert, was aus der Tatsache hervorgeht, daß sie in derselben Form noch während der Regierung des Caren Stefan Uroš fortbestanden. Den Beweis darüber gibt uns die Privilegsurkunde für die Republik von Ragusa aus dem Jahre 1357. Diese positive Tatsache ist viel wichtiger, als der in dieser Hinsicht negative Inhalt des „zakonik", über welches übrigens bisher noch Unklarheit herrscht, ob „seine Bestimmungen den tatsächlichen Rechtszustand widerspiegeln, welche Vorschriften eigene Rechtsschöpfung des Kaisers waren und ob die letzte nicht vielleicht ein bloßes Postulat geblieben sind")[4].

In späteren Jahren, in welchen das große Kaiserreich des Caren Stefan Dušan schon in einzelne Fürstentümer geteilt wurde und in welchen die Macht des Herrschers und der Staatsorgane an Kraft eingebüßt hatte, ent-

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 160, Abs. III, J. 1302.
[2]) Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. I, S. 65.
[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 170, Abs. VI; S. 180, Abs. VII, J. 1357.
[4]) Schmid: „Dolenc: Dušanov zakonik. Ljubljana 1925"; Zeitschrift der Savigny-Stiftung, XLVI Germ. Abt. 1926, S. 391.

Digitized by Google

wickelten sich aus diesen gemischten Kollegialgerichten große Gerichte, die als vollkommene Volksgerichte bezeichnet werden können. Die persönliche Zuständigkeit dieser neuen Gerichte umfaßte wie früher nur die Streitfragen zwischen den in serbischen Ländern angesiedelten Fremden und der serbischen Bevölkerung, zu welcher auch die sächsischen Ansiedler gehörten. Bisheriger Einfluß des Staates auf diese Gerichtsbarkeit in der Gestalt des staatlichen Richters und zwar in den Personen des „kefalija", „carinik" und „knez" hörte vollständig auf. Nur die interessierten Prozeßparteien waren zur Wahl der Richter für diese neue Gerichtsform berufen. Auch die Zahl der zu wählenden Richter war von den Willen der Parteien nur mit der einen Beschränkung abhängig, daß die Zahl der von der einen Partei gewählten Richter die Zahl der von der anderen Partei gewählten nicht übersteigen darf. Diese durch die Parteien gewählten Richter waren im engsten Sinne des Wortes „sudije". Mit der Einführung in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts dieser Volksgerichte wurde die bisherige Zuständigkeit des Königsgerichtes selbst für die Fremden in den königlichen Reservatssachen beseitigt. Diese Volksgerichte blieben in Kraft bis zur Vernichtung der Selbständigkeit der einzelnen serbischen Staaten[1]).

Im inneren Staatsleben der serbischen Länder kam also unwiderlegbar die Teilnahme der Bevölkerung an der Rechtsprechung erst gegen das Jahr 1300. Diese Teilnahme entstand jedoch nicht aus irgendwelchen inneren Bestrebungen des serbischen Volkes, sondern unter dem fremden Einflusse. Darum war auch sie zuerst nur auf die Fremden beschränkt. In der Form der Zulassung dieses beschränkten Kreises der nichtständigen Bevölkerung zur Rechtsprechung kamen klar zum Vorschein die Bemühungen der serbischen Herrscher, die schon bestehende und von ihnen abhängige Gerichtsverfassung nicht im geringsten anzutasten. Als Richter in diesen gemischten Kollegialgerichten fungierten also ihre eigenen Beamten. Das eigentliche serbische Volk war noch immer von der Teilnahme an der Rechtsprechung ausgeschlossen. Es ist charakteristisch, daß dieses Volk erst dann in die Gerichtsorganisation hineintrat, als die ganze gewaltige Verwaltungs= und Gerichtsorganisation des Caren Stefan Dušan schon ins Wanken gekommen ist. Schon dieser Umstand ist genug stark, um die Teilnahme der serbischen Bevölkerung in den inneren Gerichten in irgend=welcher Form stark anzuzweifeln.

Gegen alle diese Ausführungen spricht angeblich die in serbischer Rechtsgeschichte sehr bestrittene Institution der „porotnici" und der „porota". Sogar in den zuletzt erwähnten Volksgerichten aus der Re=gierungszeit des Fürsten Lazar (1371—1389) wurde der Teil der von der ragusischen Partei gewählten Richter als „porota" genannt[2]), und „porota"

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 200, Abs. II, III, V, VI; S. 203, Abs. I, III, J. 1387; S. 218, Abs. II, IV—V; S. 222, Abs. I, III, IV, V, J. 1405; S. 232, Abs. I—II, IV—V, J. 1428 und 1445. Namysłowski: „Serb. prawo sąd."; S. 79—81.

[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 200, Abs. III; S. 203, Abs. I; S. 218, Abs. II; S. 222, Abs. I; S. 233, Abs. II.

Digitized by Google

war bis jetzt mehr oder weniger als Beweis der Teilnahme der Bevölkerung an der Rechtsprechung in Serbien betrachtet.

Genau so wie die Normen über „stanak" vom Jahre 1190 bis 1357 und die Normen über die Gerichte für die Fremden vom Jahre 1300 bis 1445 als eine ununterbrochene Kette in den serbischen Rechtsdenkmälern hervortreten, so bilden auch die Normen über „porotnici" und „porota" in ganzer Entwicklung des serbischen Rechtes zwar einzelne, aber eng aneinander sich schließende Glieder einer und derselben Kette, in welcher auch die Vorschriften des „zakonik" des Caren Dušan über „porotnici" und „porota" nur als einzelne Glieder betrachtet werden müssen.

Die Institution der „porotnici" in der Gestalt, in welcher sie zum ersten Male in der serbischen Rechtsordnung erschien, glich vollkommen der Institution der allgemein in diesen Zeiten bekannten Eideshelfer. Sie war keineswegs eine serbische Bildung, viel mehr kam sie von den benachbarten Ländern, und zwar von Westen. Mit den Eideshelfern machten sich die Serben in den gemeinschaftlichen Gerichten, genannt „stanak", bekannt. Wahrscheinlich bildete der Eid einer von den Parteien samt mit den Eideshelfern das wichtigste und möglich das einzige Beweismittel im Verfahren im „stanak". Der Beweisführer wählte sich selbst nach seinem besten Glauben die Eideshelfer, wodurch einerseits dem Gegner der Einfluß auf ihre Auswahl entzogen war, andererseits als Eideshelfer in erster Reihe die Verwandten und Stammgenossen erscheinen mußten[1]).

Im Innern der serbischen Länder kamen die „porotnici" gegen das Jahr 1300 zum Vorschein, und zwar in den Territorien, die nicht lange vor dem auf Byzanz erobert wurden. Das Erscheinen dieser „porotnici" war zweifellos mit der Abschaffung der Gottesurteile innigst verbunden, was aus der Hrisovulje des Königs Uroš II. gen. Milutin hervorgeht. Im Texte dieses Dokumentes sofort nach dem Verbote der Gottesurteile, wurden die Bestimmungen über „porotnici" gesetzt. Das Verbot der Gottesurteile und die Einführung der „porotnici" mußte daher in der engsten gegenseitigen Verbindung stehen, was unbedingt zur Annahme zwingt, daß diese „porotnici" nur ein neu eingeführtes Beweismittel waren. Das war vollkommen richtig, denn die Abschaffung eines so wichtigen und allgemein benutzten Beweismittels wie der Gottesurteile in den Zeiten, wo überhaupt die in Anwendung stehenden Beweismittel gar nicht so zahlreich waren, mußte sofort mit irgend einem neuen Beweismittel ersetzt werden. Diese „porotnici" mußten also nichts anderes als die wirklichen Eideshelfer sein, die schon den Serben aus dem „stanak" bekannt waren. Auf diesen ihren prozessuellen Charakter weist auch der Umstand hin, daß zu den „porotnici" immer und ausschließlich nur die Leute aus demselben Stande wie der Beweisführer gerufen sein sollten, genau so, wie es üblich war im Verfahren im „stanak")[2]). In dem Texte jedoch der betreffenden Bestimmung kommt ein Ausdruck, der den Anlaß zu weitergehenden Schlüssen über diese Institution gab. Aus dem Satze „da im se (sc. porotnici) ne naričut ljudije kraljestva mi razvje ljudije crkvni", konnte

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 128, Abs. XV, J. 1272.
[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 616, Abs. XLI—XLII, J. 1300.

Digitized by Google

man schließen, daß das Gericht diese „porotnici" den Parteien aufdrängte. Das hat zur Meinung geführt, daß sie mehr als gewöhnliche Eideshelfer, und zwar ein Mittelding zwischen einer Prozeß- und einer Gerichtsinstitution waren. Dadurch jedoch wäre das Gleichgewicht der Parteien vor dem Gericht stark erschüttert, denn nach dem Wortlaut der Urkunde handelte es sich um die Fälle, in welchen die Klosteransiedler vor dem Kloster-vorgesetzten, der die Jurisdiktionsrechte über die Bevölkerung in den Klosterdomänen ausübte, als Beklagte nach der Personalzuständigkeit standen und dabei nur seine Standesgenossen als „porotnici" zugezogen sein sollten. Wenn also auf diese Weise zusammengerufene „porotnici" ein Bestandteil des Gerichtes, eine Art der Schöffen, bilden sollten, dann hätte dèr Beklagte schon im vorhinein eine viel bessere Stellung im Prozesse als sein Kläger, der zu einem anderen Stande gehörte und kein Recht auf Zuziehung seiner Stammgenossen ins Gericht als „porotnici" hatte. Solche Interpretation der betreffenden Vorschrift muß unbedingt als der Wirklichkeit nicht entsprechend betrachtet werden und darum muß man die viel einfachere Lösung dieser Frage annehmen, und zwar, daß die „porotnici" die gewöhnlichen Eideshelfer des Beklagten, der sich früher als Beweisführer einem von den Gottesurteilen unterwerfen mußte, waren und darum laut allgemein üblichen Grundsätzen aus seinem Stande gewählt werden mußten. Den Satz: „da im se ne naričut" muß man nicht als direkte, durch das Gericht ergehende Ernennung der „porotnici" verstehen, sondern man soll in ihm die Zusprechung dieses Beweismittels an den Beklagten, eine Art des Beweisbeschlusses sehen.

Auf lange Zeit in die Zukunft blieben diese serbischen Eideshelfer als neues Beweismittel nur ein Privileg der einzelnen Stände oder der einzelnen Kategorien der Bevölkerung. Außer den Ansiedlern der Klöster hatten auch alle Fremden das Recht, sich durch eigenen Eid samt der „porotnici" von der Beschuldigung zu befreien[1]). Dieser Zustand bestand auch durch die ganzen Jahre hindurch, was ausdrücklich aus dem Art. 160 des „zakonik" hervorgeht („. . . i vsaki gost i trgovac i latinin, da prihodi k prvyjim stražam, sa vsjem što ima i nosi; . . . ako li se zgodi tere što izgubi, da jest porota vjerovani človjeci; što reku dušom jer su izgubili s onemzi porotnici to-zi da im plati kefalije i straže"). Die Fremden konnten also auch durch Eideshelfer ihre Ansprüche auf die Entschädigung machen.

Da die neue Institution der Eideshelfer unbedingt eine große Erleichterung des Beweises besonders für den Beschuldigten war, kämpften sicher um dasRecht, sich mit ihr bedienen zu dürfen, die serbischen Adeligen. Zweifellos war sie längst schon dem großen Adel („vlastela") zuerkannt, als auch der kleine Adel („pronijarevići") dieses Privileg in Zeiten des Caren Stefan Dušan erreichte. Gleichzeitig mit Zuerkennung dem kleinen Adel des Rechts, sich in den Strafprozessen mit den Eideshelfern, anstatt wie es bis jetzt üblich sein mußte, durch die Gottesurteile zu reinigen, wurde dieses Recht in befehlender Weise den Bauern („sebar") aberkannt. Der Bauer, wenn er kein klösterlicher Ansiedler war, mußte, wie in alten Zeiten

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 299, Abs. IX, J. 1333.

Digitized by Google

im Falle, daß er die Schuld bestritt, „hytiti u kotal" d. h. in den Kessel greifen[1]). Zum zweiten Male betonte also schon ein anderes und allgemein angesehenes Rechtsdenkmal wie „zakonik" den engsten Zusammenhang zwischen den Gottesurteilen und den „porotnici" oder die „porota". Die Institution der „porotnici" bzw. der „porota" konnte also nichts anderes als ein neues Beweismittel sein, welches immer an die Stelle eines anderen abgeschafften d. i. der Gottesurteile trat. Wie bei den angeklagten Ansiedlern der privilegierten Klöster als Eideshelfer ihre Genossen waren, so war auch das Gefolge des kleinen Adeligen, seine „porota".

Zu gleicher Zeit mit obigen Bestimmungen des „zakonik" wurden die „porotnici" auch in den Prozessen zwischen den Fremden und der serbischen Bevölkerung vor den alten für solche Streitigkeiten zuständigen gemischten Kollegialgerichten im Lande erwähnt. Laut dem Inhalt der Urkunde vom 20. September 1349 wurden sie in diese Prozesse schon in den Zeiten des Großvaters des Caren Stefan Dušan d. i. des Königs Uroš II. eingeführt. Dabei erlagen sie, im Vergleich zu den Eideshelfern in dem alten „stanak", einer gewissen Modifizierung insoweit, daß dem Fremden, dem im „stanak" als Eideshelfer nur ausschließlich seine Stammgenossen dienten, von jetzt als Eideshelfer in serbischen Kollegialgerichten zur Hälfte seine eigenen Genossen und Genossen des serbischen Gegners beistehen sollten und auch umgekehrt der Serbe oder der Sachse zur Hälfte seine Genossen und Genossen des Fremden als Eideshelfer wählen mußte. Man konnte auch über eine Erweiterung dieser Institution sprechen, wenn man annehmen konnte, daß in solchen gemischten Streitigkeiten jeder Serbe ohne Standesunterschied sie benutzen dürfte[2]). Aus dem Umstande, daß nach diesen neuen Bestimmungen die Eideshelfer des Fremden nicht ausschließlich seine Landsleute waren, kann man auf eine gewisse Verschlechterung ihrer Lage in Serbien schließen. Dazu mußten jedoch die wirklichen Verhältnisse beigetragen haben, d. i. Verhältnisse, in welchen der Fremde sehr oft die erforderliche Zahl der Eideshelfer aus dem Kreise seiner eigenen Landsleute zu stellen nicht imstande war. Dafür bekamen die Fremden andere Erleichterungen in der Beweisführung: der Fremde brauchte nur selbst den Eid zu leisten, um das Bestehen einer Forderung gegen einen Serben zu beweisen. Auch im Falle der Beschuldigung wegen Diebstahl eines Pferdes war genug, daß er nur mit einem Eideshelfer den Reinigungseid leistete[3]).

Die obenerwähnte Institution der Eideshelfer vor den serbischen Kollegialgerichten wurde fast wörtlich wiederholt ein paar Jahre später im zweiten Teil des „zakonik" und zwar in dem Art. 153. Es genügt nur eine oberflächliche Vergleichung dieser beiden Bestimmungen, um ihre Identität festzustellen. Ein einziger Unterschied zwischen ihnen liegt in dem, daß diese Helfer der Parteien im Privileg vom Jahre 1349 ausdrücklich nur als Zeugen („svedoci") bezeichnet wurden und im „zakonik" „porotnici" genannt waren. Dieser Unterschied hat jedoch nichts zu sagen, da auch nach den späteren Urkunden, die das Weiterbestehen dieser Institution in

---

[1]) Novaković: „Zak. c. Dušana"; Art. 106.
[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 170, Abs. VIII, J. 1349.
[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 170, Abs. IX; S. 171, Abs. XI, J. 1349.

Digitized by Google

viel späteren Jahren beweisen, die Eideshelfer immer konsequent nur als „svedoci"[1]) und die ganze Institution nur als „svedočba" bezeichnet waren[2]). Dagegen war wieder das Richterkollegium in den großen Volksgerichten, die gegen Ende des XIV. Jahrhunderts unter der Regierung des Fürsten Lazar in den serbischen Ländern entstanden, als „porota" bezeichnet, obzwar die Mitglieder dieser Gerichte rein richterliche Funktionen ausübten. Die Terminologie war also in den serbischen Rechtsdokumenten unbedingt schwankend, auch dann, wenn es sich inhaltlich um eine und genau dieselbe Institution handelte. Die Unbeständigkeit der Terminologie des „zakonik" und anderer serbischen Urkunden beweisen auch die Bestimmungen über sog. „duševnici". Im ersten Teil des „zakonik" waren sie zur Abschätzung der absichtlichen oder unabsichtlichen Abweidung von Wiesen berufen[3]), im zweiten Teile traten sie als reine Eideshelfer des sich durch Eid reinigenden Beschuldigten, dem der Diebstahl der Pferde zum Vorwurf gemacht wurde[4]).

Auf diese Weise muß man gegen bisjetzige Hypothesen ohne jeden Vorbehalt annehmen, daß auch im II. Teile des „zakonik" im Art. 153 keine neue Institution, um so weniger eine Gerichtsinstitution geschaffen wurde. Es waren nur, ähnlich wie im Art. 106 des I. Teiles, vom neuen nur die alten Eideshelfer in den Prozessen der Fremden und Serben bzw. der Sachsen sanktioniert.

Obige Ausführungen beweisen, daß die „porotnici" oder „porota" gar nicht ins Gerichtssystem eingezogen wurden. Sie blieben wie früher, wenn auch in verschiedener Form nur eine rein prozessuelle Einrichtung. Das ganze Quellenmaterial gibt keinen Anhangspunkt, um zu schließen, daß die „porotnici" auf irgend welche Art die bestehende Organisation der serbischen Gerichte angetastet haben. Die Entstehung der ersten kleinen gemischten Kollegialgerichte unter dem König Uroš II., genannt Milutin, wie auch der späteren großen Volksgerichte gegen Ende des XIV. Jahrhunderts für alle Streitigkeiten der Fremden und der Serben geschah ohne jeden Einfluß der „porotnici" bzw. der „porota". Alles spricht dafür, daß im inneren serbischen Rechtsleben die „porotnici" wie die „porota" die Bezeichnung nur für die Eideshelfer war. Das beweisen übrigens die Vorschriften des „zakonik" über die Richtung ihrer Funktionen im Prozesse, die denen der Eideshelfer genau entsprachen. Wie allgemein die Eideshelfer, so dienten auch die „porotnici" zuerst dem Angeklagten, der sich durch eigenen Eid und mit Hilfe des Eides der „porotnici" bzw. „duševnici" von der Beschuldigung befreien wollte[5]); dann auch in besonderen Fällen konnte auch der Kläger mit Hilfe der „porotnici" die angeklagte Forderung beweisen[6]). Über andere ihre Funktionen schweigt vollständig „zakonik".

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 180, Abs. VIII, J. 1357.
[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 200, Abs. IV, V; S. 209, Abs. II, III, J. 1387; S. 219, Abs. III; S. 222, Abs. II, J. 1405; S. 233, Abs. III, J. 1425—1445
[3]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 76.
[4]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 193.
[5]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 106, 132, 193.
[6]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 160.

Digitized by Google

In dieser ganzen Kette der Bestimmungen vom Jahre 1272 bis 1445, die sich inhaltlich nur auf die Eideshelfer beziehen können, treten die Artikel 151 und 152 des „zakonik" als allem Anschein nach etwas ganz neues auf. Schon der Anfang des Artikels 151 in Worten: „Povelja carstva mi: ot sada naprjeda da jest . . ." scheint auf eine bisher unbekannte Institution hinzuweisen. Und wirklich, solche ähnliche Bestimmung kann man in den früheren Urkunden gar nicht feststellen. Die gewisse Ähnlichkeit dieses Artikels, wie auch des ihm folgenden Artikels 152, mit den Normen über den internationalen „stanak" gab Anlaß zur Meinung, daß durch den Caren Stefan Dušan die Grundsätze des „stanak" in die innere serbische Gerichtsorganisation überpflanzt wurden. Das konnte man wirklich annehmen, wenn man den Inhalt des Artikels 151 nur zusammen mit dem Artikel 153 auslegen könnte, denn dann wäre die „porota" eine von den beiden Parteien abhängige Institution. Dieser Auslegung widerspricht kategorisch der Inhalt des Zwischenartikels 152, laut welchem, ähnlich wie im älteren Artikel 106, die „porota" aus den Standesgenossen nur einer Partei zusammengesetzt sein sollte. Dagegen spricht auch, wie oben schon ausgeführt wurde, der Umstand, daß der Inhalt des Artikels 153 in engster Verbindung mit ähnlichen Bestimmungen, älteren und jüngeren als „zakonik", die einzig und allein nur die Beweisführung durch die Eideshelfer in allen möglichen Prozessen ordnen, steht. Es fehlen auch überhaupt jede Anhaltspunkte, um anzunehmen, daß die in diesen Bestimmungen normierte „porota" irgendwelche richterliche Funktionen, ähnlich wie „stanak", ausübte. In dieser Richtung sind klar und deutlich die einzelnen Vorschriften des „zakonik", sowie die Gebote der einzelnen Urkunden, die in allen diesen Fällen, wo sie über die Rechtsprechung sprachen, ausdrücklich die „sudije" oder die mit Jurisdiktionsrechten ausgestatteten Personen erwähnten[1]). Auch alle Mitglieder der späteren Volksgerichte, von welchen der ragusische Teil auch als „porota" bezeichnet wurde, waren ausdrücklich „sudije" genannt, vor welchen die Parteien den Prozeß führen sollten[2]). In den Artikeln 151—153 des „zakonik" ist überhaupt keine Erwähnung davon. „Zakonik" bestimmte in diesen Artikeln, daß „porotnici" nur lediglich die betreffende Person „opraviti" oder „okriviti" sollen, also sie sollten nur jemanden von der Beschuldigung befreien oder die Beschuldigung bekräftigen. In der auf diese ziemlich klare Weise festgestellten Tätigkeit der „porotnici" kann man absolut keine richterliche Amtsfunktionen noch irgendwelche indirekte Teilnahme an der Urteilsfällung sehen. Durch „opraviti" und „okriviti" konnten sie, wie alle anderen Arten der Eideshelfer einer von den Parteien, den Beweis der Unschuld bzw. der Anklage ermöglichen. Das Verhältnis ihrer Tätigkeit zu den Funktionen des Gerichtes wurde vollkommen klar in folgendem Satze dargestellt: „. . . i u porotje kamo se veći klnu i koga veći oprave tizij da su verovani". Das Gericht betrachtete also den Beweis als zugunsten des

[1]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 89, 92, 103, 139, 163, 171, 172, 177, 183, 188. Novakowić: „Zak. Spom."; S. 432, Abs. XII, J. 1355; S. 170, Abs. VI, J. 1349; S. 179, Abs. VII, J. 1357.

[2]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 200, Abs. II; S. 203, Abs. I, J. 1387; S. 218, Abs. II; S. 222, Abs. I, J. 1405; S. 232, Abs. I, J. 1428—1445.

Digitized by Google

Beweisführers vollzogen, wenn eine Mehrheit der „porotnici" den Eid samt dem Beweisführer geleistet hatte. Die Forderung der Ablegung des Eides seitens der Mehrheit der „porotnici" muß unbedingt als neues Gesetz („povelja carstva mi. . .") betrachtet werden, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß zu diesem Zeitpunkte zur Gültigkeit dieses Beweises der Eid von allen „porotnici" erforderlich war. Bis zu dieser Zeit war auch die Zahl der „porotnici" in Serbien gesetzlich nicht festgestellt, obzwar wie zum Beispiel in kroatischen Küstenländern das schon längst im Gesetzeswege erfolgt war. Es ist möglich, daß bis zur Bekanntmachung des „zakonik" die Parteien selbst nach eigenem Willen die Zahl der „porotnici" bestimmten. Das war unbedingt nicht im Sinne der immer straffer werdenden serbischen Gerichtsorganisation und darum bestimmte Car Dušan für die Zukunft vorhinein die erforderliche Zahl der „porotnici" nach der Wichtigkeit des Prozeßgegenstandes. Auch in dieser Hinsicht war also der Artikel 151 ein neues Gesetz, welches jedoch den Inhalt der „porota", als der Institution der Eideshelfer, in keiner Weise berührte.

Bei der Beurteilung des Charakters der serbischen „porota" ist von weitgehender Wichtigkeit das Verbot der Ausübung durch „porotnici" irgendwelcher Tätigkeit zum Zwecke der Versöhnung der Prozeßparteien („da nesu volni nikoga umiriti"). Es ist klar, daß dieses Verbot den eventuellen Bestrebungen der „porotnici" sich durch solche Vermittlungsaktion die richterliche Amtsfunktionen anzumaßen galt. Solche Bestrebungen konnten übrigens leicht im serbischen Volke auftauchen, so infolge der alten Traditionen über die Teilnahme des Volkes an der Rechtsprechung, wie infolge des Beispieles, welches die Mitwirkung der Fremden in den gemischten Kollegialgerichten gab. Der Teilnahme der Bevölkerung überhaupt in allen Staatsgeschäften waren alle serbischen Herrscher von altersher nicht geneigt, nur unter dem Zwang der Verhältnisse traten sie von diesem Standpunkte ab und im allgemeinen bekämpften sie solche Bestrebungen des Volkes. Den besten Beweis dieser Abneigung der serbischen Herrscher gibt selbst der „zakonik" in Vorschriften, die den Bauern „sabor" strengstens verbaten[1]).

„Porotnici" und „porota" waren also im inneren Staatsleben der serbischen Länder in ihrem Wesen nichts anderes als nur die allgemein bekannte Institution der Eideshelfer. In den inneren Gerichten war jede Teilnahme der Bevölkerung an der Rechtsprechung grundsätzlich ausgeschlossen, mit Ausnahme der Kollegialgerichte und später der Volksgerichte für die Streitigkeiten zwischen dem serbischen Volke und den Fremden[2]). In serbischen Ländern geschah also, ähnlich wie im XII. Jahrhundert in Rußland, wo die starke Gewalt der Fürsten sehr früh mit den alten Traditionen brach und jede aktive Teilnahme der Bevölkerung an der Fällung des Urteiles aufhob, und wo an Stelle der alten Gemeindegerichte die fürstlichen Beamten traten[3]). Schon in den Zeiten, in welchen sich die Gewalt des serbischen Großžupans entwickelte, mußte aller Wahr=

[1]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 69.
[2]) Namysłowski: „Serb. prawo sąd."; S. 13—15, 25—27, 32—36, 54—55.
[3]) Götz: „Das russ. Recht"; S. 206, Bd. II.

Digitized by Google

scheinlichkeit nach zur Bekämpfung der Rechtsprechung durch das Volk selbst kommen. In diesem Kampfe mit alter Rechtsordnung leistete eine willkommene Hilfe den serbischen Herrschern die Entstehung des großen Adels, der in seinen erblichen Territorien mit der Zeit die Gewalt nach dem Vorbilde des Herrschers errungen hat[1]). Der Enderfolg dieses durchgeführten Kampfes zwischen den alten und den neuen Rechtsanschauungen war zuerst der Sieg wenigstens im Bereiche des formellen Rechtes. Unter der Gewalt des Herrschers, der seine Macht nach dem Muster des byzantinischen Kaisers bildete, und mit Hilfe der ähnlichen, aber territorial begrenzten Bestrebungen des sich entwickelnden Großadels, waren die alten Volks=gerichte in dem serbischen Staatsleben verschwunden. Auf diese Weise erklärt sich die Tatsache, daß in den serbischen Rechtsdenkmälern schon aus dem XII. Jahrhunderte keine Erwähnung über den Einfluß der Be=völkerung auf die Rechtsprechung geblieben ist. Es war auch kein Platz mehr für sie in der neuen Ordnung der Rechtspflege. Der Herrscher allein war der Gesetzgeber und der oberste Inhaber der richterlichen Gewalt. Die Ausübung der Jurisdiktion über die untersten Schichten des Volkes wurde direkt durch den Herrscher auf einen gewissen Kreis der Personen übertragen. Darum wurden schon in den ältesten Urkunden als Richter mit unbeschränkten Machtbefugnissen die Beamten des Königs, der große Adel und die Vorsteher der mit den Immunitätsrechten beschenkten ser=bischen Klöster erwähnt. In solchen Zuständen, wo die betreffende Person direkt durch den König zu den Richterbefugnissen ermächtigt wurde, war jede Teilnahme der Bevölkerung an den Gerichtstagungen ausgeschlossen[2]). In der ganzen serbischen Gerichtsorganisation im Mittelalter kam also grundsätzlich das Einzelrichtersystem zum Vorschein. Schon in dem persönlichen Gerichte des Königs nahm nur er allein die Klagen entgegen, führte durch das Verfahren und sprach das Urteil. Klar und ohne jeden Zweifel wurde das in einer Reihe von Urkunden festgestellt. Als erstes Beispiel soll die Urkunde des Königs Stefan Dečanski aus dem Jahre 1327 angeführt werden: „Pride kraljestvu mi iguman Svetyje Gori Atona na s u d p r j e d k r a l j e s t v o m i sa synovi tepčije Hardomila . . . . I tako sudi kraljestvo mi . . . I posla kralestvo mi pristava . . .". In der ganzen Urkunde wurde keine Erwähnung über irgendwelchen Rat oder Beisitzer des Königs getan. Auch das Niederschreiben des ganzen Verfahrens und des Urteiles geschah „poveljenijem kraljestva mi" durch den königlichen Logofet. In den späteren Zeiten erscheinen auch keine Beisitzer in dem persönlichen Gerichte des Königs[3]). Nach diesem Muster des persönlichen königlichen Gerichtes mußten auch andere Gerichte der königlichen Be=amten, des Adels und der Klöster gebildet worden sein und auf diese Weise traten sie in der Ausübung der Rechtspflege als Einzelrichter auf. Es fehlen in den serbischen Rechtsdokumenten jede Stützpunkte zur Annahme, daß

---

[1]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 662, Abs. III, J. 1337. Namysłowski: „Serb. prawo sąd."; S. 53.

[2]) Namysłowski: „Serb. prawo sąd."; S. 13—15, 25—27, 32, 35—36, 54—55.

[3]) Novaković: „Zak. Spom."; S. 397; S. 437, J. 1361; S. 490, J. 1394—1402.

Digitized by Google

in diesen Gerichten noch andere Personen das Urteil vorschlugen oder daß sie durch die mit den Jurisdiktionsrechten betraute Person um ihre Meinung oder Rat vor dem Urteile gefragt wurden.

Dieser Zustand blieb auch nach den großen Gerichtsreformen des Caren Stefan Dušan. Die Gerichtsbarkeit wurde ausgeübt durch:

1. den Caren selbst in allen Reservaten[1]),
2. den Hofrichter in den Streitigkeiten des Adels, der am kaiserlichen Hof weilte[2]),
3. die Bischöfe und Igumenen in den kirchlichen und klösterlichen Gütern über dort ansässige Ansiedler[3]),
4. die kaiserlichen Richter in einzelnen Kreisen[4]),
5. die städtischen Verwaltungsbeamten in den autonomen Städten[5]),
6. die adeligen Herren in ihren erblichen Besitzungen[6]), und zuletzt
7. durch den Vojevoden im Heere[7]).

Alle diese Gerichte außer den Gerichten in den Städten waren Einzelgerichte. Wenn es sich um Abhaltung des Gerichtes durch die adeligen Herren über ihre Ansiedler („meropsi") und Sklaven („otroci") handelt, können als Beispiel die zwar späteren Rechtszustände in der kroatischen Gemeinde von Polica dienen. Dort konnte jeder „kmetić" (Kolone) nur vor seinem Herrn in allen Sachen geklagt werden („tko bi parnu imjeo na kmetića i kojemu je njegov gospodin podoban sudac, toga ima priti prid gospodinom njegovim";[8]) und sicher hat der adelige Herr keinen von seinen Untertanen zur Teilnahme an der Gerichtstagung zugezogen, ähnlich wie es auch der Herrscher selbst nicht tat.

Anders gestaltete sich die Organisation der städtischen Gerichte. In den Städten des romanischen Ursprungs bestanden die Gerichte aus einigen durch den Kleinen Rat auf gewisse Zeit gewählten Richtern. Sie waren also Kollegialgerichte. Ähnlich sahen auch die Stadtgerichte in den Städten des griechischen Ursprungs, wo das Gericht der Statthalter („kefalija") mit den Richtern aus den Vornehmen der Stadt bildete[9]). In den rein serbischen Städten, die sich zu vollkommenen Stadtgemeinden nicht entwickelt haben, waren drei Personen zur Ausübung der Gerichtsbarkeit berufen und zwar: „kefalija" d. i. der Befehlshaber der Burg, „carinik" d. i. der Pächter des Zoll= und Gefällamtes, und „knez" d. i. der Vorsteher des Marktes. Da die serbischen Stadtbewohner nicht nur aus den Serben, sondern in Mehrzahl aus verschiedenen fremden Kaufleuten und Hand=

[1]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 103, 192.
[2]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 175, 177.
[3]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 33.
[4]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 103, 148, 157, 175, 179, 182, 183.
[5]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 176.
[6]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 103.
[7]) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 129. Namysłowski: „Serb. prawo sąd."; S. 60—62.
[8]) Statuten von Polica, J. 1485, Art. 66.
[9]) Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. I, S. 62—64.

Digitized by Google

werkern bestanden[1]), waren für die Streitigkeiten zwischen ihnen bis zu den Zeiten des Herzog Lazar (1371—1389) oben geschilderte gemischte Kollegialgerichte, in welchen neben dem aus der Reihe der Fremden gewählten Beisitzer, das Staatsgerichtswesen der „kefalija" oder „knez" oder „carinik" vertrat, zuständig. Diese drei Beamten hatten jeder für sich und nicht gemeinsam die Befugnis als Richter aufzutreten[2]).

Es bleibt noch offen die Frage, ob die durch den Caren Stefan Dušan neu eingeführten kaiserlichen Richter, in einzelnen ihnen zugeteilten Kreisen, als Einzelrichter oder zusammen als Kollegialgericht Recht sprachen. Als Beweis der Kollegialität kann nur eine einzige Bestimmung des „zakonik" angeführt werden, nach welcher in zweifelhaften Fällen oder bei Widersprüchen in der Gesetzgebung e i n e r von den Richtern mit beiden Parteien vor dem Kaiser erscheinen sollte, um seine Weisungen zu bekommen[3]). Es steht aber fest, daß im Falle, wenn diese kaiserlichen Richter ein Kollegialgericht bilden sollten, niemals der „kefalija" unter ihnen den Vorsitz führte[4]). Gegen solche Annahme sprechen klare Bestimmungen des „zakonik", nach welchen die kaiserlichen Richter das Recht, den „kefalijas" die Befehle zu geben, bevollmächtigt waren[5]), was im Falle der Unterordnung der Richter den „kefalijas" unmöglich wäre.

Quellen und Literatur.

Kadlec-Taranovski: „Prvobitno slovensko pravo pre X veka", Beograd 1924.

Götz: „Das russische Recht", Stuttgart 1910—1913, Bd. I—IV.

Novaković: „Zakonski spomenici srpskih država srednjega veka", Beograd 1912.

Novaković: „Zakonik Stefana Dušana cara srbskog", Beograd 1898.

„Hrvatski pisani zakoni", Zagreb 1890.

Kostrenčić, M.: „Vinodolski Zakon" (Rad Jugoslavenske Akademije Znanosti i Umjetnosti, Bd. 227), Zagreb 1923.

Jireček: „Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien", Wien 1912 bis 1913, Bd. I—III.

Jireček: „Istorija Srba", Beograd 1923, Bd. I—IV.

Avakumović: „Stara srpska porota poredjena sa engleskom porotom" (Glas Srpske Kraljevske Akademije), Beograd 1894.

Dolenc: „Dušanov zakonik", Ljubljana 1925.

Polićević: „Ustrojstvo pravosudja u staroj srbskoj državi u XIII i XIV veku" (Arhiv za pravne i društvene nauke), Beograd 1923.

---

1) Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. I, S. 65.

2) Novaković: „Zak. Spom."; S. 170, Abs. VI, J. 1349; S. 177, Abs. II, J. 1357; S. 180, Abs. VII, J. 1357; S. 767, Abs. XVI, J. 1388.

3) Novaković: „Zak. c. Duš."; Art. 181.

4) Jireček: „Staat und Gesellschaft"; Bd. II, S. 5.

5) Novaković: „Zak. c. Duš.", Art. 178, 184.

Digitized by Google

Vojnović: „Sudbeno ustrojstvo republike dubrovačke" (Rad Jugoslavenske Akademije Znanosti i Umjetnosti, Bd. XV), Zagreb 1891.

Namysłowski: „Ustrój sądowy w średniowiecznej Serbji", Lwów 1922.

Namysłowski: „Zarys postępku sądowego w średniowiecznej Serbji" (Themis Polska), Warszawa 1925.

Namysłowski: „Serbskie prawo sądowe w wiekach średnich" (Pamiętnik historyczno-prawny), Lwów 1926.

Namysłowski: „Wege der Rezeption des byzantinischen Rechts im mittelalterlichen Serbien" (Jahrb. für Kultur und Geschichte der Slaven, N. F., Bd. I, H. II), Breslau 1925.

Gerasimović, J.: „Staro srpsko pravo", Beograd 1925.

Digitized by Google

MISCELLEN

DIE „BEICHTE" BAKUNINS

Von
Dr. Nadežda Jaffe

Die russische Revolution öffnete die Türen geheimer russischer Archive. Merkwürdige Dokumente kamen vor die Oeffentlichkeit, Legenden wurden zerstört, Legenden wurden aufs neue geschaffen.

Eines der interessantesten solcher Dokumente ist ohne Zweifel die Beichte des bekannten russischen Revolutionärs Bakunin, die er an Kaiser Nikolaus im Jahre 1851 während seiner Verhaftung in der Peter-Paul-Festung verfaßte.

Bakunin, der große russische Revolutionär und spätere Theoretiker des Anarchismus, 1814 geboren, befand sich seit dem Jahre 1843 im Auslande; er hatte an der Pariser Februar-Revolution und am Prager Aufstande von 1849 teilgenommen. Zuletzt hatte er im Jahre 1849 auf den Dresdener Barrikaden zusammen mit Richard Wagner gekämpft. Nach der Niederschlagung des Aufstandes wurde er verhaftet und kam in die Festung Königstein. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, doch der König begnadigte ihn zu lebenslänglichem Gefängnis. Da verlangte Oesterreich seine Auslieferung. Bakunin war Mitglied des slavischen Kongresses in Prag gewesen, hatte auch später die čechische Bewegung von Sachsen aus geleitet; die österreichische Regierung hoffte von diesem zu lebenslänglicher Haft Verurteilten die Geheimnisse der slavischen Revolution zu erfahren; doch Bakunin verweigerte jede Antwort. Zum zweiten Male verurteilten ihn die österreichischen Tribunale zum Tode; an einer an der Wand geschmiedeten Kette wurde er in Olmütz gefangen gehalten; da verlangte der Car seine Auslieferung.

Was Nikolaus veranlaßt hatte, diese Auslieferung zu fordern, ist unbekannt, wahrscheinlich glaubte er von Bakunin über die polnische Bewegung aufgeklärt zu werden. Der Gefangene kam zuerst in die Peter-Paul-Festung, dann, im Krimkrieg, nach Schlüsselburg.

Die „Beichte" ist in der Peter-Paul-Festung verfaßt worden. Bakunin hat sich nie über dieses Dokument geäußert und stets seinen Inhalt verheimlicht. Er hatte nur kurz in einem Briefe an den bekannten russischen Journalisten Herzen vom 8. Dezember 1860 erzählt: „Etwa zwei Monate nach meiner Ankunft in der Peter-Paul-Festung erschien bei mir der Graf Orlov (der Chef der Geheimkanzelei) im Auftrage des Kaisers: „Der Kaiser hat mich zu Ihnen geschickt und mir aufgetragen, Ihnen folgendes zu sagen: „Sage ihm, daß er mir wie ein geistlicher Sohn an seinen geistlichen Vater schreiben soll." Wollen Sie also schreiben." Ich dachte etwas nach und überlegte, daß ich vor der Jury bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen meiner Rolle bis zu Ende treu bleiben müsse; aber zwischen vier Wänden in der Gewalt eines Bären dürfte ich, ohne mich zu schämen,

Digitized by Google

die Formen mildern und daher ersuchte ich um einen Monat Frist, willigte dann ein und verfaßte eine Art Beichte, etwa in der Art Dichtung und Wahrheit. Meine Handlungen waren übrigens so offen, daß ich nichts zu verhehlen brauchte.

Nachdem ich dem Kaiser in gebührenden Ausdrücken für seine leutselige Aufmerksamkeit gedankt hatte, fügte ich hinzu: „Majestät, Sie wollen, daß ich meine Beichte niederschreibe, gut, ich werde sie schreiben; aber Sie wissen doch, daß bei einer Beichte niemand für fremde Sünden Buße tun muß. Nach meinem Schiffbruch bleibt mir nur ein Schatz, die Ehre und das Bewußtsein, daß ich niemand verriet, der mir vertraut hat, und daher will ich niemand beim Namen nennen." Darauf schilderte ich ihm à quelques exceptions près mein ganzes Leben im Auslande mit allen Plänen, Eindrücken, wobei ich nicht ohne viele belehrende Bemerkungen über seine innere und äußere Politik abging. Mein Brief, erstens im Bewußtsein meiner scheinbar aussichtslosen Lage und zweitens in Anbetracht des energischen Charakters Nikolaus verfaßt, war sehr entschieden und kühn und darum eben gefiel er ihm, und wenn ich ihn wirklich für etwas dankbar bin, so ist es dafür, daß er nach Empfang meines Schreibens mir keine Fragen mehr stellte."

Und weiter schreibt Bakunin, wahrscheinlich um zu beweisen, daß die Beichte wirklich entschieden und kühn war. „Es hat den Meinen nicht wenig Mühe gekostet, auch in der nächsten Regierung meine Befreiung aus der Festung zu erwirken. Mit der Hartnäckigkeit eines Bocks schlug Alexander II. mehrere Angriffe zurück; einmal kam er zu dem Fürsten Gorčakov mit einem Brief in der Hand (nämlich mit dem, den ich im Jahre 1851 an Nikolaus geschrieben hatte) und sagte zu ihm: „Mais je ne vois le moindre repentir dans cette lettre — der Dummkopf wollte „repentir"."

Das ist alles, was Bakunin von dieser Schrift seinen Freunden offenbarte. Vieles, besonders die Angabe des Hauptinhaltes der Beichte entspricht der Wahrheit. Aber sie ist weder kühn noch entschieden, enthält reumütige Geständnisse, ist z. B. „reumütiger Sünder Michael Bakunin" unterschrieben. Flehen um Verzeihung, bedauern der begangenen Vergehen, manchmal grobe, manchmal feine Schmeicheleien sind in der Beichte in großer Anzahl.

Leo Deutsch, ein bekannter russischer Revolutionär, behauptet, daß, wenn der Inhalt der Beichte den Revolutionären der siebziger Jahre bekannt gewesen wäre, Bakunin sein ganzes Ansehen eingebüßt hätte. Doch ist und bleibt die Beichte eines der interessantesten menschlichen Dokumente. Wir fühlen nicht nur die Persönlichkeit des Verfassers, sondern durch die Randbemerkungen auch den Leser. Am Anfange des Dokumentes steht eine Notiz des Kaisers Nikolaus für den Thronfolger: „Lies, es ist höchst interessant und lehrreich."

Das, was Bakunin in seiner Beichte betont hat, daß er nur eigene Sünden, nicht fremde beichten wollte, wie er es Herzen gegenüber später behauptet hat, ist Tatsache. Dabei steht eine Randbemerkung des Caren: „Dann ist seine Reue ungenügend." Bakunin erzählt und schildert sein Leben im Auslande, kritisiert scharf die westeuropäischen Zustände. Er schreibt, er sei kein Freund des Kommunismus, denn der Kommunismus würde keine freie menschliche Gemeinschaft, sondern eine Herde schaffen; aber im ganzen Westeuropa müßte eine Wandlung vorkommen, denn es sei vollkommen verfault, überall herrsche Unglaube und Demoralisierung. Dazu steht eine Bemerkung des Caren: „Eine krasse Wahrheit." Diese Fäulnis der oberen Klassen und ihre Furcht vor dem Kommunismus und der Erhebung der unteren Klassen sei viel schlimmer und gefährlicher als der Kommunismus selbst. Wieder Bemerkung des Caren: „Volle Wahrheit." Doch spricht Bakunin mit Begeisterung von der Februarrevolution; er erzählt, was für ein seltsames Gefühl es war, zusammen mit den edlen ouvriers kämpfen zu dürfen. „Edle ouvriers" hat der Car unterstrichen.

Digitized by Google

Dann schildert er sehr ausführlich die slavische Bewegung und seine Tätigkeit auf dem Kongreß aller slavischen Nationen im Jahre 1848 in Prag. „Als ich nach Prag kam“, schreibt Bakunin, „fühlte ich mich mehr Slave als Demokrat, die revolutionären Interessen wurden von den slavischen getötet.“ Ganz im Geiste der Zeit, die nationale Ideale über revolutionäre stellte. Dieser Bakunin jener Jahre ist revolutionärer Panslavist, ähnlich wie seine deutschen Freunde revolutionäre Pangermanisten waren. Doch ist Bakunin, was für einen Revolutionär jener Zeit sehr merkwürdig ist, durchaus nicht Anhänger parlamentarischer Formen, die das Ideal der damaligen Demokraten bildeten. In der Beichte schildert er dem Caren das revolutionäre Programm, das er in Böhmen nach dem Zerfall des Kongresses durchführen wollte. In Prag sollte eine revolutionäre Regierung mit unbegrenzter Diktatur tagen. Alle Klubs, alle Zeitungen, alle Manifestationen, dieses alles Zeichen einer schwatzhaften Diktatur, müßten verboten werden. Alle Besitzlosen, alle wehrfähigen Arbeiter und Handwerker und ein großer Teil der gebildeten bürgerlichen Jugend müßte eingezogen werden und ein reguläres Heer, keine Freischaren bilden. Geld könne durch konfiszierte Güter, außerordentliche Steuern und Assignaten beschafft werden.

Bolschewistische Schriftsteller haben dieses Programm ein kommunistisches genannt und in ihm eine geniale Prophezeiung der Sovetpolitik gesehen. Wir sehen hier wirklich alle Maßnahmen der Sovetrepublik in ihren Anfängen: die Gründung der roten Armee, Verbot der Presse- und Versammlungsfreiheit, die gewaltsamen Einziehungen der Privatvermögen und die Papiergeldwirtschaft. Wir dürfen aber in diesen Ausführungen auch das nationale Moment nicht vergessen. Die Besitzenden in Böhmen waren hauptsächlich Deutsche, deutsches Bürgertum und Aristokratie. Die lange bedrängten Slaven hätten sowieso gegen diese Elemente revolutionäre Maßnahmen verlangt und diese Maßnahmen unter gewisse Prinzipien zu bringen, war die Aufgabe der Diktatur, wie Bakunin sie verstand.

Seine Ausführungen über slavische Verhältnisse endet Bakunin mit den Worten: „Wären Sie, Majestät, an der Spitze der slavischen Bewegung, so hätten sich alle Slaven unter Ihrer Fahne vereint.“ Nikolaus schrieb dazu: „Ich zweifle nicht; aber an der Spitze einer Revolution ein slavischer Mazaniello! Danke schön.“

Sehr schlecht kommen die Deutschen in Bakunins Beichte weg. Bakunin kritisiert das Frankfurter Parlament, das, aus der Revolution geboren, die polnischen und italienischen Revolutionäre als Landesverräter betrachtete. „Ausgezeichnet“, schreibt dazu der Car.

Die Deutschen sind nach Bakunin zu keinem politischen Leben fähig. Der Protestantismus und die ganze politische Geschichte Deutschlands hätten einen Anarchismus des deutschen Gedankens hervorgerufen. „Jeder darf und soll seine Meinung haben“, das ist für den Deutschen charakteristisch. Darum ist auch der Einigungsgedanke gescheitert. Auch diese Gedanken wurden von Nikolaus gewürdigt.

Aber auch Rußlands gegenwärtige Lage charakterisiert Bakunin als sehr traurig, wenn auch mit schonenden Worten: er spricht über die Knechtung des Volkes, über das Bestechungssystem. Was für einen Staat wünscht er für Rußland? Keinen parlamentarischen — er hat ihn im Westen hassen gelernt, aber eine Diktatur starker Persönlichkeiten von Gesinnungsgenossen umringt einen Staat, in dem das Volk erst erzogen wird. Auch in diesem Ideal ist von bolschewistischer Seite eine Prophezeiung gesehen worden.

Zum Schlusse fleht Bakunin den Caren an, ihn für ein deutsches Verbrechen nicht mit deutschen Strafen zu peinigen, sondern lieber nach Sibirien zu den schwersten Arbeiten zu schicken.

Die moderne Forschung interessiert in bezug auf die Beichte besonders die Frage, ob Bakunin aufrichtig seine Sünden bereute, oder ob er dieses nur vorspiegelte, um die Befreiung zu erlangen. War er auf-

Digitized by Google

richtig, wenn er schrieb: „Jetzt habe ich verstanden, daß alle meine Pläne und meine ganze Tätigkeit im höchsten Grade komisch, sinnlos, frech und verbrecherisch waren, verbrecherisch gegen Sie, meinen Kaiser, verbrecherisch gegen Rußland, mein Vaterland, verbrecherisch gegen alle politischen und moralischen, göttlichen und menschlichen Gesetze" ?

Es ist vollkommen glaubhaft, daß Bakunin jetzt in der Festung seine ganze vergangene Tätigkeit als Don-Quichotterie erschien. Er fühlte auf einmal seine Ideenarmut; er war weder Demokrat, denn er verabscheute parlamentarische Formen, noch Kommunist, denn der Kommunismus mit seiner Knechtung der Persönlichkeit war ihm verhaßt. Was ihm verblieb, war der Panslavismus. Aber war der Car nicht zu gewinnen? Eine gewisse Sympathie beider starker Willenspersönlichkeiten zueinander bestand ohne Zweifel. Bakunin schrieb vielleicht die Wahrheit, wenn er sagte: „Ganz in der letzten Zeit habe ich Sie allein meinen demokratischen Vorstellungen zuwider und wie gegen meinen Willen tief, tief verehrt. Nicht ich allein, viele Polen und Europäer waren mit mir einverstanden, daß unter den jetzigen gekrönten Häuptern Sie allein, mein Kaiser, den Glauben an Ihre kaiserliche Berufung bewahrt haben."

Eine gewisse Ideengemeinschaft zwischen Car und Revolutionär scheint tatsächlich bestanden zu haben. Wie wir durch die Anmerkungen sehen, teilte Nikolaus viele Gedanken Bakunins: seine Verachtung des Westens, seine Verherrlichung der Slaven. Selbstverständlich war die Reue Bakunins nicht so vollständig, seine Verehrung für Nikolaus nicht so tief, wie er es darstellen wollte, sicher war der Hintergedanke in ihm stark, auf diese Weise seine Befreiung zu erwirken. Aber Nikolaus soll, wie berichtet wird, nachdem er die Beichte gelesen, gesagt haben: „Er ist ein guter und ehrlicher Kerl, aber ein gefährlicher Mensch, man muß ihn unter Schloß und Riegel halten."

Nach dem Tode Nikolaus gelang es nach langen Bemühungen die Einkerkerung Bakunins in Schlüsselburg durch eine Verbannung nach Sibirien zu ersetzen. Bakunin selber hat es durch einen Brief an Alexander II. erwirkt. Ueber diesen Brief und seinen Inhalt hat er sich später nie geäußert. Nach der Revolution kam auch dieser Brief ans Licht. Er zerstört noch mehr, als die Beichte, die Legende von der Charakterfestigkeit Bakunins. In diesem Briefe bereute er wieder seine Sünden, flehte um Befreiung und Verzeihung. Er schreibt unter anderem: „Mein Kaiser! Mit welchem Namen werde ich mein vergangenes Leben nennen? Vergeudet in chimerischen und sinnlosen Bestrebungen, endete es im Verbrechen. Aber ich war weder eigennützig noch schlecht: heiß liebte ich alles Gute und Wahre und war bereit, mich dafür zu opfern; aber falsche Prinzipien, eine falsche Lage verleiteten mich zu verbrecherischen Irrtümern und einmal auf diesen falschen Weg geraten, hielt ich es für meine Pflicht und Ehre fortzufahren, solange es ging. Dieser Weg brachte und warf mich in den Abgrund, aus dem mich nur die allmächtige und rettende Hand Eurer Majestät entreißen kann."

So kam Bakunin 1857 in eine Verbannung nach Sibirien, wo er 1861 eine abenteuerliche Flucht durch Amerika nach Westeuropa unternahm. Hier erst setzte er seine eigentliche Tätigkeit als „Apostel der Zerstörung" ein, fest überzeugt, daß die Zeugnisse seiner schwachen Stunden nie zur Oeffentlichkeit kommen würden.

Digitized by Google

II

LITERATURBERICHTE

DIE POLNISCHE SCHÖNE LITERATUR DER NACHKRIEGSZEIT

(Richtungen und Stoffe, Autoren und Werke).

Von

Dr. Otto Forst-Battaglia (Wien).

Die polnische Literatur ist, wie das Schrifttum jeder zur vollen Blüte herangereiften Nation, das Ergebnis und das Spiegelbild des Volkscharakters. Kann der Pole als die reinste Verkörperung romantischen Menschentums gelten, so mußte auch sein künstlerisches Schaffen romantisch sein. Ich erblicke das Wesen der Romantik nicht in oft überschätzten Aeußerlichkeiten, Manieren und Unmanieren, vielmehr darin, daß seelische Sehnsucht in Wort und Schrift gebannt wird; daß Wunschträume gestanden und als Wirklichkeit gestaltet werden. Kurz, die Romantik ist ein „Pays de cocagne", Orplid, Reich der erfüllten Sehnsucht, in das der Dichter aus einer stets unholden Welt des Seins flüchtet, um vom Schein beseligt, durch den Schein Seligkeit zu verbreiten[1]).

Faßt man die Romantik so auf, so zeigt sich ihr doppeltes Antlitz, dessen Deutung so viel Schwierigkeiten verursachte. Das eine, dem Vergangenen zugekehrt und in der Vorzeit das goldene Zeitalter suchend; darum traditionalistisch, „reaktionär"; das andere zukunftsgläubig dem künftigen Paradiese entgegenlächelnd, revolutionär. Rousseau, der Erzvater und die vollendetste Inkarnation des Romantischen, vereinte in sich beides, die Ueberzeugung von den Herrlichkeiten des Anfangs und das Vertrauen an die des kommenden Tags. In Frankreich, Deutschland war man sonst, wie es wohlgeordneten Staaten und Kulturen geziemt, um peinliche Scheidung bemüht. Den Schwärmern auf der Rechten, den Chateaubriand, de Maistre, Bonald, Schlegel, Görres, Tieck und Stahl, traten die Humanitätsapostel der Linken gegenüber, Victor Hugo, Lamartine, das junge Deutschland (dessen romantischer Charakter nach meiner Definition außer Zweifel steht).

Nur in Polen begegnen wir bei einer Gesamtliteratur der Rousseauschen Polarität von Klage um entschwundenes Glück und Hoffnung auf das Morgen. (Nicht umsonst hat der Genfer für alles Polnische sich begeistert und an Polen seine staatsbürgerlichen Ideen erproben wollen). War es

Digitized by Google

das Schicksal, das die polnische Seele also formte? Das im Osten Europas diese wundersame Adelsdemokratie schuf, die der Literatur unwegdenkbare Voraussetzung und ständige Nährquelle blieb? Jedenfalls, das polnische Schrifttum ist aus der Sehnsucht geboren, ein nie verstummender Schrei nach Befriedigung und Frieden; Ein Schrei, bald herrisch, individualistisch, egozentral nach dem unbekümmerten Glück im Winkel, bald opferwillig, selbstvergessen, nach kollektiver Daseinsfreude[2]).

In der Blütezeit der modernen polnischen Literatur, den Jahren zwischen 1820 und 1850, waren diese beiden Formen der Romantik, die ich=betonte des Artisten und die gesellschaftstreue des Dichter=Propheten in Słowacki und Mickiewicz Fleisch und Blut geworden, die beide, wie alle ihre Landsleute das Vergangene verklärten und betrauerten, das Künftige priesen und herbeiwünschten. Als im Aufstand von 1863 die Ideologie der großen Poeten Schiffbruch gelitten hatte, zog eine Epoche des Positivismus heran, den die Ernüchterten, Schwergeprüften, erneut unter das russische Joch Gebeugten, Negation alles Romantischen wähnten. In Wirklichkeit war es nur dessen Abart, die regierte. Statt der universellen, die Vorzeit und die Zukunft idealisierenden, individualistischen und kollektiven, erstand eine Literatur, die alle Erfüllung der Nachwelt zuwies und dem Ich nur die der Gesamtheit dienende Rolle einräumte. Wer, europäischen Horizontes, die Bücher der hervorragenden polnischen Positivisten kennen lernte, der zweifelt nicht einen Moment, wie romantisch auch diese Propheten der „Organischen Arbeit", wie romantisch die Sienkiewicz und Bolesław Prus, die Orzeszkowa und Konopnicka, die Asnyk und Kraszewski waren[3]).

Um die Jahrhundertwende wagte sich dann aufs Neue die offen einbekannte Religion der blauen Blume ans Tageslicht. Die „Młoda Polska", das „Junge Polen" hat vom deutschen und skandinavischen, vom französischen und russischen Naturalismus ihren Ausgang genommen. Diesen (an dessen romantischer Wesenheit kaum Zweifel bestehen) mit dem Symbolismus amalgamiert; dem Ich neben dem Wir zum Recht verholfen und dem Genius der polnischen Rasse, unbeengt von den Fesseln eines theoretisch herrschenden Kults der reinen Vernunft, die Möglichkeit freien Gestaltens zurückgegeben. Es erblühte wiederum die hohe, die adelige Kunst. Wyspiański, Miciński, Przybyszewski schufen ein polnisches Drama, das vordem — von Słowackis Bühnenwerken abgesehen — nicht vorhanden war. Die Lyrik Kasprowiczs trotzte dem Himmel, die Tetmajers enthüllte im schmeichelnden Wohllaut die geheimsten Regungen des Herzens. Miriam und Lange zeigten sich den französischen Parnassiens nicht unebenbürtig. Und Żeromski bereicherte die polnische Sprache, lieh der erzählenden Prosa unerhörten Glanz[4]).

Jäh hat der Krieg diese Pracht und Freude zerstört. Schon seine Vorboten und dann die Katastrophe selbst hießen den Künstler schweigen. Als Polen, was jeder erfleht und keiner wirklich erwartet hatte, in neuer Kraft dem Grabe entstieg, hemmten die Sorgen um den Staat, die Kämpfe gegen die bolševistische Sturzflut den Aufstieg der Literatur. Erst seit wenigen Jahren vermögen wir Umschau und Einkehr in uns selbst zu halten. Rechenschaft zu erstatten, von dem, was im Reich des Geistes

Digitized by Google

neu geworden ist. Die Jahre seit dem Völkerringen bis zur allerjüngsten Vergangenheit erscheinen uns nun als eine Epoche der Krise, des Gärens und Brodelns, aus dem die Literatur des auferstandenen Polens hervorging, die anknüpft, wo die Sturmflut den Faden zerrissen hatte.

Zehn Jahre lang konnte, wer von außen her beobachtet, Zweifel hegen. Wenn anfangs nur Magnaten und Gelehrte, dann deklassierte Junker, zuletzt Bauernsöhne das große Wort führten, so waren das immerhin die Angehörigen des eignen, mit der Scholle verbundenen und ihr getreuen, ihr kaum entflohenen und nach ihr verlangenden Geschlechtes der Sarmaten. Nun drangen Ehrfurchtslose in das von uralter Tradition erfüllte Heiligtum, denen die polnische Vergangenheit und die polnische Sitte wenig bedeuten mochten. (Es ist übrigens erstaunlich, wie spät die längst bürgerlich emanzipierten Juden, die Großstädter im Schrifttum des Landes eine Rolle spielten). Die Romantik des gerührten, wehmütigen, stolzen Gefühls wird durch die ernüchternde Logik der Maschinenmenschen und Menschenmaschinen gefährdet. Da, o Wunder! Oder nein, o geheimnisvolle Kraft der sanft assimilierenden polnischen Adelszivilisation, welche nacheinander Deutsche, Russen, Litauer, Tartaren, Juden, Bauern, Bürger, Arbeiter in ihren Bann lockte: die ausgezogen waren, um zu fluchen, begannen zu segnen. Die Krisis verebbte, das Chaos entwirrte sich und das Ewigpolnische, Ewigromantische hatte gesiegt[5]).

Unter diesem Gesichtspunkt will die polnische Gegenwart betrachtet sein. Das Verhältnis zur Romantik und zur nationalen Ueberlieferung sind die Momente, nach denen sich Schulen und Richtungen sondern. Blicken wir auf den Parnaß wie auf ein ideales Parlament der Republik des Geistes, so findet sich auf der äußersten Rechten, schwach an Zahl, doch nicht an Talenten, ein antiken und französischen Mustern nacheifernder Klassizismus der gepflegten Form. Ihm huldigt mit dem Pathos des Gedankendramatikers und Poeten M o r s t i n , der Lateinertum und Slavisches, christliches Mittelalter und Heidnisches harmonisch vereint, in harmonische Sprache fügte. Andere, denen Ironie die Feder lenkt, sehen in Aristophanes und Voltaire die Vorbilder. N o w a c z y ń s k i ist der polnische Léon Daudet, ein temperamentvoller Spötter, ein Gewaltiger des scharfen Wortes, der den ungern ertragenen Zeitgenossen den Spiegel vorhält, in dem sie ihr verzerrtes Bild erschauen. Nicht bloß als Publizist und satirischer Erzähler, sondern auch als das Kolorit jeder Epoche mit dem Auge des Malers erfassender Chronist, als Autor eines Dutzend ungemein geistreicher und unaufführbarer dialogisierter Historien, wird Nowaczyński stets wachsenden Ruhm ernten. G r u b i ń s k i , P e r z y ń s k i , Warschauer Boulevardiers, erproben ihre böse Zunge und ihre guten Einfälle an ihrer noch im schwachen Fleische wandelnden Mitwelt. L e m a ń s k i und H e r t z , E j s m o n d und B o y pflegen die poetische Zeitsatire. Die drei ersten in La Fontaineschen Fabeln, der vierte in etwas grobkörnigen „Gstanzeln" oder Couplets, die man dem fast gelehrt anmutenden Kritiker, dem fleißigen und glücklichen Uebersetzer eines Hundert französischer Meisterwerke kaum zutraute. I r z y k o w s k i , Theoretiker des Unbewußten und Gottesgeisel der allzusehr ihres angeblichen Wertes Bewußten, schwingt die Feder des Feuilletonisten wie eine nie fehlende

Digitized by Google

Peitsche, die auf irgendwie uniformierte oder gebeugte Rücken hernieder=saust[6]).

Eine zweite Gruppe entspricht den französischen Parnassiens. Wie die Nachfolger Gautiers und Baudelaires, kleiden diese Gefangenen und Zwingherren einer auserlesenen Form, romantische Gedanken in klassisch prächtige und kalte Hülle. Staff an der Spitze, lassen eine Plejade von sehr begabten polnischen Vignys und Chattertons ihren umflorten Blick in die fernen Himmel schweifen, dann wieder, das eigene Ich durchbohrend und sezierend, Ruhe und Lösung der Disharmonien finden die einen, mit dem Meister, im abgeklärten Stoizismus, die anderen im katholischen Jenseitsglauben (Ruffer), die dritten in der Verneinung des Hedonismus (Kleszczyński), im seligen Verschmelzen mit dem All (Leśmian). Dieser Lyrik verwandt, die vielleicht mehr noch als Gautier, Baudelaire, die Leconte de Lisle und Dierx zum Muster wählte, die Pracht der er=zählenden Prosa eines Berent und seiner Schüler Wasylewski, Powalski, der Frau Kossak=Szczucka. Wie bei Flaubert bewährt sich deren Kunst am doppelten Objekt, den entschwundenen Zeiten und der, für nur Oberflächliche ins Dunkel getauchten, fremden Menschenseele. Mit dem Dichter der „Salammbô" teilt Berent die ängstliche Sorge um das passende Wort, deshalb auch den spärlichen Umfang seines Schaffens[7]).

Drittens der „Skamander" und seine Leute. Von dieser Jugend der „Stürmer und Dränger" nahm in den Tagen der deutschen Besatzung Kongreßpolens die Bewegung ihren Ausgang, die dem nationalen Schrift=tum die stärksten Impulse bringen sollte. Tuwims Gedicht „Frühling" war zugleich der Lenz einer frischen, brutalen, sengenden Lyrik, deren Hauch neues Leben der erschlaffenden Poesie einflößte. Lechoń, Tuwim, Iwaszkiewicz, Słonimski, Wierzyński, ein halbes Dutzend Studenten, denen das Bewußtsein, berufen und auserwählt zu sein, Mut und Ausdauer lieh, vermochten inmitten ungünstiger Ver=hältnisse Ungeheueres zu leisten. Im „Skamander" begründeten sie eine vortreffliche Zeitschrift, die, wie vordem das Krakauer „Leben" dem Symbolismus in Polen, der „Mercure de France" dem in Frankreich den Rücken gestrafft hatte, um sich die Bekenner der lyrischen Umkehr sammelte. Bald folgte unter der Aegyde des Skamander eine den Pariser „Nouvelles Littéraires" nachgebildete literarische Wochenschrift, die „Wiadomości Literackie", die fortan, trotz mancher Schattenseiten, das maßgebende Organ der gesamten polnischen Geistigkeit geblieben ist, ein Unternehmen europäischen Formates und heilsamsten Wirkens.

Gebieter auf dem Parnaß, auf des Daseins Höhe, gereift und abgeklärt, sind sich die Revolutionäre von gestern der Pflichten bewußt, die der Macht und dem Erfolg anhaften. Wohl bewahrten sie, was an ihrem Streben Dauer verhieß, daß der Großstadt ihr poetisches Recht, der Logik eine bescheidene Kontrolle über die Intuition und das Irrationale des literarischen Schaffens wurde; die Bereicherung auch, welche die rauhe und rüde Sprache der Umstürzler dem dichterischen Wortschatz gebracht hatte. Indes nach dem furchtbaren Erwachen aus nicht immer holden Träumen, das über sie im Jahre des Russeneinbruches von 1920 gekommen war,

Digitized by Google

ertönte bei den Traditionsfeinden das leidenschaftliche Bekenntnis zur Heimat und, zögernd, das zur Vergangenheit. Schon ward hinter den Männern des Skamander, den zur Regierungsfähigkeit Gelangten, als ihr Erbe der Formismus sichtbar, der nun auch jenseits seiner Pubertätskrise zum ruhig ausgeglichenen Werk schreitet. Witkiewicz, Czyżewski Jasieński, Stern, Wat heißen seine Wortführer, deren Talent nicht an dem eines Lechoń oder Tuwim gemessen sein darf.

Noch nennen wir, den beiden Gruppen verwandt, ein paar später Hinzugeeilte, die kapriziösen und sehr begabten Frauen Iłłakowicz und Pawlikowska, Miller und, dem Formismus näher, auch heute noch der Revolution ergeben, Broniewski, Wandurski, Mieczysław Braun. Dann Rechenschaft über ihrer aller Ernte. Drama und Roman haben nur wenig empfangen: Witkiewiczs nicht über das Stadium des fesselnden Experiments hinausgelangte Versuche der praktischen Bühnenreform im Sinne etwa Cocteaus und des „Bœuf au toît"; die lyrischen Erzählungen von Iwaszkiewicz, vielleicht noch die satirische Prosa Słonimskis und Wats. Das Wesentliche ist die wundervolle Lyrik, formstreng und formschön, grausam in Blut getaucht, „du sang, de la volupté et de la mort"; die Lyrik, Schlachtruf erst der Rebellen und Unterdrückten, dann Triumphgeschrei der Sieger. Daneben heimliche Tränen ob der Landschaft entglittener Kinderjahre, inniges Liebesstammeln und Familienempfinden. Das erscheint uns, in seiner Polarität des zur Schau getragenen Verstandesdünkels und des schamhaft verhüllten Sentimentes eine Variation des französischen Unanimismus. Fürwahr Romains, Duhamel, Vildrac und Jouve müßten sich bei ihren Warschauer Doppelgängern nicht fremd dünken, mit denen sie dazu das gute Europäertum, die Linksgesinnung und die Großstadtluft teilen[8]).

Ganz anders der polnische Realismus; der seinem Namen zum Trotz genügend Romantik birgt, sein Traumgefilde in die Vorzeit oder jedenfalls in den Bereich des unverfälschten, rassenreinen Polentums verlegt, politisch also rechts und auf dem flachen Lande zu suchen ist. Gehorchen dem Skamander und seiner Schar die Kapitale und, ein wenig, das buchhändlerische Kapital, die Literaten und das Ausland, soweit es von polnischem Schrifttum Notiz nimmt, so hat der Realismus die großen Namen, den fest begründeten Ruhm und die zahlreichen Leserscharen. Er zog die Ueberbleibsel des Positivismus an sich, prunkt außer mit den beiden leuchtenden Gestirnen von Reymont, dem Nobelpreisträger und Epiker der „Bauern", von Kasprowicz, dem genialen Lyriker, die nun schon dem Irdischen entrückt sind, mit den Erfolgen des ausgezeichneten Erzählers und brillanten Stilisten Weyssenhoff (Polens Anatole France), der drei Kritiker Świętochowski, Wasilewski und Grzymała-Siedlecki (etwa Remy de Gourmont, Brunetière und Lemaître), des bedeutendsten Dramatikers Rostworowski, der polnischen Marlitt, Rodziewicz. In losem Zusammenhang mit diesen durchwegs weit vor der Jahrhundertwende hervorgetretenen Koryphäen sind der unübertreffliche Schilderer der Vorwelt und des Gebirgsbauern Orkan (ein Spitteler und Gerhart Hauptmann der Frühzeit); der Maupassant des polnischen Großstadtmenschen, Choynowski[9]).

Digitized by Google

Doch nun zu den zahlreichen Schattierungen der echten Romantik, Or=Ot, der verstorbene Słoński, Dębicki, Waśkowski vertreten ein den Anthologien und den Schulen liebes Epigonentum, etwa Aicard und Coppée plus Geibel und Scheffel. Konar, Dąbrowski, Belmont schreiten unentwegt hinter dem Triumphwagen des Naturalismus einher, ohne zu merken, daß ihre Gottheit längst den Hochsitz verlassen hat. Sieroszewski, bei dem die naturalistische Technik sich von jeher mit exotisch=romantischem Kolorit à la Loti paarte, ist freilich eine zu starke Persönlichkeit — ich sage nicht, ein zu starkes künstlerisches Ingenium, denn der Mensch in diesem großen Patrioten erzwingt mehr Bewunderung als der Erzähler sehr ungleichwertigen Gelingens —, um sich einer Schablone anzupassen, die längst ihre Modegeltung einbüßte. Auch Kisielewski, ein jüngerer Gefolgsmann des roman expérimental, geht mit der Zeit und mengt Phantastisches in eine nicht ganz einwandfreie Wirklichkeit[10]).

Vollends dem Exotischen verfallen, es sei bloß durch weite Distanzen oder gar durch die Grenzen unserer Sinnenwelt vom Alltag getrennt, sind die Goetel, Jerzy Bandrowski, Ossendowski, Jaworski, Grabiński. Die einen schöpfen, Sieroszewski nacheifernd, aus ihren wunderbaren und ungewöhnlichen Erlebnissen, die eine wirre Zeit, der Krieg, die Gefangenschaft, Sibirien, der Bolševismus ihnen bescherten. Goetel steht dem Naturalismus am nächsten. Jerzy Bandrowski läßt die Geister in das irdische Geschehen eingreifen. Bei Ossendowski sind Wahrheit und Dichtung, Phantasie und Erfahrung kaum zu scheiden. Jaworski gefällt sich und uns in irrealen Zeitsatiren von grandioser Tollheit und Gespenstigkeit. Grabiński und, einige Stufen tiefer, German nehmen den Spiritismus so bitter ernst, daß daneben fast schon die Wirklichkeit als Wahn anmutet. Bei allen diesen kaum scharf zu sondernden Vertretern des Naturalismus und der Exotik, Mystik liegen, der polnischen ungerechnet, die fremden Muster nahe, Poe, Villiers, Ewers, Meyrinck, auch Apollinaire[11]).

Während das große Publikum den Aposteln des Wunderbaren (in seiner gröberen Hülle) gerne Beifall klatscht, ist der Symbolismus eine esoterische Angelegenheit der Literaten. Ob Przybyszewski noch einmal nach alter Weise von der Bühne herab sich meldet, Górski im Drama und sonst seine hohen Ideale verficht, Jellenta seinen Péladan kopiert und J. Braun einen nagelneuen Symbolismus vorstellt, der dann ganz die Züge des alten zeigt, man hat immer das Empfinden sich en marge der Zeitströmung zu bewegen. Die egozentrische Dichtung der „Młoda Polska" entbehrt der Lebenskraft. Tetmajer, der längst sein Wesentliches gesagt hat, Miriam, der schweigt, Przybyszewski, der Unrecht tut, nicht auf seinen Lorbeeren auszuruhen, Lange, der sich nur mehr der leichten Unterhaltungslektüre widmet, bedeuten uns nichts anderes als Literaturgeschichte, Erinnerung an ein glorreiches Gestern, das um seiner Zukunft willen unterlassen sollte, an sein Heute zu mahnen[12]).

Wyspiański hingegen und Żeromski sind ragende Wipfel, Bäume, die man in ihren Früchten erkennt. Durch sie wirkt die Kollektivpoesie des „Jungen Polen" bis zu der jüngsten Gegenwart. Von Wyspiański geht

Digitized by Google

die gerade Linie zu Z e g a d ł o w i c z , dem Dichter der polnischen Erde und des polnischen Volkes, ohne Zweifel der tiefsten lyrischen Begabung unserer Epoche, dem Schöpfer eines beseelten Theaters; das die Schaubühne nicht nur zur moralischen, sondern auch zur den Apostolat der Kunst verfechtenden Anstalt wandeln mag. Um ihn und sein Organ, den „Czartak" eine Schar getreuer Schüler, die noch viel von ihren expressionistischen Glaubenslehren vergessen müssen, die B r z o s t o w s k a , beide Brüder H u l e w i c z , W i k t o r , K o z i k o w s k i [13]).

Ż e r o m s k i war durch zwei Jahrzehnte wie ein Leuchtturm, der sein Licht über stürmisches Meer hinsendet, wie ein Wahrzeichen, das stolz aufstrebt, den Weg weist, von jedermann in seinem Bereich gekannt, geliebt und bewundert wird. Er beherrschte, was man oft mit schnödem Mißbrauch kleinen Talentchen nachrühmt, seine Sprache. Als souveräner Gebieter, dem niemand widerstand. Wie hat er aus der Tiefe seines visionär-hellsehenden Genies Unerhörtes gesagt und alsbald verständlich, selbstverständlich gemacht, aus dem Erbe der Vorzeit und dem Schatz der Volksrede geschöpft, eben wie ein unumschränkter Regent, dem jedes Hilfsmittel seines Imperiums hold und gewärtig war! Ist nicht, wie die Form, auch der Inhalt der modernen polnischen Prosa von Żeromski bestimmt worden? Die andern alle, Epigonen, Eigenbrödler, Stümper und Künstler, hingen irgendwie mit früheren, späteren Perioden zusammen, beachteten Muster und Vorbilder. Żeromski verkörperte seine Zeit und schrieb ihr, in seinen Werken das Gesetz, formte die polnische Seele, weil er selbst die Millionen im Einen, der Eine für die Millionen war.

Żeromskis Romane drücken neben so viel Büchern, die gut oder schlecht, literarische Ereignisse oder das Ergebnis eines Fabrikationsprozesses sind, der Epoche ihren Stempel auf, wie sie den Stempel ihrer Epoche tragen. Die „Bauern" Reymonts mögen das hohe Lied der Natur und des polnischen primitiven Menschen sein, dem Erdkreis eine verständliche und gerne empfangene Botschaft heißen, Kasprowiczs Hymnen uns erschüttern und erbeben lassen: von dem einen Drama Wyspiańskis abgesehen, den „Wesele" (der „Hochzeit"), die alles Sehnen und Denken, Schmerz und Hoffnung von eineinhalb Jahrhunderten der Teilung in sich bargen, sind Żeromskis Erzählungen die Marksteine des polnischen Weges. „Sisyphusarbeit", die Tragödie der entnervenden, demoralisierenden fremden Schule und der zernichteten Jugend. „Heimatlose Leute", die des freudlosen und der Hoffnung baren sozialen Missionars. In den „Aschen" kehrte sich der Blick der Heldenepopöe aus den Tagen Napoleons zu, der erniedrigten Gegenwart den Trost heroischer Vorzeit zu schenken. Die Geschichte einer Sünde ist, über ihren allgemein-menschlichen Inhalt hinaus, den Abstieg einer Gefallenen, vehemente Anklage gegen die Stickluft der Sklaverei, in der auch reine Blüten welken. Unmittelbar vor und nach dem Kriege schilderte Żeromski nochmals die Psychik seines Volkes, den Kampf, den um dessen Seele die Guten mit dem Satan des Materialismus und des Renegatentums führen. Dem Polenstaat zeigte der Dichter die Vision des historischen Ringens um den Zutritt zum Meer. Endlich hat er, sein Werk und seine Lehre zusammenfassend, im Vorfrühling das

Digitized by Google

mächtigste Problem seiner Heimat, den russischen Umsturz in seinem Bezug auf Polen gestaltet[14]).

Predigte er da als Heilmittel opferwillige Liebe, vor der jeglicher Bolševismus hinschwindet, so ward seine Mahnung vom besten seiner Schüler aufgenommen, Juljusz Kaden=Bandrowski, der sich eigene Form ersann, doch sonst im Schatten des Titanen Żeromski wandelt. Mit dem Autor des „General Barcz" und der „Stadt meiner Mutter", der Bilder, bald, entsetzt und mitleidig, aus der Kriegserfahrung seines Mannesalters, bald, gerührt und rührend, aus der Landschaft seiner Kinderjahre zeichnete, ist Frau Rygier=Nałkowska artverwandt, die polnische Colette. Strug und Daniłowski, von denen man einst vermuten durfte, sie seien dem Prediger der „Heimatlosen Leute" und der „Geschichte einer Sünde" am nächsten, haben, der eine seit mehreren Jahren, der andere schon längst das Niveau verlassen, auf dem ihre Anfänge standen und dafür die Beliebtheit des seichten Feuilletonisten Makuszyński erlangt; Ligocki und Frau Dąbrowska, zweifellos Erzähler von Rang, sich noch weiter von Żeromski entfernt. Zwei ungemein begabte Romanciers aus der Schule Żeromskis, Małaczewski und Żyznowski, sind jung eines tragischen Todes gestorben[15]).

Wie sehr Żeromski die gesamte Nachkriegsliteratur beherrscht, das verkündet, und zugleich den Triumph der reinsten Romantik, die Schau über Stoffe und Themen der markanten Werke. Ein paar Motive kehren immer wieder: Anklage des sozialen Unrechts und, damit verbunden, der erfüllte Wunschtraum des sozialen, die Nation rettenden Ausgleichs. Als Muster Żeromskis „Heimatlose Leute", die „Geschichte einer Sünde", der „Kampf mit dem Satan", der „Vorfrühling". Diese Romane, deren Helden Judym, Nienaski, Baryka die Variationen eines Grundtypus sind, des unermüdlichen Arbeiters, dem entweder ein Wunder die Mittel für seine utopischen Ziele in den Schoß wirft, oder seine Ohnmacht zum Scheitern zwingt, (auch in der Komödie „Mein Wachtelchen ist mir entwichen" behandelte Żeromski denselben Stoff), haben eine Legion von ähnlichen sozial=nationalen Epen entfesselt, die sich, wie Kisielewskis „Juljusz Syreń" eng an das Vorbild hielten, oder wie Strugs „Geld" im allgemeinen den Prozeß der materialistischen kapitalistischen Gesellschaft machten. Von rechts her entgegnete man mit am Realen haftenden, optimistischen Lösungen, die der herrschenden Klasse mehr entgegenkamen und sie entschuldigten. Grzymała=Siedleckis Erzählung „Samosęki" und seine Komödie „Der Erbe", Weyssenhoffs „Cudno" sind Antworten an Żeromski und Plaidoyers für ein das Bestehende schonende Kompromiß zwischen Adel und Bauern, wie es schon die Rodziewicz im „Dewajtis" einst vorgezeichnet hatte. Auch die Lyrik der Tuwim, Słonimski, Braun, Stern und Jasieński wird man der Klage wider das böse Jetzt und der Hoffnung aufs ideale Morgen beizählen.

Zweites Motiv, dem ersten verschwistert und die Sorge um, wie die Hoffnung auf das brave Volk begründend: verklärende Schilderung der Erniedrigten und Beleidigten, oft in der Form einer Proustschen Suche nach verlorener Jugend. Man denkt an Victor Hugo, teils an die „Misé=

Digitized by Google

rables" und wieder „Mon père, ce héros si doux", an Sue und About („Roman d'un brave homme"), Duhamel, Philippe . . . Polnische Urform, wiederum Żeromski (in manchen Novellen), dann Kaden-Bandrowskis autobiographischer Cyclus „Die Stadt meiner Mutter" und „Im Schatten eines verlorenen Erlenhaines", der Rygier-Nałkowska „Das Haus an den Wiesen", auch der Dąbrowska „Leute von dorther". In der Poesie vor allem Kasprowiczs milder Ausklang der Verse von „Meine Welt" und Zegadłowicz mit den „Balladen". Spezielle Fälle, das verstehende Mitleid mit dem Kind, die Analyse seiner Vorstellungswelt: Kaden-Bandrowskis schon genannte Bücher, dazu die „Ferien meiner Kinder", die Erzählungen von Korczak und die beiden ungemein anregenden Beiträge zur mythenschaffenden Weltansicht der Kleinen, Frau Kossak-Szczuckas „Leiden des Gnomen Kasperlein", Langes Götterlehre des Knaben Heniuś. Die Liebe zum Tier (auch hier Żeromski in der Novelle „Irrungen" als Beispiel): der Frauen Rygier-Nałkowska und Wielopolska „Buch von den Freunden", der ersten „Meine Tiere", Wiktors „Burek", Małaczewskis berühmt gewordene Geschichte von der kriegserprobten und im Frieden gemordeten Bärin Basia.

Drittens, das Kriegserlebnis in allen seinen Abwandlungen, mit der doppelten Spitze der Anklage gegen die Teilmächte und den Bolševismus, der Verherrlichung des nationalen Kampfes. Żeromski zum dritten Mal als Protagonist: in den schon erwähnten Romanen, „Der Kampf mit dem Satan", „Vorfrühling", im Drama „Weißer als Schnee". Ihm zunächst ein paar wahre Meisterwerke, Kaden-Bandrowskis „General Barcz" und Małaczewskis Novellen „Das Pferd auf dem Hügel"; im Abstand folgend Erzählungen von Strug (Das Grab des unbekannten Soldaten), Ligocki (Sambre et Meuse, Das brennende Rheims), die kaum retouchierten autobiographischen Aufzeichnungen der Frauen Kossak-Szczucka (Brandstiftung), Kozicka, Dorożyńska, Żyznowskis, der in Paris einen tragischen Tod fand, „Brachliegende Steine", Goetels sibirische Novellen und die Schilderung seiner Flucht aus Turkestan „Durch den flammenden Osten". Reymont (Die gesprungene Glocke), Weyssenhoff (Nacht und Dämmerung), Sieroszewski (im Drama „Die Bolševiken), Rostworowski (im Trauerspiel „Antichrist") haben enttäuscht.

Von den mißglückten Versuchen der bedeutenden Autoren geht der Weg über den geschickt gebauten Unterhaltungsroman, etwa Choynowskis „Jugend, Liebe, Abenteuer", und das witzige politische Tendenzstück, Grubińskis „Lenin" (wie merkwürdig an die Grundidee von Eidlitzs Novelle in den „Gewaltigen" erinnernd) zur anspruchsvollen Kolportage Jellentas, den unerträglichen polnischen Sünden wider das Blut Ligockis und den entwaffnend naiven Żeromskiaden Kisielewskis bis zum grob aufgetragenen patriotischen Kitsch der Nikorowicz und Fijałkowski. Eine recht mäßige und erschreckend überschätzte Kriegslyrik der Mączka, Relidzyński, Słoński, Makuszyński hat alle die Phasen der polnischen Wiedergeburt begleitet; dieser Tyrtäen Gesang versingt sofort in seines Nichts durchbohrende Gefühle, wenn man den einen Band Lechońs, „Das karmesinfarbene Poem" aufschlägt, der für eine geschriebene und nichtgeschriebene Bibliothek von Kriegsbarditen entschädigt.

Digitized by Google

Viertens: satirische Ausfälle gegen die Nachkriegsgesellschaft, neue Reiche und neue Arme, Parlamentarismus und Korruption. Das Wesentliche auf dem Theater. Perzyńskis „Politik" und das „Lächeln des Schicksals", Krzywoszewskis „Herr Minister", Kiedrzyńskis „Weib, Wein und Dancing", „Man darf sich über nichts wundern", Rączkowskis „Politik und Liebe", Siedleckis „Aftermieterin", Witkiewiczs „Wścieklica" sind dramatische Ausschnitte aus dem Warschauer Leben, die nicht immer tief, doch stets dekorativ und entzückend unmoralisch-moralisch erscheinen. Ein paar Figuren, der arrivierte Minister, der viel versprechende und wenig haltende Abgeordnete, der ins Bankfach verschlagene aristokratische und der ihn betrügende, bloß verschlagene plebejische Financier, die Mondaine und die bald tugendhafte, bald lästerliche, immer reizende Stenotypistin, begegnen überall, nicht minder der Mann (die Frau) aus dem Volke, mit natürlichem Verstand, dem Herzen, der Hand und dem Mund auf dem rechten Fleck. Den Komödien zunächst, deren das Publikum noch nicht satt wurde (während es Rostworowskis Unterfangen, die Gebrechen der Zeit und des Staates, allegorisch-ernst zu behandeln, die Dramen „Auferstehung" und „Antichrist", wie früher „Barmherzigkeit", glatt ablehnte), Romane aus demselben Milieu: Perzyńskis „Einmal im Leben", „Nicht wir, der Wald"; Goetels „Von Tag zu Tag", Jellentas unfreiwillig komische „Lilienritter", Choynowskis „Haus im Stadtzentrum". Dann Satiren und Fabeln von Lemański, Hertz, Ejsmond, Słonimski.

Selten sind, bei dem Hang von Autoren und Lesern, das Aktuelle, Greifbare in den Vordergrund zu rücken, die Dichtungen großer Konzeption, allgemein-menschlichen Charakters. Auch die religiösen Mysterien von Rostworowski, Zegadłowicz, Morstin haben irgendwie politischen, nationalen Beigeschmack. (Bei Kasprowiczs mittelalterlichem Spiel vom klugen Bauern Marchołt ist das Politische ausschlaggebend). Religiöse und kosmische Lyrik entbehrt nie der Verknüpfung mit polnischer Gegenwart. Nicht bei Kasprowicz und Staff, nicht bei den noch am meisten individualistischen Frauen, Iłłakowicz, Pawlikowska (die ich übrigens für die einzige unter hunderten von polnischen Dichtern erachte, von der man einen Band Verse in fremde Sprachen übertragen könnte, ohne das ihr polnischer Ursprung offenbar würde), nicht bei Ruffer und Leśmian und schon gar nicht bei Lechoń, Tuwim, Słonimski, Braun. Vielleicht daß man noch die Géraldysmen Wierzyńskis, die poetischen Stilübungen Iwaszkiewiczs entlokalisieren könnte.

Und wieder sind wir beim Nationalen. Die Exotik in ihrer vierfachen Form, Flucht der Phantasie in die Ferne, in die Vorzeit, in die Zukunft, ins Jenseits, kreist immer um den polnischen Mittelpunkt. Ossendowski sieht „Tiere, Menschen, Götter" im fernen Orient, erforscht in Afrika die Seelen der Neger. Auf einmal ist die polnische Sorge da und mit ihr das russische Gespenst. Goetels Erzählungen „Kar-Chat", der „Pilger" sind ja von vornherein aus politischen Stürmen erwachsen, Jerzy Bandrowski begleitete die „Unbesiegbaren Fahnen" der polnischen Streiter durch Sibirien.

Die Geschichte? Żeromski gibt im „Wind vom Meer" den Auftakt zum nationalen Hymnus. Blickt, während er das historische Drama „Turoń"

Digitized by Google

aus der Zeit des Bauernaufruhrs von 1846 auf die Bühne stellt, dem Jetzt ins Auge. Orkans „Napierski“ lebt im 17. Jahrhundert und kämpft für das Recht des heutigen Landmannes auf die Herrschaft im Staat. Nowaczyński legt in das Drama des „Kommandanten von Paris“ (Dąbrowski, der 1871 die „Commune“ gegen die Versailler führte) seinen Haß und seine Liebe, die den Lebenden gilt. Selbst bei so reinen Kunstwerken, wie denen der Kossak-Szczucka wird gelegentlich die Tendenz offenbar. Trotzdem, ihr „Beatum scelus“, ihre historischen Novellen und der Stanislaus-Kostkaroman, Wasylewskis „Ducissa Cunegundis“, Powalskis „Am See“, vor allem Berents „Die Steine leben“ bilden im von politischen Strömungen durchwogten Meer eine Insel der absichtsfreien Geschichtserzählung.

Die Zukunft belehrt die Mitwelt. Nowaczyńskis „System Dr. Caros“; Wats „Arbeitsloser Lucifer“, Słonimskis „Zeittorpedo“. Winawers Farcen „Die FF Strahlen“ und „Dr. Pytels Lösung“ führen aus unserer unmöglichen Beschränktheit in ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, das der 4. Dimension benachbart ist. Wir haben es bei Ossendowski, J. Bandrowski schon gestreift. Grabiński dringt mit dem „Schatten Bafomets“ und „Salamander“ tief in die jenseitigen Gefilde, die uns dafür auf die Bühne manch „Geheimnisvollen Gast“ sandten, wie den in Nowakowskis ausgezeichnetem Lustspiel, und andere seines Gleichen, die durch Germans Stücke und Romane, durch Winawers „Bekannter aus Fiesole“, Morstins „Stillen Hof“, der Wejnert „Ulrich Brandt“ geistern.

Das also ist der Weisheit und der polnischen Literatur unserer Tage letzter romantischer Schluß: Zwischen der reaktionären Sehnsucht nach dem Vergangenen und der revolutionären Hoffnung auf das Dereinstige schwankend, hat sie, nach kurzer Krise ihren nationalen Charakter und den Charakter ihrer Nation gewahrt. Ueber Menschen und Werken, Ideen und Stoffen waltet das Ewig-Polnische, Ewig-Romantische. Die blühende Lyrik, der prachtvolle Kollektivroman und das Fehlen analytischer, ich-betonter Prosa, das im bedauerlichen Gegensatz zur hohen Theaterkultur nie recht gedeihende Drama bieten uns Gewißheit: Rien n'a changé, il n'y a que quelques écoles, il n'y a que quelques œuvres de plus[16]).

Anmerkungen.

Zu den im Text gegebenen Grundtatsachen der literarischen Entwicklung im Polen der Nachkriegszeit mögen hier die wichtigsten biographischen und bibliographischen Daten folgen. um dem deutschen Leser ein abgerundetes Bild zu vermitteln. Ich führe bei den wesentlichen Schriftstellern ein paar Nachrichten über ihren Lebenslauf an, verzeichne auch Literatur über sie. Von den Werken sind die älteren in sehr strenger Auswahl, die aus den Jahren 1918—1927 aber dann genannt, wenn sie irgendwie Beachtung beanspruchen. Verstorbene Autoren, die nach 1918 nichts Wichtiges veröffentlichten, sind nicht berücksichtigt.

1. Ueber das Wesen der Romantik vergleiche man folgende Werke, die ich in den neuesten mir zugänglichen Auflagen zitiere: R. Huch. Die Romantik 1920; A. Tumarkin, Die romantische Weltanschauung 1920; P. Kluckhohn, Die deutsche Romantik 1920; M. Deutschbein, Das Wesen des Romantischen 1921; G. Mehlis, Die deutsche Romantik 1922; Fr. Strich, Klassik und Romantik 1922; O. Walzel, Deutsche Romantik 1922; G. Stefansky, Das Wesen der deutschen Romantik 1923;

Digitized by Google

C. Schmitt-Dorotič, Politische Romantik 1925; J. Petersen, Wesensbestandteile der deutschen Romantik 1926; E. Seillière, Le Mal romantique 1908; L. Maigron, Le Romantisme et les Moeurs 1910; P. Lasserre, Le Romantisme français 1919; E. Seillière, Les Origines de la morale romantique 1920; H. Bremond, Pour le Romantisme 1923; P. van Tieghem, Le Mouvement romantique 1923 H. Richter, Geschichte der englischen Romantik 1911; Z. Łempicki, Renesans, Oświecenie, Romantyzm 1923. Ich gebe diese reiche Literatur an, um zu ermöglichen, meine in wenigen Sätzen des Textes getane Behauptung nachzuprüfen.

2. Das Verhältnis der polnischen Seele zur Romantik hat des öfteren den Gegenstand von literarischen, wissenschaftlichen Fehden gebildet. Zuletzt hat J. N. Miller dieses Problem zur erneuten Erörterung gestellt. Auf seine zuerst im „Przegląd Warszawski", dann in dem Buch „Zaraza w Grenadzie" (1926) erhobenen Angriffe gegen den Zusammenhang von Polentum und Romantik erwiderten, von den verschiedensten Standpunkten aus u. a. I. Chrzanowski, Wł. L. Jaworski, K. Irzykowski, B. Suchodolski, J. E. Skiwski, Z. Wasilewski. Meine Ansichten decken sich im wesentlichen mit denen von J. Zamorski, Dziejowe przemiany polskiego typu, Przegląd wszechpolski 1925 und St. Dobrzycki, Der Geist der polnischen Literatur 1917. Zur Polemik um Miller vgl. noch „Wiadomości Literackie", No 71, 76, 123, 127, 128, 129, 138, 151, 160, 162, 181, 187, 188, 194.

3. Ueber die polnische Literatur im 19. Jahrhundert orientiert am besten A. Brückner, Dzieje literatury polskiej w zarysie, Bd. 2, 1924 — Von demselben Autor noch eine kleinere polnische und zwei deutsche Darstellungen dieses Themas. — Das Bio-Bibliographische bei G. Korbut, Literatura polska, Bd. 3, 1923. Die als schriftstellerische Leistung vortrefflichen Bücher von St. Tarnowski, Historja literatury polskiej Bd. 6, 1907 und P. Chmielowski, Zarys najnowszej literatury polskiej 1897, sind heute ihres einseitigen Parteistandpunktes halber — Tarnowski eifrig konservativ, Chmielowski Positivist — und infolge zahlreicher schiefer, ja karikaturaler Fehlurteile — man denke an Tarnowskis Ansicht über Wyspiański, Słowacki, Norwid — wissenschaftlich unbrauchbar. Sehr informativ, doch ungleichwertig das Sammelwerk Wiek XIX, 1906 ff., bisher 10 Bde. Monographien der bedeutendsten Schriftsteller mit kurzen Auszügen aus ihren wesentlichen Schriften. Die von mehreren hervorragenden Autoren versuchte Gesamtdarstellung in der Dzieje literatury pięknej, welche die Krakauer Akademja Umiejętności im Rahmen ihrer Encyklopedja Polska herausgab, ist in der ersten 1918 erschienenen Auflage als Ganzes unbrauchbar. Sie vereinigt die ausgezeichneten Beiträge von Br. Chlebowski über die Lyrik, von T. Grabowski über die Kritik, mit den nüchternen Uebersichten von J. Kallenbach über die romantische Dichtung, von K. Wojciechowski und M. Mann über den Roman, mit dem völlig wertlosen lückenreichen Abschnitt St. Tarnowskis über das Drama.

4. Ueber die „Młoda Polska" besitzen wir noch keine wissenschaftliche Gesamtdarstellung. Vier Bücher hervorragender Kritiker tragen alle den Stempel des Parteimäßigen. Sie ergänzen einander. W. Feldman, Współczesna literatura polska, neueste Ausgabe 1924, A. Potocki, Polska literatura współczesna 1911, St. Brzozowski, Legenda Młodej Polski, 1909, J. Lorentowicz, Młoda Polska 1909. Von geistloser Sachlichkeit A. Mazanowski, Młoda Polska 1902. Wer mit dem Geist der Młoda Polska sich in ihren charakteristischen Werken vertraut machen will, der lese folgende Schöpfungen. Drama: Wyspiański, Wesele 1901, Przybyszewski, Złote runo 1901, J. A. Kisielewski, Karykatury 1899. Lyrik: Kasprowicz, Ginącemu światu 1901, Staff, Sny o potędze 1901, Tetmajer, Poezje Bd. 3. 4, 1898. 1900.

5. Auch die neueste Entwicklung harrt ihres Historiographen. Die Abschnitte von St. Lam in der neuesten Auflage des Anm. 4 genannten Werkes von W. Feldman, 521 ff., das Buch von M. Szyjkowski, Współczesna literatura polska 1923 sind beide rein kompilatorisch und reichen

Digitized by Google

nur bis 1922. J. Lorentowicz hat die angekündigte Arbeit noch immer nicht veröffentlicht. Ich werde einen Grundriß der „Polnischen Literatur der Gegenwart" im Laufe des Jahres 1928 im Rahmen der von mir geleiteten „Literaturen der Gegenwart" geben. Bis dahin orientiere man sich aus folgenden Aufsätzen: O. Forst-Battaglia, Kölnische Volkszeitung vom 11. März 1926, Literarische Beilage, Euphorion 27, 1926, 534 ff., Gral 20, 1926, 568 ff., Hochland 24, 1927, 316 ff. Z. L. Zaleski, Vie des Peuples vom 1. Jänner 1925. Die Zeitschrift „Pologne Littéraire" bringt in jeder Nummer Portraits moderner polnischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache, meist von O. Forst-Battaglia. Regelmäßige Uebersichten der Neuerscheinungen von O. Forst-Battaglia im „Literarischen Handweiser" und in der „Jaarlijksche Boekenschouw", in der „Literarischen Welt" und in der „Frankfurter Zeitung". Jährliche Ueberschau in diesen „Jahrbüchern".

Folgende polnische Zeitschriften sind zur Kenntnis der literarischen Bewegung in Polen unerläßlich — in ihnen auch die wichtigsten Rezensionen: Wiadomości Literackie, Przegląd Współczesny, Przegląd Powszechny, Myśl Narodowa, Skamander; an Zeitungen: Czas, Kurjer Warszawski, Rzeczpospolita, Głos Prawdy, Gazeta Warszawska, Kurjer Poznański, Przegląd Poranny, Słowo Polskie; die illustrierte Wochenschrift Tygodnik ilustrowany. Bibliographische Zeitschriften: Przewodnik bibljograficzny, Co czytać.

Biographisches Lexikon der polnischen Schriftsteller von St. Lam, Współczesni pisarze polscy 1922, mit Vorsicht zu gebrauchen. Anthologien: St. Lam, Polska literatura współczesna 1924; Bard polski 1923, E. Słoński, Antologja współczesnej poezji polskiej 1926. Für die bereits zur Młoda Polska gehörenden, älteren Autoren: W. Feldman, Wybór poezji Młodej Polski 1918. Ueber den Roman: St. Baczyński, Losy romansu 1927. Theater: Boy, Flirt z Melpomeną, bisher 7 Bde., 1920 ff. Z. Rabska, Teatr po wojnie 1926.

Sammlungen literarischer Studien zur polnischen Literatur der Nachkriegszeit: Z. Wasilewski, Współczesni 1924, J. Kleiner, Sztychy 1925, J. N. Miller, Zaraza w Grenadzie 1926, Z. Dębicki, Portrety 1927, E. Lo Gatto, Studi di letterature slave 1927.

Man findet, meist wertlose, Abschnitte über die polnische Literatur der Gegenwart in den mehr oder weniger offiziösen Propaganda-Büchern, die seit dem Krieg zahlreich erschienen. Unter ihnen ist nur das von M. Orlicz herausgegebene viersprachige Polska dzisiejsza zu nennen — 1927 veröffentlicht. — Die betreffenden Kapitel sind ungleichen Wertes, als Ganzes ist der Abschnitt über Literatur völlig verfehlt.

6. Die in den folgenden Anmerkungen gebrachten Mitteilungen über die einzelnen Schriftsteller wurden auf das sorgfältigste kontrolliert. Sie beruhen vielfach auf persönlicher Kenntnis oder Rückfrage. Ueber die Auswahl der Werke kann hier nicht eingehende Rechtfertigung geschehen. Sie ist, wie stets in ähnlichen Fällen, subjektiv, doch sicherlich genügend und hat kein charakteristisches Buch übersehen. Besondere Aufmerksamkeit wurde auf Nachrichten über die Herkunft der Autoren gelegt. Von 80 sind 9 deutscher Abstammung (Morstin, Staff, Berent, Weyssenhoff, Or-Ot, Goetel, German, Tetmajer, Lange), 12 jüdischen Ursprungs (Hertz, Ruffer, Tuwim, Słonimski, Stern, Wat, Miller, beide Braun, Konar, Belmont, Jellenta), 1 französischer (Dąbrowska). Unter 58 polnischen Geschlechtern sind eines den ehemaligen Magnaten beizurechnen (Rostworowski), 51 der Szlachta (Nowaczyński, Grubiński, Perzyński, Lemański, Ejsmond, Żeleński, Irzykowski, Kleszczyński, Leśmian (?), Wasylewski, Kossak-Szczucka, Lechoń, Iwaszkiewicz, Wierzyński, Czyżewski, Jasieński, Iłłakowiczówna, Pawlikowska, Broniewski (?), Wandurski (?), Świętochowski, Wasilewski, Grzymała-Siedlecki, Rodziewiczówna, Choynowski, Słoński, Dębicki, Waśkowski, Dąbrowski, Sieroszewski, Kisielewski, beide Bandrowski, Ossendowski, Jaworski, Grabiński, Przybyszewski, Górski, Miriam, Brzostowska, Hulewicz, Kozikowski, Zegadłowicz, Żeromski, Rygier-Nałkowska, Strug, Daniłowski, Makuszyński, Ligocki, Małaczewski, Żyznowski; 2 sind bürgerlicher, 4 bäuerlicher Her-

Digitized by Google

kunft (Powalski, Wiktor, bezw. Witkiewicz, Reymont, Kasprowicz, Orkan). Um völlig sichere Resultate aus dieser höchst wichtigen Zusammenstellung zu ziehen, reihe ich noch einige Namen an, die ich im Text überging, teils weil die Autoren keine charakteristische, teils weil sie bloß von Publikumsgunst gekrönte Leistung vollbrachten. . Mit diesen Ergänzungen, ist wohl alles vereint, was Wert oder Erfolg repräsentiert. Es wären noch zu erwähnen, polnischen Ursprungs, die Magnatin Wielopolska, die Szlachcicen Bartkiewicz, Choromański, Jędrkiewicz, Kawecki, Kiedrzyński, Konczyński, Krzywoszewski, Melcer-Rutkowska, Miłaszewski, Nowakowski, Ostrowski, Parandowski, Pietrzycki, Podhorski, Samozwaniec, Smolarski, Szaniawski, Szukiewicz, Wierzbiński, Wroczyński, vermutlich aus Bauernstamm Przyboś, jüdischer Herkunft Korczak, Winawer, Wittlin. Wenn man beachtet, daß die Autoren deutschen Blutes längst polonisierten Familien angehören, so ergibt sich folgende Gegenüberstellung: 4 Magnaten (Morstin, Rostworowski, Weyssenhoff, Wielopolska), 72 Szlachta (außer den unter den Polen genannten 71 noch Tetmajer), 24 Bürger (6 deutschen, 15 jüdischen, 2 polnischen — vielleicht deutschen — Ursprungs), 5 Bauernsöhne. Ich überlasse es, aus diesen Zahlen die Folgerungen zu ziehen, und rate, sie mit den entsprechenden für Frankreich in meiner „Französischen Literatur der Gegenwart", Neuausgabe 1928, S. 15) zu vergleichen.

Morstin Ludwik Hieronym, geboren 1886. Aus aristokratischer Familie, die den größten polnischen Poeten des 17. Jahrhunderts hervorgebracht hatte. Einer der Führer des vor dem Krieg um die Revue „Museion" gruppierten Neoklassizismus. Im neuen Polen erst Militärattaché, jetzt Korrespondent der konservativen Tageszeitung „Czas". Hauptwerke: Dramen: Lilje 1912, Legenda o królu 1917, Święty 1923, W cichym dworze 1926, Dar Wisły 1926. Lyrik: Pieśni 1907, Szlakiem legjonów 1913. Essai: W kraju Latynów 1925.

Nowaczyński, Adolf, geboren 1876. Entgegen der Legende nicht jüdischer, sondern altadeliger Herkunft. Entsetzte die ehrbaren Beamten seiner Verwandtschaft und das schwarzgelbe Krakau durch temperamentvolle Ausbrüche anti-österreichischer Gesinnung. Zahllose Preßfehden, die nach dem Kriege in Warschau ihre Fortsetzung fanden, wo N. als gefürchteter Polemiker am Organ der Nationaldemokraten, der „Gazeta Warszawska" mit Mut und Verve wirkt. Hauptwerke: Dramen: Smocze gniazdo 1905, Starościc ukarany 1906, Car Dymitr Samozwaniec 1909, Wielki Fryderyk 1910, Cyganerja warszawska 1911, Pułaski w Ameryce 1917, Komendant Paryża 1926. Satiren: Małpie zwierciadło 1902, Facecje sowizdrzalskie 1903, Skotopaskie sowizdrzalskie 1904, Facecje z Lodomerji 1922, Sen srebrny Salomei Kohn 1923, System dra Caro 1927. Kritik: Studja i szkice 1901, Wczasy literackie 1906, Szkice literackie 1918, Góry z piasku 1922. Ueber N. vgl. Z. Dębicki, Portrety 1927, 213 ff., Wiadomości Literackie Nr. 151, 179.

Grubiński, Wacław, geboren 1883. Hauptwerke: Dramen: Na rubieży 1906, Pijani 1907, Kochankowie 1915, Piękna Helena 1919, Lenin 1921, Niewinna grzesznica 1925, Księżniczk żydowska 1927. Novellen: Lwy i św Grojosnaw 1924, Baal 1925. Kritik: W moim konfesjonale 1925.

Perzyński, Władysław, geboren 1878. Hauptwerke: Dramen: Majowe słońce 1900. Lekkomyślna siostra 1905, Aszantka 1906, Szczęście Frania 1910, Idealiści 1910, Polityka 1919, Uśmiech losu 1927. Lyrik: Poezje 1900. Erzählung: Sławny człowiek 1907, Michalik P. P. S. 1910, Raz w życiu 1925, Nie było nas, był las 1927. Ueber P. vgl. O. Forst-Battaglia, Pologne Littéraire 1927, Nr. 5.

Lemański, Jan, geboren 1866. Nach Absolvierung der Rechtsstudien als freier Schriftsteller in Warschau, unterhält engen Kontakt mit der Krakauer „Młoda Polska", gehört zu den maßgebenden Mitarbeitern der „Chimera". In seine Fabeln ist der ganze überlegene Spott und Haß der Polen gegen ihre russischen Zwingherren geborgen. Nach dem Krieg tritt er in den Staatsdienst. Seine Produktion erlahmt. Hauptwerke: Bajki 1902, Nowenna 1906, Prawo własności 1909, Zwierzyniec 1912, Tao 1920, W kraju

Digitized by Google

słońca 1920, Złota rybka 1920, Lis na dworze królewskim 1920, Księga rodzaju 1920, Prawo mężczyzny 1922, Toast 1924, alles Fabeln und Satiren, außerdem die Erzählung Ofiara królewny 1906. Ueber L. vgl. A. Nowaczyński, Wczasy 1905. Miriam, Pro arte 1914, Z. Dębicki, Portrety 1927, 307 ff.

Hertz, Benedykt, geboren 1872. Hauptwerke: Dramen: Dr. Łomski 1914, Czupurka 1921, Bażant złocisty 1922. Lyrik: Bajki 1903, Bajki minionych dni 1919.

Ejsmond, Juljan, geboren 1892. Hauptwerke: Sztuka kochania 1921 (nach Ovid), Podręcznik całowania 1922, Bajki 1927.

Boy, Pseudonym für Żeleński, Tadeusz, geboren 1874. Sohn eines bekannten Komponisten,aus alter Szlachta. Studiert Medizin in Krakau und Paris. Begründet in Krakau das Kabarett „Zielony Balonik". Neben Nowaczyński das „Enfant terrible" der frommen Stadt. Im Krieg Landsturmarzt, beginnt in seiner Mußezeit mit der Uebersetzung Molières. Aus diesen Anfängen entwickelt sich die „Bibljoteka Boya". Im neuen Polen als gefeierter Kritiker tätig. Unternimmt von Warschau aus häufig Vorlesungstournéen in die Provinz. 1927 in Frankreich glanzvoll gefeiert, als erster polnischer Schriftsteller Offizier der Ehrenlegion. Sprachkünstler von souveräner Gestaltungskraft. Außer den Uebersetzungen Hauptwerke: „Słówka" (Kabarettlieder), Neuausgabe 1925. Flirt z Melpomeną, bisher 7 „Abende" (gesammelte Theaterkritiken), Studja z literatury francuskiej 1919, 1922, Neuausgabe als Mózg i płeć 1926. Molière 1924. Ueber ihn vgl. R. Battaglia, Boy 1918, Boy, W Sorbonie i gdzieindziej 1927, 131 ff., L. Roquigny, Pologne Littéraire 1927, Nr. 2, Wiadomości Literackie Nr. 167.

Irzykowski, Karol, geboren 1873, Schüler R. M. Werners und der deutschen Philologie, Vorläufer und Propagator der Freudschen Theorien. Hauptwerke: Erzählung: Pałuba 1904. Novellen: Z pod ciemnej gwiazdy 1922. Kritik: Hebbel 1908, Czyn i słowo 1913. Ueber I. vgl. J. Topass, Pologne Littéraire 1927, Nr. 4.

7. Staff, Leopold, geboren 1878. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Jugendfreund Irzykowskis, studierte in Lemberg Romanistik. Lebte lange in Frankreich und Italien, während des Krieges nach Rußland deportiert. Seit Kasprowiczs Tod Polens größter Lyriker. Hauptwerke: Dramen: Skarb 1904, Godiwa, 1906, Igrzysko 1909, Południca 1920. Lyrik: Sny o potędze 1901, Mistrz Twardowski 1902, Ptakom niebieskim 1905, Gałąź kwitnąca 1908, Łabędź i lira 1914, Tęcza łez i krwi 1918, Wino miłości 1919, Oczy otchłany 1919, Pieśni o skowronku 1919, Sady 1919, Ścieżki polne 1920, Szumiąca muszla 1921, Żywiąc się w locie 1922. Ueber St. vgl. Z. L. Zaleski, Dzieło i twórca 1913, Z. Dębicki, Portrety 1927, 153 ff., Wiadomości Literackie Nr. 54.

Ruffer, Józef, geboren 1878. Hauptwerk: Posłanie do dusz 1903, Neuausgabe 1922.

Kleszczyński, Zdzisław, geboren 1889. Hauptwerke: Pogrzeb lalki 1913, Poezja 1917. Als Dramatiker und Erzähler ist Kl. unter dem Mittelmaß.

Leśmian, Bolesław, geboren 1879. Hauptwerk: Łąka 1920. Ueber L. vgl. O. Forst-Battaglia, Pologne Littéraire 1927, Nr. 6.

Berent, Wacław, geboren 1873. Sohn eines bekannten Warschauer Optikers, studierte in der Schweiz, in München und Paris Naturwissenschaften. Von seinen positivistischen Jugendansichten wurde er durch den Einfluß Nietzsches befreit. Sein von peinlicher Gewissenhaftigkeit des Künstlers gezeitigtes Werk dringt allmählich in die Massen. Außer einer philosophischen Studie, Źródła i ujście Nietzscheanizmu 1906, schrieb B. diese fünf Erzählungen: Nauczyciel 1894, Fachowiec 1895, Próchno 1903, Ozimina 1911, Żywe kamienie 1918, von denen die 2.—4. deutsch vorliegen. Ueber B. vgl. I. Matuszewski Twórczość i twórcy 1904, A. Nowaczyński, Wczasy literackie 1905. Z. L. Zaleski, Dzieło i twórca 1913, Z. Dębicki, Portrety 1927, 87 ff.

Wasylewski, Stanisław, geboren 1885, kam von der Literargeschichte zur Bellestristik. Hauptwerke: Erzählung: Ducissa Cunegundis 1923. Kultur-

Digitized by Google

geschichtlicher Essai und Biographien: U Księżnej Pani 1918, Na dworze króla Stasia 1919, O miłości romantycznej 1920, Szambelanowa z Walewic 1921, Historje lwowskie 1922, Klasztor i kobieta 1923, Pod urokiem zaświatów 1924, O siedmiu duszach kobiety 1926, Zerwana kokarda 1927.

Powalski, Jan, Pseudonim für Nitschowa, Aniela, geboren 1884. Hauptwerke: Nad jeziorem 1921, W słońcu 1923.

Kossak-Szczucka, Zofja, geboren um 1890, Enkelin des berühmten Malers Kossak. Von den Bolševiken, nach Jahren furchtbarer Erlebnisse aus ihrer Heimat vertrieben, wo sie den kulturgesättigten Gutshof in den Händen des Pöbels lassen mußte. Sie lebt seither in Polen, am Fuße der Beskiden. 1927 trat sie der von Zegadłowicz geführten Gruppe der Beskidendichter bei. Hauptwerke: Pożoga 1922, Beatum scelus 1924, Kłopoty Kacperka, góreckiego skrzata 1926, Z miłości 1926, Wielcy i mali 1927. Ueber sie vgl. O. Forst-Battaglia, Pologne Littéraire 1927, Nr. 7.

8. Lechoń, Jan, Pseudonym für Serafinowicz Leszek, geboren 1899. Ein machtvoll, aber nur spärlich schaffender Poet, bei weitem das stärkste Talent unter der jüngsten Generation. Hauptwerke: Karmazynowy poemat 1920, Rzeczpospolita babińska 1921, Srebrne i czarne 1924. Ueber ihn vgl. W. Horzyca, Skamander 3, 1920, 159 ff.

Tuwim, Juljan, aus Łódź stammend, Dichter der Maschinen und der Großstadt. Hauptwerke: Czyhanie na Boga 1918, Sokrates tańczący 1920, Siódma jesień 1921, Czwarty tom wierszy 1923, Słowa we krwi 1926. Prachtvolle Uebersetzungen russischer Lyrik. Ueber ihn vgl. Wiadomości Literackie Nr. 109, 137.

Iwaszkiewicz, Jarosław, geboren 1894. Kam aus den „Kresy" nach Warschau, stets mit dem Bild der Heimatlandschaft vor Augen. Hauptwerke: Erzählung: Hilary, syn buchaltera 1923 (auch französisch), Ucieczka do Bagdadu 1923, Księżyc wschodzi 1925. Lyrik: Oktostychy 1919, Dionizje 1922, Kasydy 1925. Ueber ihn vgl. Wiadomości Literackie Nr. 58.

Słonimski, Antoni, geboren 1895, Vetter des berühmten russischen Schriftsteller Słonimskij, streitbarer Theaterkritiker und Pazifist. Hauptwerke: Drama: Wieża Babel 1927. Erzählung: Torpedo czasu 1924. Reisetagebuch: Pod zwrotnikami 1925. Lyrik: Sonety 1918, Czarna wiosna 1920, Parada 1920, Godzina poezji 1923, Droga na Wschód 1924, Z dalekiej podróży 1926.

Wierzyński, Kazimierz, geboren 1894. Der polnische Géraldy. Hauptwerke: Wiosna i wino 1919, Wróble na dachu 1920, Wielka Niedźwiedzica 1922, Pamiętnik, miłości 1925, Laur olympijski 1927.

Witkiewicz, Stanisław Ignacy. Hauptwerke: Dramen: Tumor Muzgowicz 1921, Pragmatyści 1922, Jan Karol Maciej Wścieklica 1925, Warjat i zakonnica 1926, Persy Zwierzontkowskaja 1927. Erzählung: Pożegnanie jesieni 1927.

Czyżewski, Tytus, geboren 1883. Hauptwerke: Zielone oko 1919, Elektryczne wizje 1920, Wąż, Orfeusz i Eurydika 1922, Pastorałki 1925.

Jasieński, Bruno, geboren 1901. Hauptwerk: Słowo o Jakóbie Szeli 1926.

Stern, Anatol, geboren 1898. Hauptwerke: Niebiosa na półmisku 1921, Anielski Cham 1924, Bieg do bieguna 1927.

Wat, Aleksander. Hauptwerk: Bezrobotny Lucyfer 1927.

Iłłakowiczówna, Kazimiera, geboren 1892. Aus ursprünglich tatarischer, in Litauen seit Jahrhunderten angesiedelter Adelsfamilie. Gegenwärtig Privatsekretärin Piłsudskis. Hauptwerke: Ikarowe loty 1912, Wici 1914, Trzy struny 1917, Smierć feniksa 1922, Rymy dziecięce 1923, Połów 1926, Obrazy imion wróżebne 1926, Płaczący ptak 1927, Opowieść o moskiewskim męczeństwie 1927. Ueber sie vgl. Z. Wasilewski, Kurjer poznański 1926, Nr. 594, O. Forst-Battaglia, Pologne Littéraire 1927, Nr. 13, Wiadomości Literackie Nr. 63.

Pawlikowska, Marja, geborene Kossak, Enkelin des Malers. Ihr Gatte ist ein Sohn des bekannten Słowacki-Forschers. Hauptwerke: Niebieskie migdały 1922, Różowa magja 1923, Pocałunki 1926, Dancing 1927. Dramatische Versuche ohne Wert.

Digitized by Google

M i l l e r, Jan Nepomucen, geboren 1890. Der Vorkämpfer des „Universalismus", einer polnischen Spielart der kollektiven, sozialen Dichtung. Hauptwerke: Kritik: Zaraza w Grenadzie 1926. Lyrik: Lacrimae rerum 1921, Korowód 1924.

B r o n i e w s k i, Władysław. Hauptwerk: Wiatraki 1925; meisterliche Uebersetzung des Eseninschen „Pugačev" 1926.

W a n d u r s k i, Witold. Hauptwerk: Sadze i złoto 1926.

B r a u n, Mieczysław. Hauptwerk: Rzemiosła 1926.

9. R e y m o n t, Władysław Stanisław, geboren 1868, gestorben 1925. Eigentlich Reyment, Sohn eines Dorforganisten. Nach mittelmäßigen Gymnasialstudien Eisenbahnbeamter, dann Schauspieler, Laienbruder, Student. Seit 1894 als Schriftsteller tätig und sofort anerkannt. Häufig in Frankreich, Italien. 1924 Träger des Nobelpreises. Hauptwerke: Komedjantka 1896, Fermenty 1897, Sprawiedliwie 1899, Ziemia obiecana 1899, Chłopi 1902 (1904) 1909, Wampir 1911, Rok 1794 (Trilogie) 1913/1918, Bunt 1924. Außerdem die politische Streitschrift Z ziemi chełmskiej 1910. Gesamtausgabe der Reymontschen „Pisma", seit 1921 in bisher 22 Bänden. In deutscher Uebersetzung liegen vor: Chłopi, Ziemia obiecana, Wampir, Rok 1794, Bd. 1, Z ziemi chełmskiej. Außerdem französisch Sprawiedliwie, englisch Komedjantka. Ueber R. vgl. A. G r z y m a ł a - S i e d l e c k i in Wł. St. Reymont, Pisma 1, 1921, 1 ff., Z. D ę b i c k i, Reymont 1925, J. L o r e n t o w i c z, Reymont 1925 (franz.), F. L. S c h œ l l, Les Paysans de Reymont 1925, A. L a n g e, Pochodnie w mroku 1927, E. L o G a t t o, Studi di letterature slave 1927, K. B u k o w s k i, Reymont 1927, F r. A r e n s, Hochland 24, 1927, 427 ff. Autobiographische Quellen publizierten A. W o d z i ń s k i, Kurjer Warszawski 1. Jänner 1926, F r. L e f è v r e, Nouvelles Littéraires 25. Mai 1925. Bibliographie bei K. B u k o w s k i (s. o.), 93 ff. und G. K o r b u t, Ruch literacki 1, 1926, Heft 2.

K a s p r o w i c z, Jan, geboren 1860, gestorben 1926. Sohn eines großpolnischen Bauern, studiert in Deutschland und Krakau. Früh in sozialistische Umtriebe verwickelt, wegen seiner ersten Werke der Gotteslästerung angeklagt. Seit etwa 1897 innerlich gewandelt, dem Sozialismus entfremdet. 44jährig Doktor, mit 48 Jahren Professor der vergleichenden Literargeschichte an der Lemberger Universität. Verbrachte die letzten Lebensjahre im friedlichen Heim zu Füßen der Tatra, mit Gott und der Welt versöhnt. Hauptwerke: Dramen: Bunt Napierskiego 1899, Uczta Herodiady 1905, Sita 1917, Marchołt gruby a sprośny 1919. Erzählung: O bohaterskim koniu i walącym się domu 1906. Lyrik: Poezje 1889, Chrystus 1891, Anima lachrymans 1894, Krzak dzikiej róży 1899, Ginącemu światu 1901, Salve Regina 1903, Chwile 1911, Księga ubogich 1916, Księga miłości 1922, Mój świat 1926. Ueber K. vgl. Z. W a s i l e w s k i, Kasprowicz 1923, S t. K o ł a c z k o w s k i, Twórczość Kasprowicza 1924, W. B o r o w y, Kasprowicz 1926, Z. D ę b i c k i, Kasprowicz poeta-bibljofil 1926, K. G ó r s k i, Tatry i Podhale w twórczości Kasprowicza 1926, A. L a n g e, Pochodnie w mroku 1927, E. L o G a t t o, Studi di letterature slave 1927. Bibliographie von K. C z a c h o w s k i, Bibliografja Kasprowicza 1927.

W e y s s e n h o f f, Józef, geboren 1860. Aus ursprünglich deutschem, in Kurland seit Jahrhunderten begüterten und polonisierten Geschlecht, Urenkel eines Parteiführers auf dem Großen Reichstag von 1788/1792. Führte bis zum Jahre 1905 das Leben eines vornehmen Dilettanten. Nach Verlust seines Vermögens Literat. Heftig nationalistisch und antisemitisch gesinnt. Hauptwerke: Erzählung: Żywot i myśli Zygmunta Podfilipskiego 1898, Sprawa Dołęgi 1902, Syn marnotrawny 1904, Dni polityczne 1905, Litwa 1905, Unja 1910, Hetmani 1911, Soból i Panna 1911, Gromada 1913, Puszcza 1915, Cudno i ziemia cudeńska 1921, Noc i świt 1924. Kritik und Autobiographie: Mój pamiętnik literacki 1926. Ueber W. vgl. J. M a t u s z e w s k i, Twórczość i twórcy 1904, O. F o r s t - B a t t a g l i a, Przegląd Współczesny 21, 1927, 308 ff., Pologne Littéraire 1927, Nr. 4, S t. S k w a r c z y ń s k a, Ruch literacki 1, 1926, Heft 2, Z. W a s i l e w s k i, Współcześni 1924, A. N o w a c z y ń s k i, Wczasy literackie 1905.

Digitized by Google

Świętochowski, Aleksander, geboren 1849. Nach Beendigung der Gymnasialstudien seit seinem 18. Jahr publizistisch tätig. Wortführer des Positivismus. Seine „Prawda" ist Organ der fortschrittlichen und nationalen Jugend, Bannerträger gegen den Carat gewesen. Świętochowski übt noch heute seinen publizistischen Beruf aus. Er gehört zur Nationaldemokratie. Hauptwerke: Dramen: Niewinni 1875, Ojciec Makary 1876, Piękna 1878, Aspazja 1885, Aureli Wiszar 1888, Regina 1889, Duchy 1895, Erzählungen: O życie 1879. Klemens Boruta 1880, Drygałowie 1914. Kritik: Dumania pesymisty 1876, Wolter 1878, Wskazania polityczne 1883, Zródła moralności 1912, Czcigodni Polacy 1823, Historja chłopów polskich 1925. Gesammelte Werke erschienen als „Pisma" 1896 ff. in 8 Bdn. Ueber Ś. vgl. H. Galle, Świętochowski 1902, Z. Dębicki, Portrety 1927, 7 ff.

Wasilewski, Zygmunt, geboren 1865. Hauptwerke: Od romantyków do Kasprowicza 1907, O sztuce i człowieku wiecznym 1910, Myśl przebudowy 1912, Na wschodnim posterunku 1919, Mickiewicz i Słowacki 1921, Goszczyński 1922, Kasprowicz 1923, Współczesni 1924, Dyskusje 1926.

Grzymała-Siedlecki, Adam, geboren 1876. Hauptwerke: Drama: Sublokatorka 1922, Popas króla JMści 1922, Spadkobierca 1925. Erzählung: Galerja moich bliźnich 1911, Samosęki 1924. Kritik, Publizistik: Wyspiański 1908, Cud nad Wisłą 1920.

Rostworowski, Karol Hubert, geboren 1877. Aus aristokratischer Familie, studierte in Leipzig, nach stürmischer Jugend bekehrt, heute führender Kritiker der Rechten in Krakau. Hauptwerke: Echo 1911, Zeglarze 1912, Judasz z Karjotu 1913, Kajus Cezar Kaligula 1917, Bratnie dusze 1918, Miłosierdzie 1920, Straszne dzieci 1922, Zmartwychstanie 1923, Antychryst 1925.

Rodziewiczówna, Marja, geboren 1863. Aus litauischer Szlachta, bewirtschaftet selbst ihre Besitzungen, faßt ihren Beruf als literarisch-nationalen Apostolat auf. Hauptwerke: Dewajtis 1888, Lato leśnych ludzi 1920. Andere Romane in der seit 1926 erscheinenden Gesamtausgabe der „Pisma", bisher 5 Bde. Ueber sie vgl. A. Zahorska, Przegląd Powszechny 175, 1927, 95 ff.

Orkan, Władysław, Pseudonym für Smreczyński, Władysław, geboren 1876. Zeitlebens als Publizist für seine Heimatsgenossen des Podhale wirkend, das ihn 1927 aus Anlaß seines Jubiläums allgemein feierte. Hauptwerke: Erzählung: Komornicy 1900, W roztokach 1903, Franek Rakoczy 1908, Pomór 1910, Kostka Napierski 1925. Publizistik: Listy ze wsi 1925/1927. Epos: Drzewiej 1912. Lyrik: Z martwej roztoki 1912. Ueber O. vgl. J. Krzyżanowski, Pieśniarz kraju kęp i nędzy 1927.

Choynowski, Piotr, geboren 1885. Hauptwerke: Zdarzenie 1912, neu als Kij w mrowisku 1922, Historja naiwna 1913, Pokusa 1918, Kuźnia 1919, Dom w śródmiejscu 1924, Młodość, miłość, awantura 1926.

10. Or-Ot, Pseudonym für Oppman, Artur, geboren 1867. Seine Vorfahren stammen aus Thüringen, die Familie gehört seit 200 Jahren zum Warschauer Patriziat. Er selbst ist Berufsoffizier. Hauptwerke: Stare miasto, Pieśń o sławie, beide jetzt in den „Pisma" Bd. 1, 3, 1926, 1927. Historja o Gąsce 1902, Kronika Barwinków 1923, Hymn wolności 1925. Ueber O. vgl. Z. Dębicki, Portrety 1927, 173 ff.

Słoński, Edward, geboren 1874, gestorben 1926 in großer Not. Hauptwerke: Erzählungen: Partja 1911. Lyrik: Pieśń nad pieśniami 1904, Ta co nie zginęła 1915, Zaślubiny Polski z morzem 1926.

Dębicki, Zdzisław, geboren 1871. Einflußreicher Journalist in Warschau. Hauptwerke: Kritik: Książka i człowiek 1916, Pisarze polscy 1920, Podstawy kultury narodowej 1922, Portrety 1927. Lyrik: Poezje 1924 (Sammlung der besten Verse 1898/1923).

Waśkowski, Antoni, geboren 1885. Hauptwerke: Poezje, 4 Bde. 1920/1925. Legenda 1926. Seine Dramen und Prosabücher sind unbedeutend.

Konar, Alfred, Pseudonym für Kinderfreund, Alfred, geboren 1862. Hauptwerke: Siostry Malinowskie 1884, Jesień 1898, neuere Bücher verdienen keine Erwähnung.

Digitized by Google

Dąbrowski, Ignacy, geboren 1869. Hauptwerke: Śmierć 1892 Felka 1893, Matki 1922.

Belmont, Leo, Pseudonym für Blumenthal, Leopold, geboren 1865. Hauptwerke: W wieku nerwowym 1890, Tamten człowiek 1892. Spätere Bücher jenseits der Literatur, reine Publizistik, ohne künstlerischen Wert.

Sieroszewski, Wacław, geboren 1858. Aus kleinen Verhältnissen, soll Maschinist bei der Warschau-Wiener Eisenbahn werden, in Verschwörungen verwickelt, 1878 nach Sibirien verschickt. Dort eifrig an Selbstbildung arbeitend, verfaßt preisgekrönte ethnographische Bücher. Auf Initiative russischer Gelehrter begnadigt. Nimmt an allen patriotischen Bewigüngen teil, im Kriege trotz seines Alters Freiwilliger in Piłsudskis Legionen. 1919 in Amerika, neuerdings größere Reisen. Schildert aus eigener Kenntnis die ostasiatische Welt. Hauptwerke: Na kresach lasu 1891, W matni 1896, Risztau 1899, Powieści chińskie 1902, Małżeństwo 1904, Z fali na falę 1912, Benjowski 1916, Ocean 1917, Łańcuchy 1920, Dalaj-Lama 1927 — alles Erzählungen, der dramatische Versuch (Bolszewicy) ist mißglückt. Die gesammelten Werke „Pisma" erscheinen seid 1922. Ueber S. vgl. Z. Dębicki, Portrety 1927, 51 ff., W. Horzyca, Pologne Littéraire 1927, Nr. 6.

Kisielewski, Zygmunt, geboren 1882, Bruder des früh verstorbenen ausgezeichneten Dramatikers Jan August K. Hauptwerke: Juljusz Syreń 1918, Siostra Marja 1918, Błąd 1927, Poranek 1927, Feliks Zwardoń, Neuausgabe 1927.

11. Goetel, Ferdynand, geboren ca. 1890. Im Krieg als österreichischer Offizier gefangen, nach Turkestan verschickt, macht den Umsturz mit, entflieht über Persien und Indien nach Europa. Gegenwärtig Präsident des polnischen PEN-Clubs und Herausgeber des „Tygodnik ilustrowany". Hauptwerke: Kar-Chat 1923, Pątnik Karapeta 1924, Przez płonący Wschód 1924, Ludzkość 1925, Z dnia na dzień 1926, Egipt 1927, Humoreski 1927. Ueber ihn vgl. Wiadomości Literackie Nr. 94.

Bandrowski, Jerzy, geboren 1883, Bruder Juljusz Kaden-Bandrowskis. Hauptwerke: Syn Dniepru 1920, Krwawa chmura 1920, Siła serca 1922, Lintang 1922.

Ossendowski, Antoni Ferdynand, geboren 1879. Seit Sienkiewicz der im Ausland am meisten gelesene polnische Schriftsteller. Hauptwerke: Przez kraj ludzi, zwierząt i bogów 1923, W ludzkiej i leśniej kniei 1924, Od szczytu do otchłani 1925, Płomienna północ 1926, Pod smaganiem Samumu 1926, Wśród czarnych 1927, Cień ponurego Wschodu 1927, sämtlich deutsch vorliegend. Ueber O. am sachlichsten Wiadomości Literackie Nr. 56.

Jaworski, Roman. Hauptwerke: Historje manjaków 1909, Wesele hr. Orgaza 1925.

Grabiński, Stefan. Hauptwerke: Demon ruchu 1919, Szalony pątnik 1920, Salamandra 1924, Cień Bafometa 1926.

German, Juljusz, geboren 1881, Sohn eines bekannten Politikers, klassizistischer Poet, dann spiritistischer Dramatiker und erfolgreicher Erzähler. Hauptwerke: Drama: Lilith 1904, Cherubin z piekła 1926. Erzählung: Światła z daleka 1920, Twarz z za kurtyny 1923, Iwonka 1925.

12. Przybyszewski, Stanisław, geboren 1868. Aus großpolnischer verbauerter kleiner Szlachta. Jugendfreund Kasprowiczs, studiert in Deutschland, schreibt seine ersten Bücher deutsch, nimmt am literarischen Leben Berlins, Münchens, später Skandinaviens regen Anteil. Mit Dehmel, Bierbaum, Strindberg befreundet. Kommt Ende der neunziger Jahre nach Krakau, wo sich um ihn die ganze Jugend sammelt. Verkündet das neue Evangelium der erotisch fühlsamen Kunst. Redigiert die Zeitschrift „Życie". Um 1905 nimmt sein Einfluß ab. Er spielt dann nochmals als Wortführer des Expressionismus eine Rolle. Im neuen Polen erst Gymnasialprofessor, jetzt als freier Schriftsteller in Warschau, mit einer Staatsrente dotiert. Von seinen Werken sind alle deutsch erschienenen durch P. selbst zweisprachig verfaßt. Hauptwerke: Dramen: Dla szczęścia 1900, Złote runo 1901, Goście 1901, Matka 1902, Śnieg 1903, Śluby 1905, Odwieczna baśń 1905, Gody życia 1910, Topiel 1912, Mściciel 1927. Erzählungen: Dzieci Szatana 1899, Homo sapiens 1901,

Digitized by Google

Synowie ziemi 1901, Mocny człowiek 1912, Dzieci nędzi 1913, Krzyk 1917. Kritik: Na drogach życia 1900, O dramacie 1905, Szopen a naród 1910, Ekspresjonizm, Słowacki i Genezis z ducha 1918, Moi współcześni 1926. Lyrik: Wigilje 1899, Nad morzem 1899, Requiem aeternam 1907. Ueber P. vgl. J. Nowiński, Przybyszewski 1902, W. Presser, Przybyszewski 1903, Z. Bytkowski, Przybyszewski 1905, J. Lorentowicz, Młoda Polska 1909, Autobiographisch: Moi współcześni (s. o.).

Górski, Artur, geboren 1870. Hauptwerke: Erzählende Prosa: Przededniem 1918, Klechdy 1925. Kritik: Monsalwat 1908, Ku czemu Polska szła 1918, Na nowym progu 1918/1923, O wieszczeniu w sztuce 1920. Lyrik, zerstreut, nicht gesammelt. Als Dramatiker ohne Bedeutung. Ueber ihn vgl. Wiadomości Literackie Nr. 121.

Jellenta, Cezary, Pseudonym für Hirszband, Napoleon, geboren 1861. Hauptwerke: Studja filozoficzne 1891, Wszechpoemat 1895, Druid Juljusz Słowacki 1909, Jasny Hubert 1922, Rycerze Lilji 1926.

Braun, Jerzy. Hauptwerk: Hotel na plaży 1927.

Tetmajer, Kazimierz, geboren 1865. Aus angesehener Gutsherrenfamilie des Podhale, Bruder des bekannten Malers Włodzimierz T. In den neunziger Jahren der Liebling der polnischen Jugend. Feinsinniger Poet mit allen Vorzügen und Schwächen des Fin de siècle. Im neuen Polen durch eine Dotation von Staats wegen geehrt, etwas vergessen. Hauptwerke. Drama: Sfinks 1893, Zawisza 1901, Rewolucja 1906. Erzählung: Ks. Piotr 1895, Anioł śmierci 1898, Otchłań 1900, Na skalnem Podhalu, 7 Bde. 1903/1914, Koniec epopei 1913/1916. Lyrik: Poezje, 8 Bde. 1891/1925. Ueber T. vgl. Z. Wasilewski, Współczesni 1924, Z. Dębicki, Portrety 1927, 133 ff.

Miriam, Pseudonym für Przesmycki Zenon, geboren 1861. Nach beendetem Rechtsstudium zehn Jahre in Wien und Paris ansässig, kehrt 1900 nach Polen zurück, wo er die „Chimera", das Organ des Warschauer Symbolismus leitet, das an Bedeutung mit dem Krakauer „Życie" Przybyszewskis wetteifert. In der Redaktionsarbeit an dieser Zeitschrift, wie in den zahllosen Uebersetzungen fremder Poeten sowie der Herausgabe der Schriften Norwids liegt Miriams Bedeutung beschlossen, der an eigenem Werk sonst nur den Band Z czary młodości (1893) gab. Kurz nach dem Weltkriege war Miriam einige Tage Minister, augenblicklich leitet er die Vorbereitungen für eine polnische Akademie. Ueber ihn J. Lorentowicz, Młoda Polska 1909, St. Brzozowski, Legenda Młodej Polski 1909, Z. Dębicki, Portrety 1927, 267 ff.

Lange, Antoni, geboren 1861. Hauptwerke: Erzählung: Stypa 1920, Nowy Tarzan 1925. Kritik: Studja z literatury francuskiej 1897, Pochodnie w mroku 1927. Lyrik: Poezje 1895/1898, Pierwszy dzień stworzenia 1907. Zahlreiche meisterliche Uebersetzungen. Ueber L. vgl. J. Lorentowicz, Młoda Polska 1909, Z. Dębicki, Portrety 1927, 287 ff.

13. Zegadłowicz, Emil, geboren 1888. Früh verwaist, auf einsamem Gutshof der Beskiden erzogen. Als Student in die landesübliche Geheimbündelei verwickelt. Nach dem Kriege kurze Zeit Staatsbeamter, dann der Literatur ausschließlich ergeben. Oberhaupt der regionalistische Tendenzen verfolgenden Dichtergruppe des „Czartak", 1927 Intendant des Posener Theaters. Hauptwerke: Dramen: Nawiedzeni 1923, Lampka oliwna 1924, Głaz graniczny 1924, Alcesta 1925, Betsaba 1926. Erzählung: Godzina przed jutrznią 1927. Lyrik: Ballady 1920, U dnia którego nie znam, stoję bram 1921, Powsinogi bezkidzkie 1923, Gody pasterskie 1925, Godzinki 1925, Krąg 1926, Dom jałowcowy 1927, Dziewanny 1927. Glänzende Uebersetzung des Goetheschen „Faust" 1927. Ueber Z. vgl. O. Forst-Battaglia, Pologne Littéraire 1927, No. 11, St. Papée, Mysterja balladowe Zegadłowicza 1927, Wiadomości Literackie No. 67, 79, 162, 170.

Brzostowska, Janina. Hauptwerke: Szczęście w cudzem mieście 1925, O ziemi 1925.

Hulewicz, Jerzy, geboren 1886. Herausgeber des „Zdrój", Führer des polnischen Expressionismus. Hauptwerke: Kain 1920, Bolesław Smiały 1921, Joachim Achim 1922.

Digitized by Google

H u l e w i c z, Witold, geboren 1895. Hauptwerk: Przybłęda Boży 1927.

W i k t o r, Jan, geboren 1890. Hauptwerke: Oporni 1919, Przez łzy 1922, Burek 1924.

K o z i k o w s k i, Edward, geboren 1891. Hauptwerke: Płomyk świeci 1921, Tęsknota ramy okiennej 1922, Wymarsz świerszczów.

14. Ż e r o m s k i, Stefan, geboren 1864, gestorben 1925. Aus altem verarmten Adelsgeschlecht, das in einer Linie den Kalvinismus bekannte. Studiert an der russifizierten Schule, in revolutionäre Bestrebungen verwickelt, verläßt Polen, lebt lange im Ausland, u. a. als Bibliothekar am Polnischen Nationalmuseum zu Rapperswyl, wo er einen aufsehenerregenden Konflikt mit der Museumsverwaltung hat. Seit etwa 1900 der anerkannte Meister der polnischen Prosa. Während des Krieges in Zakopane, gemeinsam mit Kasprowicz an geheimer Agitation für die Entente beteiligt, Gegner des österreichfreundlichen N. K. N. Nach dem Kriege in Warschau hoch geehrt als sichtbares Oberhaupt „Hetman" der polnischen Literatur. Erhält das Großkreuz der „Polonia restituta", vergebliche Kandidatur für den Nobelpreis, den statt seiner Reymont empfängt. Sein letzter Roman „Przedwiośnie" ruft leidenschaftliche Diskussion hervor, da ein Teil der öffentlichen Meinung den Dichter bolschewistischer Propaganda beschuldigt. Ż. stirbt nach langer schwerer Krankheit. Seine überragende Bedeutung wird nach seinem Tode deutlich. Er ist der größte polnische Schriftsteller seit den drei Mickiewicz, Krasiński, Słowacki, und einer der glänzendsten des zeitgenössischen Europas.

Hauptwerke: Dramen: Róża 1909, Sułkowski 1910, Ponad śnieg bielszym się stanę 1920, Biała rękawiczka 1921, Turoń 1923, Uciekła mi przepióreczka 1925. Erzählung: Rozdziobią nas kruki, wrony 1895, Opowiadania 1896, Syzyfowe prace 1898, Ludzie bezdomni 1900, Aryman mści się 1904, Popioły 1904, Powieść o Udałym Walgierzu, 1906, Dzieje grzechu 1906, Duma o Hetmanie 1908, Słowo o bandosie 1908, Promień 1910, Sen o szpadzie 1911, Uroda życia 1911, Wierna rzeka 1913, Walka z Szatanem 1916/1919, Wiatr od morza 1922, Pomyłki 1923, Przedwiośnie 1925. Kritik und Essai: Projekt akademji literatury polskiej 1918, Wisła 1918, Początek świata pracy 1919, Snobizm i postęp 1923, Puszcza jodłowa 1926, O Adamie Żeromskim 1926. Seine gesammelten Werke „Pisma" erscheinen seit 1922. Deutsch nur einige Romane.

Ueber Ż. vgl. St. G a ł e c k i, Żeromski 1902, St. B r z o z o w s k i, Żeromski 1903, W. F e l d m a n, O twórczości Wyspiańskiego i Żeromskiego 1904, I. M a t u s z e w s k i, Twórczość i Twórcy 1904 und Studja o Żeromskim i Wyspiańskim 1921, St. J a m p o l s k i, Żeromski 1924, J. B r o n o w i c z, Żeromskiego tragedja pomyłek 1926, St. P o s n e r, Żeromski 1926, A. L a n g e, Pochodnie w mroku 1927, E. M i g a s i ń s k i, Wspomnienie o Żeromskim 1927, St. P a p é e, Teatr Żeromskiego 1927, E. L o G a t t o, Studi di letterature slave 1927. Zeitschriftenaufsätze von Belang: Wiadomości Literackie No. 103, Sondernummer, W. B o r o w y, Przegląd Współczesny 1926, Juli, St. K o ł a c z k o w s k i, Przegląd Współczesny 1926, Jänner, J. E. S k i w s k i, Myśl narodowa 1926, Juni, A. Z a h o r s k a, Przegląd Powszechny 1926, April, Mai, J. B i r k e n m a j e r, Język polski 1926, September, November. Deutsch: O. F o r s t - B a t t a g l i a, Gral 21, 1927, 561 ff. Französisch: Z. L. Z a l e s k i, Mercure de France 1920, 5, 35 ff. und Le Monde slave 1926, 3, 15 ff. Bibliographie über Ż. von G. K o r b u t, Ruch literacki 1, 1926 Heft 1 und Gazeta literacka No. 20, 21, 23, (1926).

15. K a d e n - B a n d r o w s k i, Juljusz, geboren 1885, Sohn eines bekannten Arztes, nach glücklicher Jugend, die er im autobiographischen Zyklus „Miasto mojej matki" schildert, ins politische Leben getreten, Anhänger Piłsudskis, Legionsoffizier während des Krieges, nun Leiter des literarischen Teiles beim Regierungsorgan, dem „Głos Prawdy", Vorkämpfer der Völkerversöhnung, zugleich glühender Patriot. Hauptwerke: Niezguła 1911, Zawody 1911, Proch 1913, Zbytki 1914, Łuk 1919, Rubikon 1921, Generał Barcz 1923, Wakacje moich dzieci 1924, Miasto mojej matki 1925, W cieniu zapomnianej Olszyny 1925, Europa zbiera siano 1927. Ueber K. B. vgl. Wiadomości Literackie No. 152, 179.

Digitized by Google

R y g i e r - N a ł k o w s k a, Zofja, geboren 1885, Gattin des Obersten Gorzechowski. Hauptwerke: Kobiety 1906, Koteczka 1909, Rówieśnice 1909, Narcyza 1910, Węże i nóże 1914, Tajemnica krwi 1917, Hr. Emil 1920, Charaktery 1922, Na torfowiskach 1922, Romans Teresy Hennert 1924, Dom nad łąkami 1925, Choucas 1927, Księga o przyjacielach 1927. Ueber sie vgl. O. F o r s t - B a t t a g l i a, Pologne littéraire 1927, No. 8.

S t r u g, Andrzej, Pseudonym für G a ł e c k i, Tadeusz, geboren 1873. Frühzeitig, nach den Gymnasialstudien der Sozialistischen Partei, P. P. S., beigetreten, im Kriege Legionsoffizier. S. hat zuerst noch zwei bedeutende Bücher veröffentlicht, seither aber deutliches Nachlassen des Talents verraten. Hauptwerke: Ludzie podziemni 1908, Jutro 1908, W twardej służbie 1909, Dzieje jednego pocisku 1910, Ojcowie nasi 1911, Portret 1913, Chimera 1917, Odznaka za wierną służbę 1920, Pieniądz 1921, Mogiła nieznanego żołnierza 1922, Kronika Świeciechowska 1924, Pokolenie Marka Świdy 1925. Ueber S. vgl. Z. D ę b i c k i, Portrety 1927, 193 ff., Wiadomości Literackie No. 153.

D a n i ł o w s k i, Gustav, geboren 1871. Hauptwerke: Erzählung: Z minionych dni 1902, Jaskółka 1907, W miłości i w boju 1910, Marja Magdalena 1912, Tętent 1919, A to się pali tylko serce moje 1922. Lyrik: Na wyspie 1901, Poezje 1902, 1910. Ueber D. vgl. I. M a t u s z e w s k i, Twórczość i twórcy 1904.

M a k u s z y ń s k i, Kornel, geboren 1884. Beliebter Warschauer Feuilletonist. Hauptwerke: Erzählung: Rzeczy wesołe 1909 (das einzige polnische Prosabuch unter den nach 1900 erschienenen, das es 1925 bereits zur 8. Auflage gebracht hatte, Reymonts „Chłopi“ halten bei der 5., Żeromskis „Popioły“ bei der 6. Auflage!), W kalejdoskopie 1910, Zabawa w szczęście 1912, Po mlecznej drodze 1917, Słońce w herbie 1918, Perły i wieprze 1921, Wycinanki 1925, Fatalna szpilka 1925, Ponure igraszki 1927. Lyrik: Połów gwiazd 1907, Pieśń o ojczyźnie 1924. Ueber ihn, den Fall Makuszyński erledigend J. Z a h r a d n i k, Kornel Makuszyński 1927.

L i g o c k i, Edward, geboren 1887. Im Kriege Legionsoffizier, dann kurze Zeit polnischer Diplomat, später Theaterkritiker Posener und Warschauer Zeitungen, Nationaldemokrat. Hauptwerke: Przeznaczenie 1909, Laguna morta 1913, Sambra i Moza 1916, Sen o Dwernickim 1918, Płonące Reims 1921, Lew św. Marka 1922, Noc na Palatynie 1923, O Don Kiszocie błękitnym 1923, Nitka Ariadny 1924, Powrót Beatryczy 1925, Zły kamień 1926.

M a ł a c z e w s k i, Eugenjusz, geboren 1895, gestorben 1922. Nahm am Weltkriege in der polnischen Legion auf Entente-Seite teil. Beschrieb seine Erlebnisse in dem Buch, das M. sein Fortleben verbürgt: Koń na wzgórzu 1921. Lyrik: Pod lazurową strzechą 1922.

Ż y z n o w s k i, Jerzy, geboren 1895, durch seine Braut in Paris 1924 erschossen, da er an unheilbarem Leiden erkrankt war. Hauptwerke: Kamienie ugorne 1923, Z podglebia 1925.

D ą b r o w s k a, Marja, Tochter des Malers Gerson. Hauptwerk: Ludzie stamtąd 1926.

16. Der hier erstmals unternommene Versuch, die gesamte Produktion einer Periode polnischen Schrifttums nach Stoffen zu gliedern, ist reich an Konsequenzen, die zu ziehen indes anderen überlassen sei, da mir zur einläßlichen Darstellung meiner Ergebnisse an diesem Ort der Raum mangelt.

Digitized by Google

BÜCHERBESPRECHUNGEN

M. Ebert: Truso. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse, 3. Jahr, Heft 1. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1926. 86 S. 40 Tf.

Die Schrift ist Abdruck eines vor der Königsberger Gelehrten Gesellschaft gehaltenen Vortrages. Dieser Umstand bestimmt — trotz der Beigabe des kritischen Apparates und zahlreicher Abbildungen — ihren Charakter. Hinzu kommt, daß die archäologische Untersuchung im Hauptpunkte über vorläufige Probegrabungen nicht hinaus gediehen ist. Die Arbeit bringt, soweit Truso selbst in Frage kommt, dementsprechend keine abschließende Darstellung, sondern nur eine — als solche verdienstvolle und umsichtige — Einführung.

Bei dem Stande der vielerörterten Frage nach der Lage des durch den Wulfstan-Bericht in König Alfreds Orosius-Bearbeitung (c. 890) bekannten Handelsplatzes „am Gestade des Sees, aus dem der Elbing ins Estenmeer fließt,“ und bei seiner durch den ursprünglichen Zweck bedingten Darstellungsweise war E. darauf angewiesen, zunächst die Vorbedingungen für das Ansetzen des Spatens nachzuprüfen. Er bringt also, wie er einen Überblick über die Geschichte der Truso-Forschung und — einiges — philologische Detail einfügt, eine eingehende topographische und verkehrsgeographische Erörterung. Dieser auf reiches, vielfach neues und umsichtig geprüftes Material gegründete Abschnitt ist im Rahmen des Gebotenen der förderlichste und wird seinen Wert auch dann behalten, wenn die in Aussicht gestellte ausführliche Veröffentlichung über die geplanten Ausgrabungen an der Stelle des alten Truso erschienen sein wird.

Vornehmlich die Topographie wies darauf hin, daß das Emporium Wulfstans innerhalb des durch seinen Reisebericht bezeichneten Gebietes am Ostufer des Drausensees zu suchen sei „da, wo auf der preußischen Seite eine auf drei Seiten geschlossene Bucht nördlich der Weeske-Mündung ein natürliches, nur nach Westen offenes Hafenbassin bildete.“ — „Am Nordufer dieser Bucht auf dem Gebiete des jetzigen Dörfchens Meislatein lag Truso.“ — Schon die bisherigen Grabungen haben den Nachweis erbracht, daß die landeinwärts des Dorfes sich hinziehende Hügelkette eine vorordenszeitliche Burg getragen hat. Diese Tatsache tritt schwerwiegend neben die Feststellung einer reichen Besiedelung des Gebietes in der fraglichen Zeit. Auch wenn man, führt E. aus, von der Überlieferung über Truso nichts wüßte, wäre man auf Grund der Funde zur Annahme einer bedeutenden, eben damals blühenden Niederlassung genötigt. Es läßt sich nicht leugnen, daß das vortreffliche Zusammenstimmen philologischer und archäologischer Ergebnisse für die Aufstellung des Verfassers spricht. E. weist selbst und mit Recht darauf hin, daß in dieser Frage die Bodenforschung das entscheidende Wort zu sprechen habe; man wird, bevor ein abschließendes Urteil möglich ist, die weiteren Veröffentlichungen abwarten müssen.

Digitized by Google

Daß die bisher durchgeführten Grabungen wichtiges, mit der Truso-Frage nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehendes Material, namentlich durch die Aufdeckung mehrerer germanischer Hausgrundrisse der Kaiserzeit, geliefert haben, sei angemerkt.

Bei weitem eingehender sind die Ausführungen, die E. weiterhin über die Ausgrabungen des altpreußischen Castrum Weclitze, wenige Kilometer von Truso entfernt, macht. Hier sind die Untersuchungen zu wirklichem Abschlusse gediehen und haben wertvolle Einblicke in das Wesen der vorordenszeitlichen Wehranlagen in Preußen eröffnet. Das Castrum hat in den Kämpfen der heidnischen Bewohner gegen den Orden eine hervorragende Rolle gespielt, zu deren richtiger Einschätzung der Aufschluß eines taktisch und strategisch ungemein geschickt angelegten Verteidigungssystems den Weg ebnet. E.s Darstellung ist hier sehr unterrichtend und ein guter Auftakt zu der eingeleiteten preußischen Burgengrabung.

Breslau. Ernst Boehlich.

Franz Miklosich: Die Bildung der slavischen Personen- und Ortsnamen. Drei Abhandlungen. (Sammlung slavischer Lehr- und Handbücher, herausgeg. von A. Leskien u. E. Berneker, III. Reihe: Texte u. Untersuchungen 5). — Heidelberg, Carl Winter, 1927.

Der Gedanke, die Werke und Schriften von Miklosich neu aufzulegen, trägt nicht bloß der Pietät gegenüber diesem Klassiker der slavischen Philologie Rechnung, sondern in mancher Hinsicht ebenso den Erfordernissen wissenschaftlicher Praxis. Weder das große grammatische Werk noch die Lexika des großen und vielseitigen Gelehrten gehören der Vergangenheit an, trotz der seit dem ersten Erscheinen vergangenen vielen Jahrzehnte und des Wandels der Anschauungen.

Auch die vorliegende Neuauflage der Wiener Akademie-Abhandlungen über die Bildung der slavischen Personen- und Ortsnamen aus den Jahren 1860—1874 haben ihren Wert behalten: sie geben ein festes Gerüst für die Orientierung auf einem in der Gegenwart stark gepflegtem Gebiete, welches sich noch allzuviel dilettantische und unmethodische Meinungsäußerungen gefallen lassen muß. Die lexikalische Kürze und Uebersichtlichkeit gibt auch dem nichtslavistisch gebildeten Historiker der jetzt sehr aktuellen Kolonisationsforschung die Möglichkeit zur Orientierung an die Hand. Freilich bleiben hinsichtlich der slavischen Namensdeutung noch viele Einzelfragen problematisch.

Ich möchte als Beispiel hier auf eine in der letzten Zeit entstandene Kontroverse hinweisen: es handelt sich um den südöstlichen Teil der Stadt Salzwedel, welcher „Perwer" heißt. Der Name ist urkundlich 1241 zum ersten Male belegt. Der Streit dreht sich um den hebräischen oder slavischen Ursprung der Benennung (vgl. Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. d. Judentums, 68. Jahrg., N. F. 32, 1924, u. 69, 1925; auch Ztsch. f. Kirchengesch., Bd. 44, N. F. 7, 1925). Die hebr. Herkunft der Benennung erscheint mir allerdings, trotzdem es die Judensiedlung ist, nach Lage der Dinge prinzipiell ausgeschlossen, obwohl ich eine ansprechende Erklärung aus slavischen Parallelen nicht geben kann. Meine ganz beiläufige Meinungsäußerung, die in dem letztgenannten Jahrgange der „Monatsschrift" veröffentlicht wurde, entsprang nur einer momentanen, in privater Korrespondenz geäußerten Deutung, die sich an Miklosichs oben erwähnte Abhandlung anlehnte.

Breslau. E. Hanisch.

Dr. R. Kolarič: Franc Miklošič, ponatis iz „Časa" XXI. Ljubljana, Leonova družba 1926.

Die Einweihung der Standbilder Miklosichs in Luttenberg und Laibach hat Anlaß gegeben, das Wirken des großen Sammlers und Systematikers der

Digitized by Google

slavischen Sprachwissenschaft seinen Landsleuten noch einmal zu schildern. Die Würdigung der gelehrten Arbeit M.s (s. 9 ff.) bringt nach den früheren Darstellungen, besonders nach Jagićs Istorija slavjanskoj filologii (1910) nichts wesentlich neues, dafür wird dem Leser eine oder die andere Mitteilung aus M.s Leben und aus seinem Wirken für die slovenische Schule (Mitarbeit an den „Slovenska berila“ 1853 ff.) willkommen sein.

Breslau. P. Diels.

Dr. Miloš Noha: Dílo Václava Vondráka. (Otisk z Časopisa Matice Moravské, ročn. 50. 1926.) Brno 1926. 84 S. 8⁰.

Mit V. Vondrák, der am 22. September 1859 zu Dub bei Wodňan in Südböhmen geboren wurde und am 13. August 1925 in Brünn starb, hat die Slavistik einen Gelehrten von großer verdienstreicher Fruchtbarkeit verloren. Mit den Lebensschicksalen Vondráks beschäftigt sich die Schrift Nohas nicht, sie sind auch schnell hererzählt: Die Kindheit in der Heimat, in Prachatitz und Budweis, das Studium in Wien, die Hauslehrerjahre, dann die Habilitation in Wien und die 15 Jahre Dienst an der Hofbibliothek, die erst mit Vondráks Ernennung zum ordentlichen Professor (1910, die außerordentliche Professur bekleidete er seit 1903) ihr Ende fanden. Nach dem Zerfall Oesterreichs wurde er für die neugegründete Masaryk-Universität in Brünn gewonnen, aus dem Wirken dort hat ihn der Tod vorzeitig abgerufen. Von Vondrák als akademischem Lehrer ist hier nicht zu sprechen, ich glaube auch nicht, daß er als solcher eine große Wirkung ausgeübt hat: sein Vortrag war trocken, eintönig, unpersönlich und in Wien wohl auch gehemmt durch den Zwang, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, die Vondrák nie bis in ihre Feinheiten meistern lernte. Viel mehr wird er durch seine gelehrte Arbeit fortleben, und von deren Fruchtbarkeit und Wert zeugt der Nachruf O. Hujers (Slavia 4, 611 ff.) mit seiner ausführlichen Bibliographie und zeugt vor allem auch die vorliegende kritische Musterung. Es zeigt sich, wie die philologische, sprachliche und literarische Kritik der altkirchenslavischen Denkmäler bei dem Schüler des alternden Miklosich und dem jüngeren Kollegen Jagićs beherrschend im Vordergrunde steht. V. besaß zwar kaum die ungeheure Stoffkenntnis Jagićs und auch nicht dessen sicheren Blick für das Wahrscheinliche, aber Fleiß und ein unzweifelhafter Forschertrieb haben ihn doch zu manchen schönen Ergebnissen geführt. Auch die „Altkirchenslavische Grammatik“, in der ersten Auflage (1900) ein brauchbares Lehrbuch, in der zweiten ein stoffreiches Nachschlagewerk, behält ihren Wert, Einwänden zum Trotz, die gemacht werden können. Bekannter noch als durch sie ward V. 1906—1908 durch die „Vergleichende slavische Grammatik“. Das Buch hat viel heftigere Angriffe erfahren als die „Altkirchenslavische Grammatik“, und niemand wird die Berechtigung der gemachten Ausstellungen verkennen, doch auch da darf man V. viel zu gute halten: erzwungene Eile, den ganz unbefriedigenden, vor allem ganz ungleichen und lückenhaften Stand der Vorarbeiten, das Fehlen einer auch nur halbwegs genügenden Berichterstattung, auch die Wunderlichkeit mancher Mitforschenden (zumal in Rußland), die ihre Ergebnisse wie eine Arkanwissenschaft behandelten. Daß V. sich mit solcher Energie in die vergleichende Sprachwissenschaft einarbeitete, wird man ihm, der als Wiener Student um 1880 kaum die genügende Anleitung dazu finden konnte, hoch anrechnen. Und schließlich: wer hat denn neben oder nach ihm etwas auch nur ähnliches versucht? Auch die kommende Generation wird auf Vondráks Grammatik angewiesen sein, deren ersten Band er noch selber in zweiter Auflage vorlegen konnte. Für den zweiten wird dies ein sachkundiger Bearbeiter besorgen.

Breslau. P. Diels.

Elias Hurwicz: Der neue Osten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1927. 201 S.

Verfasser, welcher als guter Kenner der Probleme des Ostens bekannt ist, gibt in vorliegendem Buch einen dankenswerten, das Wesentliche klar

Digitized by Google

herausbebenden Ueberblick über die Gründe der Entstehung der neuen osteuropäischen Staatsgebilde; vor allem werden die wirtschaftlichen, die innen- und außenpolitischen Zustände geschildert. Zweck dieser Darstellung ist es, dem Leser einen Rückschluß zu ermöglichen auf den mutmaßlichen Grad der inneren Festigkeit dieser neuen Staatengebilde.

Nacheinander werden behandelt: Polen, Litauen, Lettland, Estland, Finnland und die Sovetunion. Wie ein roter Faden geht durch das ganze Buch die Darstellung der in allen diesen neuen Randstaaten besonders wichtigen Versuche, die Agrarverhältnisse zu „verbessern", sei es in Gestalt gemäßigter Agrarreform, sei es in Art gewaltsamer Besitzenteignung. Auch wird die hervorragende Rolle, welche dem erwachenden Nationalgefühl zukommt, eingehend geschildert. Da uns ein solch zusammenfassendes, bis auf die neuesten Verhältnisse durchgeführtes, unter Verwendung der Literatur kritisch bearbeitetes Werk bisher gefehlt hat, sei auf die Darstellung von Hurwicz mit Nachdruck empfehlend hingewiesen.

Breslau: M. Friederichsen.

Simon Frank, ehem. Prof. der Philosophie in St. Petersburg und Prof. am russ. wissenschaftl. Institut in Berlin: **Die russische Weltanschauung.** Charlottenburg, Pan=Verlag Rolf Heise, 1926. 41 S. (Philosophische Vorträge der Kantgesellschaft Nr. 29.)

Frank schickt folgende Definition voraus (5): „Die Philosophie ist ihrem Wesen nach eben nicht nur Wissenschaft, . . . primär, in ihrem wurzelhaften Wesen ist sie überwissenschaftliche intuitive Weltanschauungslehre, die mit der religiösen Mystik in einer sehr engen Verwandtschaftsbeziehung steht". Er deckt sich also mit der Definition von Lossev: „Die russ. Philosophie ist eine rein innerliche, intuitive und mystische Erkenntnis des Seienden und kann nur durch die Einbildungskraft und die innere Lebensdynamik erfaßt werden." Zweifellos ist das Wesen der russ. Philosophie mit diesen Definitionen richtig wiedergegeben. Auffallend ist nur, daß Frank dann gegen die Psychologie der Volksseele Stellung nimmt, die gewiß nicht wissenschaftlich erfaßt werden kann, sondern nur intuitiv. Er macht darauf aufmerksam, daß das russische Denken antinationalistisch ist, empiristisch: das Kriterium der Wahrheit ist für ihn immer im letzten Grunde die Erfahrung. Daraus geht aber gerade wieder das Subjektive der ganzen russ. Weltanschauung hervor. Die ontologische Erkenntnistheorie, wie sie in den letzten Jahrzehnten in Rußland begründet worden ist, ist aber durchaus nicht, wie Frank glaubt, in Westeuropa unbekannt; in den philosophischen Werken Rosminis, um nur diesen zu nennen, würde Fr. viele Gedankengänge der russ. Ontologisten sehen. Für das Verständnis der russ. Weltanschauung ist der geistige Kollektivismus Rußlands wichtig, der vor allem auf dem Gebiete der Sozialpolitik sich geltend macht, ebenso wichtig ist die Betonung der praktischen Richtung der russ. Weltanschauung, die in der Ethik zum Ausdruck kommt. Bekannt ist auch, daß alle russ. Denker und Philosophen Religionsphilosophen und Theologen sind: die Slavophilen, Čaada'er, Solov'ev.

Im allgemeinen hat Frank die russische Weltanschauung richtig skizziert. Eine Kritik dieser würde den Rahmen einer Besprechung weit übersteigen müssen. Irreführende Behauptungen sind nicht selten; zum Beispiel spricht er von der Bemühung Trubeckojs, eine wissenschaftliche Metaphysik aufzubauen, es wäre dazu zu bemerken, daß im strengen Sinne eine wissenschaftliche Metaphysik unmöglich ist. Die Vergleiche Puškins als der russische Goethe und Leontev als der russische Nietzsche werden bei uns kaum Anerkennung finden. Zur Einführung in das Verständnis der russischen Weltanschauung und ihrer Probleme kann aber der Vortrag Frankes empfohlen werden.

Breslau. Felix Haase.

Digitized by Google

Martin Ludwig Schlesinger: Das bolschewistische Rußland. Jedermanns Bücherei, Breslau 1926. Ferd. Hirt. 112 S.

Verfasser dieses Büchleins ist dem für Rußland Interessierten nicht unbekannt. Veröffentlichte Schlesinger doch im Jahre 1908 unter dem Titel: „Rußland im zwanzigsten Jahrhundert" eine wertvolle Darstellung auf Grund ausgedehnter Reisen und gründlichen Literaturstudiums. In vorliegender Schrift handelt es sich darum, der zweifellos für unsere Zeitgeschichte wichtigsten Begebenheit, der Errichtung der bolschewistischen Herrschaft auf dem Boden des früheren Carenreiches, dadurch gerecht zu werden, daß die Grundgesetze des Sovetstaates vom juristisch-staatswissenschaftlichen Gesichtspunkt aus dargelegt werden. Dies geschieht in drei Abschnitten: Teil I, die Grundlagen des Verfassungsrechts des Sovetstaates, mit einer geschichtlichen Einleitung; Teil II, das geltende Verfassungsrecht des Sovetstaates; Teil III, die Sovetverfassung in ihrer Anwendung. In einem Anhang (S. 75—106) werden die Rechtsurkunden, welche der Darstellung des vorausgehenden Textes zugrunde liegen, in einer genauen Uebersetzung des Autors beigefügt. „Darin, daß nur das Charakteristische, und in dem öffentlich rechtlichen Leben in die Erscheinung getretene dargestellt wird, ohne dem System der bolschewistischen Lehrmeinung zu folgen, und ohne auf der anderen Seite das andersartige als unsinnig abzulehnen, liegt das Wesen dieser Arbeit". Es wird also auf eine Kritik der staatsrechtlichen Ordnung des neuen Rußland oder gar auf Vorschläge zu ihrer Verbesserung absichtlich verzichtet. Auch ermangelt die Darstellung jeder Parteifärbung, entsprechend dem Ziel, nur darlegen zu wollen, was wirklich ist.

Referenten scheint das Ziel gut erreicht und die Darstellung deshalb wertvoll zu sein, weil sie bis zur Gegenwart durchgeführt den staatsrechtlichen Neubau der Sovetunion in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erkennen läßt. Aus der modernen staatsrechtlichen Verfassung vom 11. Mai 1925 über die „Union der sozialististischen Sowjetrepublik" (in welche auch jeder andere sozialistische Staat eintreten kann) ersieht man deutlich, daß das heutige Rußland fest bei der Meinung beharrt, daß die Zustände in Rußland nur der Anfang einer staatsrechtlichen Revolutionierung der ganzen Welt sein sollen. Ein Schema der bisherigen russischen Gliedstaaten dieser zukünftigen Welt-Union der sozialistischen Sovetrepubliken wird auf S. 107 gegeben.

Breslau. M. Friederichsen.

P. Braeunlich: Die Ernsten Bibelforscher als Opfer bolschewistischer Religionsspötter. 2. Aufl. Leipzig 1926. Heinsius Nachf. Eger u. Sievers. 40 S.

Br. glaubt, daß die Führer der Ernsten Bibelforscher mit den Bolschewisten unter einer Decke stecken. Da von irgendeiner Verbindung mit dem russ. Bolschewismus keine Rede sein kann, liegt kein Anlaß zur näheren Skizzierung des Schriftchens vor.

Breslau. Felix Haase.

Al'bert Syrkin: Evrei vo beloj emigracii (Die Juden in der weißen Emigration). Berlin, Knigaverlag, 1926. 80 S.

Der Sozialist Leschinski hat in Berlin eine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: Die Wahrheit über die Juden in Rußland, in welcher er die Sovetregierung für die furchtbare Lage der Juden in Rußland verantwortlich macht. Die Sovetregierung verteidigt sich mit der Erklärung, daß in keinem Lande so viel für die Lösung der Judenfrage getan worden sei, als in Rußland; 90 Prozent seien in den südlichen Gegenden auf dem Lande angesiedelt worden. Ein anderer Schriftsteller, Pasmanch, organisierte die Juden-Monarchisten; Arnold Margolin habe unter Petljura

Digitized by Google

das Ministerium für jüdische Angelegenheiten gebildet; Syrkin behandelt in seiner Broschüre die verschiedenen Richtungen des Judentums und verteidigt die Sovetregierung und ihre Stellung zum Judentum. In Ungarn, Polen, Deutschland, der Čechei würde besonders auf den Universitäten ein heftiger Kampf gegen das Judentum geführt; demgegenüber zeigt er die Bedeutung der jüdischen Siedlungstätigkeit durch die Sovets, den hohen Prozentsatz der jüdischen Deputierten in den Sovetkommissionen, den kulturellen Einfluß in den Schulen (es gibt 530 jüdische Schulen, in welchen mehr als 100 000 Kinder erzogen werden), in den technischen Schulen, Abendschulen, Jüdischen Klubs, Bibliotheken, Volksuniversitäten, Theatern, Presse (es gibt fünf täglich erscheinende jüdische Zeitungen, eine Wochenschrift, zwei Journale, ein Handwerksorgan, eine pädagogische Zweimonatsschrift, zwei literatur-politische Journale), verschiedene Bücher mit mehr als 1000 Druckblättern und mehr als eine halbe Million Exemplare wurden im Jahre 1925 von jüdischen Schriftstellern herausgegeben.

Es ist noch nicht die Zeit gekommen, eine objektive Geschichte über die Bedeutung des Judentums im bolschevistischen Rußland und die Beteiligung an der Revolution zu schreiben. Es fehlt vor allem das statistische Material. Die Broschüre Syrkins beweist, daß unter den Juden selbst die Ansichten über das Judentum in Rußland verschieden sind, daß in schärfster Form Kämpfe zwischen den Vertretern der einzelnen Richtungen bestehen. In der Darlegung dieser Richtungen besteht der Hauptwert der Broschüre, deren Inhalt in folgende Kapitel zerfällt: 1. Zur Fragestellung (7—15); 2. Gibt es ein einiges Judentum (16—21); 3. Juden-Monarchisten (22—35); 4. Arnold Margolin als Minister Petljuras (36—44); 5. Der Faschismus der Zionisten (45—60); 6. Antisemitismus in dem „demokratischen" Europa (61—72); 7. Die Juden in der Sovetrepublik (73—80).

Breslau. Felix Haase.

K. Wiedenfeld: Rußland in der Weltwirtschaft. Weltwirtschaftliche Gesellschaft zu Münster i. W. H. 9. Leipzig 1926. 31 S.

Der Geheime Legationsrat und Ministerialdirektor a. D. Dr. Kurt Wiedenfeld, o. ö. Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Leipzig, veröffentlicht in dieser Schrift den Inhalt eines Vortrages, welchen er auf Grund seiner langjährigen Studien und tiefgehenden Kenntnisse über: „Rußland in der Weltwirtschaft" am 29. II. 26 in der „Weltwirtschaftlichen Gesellschaft" zu Münster gehalten hat. Ausgehend von den wirtschaftlichen Zuständen Rußlands vor dem Weltkriege, wird die Einwirkung des Krieges und der nachfolgenden Revolution auf Landwirtschaft und Industrie in übersichtlicher und klarer Weise bis zum Anfang des Jahres 1925 dargestelt. Die durch die Zeitereignisse und das bolschevistische Wirtschaftssystem vollständig herabgewirtschafteten Zustände werden deswegen als für Rußland so schwierig erkannt, weil infolge mangelnder Produktionsmittel die für die Getreideausfuhr und damit für die Volkswirtschaft überhaupt so wesentliche Landwirtschaft seit dem Kriege in hohem Grade zurückgegangen ist. Es wird daher gezeigt, wie vor allem auch durch den Erwerb von Werkzeugen und Maschinen der Wiederaufbau der schwer betroffenen Landwirtschaft gefördert werden muß. Besonders eingehend werden die damit eng verbundenen Bemühungen Rußlands um Kreditbeschaffung erörtert. Im Hinblick auf die auch schon vor dem Kriege bestehenden nahen Beziehungen wirtschaftlicher Art zwischen Deutschland und Rußland wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß wir die russische Entwicklung fortlaufend im Auge behalten müssen, um uns jederzeit, wenn auch mit der nötigen Vorsicht, im Rahmen des Möglichen aktiv an der zu erwartenden Entwicklung zu beteiligen.

Breslau. M. Friederichsen.

Digitized by Google

/

W. K. Arsenjew: Russen und Chinesen in Ostsibirien. Uebersetzt von Franz Daniel. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 228 S., 103 Abb., 1 Karte.

Das vorliegende Werk ist verfaßt von dem russischen Forschungsreisenden Prof. V. K. Arsenev, welcher in den Jahren 1906—1917 im Auftrage der Priamurischen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft mit der Erforschung der sogenannten russischen Küstenprovinz, des Ussuri-Flußgebietes im fernen Osten erfolgreich beschäftigt gewesen ist. Bereits zwei umfangreiche Bände haben von den eigenartigen Reisen dieses Mannes, unter dem Titel „In der Wildnis Ostsibiriens" berichtet und beim deutschen Leserpublikum berechtigtes Aufsehen erregt. Hier liegt ein dritter Band dieser Reiseergebnisse vor, welcher in mehr systematischer Weise in zusammenfassenden Kapiteln die Eigenart jenes „fernöstlichen Gebietes" in physisch-geographischer, historischer und vor allem völkerkundlicher Hinsicht behandelt. Besonders interessant sind die Ausführungsn, welche über die verschiedenen Erwerbszweige der Eingeborenen handeln, über den Pelztierfang, den Fellhandel, die Goldschürferei, die Bereitung des Opiums und des Chanschinbranntweins und über das Sammeln chinesischer Arzeneipflanzen. Schilderungen gefahrvoller Jagdabenteuer und grausamer Kämpfe zwischen den verschiedenen dieses Gebiet innehabenden Völkerstämmen werden eingeflochten. Als historisch unantastbare Tatsache wird bewiesen, daß beim Auftreten der Chinesen am Amur dort bereits die Russen waren. Deshalb muß auch der Beginn der russischen Herrschaft im Priamurgebiet nicht erst von 1859 an, dem Jahre der administrativen Einverleibung des Gebietes, gerechnet werden, sondern seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, der Zeit der tatsächlichen Machtbetätigung der Russen am Amur.

Ausgezeichnete Tiefdruckklischees begleiten den Text. Wie seine Vorgänger enthält auch dieses Buch höchst wertvolles Originalmaterial aus diesen wenig bekannten und weitentlegenen Gebieten.

Breslau. M. Friederichsen.

C. Uhlig: Die beßarabische Frage. Eine geopolitische Betrachtung. Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 107 S. mit drei Schaltkarten.

Die Schrift beruht auf den Erfahrungen zweier Bereisungen des Landes im Jahre 1923 und 1925, sowie auf der Auswertung einer reichen Literatur, teils in rumänischer, teils in deutscher und russischer Sprache, wie sie auf den Seiten 95—101 näher aufgeführt ist. Die Studie ist eine geopolitische, und bezweckt nicht nur, die natürlichen Gegebenheiten des Landes und seiner Bevölkerung landeskundlich-geographisch zu schildern, sondern auch vielfach darüber hinaus Folgerungen für die Politik der um Bessarabien ringenden Staaten zu ziehen. Da die Darstellung rein wissenschaftlich gegeben wird, so bemüht sie sich völlig unparteilich gegenüber den von russischer und rumänischer Seite gestellten Forderungen zu sein.

Nach einer mehr landeskundlichen Einführung über Grenzen und Größe, grundlegende Züge der Landesnatur (besonders Klima und Wasserläufe, Höhenverhältnisse und Verkehr), und über die natürlichen Grundlagen der Wirtschaft wird zunächst ein Blick auf die Geschichte Bessarabiens bis 1878 geworfen. Daran schließt sich die für die Beurteilung der bessarabischen Frage besonders wichtige Erörterung über die Bevölkerungsverhältnisse. Dabei werden die Ergebnisse der russischen Nationalitätenzählung des Jahres 1897 und der rumänischen Schätzung für Anfang 1919 einander gegenübergestellt. Als gesichertes Ergebnis glaubt Uhlig feststellen zu können, daß die größere Hälfte der bessarabischen Bevölkerung rumänischer Abstammung und Zunge ist.

In einem besonderen Kapitel wird die Entwickelung der Vorgänge in Bessarabien seit 1914 dargestellt und dabei

Digitized by Google

besonders der mutigen, und auch von der rumänischen Regierung sehr gelobten Mitwirkung deutscher Bauern bei der Niederwerfung der bolschewistischen Unruhen gedacht. Ebenso wie die deutschen Siedler Bessarabiens früher musterhafte Staatsbürger Rußlands waren, solange dies über Bessarabien herrschte, erwiesen sie sich, als das Land einmal von den Rumänen übernommen worden war, als dessen zuverlässige, ordnungsliebende Bürger.

Da, wie in allen östlichen Randstaaten, auch in Bessarabien die Agrarfrage eine wichtige Rolle spielt, werden im vorliegenden Buch die landwirtschaftlichen Verhältnisse Bessarabiens und die Versuche zu ihrer Besserung eingehend besprochen. Ebenso wichtig ist die Frage des Judentums in Bessarabien, von dem der Verfasser berichtet, daß es zweifellos kulturell sehr hoch stehe.

Alles in allem ist Verfasser der Meinung, daß Rumänien, je mehr es versteht, die ganze Bevölkerung des Landes für sich zu gewinnen, desto eher auf einen Bestand seiner Herrschaft dort rechnen kann, und daß es bei diesem Ringen mit dem benachbarten Rußland den großen Vorteil habe, daß es zurzeit ein Dritteil des Landes tatsächlich besitzt.

Die Schrift Uhligs ist ein wertvolle Ergänzung zu der in diesen Jahrbüchern N. F. Bd. 2, H. 1, S. 104 vom Referenten angezeigten russischen Arbeit von L. S. Berg.

Breslau. M. Friederichsen.

Dr. Josef Matl: Die Agrarreform in Jugoslavien. Berlin — Breslau 1927. 137 S. Preis brosch. 6,— Mk.

Als Heft Nr. 8 der „Quellen und Studien, Abt. Wirtschaft“, herausgegeben durch das Osteuropa-Institut in Breslau, erschien oben angeführtes Werk des Professors Dr. Josef Matl. Der Verfasser, welcher in der politischen Geschichte des Königreichs der Serben, Kroaten und Slovenen überaus gut bewandert ist, gibt in seinem letzten Werke eine vollständige Übersicht der Entstehung und Durchführung der Agrarreform in Jugoslavien und peinlichst genaue Bearbeitung des ganzen offiziellen Materials zu dieser Reform, welches bis Ende des letzten Jahres in diesem jungen Staate erschienen ist. Entsprechend dem Charakter dieser Sammlung, die nur den Quellen und Studien zu den neuzeitlichen Wirtschaftsfragen gewidmet ist, finden wir in diesem Werke nur streng objektive Darstellung der Agrareform, aber in der Weise, daß kein einziger bestehender Akt der Gesetzgebung, kein vorhandenes statistisches Material oder irgendwelche Bearbeitung dieser Frage übersehen wurde.

Es war nicht leicht in diesen allen einzelnen Fragekomplexen sich zurecht zu finden, wenn man in Betracht zieht, daß im Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen nicht mehr als vier verschiedene und dazu verwickelte Agrarverhältnisse zum Vorschein treten, die jede für sich eine andere Lösung beansprucht. Es ist darum der Verdienst des Verfassers, daß er zum erstenmal alle diese Agrarzustände in klarer und übersichtlicher Weise darstellte. Die Darstellung schon der geschichtlichen Entwicklung dieser verschiedenartigen Agrarverhältnisse bis zu den Kriegsjahren ist für sich allein eine wertvolle Arbeit nicht nur für die Wirtschaftslehre, sondern von größtem Nutzen für jeden Geschichts- und Rechtsgeschichtsschreiber.

Die jugoslavische Agrarreform sollte alle diese Probleme lösen und zwar: durch Auflösung der Kmeten und kmetenähnlichen Verhältnisse in Bosnien und Hercegovina, in Altserbien, dann durch Auflösung des aus der venetianichen Herrschaftsperiode stammenden Kolonats in Dalmatien, durch Aufteilung des Großgrundbesitzes in Vojvodina, d. i. in den südlichen ehemalig ungarischen Komitaten: Bacska, Baranja und Banat, dann in Kroatien und Slavonien. Es ist vollständig richtig, wenn der Verfasser die Lösung der erstangeführten Agrarverhältnisse

Digitized by Google

als vorwiegend juridische Aufgabe und der zweiten als sozialökonomische Aufgabe der jugoslavischen Agrarreform charakterisiert. Beide Aufgaben haben aber ein gemeinsames Ziel und zwar, daß das Land dem gehört, der es bebaut. Dieses Ziel der jugoslavischen Regierungen kann nicht als neu auf dem Balkan betrachtet werden, denn sein Inhalt ist eine genaue Wiederholung des schon im türkischen Gesetze über Grundeigentum vom 7 Ramasan 1274 (2. Mai 1858) gestellten Grundsatzes, — daß nur derjenige der Nutznießer eines Ackerlandes („eraz-i-emirije") sein kann, der es ununterbrochen selbst bebaut.

Außer diesem Ziel hatte die jugoslovische Agrarreform noch einen mehr politischen Zweck und zwar die Durchführung der Einheitlichkeit der Grundverhältnisse, die bis Ende des Krieges in jeder Provinz des jetzigen Staates anders gestaltet waren.

Auf die Frage, zu wessen Gunsten soll die Agrarreform durch Aufteilung des Großgrundbesitzes durchgeführt werden, antwortet der Verfasser im II. Teil, in welchem er unter den Agrarinteressenten besondere Aufmerksamkeit auf zwei Gruppen der Bevorzugten: 1. auf die Invaliden, Kriegswitwen und Kriegswaisen, dann 2. auf die freiwillige Kriegsteilnehmer wendet.

Im III. Teile des Werkes befaßt sich der Verfasser mit Objekten der Agrarreform und mit den Formen, in welchen sie durchgeführt sein soll. Zuerst behandelt er die Agrarreform durch Aufteilung des Großgrundbesitzes. Als einzelne Stadien der an sie angewendeten Prozedur werden zuerst die Veräußerungs- und Belastungsverbote, dann die Stellung der Großgrundbesitze unter staatliche Aufsicht, teilweise Expropriation für öffentliche Interessen, für Kolonisation und Errichtung von Arbeiter- und Beamtenwohnungen und zuletzt die an Stelle der teilweisen Expropriation tretende provisorische Verpachtung bis zur definitiven Verteilung besprochen.

Der Verfasser stellt dann sehr ausführlich die Auflösung der Kmeten und kmetenähnlichen Verhältnisse dar. Zuerst sind diese Verhältnisse in Bosnien und Hercegovina besprochen; dort kamen zahlreiche Landflächen zum Vorschein, die Eigentum der „Agas" waren, aber in erblichen Nutznießung der Kmeten gegen Pacht in Naturalien blieben. Solches geteiltes Eigentum trat auch in Süd-Serbien und in Montenegro vor. Auf Grund der Bestimmungen der Agrarreform wurden die bisherigen Kmeten zu freien und alleinigen Eigentümer der durch sie besessenen Gründe erklärt. Die bisherigen Obereigentümer, d. i. „Agas," erhielten von dem Staate eine entsprechende Entschädigung. Diese Bestimmungen wurden auch auf s. g. Begluk land, das ist auf die Gründe, welche die Eigentümer nicht selbst dauernd in eigener Regie bearbeiteten, angewandt. Die wirklichen Nutznießer des Begluklandes, die in kmetschaftsähnlichen Verhältnissen zu dem eigentlichen Eigentümern standen, wurden als Kmeten behandelt, wenn sie das Land zehn Jahre ununterbrochen innehatten und bearbeiteten.

Die Lösung der Kmetenverhältnisse konnte leicht in Bosnien und Hercegovina durchgeführt werden, dank der dort eingeführten Institution der öffentlichen Grundbücher. In Süd-Serbien stieß sie auf große Schwierigkeiten, da dort keine Grundbücher geführt waren und Eigentumsrecht und Nutznießung nur mit nicht immer glaubwürdigen Dokumenten nachgewiesen werden konnten. Im Zusammenhange mit diesen Fragen lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit auf die schwierigste Frage aus dem südslavischen Rechtsleben: die Hauskommunionen der Bauer, um dann zur Besprechung der Lösung der Kolonatsverhältnisse in Dalmatien überzugehen.

Im IV. Teil ist die Organisation der zur Durchführung der Agrarreform ins Leben gerufenen Behörden, das Bild der Innenkolonisation und zuletzt die Ergebnisse der Reform samt den kritischen Stimmen der hervorragenden südslavischen Volkswirtschaftler und Politiker über diese Reform dargestellt. Als Schluß folgt die Vergleichung der jugo-

Digitized by Google

slavischen Agrarreform mit der Agrarreform in der Čechoslovakei und in Rumänien.

Mit seinem Werk hat der Verfasser nicht nur vollständig zersprengtes Material zur Einheit gesammelt und systematisch bearbeitet, sondern auch objektiv alle Schwierigkeiten der Durchführung der auf der Basis absoluter Gerechtigkeit verfaßten Grundbestimmungen über die Agrarreform gezeigt, auf welche diese Reform im komplizierten Staats- und Wirtschaftsleben des Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen stoßen mußte.

Hamburg. Władysław Namysłowski.

Werner Kümmel: Die Missionsmethode des Bischofs Otto von Bamberg und seiner Vorläufer in Pommern. Ein Beitrag zur kritischen Betrachtung der römisch-katholischen Missionspraxis des Mittelalters. Gütersloh, Bertelsmann, 1926. 87 S. (Allgemeine Missionsstudien, 4. Heft.)

Die Pommern gehören zu den wenigen slavischen Völkern, über deren Bekehrung zum Christentum wir uns ein klares Bild machen können. Die ersten Missionsversuche des Hessegauer Mönches Reinbern, der das Bistum Kolberg gründete (etwa 998), waren von dem Polenherzog Boleslaw Chrobry aus politischen Motiven veranlaßt und hatten keinen Bestand. Auch der zweite Versuch des aus Spanien stammenden Bernhard war von dem Polen Boleslaw III. Krzywousty angeregt und verlief ohne große Erfolge. Otto von Bamberg hat seine Unterhandlungen in den Jahren 1124/25 und 1128 auf gesicherte Grundlage gestellt. Der Verf. hat eingehend dessen Missionsmethode und Erfolge geschildert, die für die Germanisierung des deutschen Ostens von großer Bedeutung waren. Die objektive Wertung und die geschickte Darstellung machen das Büchlein lesenswert.

Breslau. Felix Haase.

Rabbiner Dr. Louis Lewin: Die Landessynode der großpolnischen Judenschaft. Frankfurt a. M., Verlag von J. Kauffmann, 1926. 126 S. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.)

Der Breslauer Rabbiner Dr. Lewin macht in der vorliegenden Abhandlung die Urkunden aus dem Archiv der Synagogengemeinde Posen der wissenschaftlichen Welt zugänglich. Der größte Teil dieser Urkunden ist hebräisch, in lateinischer und deutscher Sprache finden sich nur wenige Hss., in polnischer Sprache keine einzige. Im ersten Teile hat der Verf. unter Verwertung seiner umfangreichen Literaturkenntnis hochinteressante Untersuchungen über die Geschichte des Judentums in Polen gegeben. Schon um das Jahr 1000 treten sie im Weichselgebiet auf, im beginnenden 13. Jahrhundert gründen sie die erste Judengemeinde in Zydowo. Auch für die innere religiöse Entwicklung des Judentums, ihre politische, wirtschaftliche und kulturgeschichtliche Bedeutung bringt der Verf. reiches Material. Die Entstehung und Entwicklung der Landessynode, der Landesrabbiner, die Landesältesten, Beiträge aus der Finanzgeschichte bilden den Gegenstand der Untersuchungen. Für die Kenntnisse der Geschichte des Judentums in Polen bringt die Arbeit Lewins einen wertvollen Beitrag.

Breslau. Felix Haase.

Prof. Dr. Georg Lühr: Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg 1578—1798. Im Namen des Historischen Vereins für

Digitized by Google

Ermland herausgegeben und mit biographischen Zusätzen versehen. Königsberg, Kommissionsverlag Bruno Meyer & Co., 1925. 212 S.

Das Seminar in Braunsberg, das im Jahre 1578 zunächst für die Heranbildung von kath. Priestern für die skandinavischen Reiche eröffnet wurde, ist auch für die slavischen Länder von großer Bedeutung. Ueber 150 Mitglieder des Basilianerordens, welcher in der uniert-katholischen Kirche der Hauptträger des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens war, haben vom Jahre 1609 bis 1798 dort studiert. Auch für die Zöglinge aus „Moskovien und Rußland“ war die Anstalt bestimmt. Der bekannte Possevin, einer der besten Rußlandkenner seiner Zeit, erhoffte durch das Seminar die Wiedervereinigung der Ost- und Westkirche. Es ist ein großes Verdienst des Herausgebers und des Historischen Vereins für Ermland, uns die Matrikeln dieser Anstalt, die für die Geschichte und Kulturgeschichte großen Wert haben, zugänglich gemacht zu haben. Der Nachweis der benutzten Hand- und Druckschriften zeigt, daß der Herausgeber ernstlich bemüht war, das gesamte Material zu verwerten; ein Abriß der Geschichte des Seminars 5/15, die Form und Ueberlieferung der Matrikel 15/21, Nebenverzeichnisse aus den Jahren 1585 und 1582 geben erwünschte Ergänzungen, zumal Nr. 1—14 der Matrikel fehlt.

Breslau. Felix Haase.

Walter Elze: Der Streit um Tauroggen. Breslau, F. Hirt, 1926. 88 S. Geb. 4,— Mk.

Es ist schwer ersichtlich, was den Vf. bewogen hat, seinen Scharfsinn ohne Beibringung irgend welchen neuen Materials an einer seit Jahrzehnten abgegrasten Frage zu erproben, zu der sich bereits die namhaftesten Vertreter deutscher Geschichtswissenschaft geäußert haben. E. gelangt auch nur zu einer abermaligen Bestätigung der von dem ganz überwiegenden Teil der Fachmänner (Droysen, Schiemann, Ulmann, M. Lehmann, Delbrück, Grobbel, Oncken) gegen Thimme, Schultze, Zippel, Schön vertretenen Auffassung, also zu einer Ablehnung der Wrangelschen Mission und der geheimen Weisungen an Yorck, ohne irgend wie erschöpfend zu sein. Es fehlt z. B. der Hinweis auf die wichtigeTatsache, daß bei Abreise des Yorckschen Adjutanten, Majors v. Seydlitz, als angeblichem Überbringer dieser geheimen Weisungen aus Berlin dort die Lage der französischen Armee und die Haltung Österreichs noch gar nicht bekannt waren, mithin bestimmte Geheimweisungen nicht erteilt werden konnten. Ebenso wird man um die von Janson ganz vernachlässigte psychologische Einschätzung Friedrich Wilhelms III., der am Entscheidungstag der Leipziger Schlacht die Truppen stundenlang ohne Befehl ließ, weil er nicht wußte, welche Hosen er anziehen sollte, nicht herumkommen.

Wenn E. also über die von ihm als unklar abgelehnten Vermittelungsversuche Hintzes und Meineckes hinausgehend auch die Bedeutung des mündlichen Auftrags durch Wrangel negiert und die alleinige Verantwortung des Generals bei seiner Großtat in vollem Umfang bestehen läßt, so dürfte er damit auf dem richtigen Weg sein, ohne nach der ganzen Anlage seines Buches, das in 1. Linie bloß eine Registrierung der bisherigen Forschungsergebnisse bringt, ein abschließende Würdigung zu ermöglichen. Leider wird die Klarheit der i. g. ruhig und vornehm gehaltenen Untersuchung durch verschrobenen Stil und Hineinmengung nichtssagender Modeworte nicht gerade erhöht. Der Satz: „Die Möglichkeit, gerade bei ihm (Yorck) über der Klärung des Anteils und der Verantwortung an der Tat, die Tat selbst und noch mehr den Mann im Unklaren zu halten, ist durch die verschiedene Einstellung der Zeitgenossen, vor allem des Königs Friedrich Wilhelm III. zu den Zeitereignissen gegeben worden“ bedarf selbst erst wieder eines Kommentars.

Breslau. M. Laubert.

Digitized by Google

Egon Lauppert: Zur Frage des Oberbefehls bei den Verbündeten im Sommer und Herbst 1813. Sonderabdruck aus den „Militärwissenschaftlichen und technischen Mitteilungen". Wien. 47 S.

L. untersucht in seiner Schrift, einer Apologie Schwarzenbergs, an der Hand der Akten des Wiener Staats- und Kriegsarchivs und der Literatur die Frage, ob dem österreichischen Feldmarschall der Oberbefehl über die verbündeten Gesamtarmeen übertragen worden ist oder nur über die böhmischen Truppen allein? Er gelangt gegen Friedrich und Ulmann dahin, daß die durch Stadion angebahnten Verhandlungen in Teplitz zu seiner wirklichen formellen Oberleitung der Gesamtoperationen geführt haben, daß es gelang, die durch Ankunft von Moreau und Jomini neu erweckten Ansprüche Alexanders zu beschwichtigen und ihr letztes Auflackern am 25. August, durch Metternich zu dämpfen. Hierbei waren politische Erwägungen ausschlaggebend, die auch die Abänderung des Trachenberger Feldzugplans in Reichenbach auf Vorschlag von Schwarzenbergs Generalstabschef Radetzky bestimmt hatten, da Österreich auf jeden Fall bei der Koalition festgehalten werden mußte und sich dadurch ein Übergewicht verschaffen konnte. Nur dem Kronprinzen von Schweden sicherte seine Stellung bis zum 13. Oktober eine gewisse Selbständigkeit im Rahmen der großen Bewegungen.

Am Verlauf der Schlachten von Dresden und Leipzig versucht der Vf. dann darzutun, daß die vom Caren verheißene Übertragung „de toutes les attributions du Commandant en Chef" sich praktisch niemals ausgewirkt hat. Im 1. Fall wurde Schwarzenbergs sofortige Angriffsabsicht wegen des russischen Widerspruchs aufgegeben und am Entscheidungstag seine Disposition am rechten Flügel durch Barclays Weigerung zum Flankenstoß gegen Mortiers vorgehende Bataillone völlig über den Haufen geworfen. Die hierüber entstandene Krisis wurde zwar durch den — übrigens ohne Zutun Schwarzenbergs — erfochtenen Sieg bei Kulm behoben, doch auch bei Leipzig erlitt seine auf Vernichtung des Gegners in der Defensivschlacht durch Linksabmarsch der Hauptarmee zielende Disposion infolge des vom Caren unter Tolls Einfluß geltend gemachten Einspruchs eine Abänderung und die Durchführung der neuen Anlage vom 14. Oktober wurde aus gleichem Grund in ein konzentrisches Vorgehen gegen die Stadt abgeschwächt, dessen Ausführung Alexander durch Nichteinsatz der russischen und preußischen Garde wesentlich erschwerte. L. gibt indessen zu, daß die Verwendung des Gyulaischen Korps trotzdem hätte zweckentsprechender sein können.

Der dürftigen Ausführungen ungeachtet wird als Grundurteil bestehen bleiben müssen, daß Schwarzenberg sich seiner Aufgabe nicht voll gewachsen gezeigt hat und seinerseits die Hauptlast des Kampfes auf fremde Schultern abzuwälzen bestrebt war, was z. T. die sich ergebenden Friktionen erklärt.

Lächerlich wirkt der Versuch, auch im Französischen unsere moderne Orthographie anzuwenden (biografique!).

Breslau. M. Laubert.

Tilsit. Zur Geschichte und Entwicklung der Stadt. Herausgegeben vom Magistrat. Tilsit, Mauderode, 1926. 96 S.

In der mit Bildern, Karten usw. hübsch ausgestatteten Festschrift schildert Reg.-Baumeister Thalmann die bauliche Entwickelung Tilsits, die von der 1407/9 vom Deutschorden errichteten Burg am Einfluß des Tilsebaches in die Memel ihren Ausgangspunkt nahm. 1511 erfolgte die Erhebung des Ortes zum Marktflecken, 1552 durch Herzog Albrecht die zur Stadt. Nach schweren Rückschlägen durch Krieg und Pest begann unter den preußischen Königen ein langsames, durch Bahnanschluß (1865) und Industrialisierung zuletzt beschleunigtes Wachstum bis zu einer Mittelstadt von rund 50 000 Einwohnern, deren wirtschaftliches

Digitized by Google

Rückgrat indessen stets der Handel blieb. In einem 2. Abschnitt behandelt der gleiche Verfasser die Bau- und Kunstdenkmäler, unter denen die Burg und Stadtkirche an 1. Stelle stehen. Es folgt ein dürftiges Kapitel: „T. im Licht der Geschichte" von Prof. Knaake, während der Hauptwert des Buches in den beiden letzten Aufsätzen liegt: „Wirtschaft in T." von P. Manleitner und „T. als deutsche Grenzstadt" von A. Katschinski.

K. erinnert in Anlehnung an Karges Forschungen an die Besiedlung des bis 1250 fast menschenleeren Memelgaus durch preußische Schalauer und Deutsche, über die sich erst seit den Friedensschlüssen des 15. Jahrhunderts eine von der Landesherrschaft herbeigerufene Litauerschicht lagerte, was vielfach sogar zur Litauisierung von Orts- und Personennamen führte, ein Vorgang, der sich selbst in der letzten Vorkriegszeit infolge der Abwanderung deutscher Landbewohner wiederholte. Auch die rein philologisch vorgehende deutsche Wissenschaft (Bezzenberger) hat zur Verkennung dieser Sachlage beigetragen, so daß seit den 80er Jahren eine großlitauische Bewegung Fuß zu fassen vermochte. Die Gewissenlosigkeiten des deutschen Parteigetriebes werden leider nicht erwähnt. Der Kriegsausgang führte zur unnatürlichen Zerreißung des geschlossenen Wirtschaftsgebiets, ohne die Sehnsucht der Gegner auf „Kleinlitauen" zu stillen, die 1923 sich zu Putschabsichten gegen Tilsit verdichtete, obwohl die Sejmwahlen 1925 im Memelgau 95% deutscher Stimmen aufwiesen. Gegenüber diesen durch Äußerungen litauischer Politiker wirkungsvoll belegten Absichten stellt K. am Schluß die deutschen Gegenforderungen, vor allem die nach Gewährung des Selbstbestimmungsrechts, zusammen, deren Erfüllung Vorbedingung für die notwendige wirtschaftliche Zusammenarbeit und politische Verständigung zwischen Deutschland und Litauen sei. Die Nöte der Stadt in der Gegenwart (Abtrennung des Wasserwerks von $^2/_3$ des Land-, $^3/_5$ des Marktkreises) stellt Manleitner in ergreifender Weise zusammen.

Breslau. M. Laubert.

Leo Wittschell: Das Ergebnis der Sprachenzählung von 1925 im südlichen Ostpreußen. Veröffentlichung des Geographischen Instituts der Universität Königsberg, H. 7. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1926. 8 S. mit einer Karte 1 : 300 000.

Bereits in Heft 5 der Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg hat im Jahre 1925 der gleiche Verfasser eine wertvolle Darstellung der völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland veröffentlicht. Schon während der Drucklegung der damaligen Arbeit Wittschell's wurde nach fünfzehnjähriger Pause am 16. Juni 1925 eine neue Sprachzählung durchgeführt. Die Ergebnisse derselben werden nunmehr von Wittschell gesondert veröffentlicht unter gleichzeitiger Beifügung einer Karte in 1 : 300 000, welche nach der Penck-Heyde'schen Punktmethode ausgeführt ist, und bei welcher diesmal die zweisprachigen Gebiete nicht wie bei der Veröffentlichung im Jahre 1925 zu gleichen Teilen auf die sprachlichen Hauptgruppen jeder Ortschaft verteilt wurden, sondern für die zweisprachigen eine besondere Farbe (grün) gewählt wurde. Dadurch gewährt die vorliegende Karte in dieser Beziehung ein noch genaueres Bild der statistischen Ergebnisse, als dies die 1925 veröffentlichten Karten taten.

Das außerordentlich interessante wichtige Ergebnis dieser Sprachenzählung von 1925 ist; die überall starke Zunahme der Personen mit deutscher Muttersprache. Während noch nach der Zählung von 1910 (vgl. Wittschell's angeführte Veröffentlichung vom Jahre 1925) die Kreise Ortelsburg, Neidenburg, Johannisburg und Allenstein-Land eine Mehrheit von Einwohnern nichtdeutscher Muttersprache aufzuweisen hatten, besitzen heute sämtliche Kreise eine sehr erhebliche deutschsprachige Mehrheit. Es

Digitized by Google

gibt keinen Bezirk mit polnischer oder masurischer Sprache mehr, wie man es noch auf Grund der Zählung von 1910 annehmen konnte. Das wird zahlen- und tabellenmäßig genau nachgewiesen.

Es nähert sich somit die Entwickelung des vor ca. hundert Jahren einsetzenden, durch die Kriegsjahre, den Wiederaufbau und den Abstimmungskampf beschleunigten Assimilationsprozeßses zusehends ihrem Ende.

Als Ganzes geschen, scheint das hier erörterte Ergebnis der Sprachenzählung von 1925 als ein höchst bemerkenswertes Zeichen der inneren Werbekraft der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft. Es gebührt daher Wittschell besonderer Dank, dieses Resultat in Wort und Schrift unzweideutig festgelegt zu haben.

Breslau. M. Friederichsen.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

ALLGEMEINES

Willy Hoppe: Das Erzstift Magdeburg und der Osten. Historische Zeitschrift, Bd. 135, H. 3 (1927), S. 369—381.

Hoppe faßt die Geschichte des Erzbistums Magdeburg von seiner Gründung durch Otto I. bis zu seiner definitiven Angliederung an den kurbrandenburgischen Staat unter dem Großen Kurfürsten im Überblick zusammen. Er zeigt auf, wie dieses Erzbistum, dem bei seiner Gründung die Rolle der Missionierung und der kirchlichen Beherrschung des Ostens zugedacht war, nie zur rechten Entfaltung gekommen ist, wie es immer hinter wirksameren Kräften des geschichtlichen Verlaufs hat zurücktreten müssen. Daran hat die Tätigkeit so bedeutender Erzbischöfe des 12. und 13. Jahrhunderts, wie Norbert, Wichmann, Ludolf und Albrecht, die den Kern des Aufsatzes bilden, nichts ändern können. Das bleibende Verdienst des Erzbistums aber ist die intensive Kolonisation, die es im Elbslavenland getrieben hat.

Harald Cosack.

Krajnyák Gábor: Szent István veszprémvölgyi donatiojának görög egyházi vonatkozásai (Die Beziehungen des Hl. Stefan zur griechischen Kirche als „Donator des Veszpremer Klosters"). Századok, Zeitschrift der Magyarisch-historischen Gesellschaft, Jahrg. LX, Bd. 1—3, 1926. Budapest. S. 498—507.

Die von König Stefan aus den Jahren 1001—1009 stammende Schenkungsurkunde für das Kloster Veszprém bildet einen äußerst wichtigen Beleg für die Beziehungen dieses Königs zur orientalischen Kirche. Dieses Kloster war das Familienkloster des Hl. Stefan. Es gehörte, wie alle übrigen orientalischen Klöster dem Orden des Hl. Basilius Magnus. Diese Schenkungsurkunde dürfte von einem griechischen Geistlichen angefertigt worden sein, der sich am Hofe des Hl. Stefan aufhielt. Diese Originalurkunde befand sich bis zum Jahre 1009 in diesem Kloster unangetastet versiegelt, bis man sich veranlaßt sah, infolge einer Rechtsangelegenheit der Nonnen dieses Klosters diese Urkunde vorzulegen. Doch wurde bei der Oeffnung dieser Urkunde das Siegel verletzt, weshalb sie an Glaubwürdigkeit verlor. Deshalb erwies sich die Erneuerung der Urkunde durch Koloman als notwendig. Die eine Hälfte dieser erneuerten Urkunde enthielt den griechischen Text der Urkunde des Hl. Stefan, während auf der zweiten Hälfte dieser Urkunde der Text der von Koloman erneuerten Urkunde in lateinischer Sprache stand. Dieses beglaubigte Originalexemplar der Urkunde blieb bis heute erhalten. Der Autor, der diese Urkunde analysiert, zeigt, wie sich in dieser Urkunde der Geist der orientalischen Kirche widerspiegelt. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß diese Urkunde mit dem üblichen Invokativ der orientalischen Kirche „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen

Digitized by Google

Geistes" beginnt, zu einer Zeit, wo es in der lateinischen Kirche üblich war, „In Nomine Domini, Dei . . ." zu beginnen. Darin spiegelt sich der Geist der orientalischen Liturgie wider. Weiter ist an ihr auch der große Einfluß der griechisch-orientalischen kanonischen Liturgie zu bemerken. Im weiteren verweist der Autor überhaupt auf den großen kulturellen und religiösen Einfluß der orientalischen Klöster, deren es im alten Ungarn in der damaligen Zeit sehr viele gab, weit mehr als lateinische, wie auch aus der Urkunde des Papstes Innocent III. an den König Emerich I. d. J. 1204 zu ersehen ist. Die Nonnen dieser Klöster verfertigen herrliche Priestergewänder (felon) und Stickereien. So bestellte sich Königin Gizela bei ihnen einen Mantel und so dürfte bei ihnen auch der Krönungsmantel des Hl. Ladislaus und die berühmte Brieftasche des Hl. Stefan angefertigt worden sein, auf welcher mit Kreuzstich auf der einen Seite in slavischer Sprache aus dem liturgischen Prokimen die Worte „Budi Gospodi milost tvoja" und darunter die Worte aus dem 66. Psalm „Bože uščedri ny i blagoslovi ny. . ." ausgestickt waren, was von dem großen Einfluß des slavischen Elementes in diesen ungarischen Klöstern in der Zeit der Arpaddynastie zeugt. Das Werk Krajnyáks ist ein wertvolles Dokument für die wissenschaftliche Literatur, das die Frage des Einflusses des alten slavischen Panoniens auf Ungarn beleuchtet. E. Perfeckij.

J. Bösendorfer: Reformen misli u XVII vijeku u bivšoj Austro-Ugarskoj. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 273—283. (Reformpläne im 17. Jahrhundert im ehemaligen Oesterreich-Ungarn.)

Nach der Schlacht bei Mohács entstand eine neue Epoche in der ungarischen und kroatischen Geschichte. Auf den ungarisch-kroatischen Thron kamen die Habsburger. Diese versuchten seit 1527 alle neuen Gebiete mit den österreichischen auszugleichen. In Böhmen wurden die zentralistischen Pläne bereits im 17. Jahrhundert durchgeführt, während sich die Verhältnisse in Kroatien und Ungarn, wo die Stände ihren vollen Einfluß auf den Landtagen erhielten und sich nicht unter die zentralistische Gewalt zwingen lassen wollten, ganz anders entwickelten. Die absolutistischen Bestrebungen der Reichsgewalt fanden ihren Höhepunkt unter Leopold I, der das alte Verwaltungssystem durch das zentralistische absolutistische Gubernialsystem zu ersetzen versuchte, ohne darin einen dauernden Erfolg zu haben, da er durch den Druck der Reaktion von Seite des Adels 1681 zur Zurücknahme seiner Reformen gezwungen wurde. Doch da der Zentral- und Schwerpunkt der Politik sich nach Wien verschob, hörten Kroatien und Ungarn langsam auf, unabhängige Länder zu sein. Die Vollmacht des Kaisers kam in den kroatisch-ungarischen Gebieten zur Geltung in den kaiserlichen Heeren und in der kaiserlichen Beamtenschaft. Nach der glücklichen Verteidigung Wiens 1683 und nach dem Zurücktreiben der Türken wuchs das Ansehen und die Macht der Habsburger und mit der Befreiung von Ungarn und Slavonien entstand die neue Frage der Verwaltung dieser neugewonnenen Gebiete. Bei dieser Gelegenheit ging das Streben der Könige (bezw. Kaiser) dahin, den Uebergang von der mittelalterlichen Feudalverfassung zur modernen bürokratischen zentralistischen Verfassung durchzuführen. Die ersten Reformversuche tauchten bereits während der militärischen Okkupation der neuen Gebiete auf. Bis dahin war die oberste Finanzgewalt die ungarische Kammer in Preßburg (Pozsony, Požun), die oberste politische Behörde die ungarische Hofkanzlei, die höchste Verwaltungsbehörde das Palatinat; in Kroatien der Banus. Die niedrigen Verwaltungsbehörden waren die Komitate (županije), die niedrigsten administrativen Einheiten die domini. Bösendorfer führt dann die einzelnen Phasen der Reformversuche in Anlehnung an die auf archivalischem Material aufgebaute Darstellung vom Th. Mayer (Verwaltungsreform in Ungarn nach der Türkenzeit. Wien 1911) näher aus: Die Organisation der Kameraleinkünfte, das Vordringen der Organe der Hofkammer in die neugewonnenen Gebiete, das eigenmächtige Vorgehen der Militärkommandanten. Auf Antrag des Kaisers

Digitized by Google

selbst, kam es schließlich 1688 zu einer Kommission, die konkrete Vorschläge hinsichtlich der Verwaltungsreform zu machen hatte. Die dabei eingesetzte Sukbommission stand ebenso wie die führenden Wiener Zivil- und Militärkreise wesentlich unter dem Einfluß der Reformpläne des Marschalls Montecuccoli (Vgl. Ausgewählte Schriften. Hrg. von A. Veltzé 1899), ferner waren die theoretischen Lehren eines Becher, Hörnick und Schröder, sowie die Naturrechtslehren eines Grotius und Puffendorf von starkem Einfluß. Die Vorschläge dieser Subkommission wurden in einem Compendium der Hauptrelation über die einrichtung des konigreich Hungar de anno 1688 niedergelegt. Es folgt die Darstellung des wesentlichen Inhaltes (Reorganisation auf politischem und administrativem Gebiet sowie auf dem der Jurisdiktion). Infolge des Mißerfolges in den weiteren Kriegen mit den Türken und infolge innerer Aufstände (Rakoczy) konnte der Kaiser die Durchführung nicht erzwingen. 1720 gelang es der ungarischen politischen Zentralverwaltung in Preßburg, die neuen Gebiete in ihre Gewalt zu bekommen. Inzwischen hatte allerdings der Kaiser mit Patent vom 11. 8. 1690 die Abalienation der Grundbesitze in den neugewonnenen Gebieten geregelt: Alle jene, die glaubten ein Recht auf einen Besitz zu haben, hatten dieses Recht bis zum 1. 3. 1691 zu beweisen. Wer bis zu diesem Termin sein Recht nicht nachgewiesen hat, wird abgewiesen. — Auf dieses Patent hin begann ein großer Zustrom von Fremden in die südungarischen und slavonischen Gebiete, vor allem aus den Sudetenländern, dann aber auch aus der kroatischen Militärgrenze. Mit dieser neuen Kolonisation entstanden große Veränderungen in Verwaltung und Gerichtswesen. Im Gerichtsverfahren wurde das niederösterreichische Prozeßverfahren eingeführt; alle politische Verwaltung wurde dem ungarischen Staatsrat übergeben. Die meiste Sorge wurde der Frage der Kontribution (Höhe und Eintreibungsart) sowie dem Steuerwesen gewidmet. Doch die wichtigste soziale Frage, die Frage des kleinen Mannes, des Kmeten, fand noch keine Lösung, sondern erst unter Maria Theresia und Josef II. J. Matl.

J. W. Riker: The Concert of Europe and Moldavia in 1857. English Historical Review, Vol. 42, Nr. 166 (April 1927), S. 227—244.

Es ist die Geschichte des Paktes von Osborne, die Riker zur Darstellung bringt. Die Ueberlegenheit der französichen Politik in der rumänischen Frage ist unverkennbar. Stratfords zäher Kampf war trotzdem taktisch so erfolgreich, daß Napoleon III. und Walewski sich Ende Juli zur Uebergabe eines Ultimatums und zur Abberufung Thouvenels aus Konstantinopel gezwungen sah. Wenige Tage später, am 9. August, fand die Osborner Entrevue zwischen Napoleon und Viktoria statt, und England, das sich durch den Aufstand in Indien in vitalstem Interesse bedroht sah, gab den Widerstand gegen die Vereinigung der Fürstentümer auf. Harald Cosack.

G. Šamšalović: Pjesnici srednjega vijeka i njemačka pučka predaja o Slavenima. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 172—177. (Die Dichter des Mittelalters und die deutsche Volkstradition von den Slaven.)

Germanen und Slaven kamen schon im frühen Mittelalter in Berührung. Bei den deutschen Dichtern des Mittelalters spiegelt sich eine nähere Berührung mit den Slaven, vor allem die Kriege Ottos mit den östlichen Slaven, in erster Linie mit den Lausitzer Serben. In der späteren deutschen Volksüberlieferung finden sich vor allem Erinnerungen an die Kroaten im 30jährigen Krieg. Schon in der Edda zeigt sich eine Kenntnis slavischer Verhältnisse (altslav. Junakr — Jónakr, Gudruns Tochter Svanhilda). Šamšalović bringt eine Reihe von Beispielen aus der Kaiserchronik (Kriegshilfe der Polen und Russen an der Seite Alarichs; Meran = Istrien, Dalmatien; Taufe der Čechen, Polen, Wenden;

Digitized by Google

Merheim = Mähren), aus den Spielmannsgedichten (Russen, Polen, Wenden und Slaven genannt), aus dem Rolandslied (Sorbiten, Beheim und Polân) in den Artusromanen (im Erek: Libant von Winden; Herzog von Servie; im Jüngeren Titurel: Markgrafschaft Liuschitz). Ferner werden in der deutschen Literatur des Mittelalters häufig die wertvollen Pelze erwähnt, die vom slavischen Osten eingeführt wurden. Es werden in den einzelnen Dichtungen ausdrücklich Polen, Russen, Pomorci, ferner Böhmen und Mähren, an einer Stelle auch Serbien genannt. Doch zeigt sich im allgemeinen ein geringes Verständnis für die ethnografische Zugehörigkeit der Russen, Polen und Pomorci. Die Lausitzer Serben kommen als Liutitzen, Sorbiten und Svurven vor. Im Meier Helmbrecht finden sich čechische Phrasen. Von den Kroaten finden wir Spuren im Simplizius Simplizissimus, ferner in verschiedenen Volkssagen.*) J. Matl.

P. Skok: Slaveni i Romani. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 20—27. (Slaven und Romanen.)

In Fortsetzung einer früheren Studie in der Jugoslavenska Njiva (1924, knj. II, S. 81 ff), in der eine allgemeine Uebersicht über den Unterschied zwischen den slavischen und romanischen Volksgruppen vom Standpunkt der allgemeinen Geschichte gegeben wurde, legt der Agramer Romanist P. Skok hier summarisch die Unterschiede in den Literaturen der Slaven und Romanen dar, wobei eine detaillierte Dokumentierung unterlassen wird. Als Beispiel wird die Auffassung und Darstellung des Bauern in den romanischen und slavischen Literaturen herangezogen: La Bruyére und La Fontaine sehen im Bauern das Halbtier, eine Degradierung des Menschen. In der klassischen, idyllischen Poesie, in der Pastoralliteratur im Roman und im Drama in Italien, Spanien und Frankreich im 16. u. 17. Jahrhundert ist das bäuerliche Leben eine Illusion. In der commedia rusticale des ital. Cinquecento ist zwar eine realistische Auffassung, aber satirisch verzerrt; ähnlich in der ragusäischen Literatur. In den romanischen Literaturen wird fast niemals mit den gleichen Augen auf den Bauern gesehen, wie in den slavischen Literaturen (vgl. Dorfnovellen von Turgenev, Novellen und Romane aus dem Dorfleben bei Tolstoj, Božena Němcova, Neruda, J. Kozarac). Die slavischen Dichter bringen Sujets aus dem bäuerlichen Leben deshalb, weil sie darin etwas anderes sehen, als was die moderne Kultur in moralischer und ethischer Hinsicht geben kann, weil sie in dem Bauern ein, der derzeitigen Kultur und den modernen Verhältnissen vielfach entgegengesetztes Ideal sehen, weil sie im Dorfleben die Rettung sehen. Beispiel Preradović: Sein Kraljević Marko wird dann wieder aufstehen, wenn sein bäuerliches Volk, das von ihm immer singt, im slavischen Geiste wiedergeboren ist und Kosovo gerächt hat. Auch bei Lazarević (Školska ikona) wird im bäuerlichen Leben ein Ideal gesucht. Der Schöpfer der Dorfnovelle mit einer ideellen Tendenz ist Jos. Kozarac. In der verschiedenen Darstellung des Bauern liegt die markante Linie, die den slavischen und romanischen Standpunkt in der Literatur trennt und charakterisiert. Der romanische Schriftsteller sieht auf den Bauern mit den Augen des Kulturmenschen; er sieht in ihm entweder die geringe Kultiviertheit, eine Karikatur des Menschen, er sieht ihn von der komischen Seite grob realistisch oder er sieht im bäuerlichen Leben optimistische Idyllen. Niemals sucht er im Dorfleben eine bestimmte ethische Moral, gewissermaßen reinere Elemente als sie sich im Kulturmenschen befinden. Die Hauptursache dieses Unterschiedes zwischen romanischen und slavischen Literaturen liegt in der Tatsache, daß sich beide Gruppen auf verschiedenen

*) Ich möchte ergänzend bemerken, daß der kroatische Rechtshistoriker Vlad-Mažuranić, der in mehreren Studien der letzten Jahre (in der Balzer-Festschrift 1925, im Zbornik kralja Tomislava der Jugosl. Akademie, 1925, in der Narodna Starina 1926) die mittelalterlichen kroatischen-arabischen Beziehungen aufgehellt hat, gerade in letzter Zeit darauf hinwies, daß sich auch in der mittelalterlichen französischen höfischen Epik (Chansons du geste) Nachrichten über die Kroaten finden. J. Matl.

Digitized by Google

Grundlagen entwickelten. Die romanische Zivilisation ist eine städtische, die Literatur atmet daher auch den Geist der städtischen Kultur, während den Slaven die Städte zum größten Teile etwas Fremdes sind (deutsche oder romanische Schöpfungen, die erst später slavisiert wurden). Da alle mittelalterlichen romanischen Literaturen Schöpfungen entweder der Geistlichen, der Ritter oder Städter sind, finden wir in allen romanischen Literaturen das auffallende Moment des Sicherhebens über das Bauerntum. Auch die Romantik, die in der deutschen und in der slavischen Literaturen Hinwendung zum Volkstum, Volkslied, zur Nationalgeschichte, bedeutet, knüpft in den romanischen Literaturen nicht ans Dorf an, an die Ursprünglichkeit der bäuerlichen Pryche. Die Anschauung, daß das Dorf Grundlage und Quelle der Ursprünglichkeit, der Moral sein könnte, die Verschiedenheit zwischen Stadt und Dorf, zwischen Zivilisation und Primitivität, konnte in den romanischen Literaturen nicht zum Ausdruck kommen. Dagegen begeistert man sich in der romantischen Wiedergeburt der Jugoslaven (illyr. Bewegung bei den Kroaten) zwar für die ragusäische Literatur, nahm aber die Stoffe (Beispiel: Mažuranić, Čengić-aga; Preradović, Kraljević Marko) aus dem Volksleben undidealisiert dabei den Bauern. Außerdem kommt hier die slavische Note der Religiosität zum Vorschein: Die Raja, der montenegrinische Bauer und Hirt, geht nicht fort, um für das Kreuz zu kämpfen, sondern er trägt auf eigener Scholle all die Bedrängnis und Unterdrückungen durch die Türken wegen des Kreuzes.*)

J. Matl.

A. Milinković: Konstruktivnost i intelektualnost moderne poezije. Jugoslavenska Njiva X, knj, I, S. 379—384. (Die konstruktiven und rationalistischen Elemente der modernen Poesie.)

Milinković zeigt, ausgehend von dem Standpunkt, daß die wesentlichen Merkmale der neueren europäischen Kultur Rationalismus und Konstruktivismus sind, kurz an Beispielen aus der modernen französichen, deutschen, russischen und serbokroatischen Kunst und Literatur, wie in der modernen Kunst und Kultur die Psychologisierung, die Vergeistigung, die rationalistischen und konstruktiven Momente überhand genommen haben. „Die heutige Kunst synthetisiert die Welt, generalisiert die Erfahrungen (Beobachtungen). Die moderne Schönheit ist das Resultat der Konstruktion". J. Matl.

KROATIEN, SERBIEN, JUGOSLAVIEN

Stj. Banović: Jedna neistina u Šišicevoj „Povijesti Hrvata u vrijeme narodnih vladara". Nastavni Vjesnik XXXV, S. 107—108. (Eine Unrichtigkeit in der „Geschichte der Kroaten zur Zeit der nationalen Herrscher" von Šišić.)

Banović zeigt, daß die Angabe des Historikers Šišić in seiner neuen großen Darstellung der alten Geschichte der Kroaten (Seite 300), wonach die Erzählung des Milinović über den altkroatischen Volksgebrauch der Wahl eines Bauernkönigs in Bihaći bei Trogir unrichtig und eine Frucht der Phantasie sei und dieser Brauch nirgends bekannt sei, unrichtig ist und gibt Beispiele dafür, daß der Brauch an verschiedenen Orten bestanden hat, in einigen bis vor einigen Jahrzehnten. J. Matl.

*) Zu den Ausführungen Skoks hätte ich eine ganze Reihe kritischer Einwendungen zu machen. Da hier in der Zeitschriftenschau eine Kritik nicht üblich ist, werde ich an anderer Stelle darauf zurückkommen.

Digitized by Google

Stj. Srkulj: Zakonski članak sedmi od god. 1712 sramota, „samo poniženje za Hrvate". Nastavni Vjesnik, XXIV, S. 356—370. (Der Gesetzesartikel VII vom Jahre 1712 eine Schande, nur eine Erniedrigung für die Kroaren.)

Es handelt sich um eine Polemik gegen Lilek hinsichtlich der sogenannten „Kroatischen pragmatischen Sanktion", d. i. des Ges. Art. VII des kroatischen Sabor v. J. 1712. Ausgehend von einer Kritik der auf den obigen historischen Akt bezüglichen Ausführungen des kroatischen Historikers Srkulj (in dem Buche „Povijest novoga vijeka za sedmi razred srednih učilišta"), in der sich Lilek dagegen wendet, daß diese Resolution als pragmatische Sanktion bezeichnet wird, in der es ferner heißt, daß die Kroaten keinen Grund hätten, auf diese Dekoration stolz zu sein, daß sich der kroatische Sabor damit deklassiert habe, daß die Kroaten über ihre Abgeordneten die ungarische pragmatische Sanktion, wie sie der Sabor von Preßburg 1722—23 festlegte, akzeptieren mußten, daß Maria Theresia den kroatischen Sabor 1740 zur Annahme der Ges. Art II und XVIII der ungarischen pragmatischen Sanktion gezwungen habe, daß der kroatische Sabor wegen seiner Resolution im Jahre 1712 von der Wiener Regierung, von der Krone und von dem ungarischen Landtag brüskiert worden sei, daß diese Resolution für die Kroaten eine Erniedrigung bedeute, — weist Srkulj in dieser Studie urkundlich und unter Heranziehung der Arbeit von Klaić über die kroatische pragmatische Sanktion (Rad 206) und in genauer Schilderung der damaligen politischen Zustände und der Verhältnisse zwischen Kroatien, Ungarn und der Wiener Regierung nach, daß keine der Einwendungen stichhaltig ist: daß die Bezeichnung pragmatische Sanktion berechtigt ist, daß diese Deklaration über die Anerkennung der Erbfolge der weiblichen Linie der Habsburger eine logische Folge all der kroatischen politischen Bestrebungen seit dem 17. Jahrhundert sei, die auf eine vollständige Erhaltung der Unabhängigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Unteilbarkeit der kroatischen Gebiete hinausgingen und von der kroatischen nationalen Gruppe des Landtages vertreten wurden, daß von einer Deklassierung oder Brüskierung keine Spur sei, daß im Gegenteil auf dem gemeinsamen ungarischen Landtag indirekt durch diese Resolution des kroatischen Landtages ein Druck zur Annahme der pragmatischen Sanktion ausgeübt wurde; ferner daß die Kroaten darauf stolz sein können, da die Resolution für sie einen politischen Sieg gegenüber den Einmischungstendenzen des ungarischen Landtages in die kroatische Gesetzgebung und in dem Kampfe um die Erhaltung ihrer Selbständigkeit bedeute. J. Matl.

A. Neimarević: Ilirski pokret. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 147 bis 160. (Die Illyrische Bewegung.)

Neimarević beobachtet die Illyrische Bewegung vor allem im Bezug auf den historischen Hintergrund und zwar, inwieweit Europa mit seinen politischen Verhältnissen auf die Anfänge und die Entwicklung des Gedankens des kroatischen Illyrismus eingewickt hat. Er schildert zunächst die Zustände in den einzelnen europäischen Staaten nach der Niederlage Napoleons (Rückkehr des Absolutismus; in der Folgezeit dreht sich die europäische Politik um den nationalen Kampf gegen den Absolutismus, wie die Beispiele an Spanien, Frankreich, Belgien und anderen Staaten zeigen). In Oesterreich nationaler Widerstand der Magyaren und Čechen. Kurze Uebersicht über die kroatische politische Geschichte. Die Rolle der Kroaten in diesem historischen Moment: Kroatien tritt in dieser Zeit in den politischen Rahmen eines anderen Volkes (Magyaren) ohne eigentliche Notwendigkeit und Gewalt von irgendwelcher Seite und ohne irgendwelche Garantie von Seiten jenes Volkes, in dessen Verband es eintritt. Die Folgen des Schrittes waren bald zu spüren in dem Losstürmen der Magyaren auf die Rechte Kroatiens. Diese Angriffe waren gerichtet einerseits gegen die bisher übliche lateinische Sprache (Versuch dieselbe durch die magyarische zu ersetzen) andererseits gegen die geltenden Konfessionsgesetze (seit 1608) mit dem Ziele, den ungarischen Protestanten in

Digitized by Google

Kroatien Tür und Tor zu öffnen und Kroatien damit zu magyarisieren. Zur Zeit dieses Kampfes war die kroatische Jugend auf den deutschen und ungarischen Universitäten Zeuge der Wiedergeburt des deutschen und ungarischen Volkes und der Tatsache, daß dabei die Universitätsjugend der betreffenden Völker eine führende Rolle in der nationalen Freiheitsbewegung spielte. Durch dieses Beispiel angeregt, tauchte in der kroatischen Jugend der Gedanke auf, „ähnlich ihren Kollegen alle ihre jugendlichen Kräfte vor den nationalen Wagen zu spannen". Außerdem fanden die damaligen Kämpfe in den einzelnen europäischen Staaten um Verfassung und Volksfreiheit Widerhall in dieser Jugend. Mit der Rückkehr dieser Jugend nach Kroatien begann zunächst die Vorbereitung des Bodens für eine nationale Wiedergeburt, die Schaffung einer neuen öffentlichen Meinung. Die an der kroatischen Wiedergeburt Beteiligten, die gleichzeitig Träger eines neuen Standes waren, der Intelligenz, begannen die Führung des Volkes, die bisher in den Händen der Aristokraten war, zu ergreifen. Die Verwendung des Namens „Illyrisch" war bedingt einerseits durch die Notwendigkeit, daß man einen neutralen Namen nehmen mußte, der bisher im Westen wie auch bei den Jugoslaven selbst für alle Jugoslaven in Gebrauch war. Mit der Illyrischen Bewegung wiederholt sich zum 4. Mal die geschichtliche Aufgabe des kroatischen Volkes, alle Jugoslaven unter einem gemeinsamen Dach zu vereinen. Die neue Bewegung fand bei den Slovenen und Serben keine gastfreundliche Aufnahme. Zu dem engeren Kreise der Helfer des Gaj, des Führers der Bewegung, kamen später die Studenten, die durch ihre öffentlichen Manifestationen auch das Bürgertum hereinzogen, das sich dann mit der jungen Intelligenz und den Studenten in den neugegründeten nationalen Organisationszellen, den Lesevereinen, traf. Dazu kam die Wirkung der neugegründeten Zeitung. Der Sitz der Bewegung war Agram. J. Matl.

F. Kovačič: Gradivo za prekmursko-zgodovino. Časopis za zgodovino in Narodo-pisje, XXI, S. 1—20. (Materialien zur Geschichte von Prekmurje.)

Der Vorsitzende des Historischen Vereines in Marburg (a. Mur, S. H. S.) veröffentlicht hier archivalisches Material zur Geschichte des Prekmurje-Gebietes vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Im ersten Abschnitt werden, größtenteils auf Grund von Schenkungsurkunden, die aus dem Cod. dipl. Arpadianus stammen, Angaben über die Topographie und die Grundherren im oberen und unteren Prekmurje-Gebiet im 13. und 14. Jahrhundert gegeben. Im zweiten Abschnitt werden auf Grund von Protokollen aus dem Agramer Staatsarchiv und dem Archiv des Domkapitels in Agram Angaben über die kirchliche Zugehörigkeit der einzelnen Gebiete von Prekmurje im Mittelalter (Agramer und zum Warasdiner Domkapitel), über die Zehentleistungen, Zehentstreitigkeiten und Türkeneinfälle gegeben. Im dritten Abschnitt finden wir ein Verzeichnis der Pfarren in Prekmurje aus dem Jahre 1334 und 1501 als Beitrag zur Topographie dieser Gebiete im 14. und 16. Jahrhundert, gleichfalls auf Grund handschriftlichen Materials im Archiv des Agramer Domkapitels. Im 4. Abschnitt finden wir Visitationsprotokolle aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die aus dem erzbischöflichen Archiv in Agram stammen. Der Verfasser zieht allerdings nur jene Pfarren heran, die in den jetzigen jugoslavischen Staat fallen, dagegen die zu Ungarn und Oesterreich fallenden nicht. Neben Angaben über den äußeren und inneren Zustand der Kirchen finden sich auch solche über die lutheranische und gegenreformatorische Bewegung, über die Türkeneinfälle und über das Schulwesen. J. Matl.

Herm. Wendel: Die Verschwörungen gegen den 29. Mai 1903. „Das Tagebuch", 8. Jahrg., H. 18 (30. April 1927), S. 700—703.

H. Wendel weist auf ein Werk von D. Vasić: „Devetstotreca" (Neunhundertdrei; Beiträge zur Geschichte Serbiens vom 8. Juli 1900 bis zum 17. Januar 1907) hin und entnimmt ihm einige Mitteilungen über die fehlgeschlagenen

Digitized by Google

Versuche des Hauptmanns Milan Novaković, in der Armee eine Bewegung gegen die „Königsmörder" zu organisieren. F. Epstein.

R. S t r o h a l: Cvet vsake mudrosti. II dio. Nastavni Vjesnik XXXV, S. 92—102.

Strohal hatte 1916 den ersten Teil des bisher bekannten ältesten kroatischen Buches Cvet vsake mudrosti (wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert), das eine Uebersetzung des italienischen Werkes Fiore di virtú darstellt, veröffentlicht und das Werk in seinem Buche Hrvatska glagolska knjiga, 1915, ausführlich behandelt. Den zweiten Teil des Buches, den Strohal vor mehreren Jahren in den glagolitischen Handschriften der Jugoslavischen Akademie, allerdings in einem schlechten Zustande gefunden hatte, veröffentlicht er hier in lateinischer Transkription. J. Matl.

A. Š e p i ć: Nepoznat rukopis „Čudesa presvete bogorodice" iz kraja 18. vijeka. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 160—172. (Eine unbekannte Handschrift der „Čudesa etz." aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.)

Die reiche mittelalterliche Literatur in lateinisch und griechischer Sprache hatte starken Einfluß auf die Entwicklung der jugoslavischen Literatur in der Kirchensprache und in der Volkssprache. Die mittelalterlichen jugoslavischen Schriftsteller (Geistliche) verfolgten aufmerksam jede literarische Erscheinung in den erwähnten Sprachen und die meisten dieser Werke, vor allem die religiösen Inhalts, wurde bearbeitet und übersetzt. Eine sehr beliebte Lektüre im Mittelalter waren im Osten und im Westen die Erzählungen von den Gnaden- und Wundertaten der heiligen Jungfrau Maria. Mehrere Sammlungen solcher Erzählungen finden wir auch in der jugoslavischen mittelalterlichen Literatur, teils cyrillisch, teils glagolitisch, in einer Sprache, die im Osten kirchenslavisch mit einzelnen Anlehnungen an die Volkssprache war, im Westen die Volkssprache. Šepić fand in Velika Kikinda (Banat) eine Handschrift, die zwei solche Sammlungen russisch-slavischer Rezension enthält, die sich nach einem Vergleich mit den bisher bekannten glagolitischen und cyrillischen Handschriften dieser Art (veröffentlicht in den Starine 23, 33, Rad 59) und mit der einschlägigen Literatur (Vuk Karadžić, P. Popović) als unbekannt und von den bisher bekannten abweichend herausstellten. Die Handschrift wurde geschrieben von einem Mönch Aron im Kloster Hopovo (abgeschlossen 1786) und wechselte später wiederholt den Eigentümer. Die einzelnen Erzählungen der ersten Sammlung beinhalten 31 Wunder. Sie zeigen unter anderem, daß die orthodoxe Geistlichkeit Wunder der katholischen Kirche als solche ihrer eigenen Kirche übernahm. Die zweite Sammlung enthält 20 Wunder und stellt den 3. Teil des bekannten Werkes Βιβλίον ὡραιότατον καλούμενον Ἁμαρτωλῶν σωτερία des Agapije Landos, eines Mönches auf Athos, dar und wurde übersetzt von Samuil Bakučić. Šepić gibt eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Wundererzählungen. J. Matl.

L. T h a l l e r: Francuz otac hrvatske medicinske književnosti (Ivan Krstitelj Lalangue 1743—99). Jugoslavenska Njiva X, knj. I, S. 368—370. (Ein Franzose, der Vater der kroatischen medizinischen Literatur.)

Angeregt durch den Vortrag des Professors für russische Sprache und Literatur an der Pariser Sorbonne, E. Haumant, am 15. 5. 26 in Zagreb (Thema: Les Slaves et l'esprit francais, welcher Vortrag hinsichtlich der französischen geistlichen Einflüsse auf die kroatische Kulturentwicklung nach der Ansicht Thaller's in mancherlei Hinsicht lückenhaft war(, gibt Thaller der sich schon längere Zeit mit der Geschichte der kroatischen Medizin befaßt, mit Material, das bisher nicht in der Richtung verwertet wurde, einen biographischen Beitrag über den Belgier Lalangue, der als Vater der kroatischen medizinischen

Digitized by Google

Literatur zu bezeichnen ist. Lalangue hatte in Wien bei Van Swieten, dem damaligen bedeutendsten Arzt der Wiener Fakultät und von ganz Oesterreich, seine Ausbildung genossen, war eine zeitlang dessen Sekretär und Gehilfe gewesen und schließlich 1770 als Banalarzt und Warasdiner Physikus nach Kroatien gekommen. Hier trat er in die bestehende Freimaurerloge ein. Von Lalangue sind 5 Werke erhalten, davon 3 medizinische, die die ersten medizinischen Originalwerke in kroatischer Sprache darstellen. Ihr Inhalt und ihre Bedeutung wird vom Thaller eingehend beschrieben und gewürdigt.

J. Matl.

Vl. Dukat: Hrvatska kajkavska književnost. Nastavni Vjesnik, XXXV, S. 103—107. (Kroatische kajkavische Literatur.)

Die gedruckte kajkavische Literatur meldet sich erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Welches das erste kajkavische Buch war, wissen wir nicht genau. Das mit kalvinistischen Geiste erfüllte Buch des Michael Bučić — wenn es überhaupt bestanden hat — ist spurlos verschwunden. Auch das Gebetbuch der Katarina Frankopan, das angeblich 1560 gedruckt wurde, kennen wir nicht genau. Das erste erhaltene kajkavische Buch ist Pergošić' Decretum (1574). Im 17. und 18. Jahrhundert blühte die kajkavische Literatur und war auch inhaltlich auf voller Höhe, auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verstummte sie für immer. — In den jugoslavischen Literaturgeschichten ist die kajkavische Literatur sehr stiefmütterlich behandelt, im wesentlichen nur bibliographisch, obwohl die Kajkaver der kroatischen Literatur die erste Chronik (Vramec 1578), das erste juridische Sammelwerk (Pergošić, Decretum), die erste Literaturgeschichte in kroatischer Sprache (Abschnitt „od slovarnice piscev etz" bei Miklošić), das erste größere und mit wissenschaftlichem Beiwerk ausgestattete lateinisch-kroatische Wörterbuch (Belostencev, Gazophylacium 1740), das erste polyglotte Wörterbuch (Jambrešić, Lexikon 1742), den ersten Jahreskalender nach Westeuropäischem Muster (erhalten aus 1653), den ersten Versuch einer Zeitung (Pater Grgur, Nestrančno ispisavanje rata 1788, 1889, 1790), das erste Jugendbuch (Vranić, Robinzon mlajši), die erste Uebersetzung eines Standardwerkes der Weltliteratur (Milton 1827), die erste moderne Novelle (Marijana i Bogdan im kajkavischen Kalender des Nagy 1813), das erste Volksbuch (Petrica Kerempuh 1834) gegeben haben. Im kajkavischen Drama liegt auch der Keim des modernen kroatischen Dramas. Die Kajkaver schreiben gewöhnlich nicht zur Unterhaltung, wie die alten Ragusäer, sondern um ein dringendes Bedürfnis ihrer Landsleute zu befriedigen. Daher finden wir auch hier das erste volkswirtschaftliche Werk (Šipušev 1796). Am schlechtesten vertreten ist in der kajkavischen Literatur die lyrische Dichtung. Grund: Die kajkavischen Literaten waren zum Großteile Geistliche oder, soweit sie Weltliche waren, Leute gesetzten Alters, die für Troubadurdichtung nicht das Interesse hatten wie die ragusäischen gospari (Patrizier). Dukat weist dann in einzelnen Beispielen darauf hin, daß die kajkavische Literatur noch nicht in ihrer Gesamtheit tot ist, daß eine Reihe von Werken dieser Literatur (Habdelić, P. Grgur, kajkavische Dramen) in neuen Ausgaben mit modernisierter Orthographie weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht werden sollen. J. Matl.

A. Petravić: Nikola Šimić. Jugoslavenska Njiva, X, knj. 1, S. 288 bis 293.

Als nach dem Tode des Šenoa der Realismus in Theorie und Praxis in der kroatischen Literatur um sich griff, tauchte in Dalmatien in den 80er Jahren ein Schriftsteller auf, der diese neue literarische Richtung theoretisch vertrat und in Novellen aus dem Dorfleben selbst Beispiele dieser Gattung gab. A. Petravić, der die Erzählungen des Šimić in seinem Buche „Nove studije i portreti" in einer Studie untersucht hatte, gibt hier eine Darstellung der literarkritischen und ästhetischen Tätigkeit des Šimić und zwar auf Grund des Materials in der Zeitschrift Iskra (1864—86, 1887), Zara. Petravić zeigt

Digitized by Google

an Kritiken über die jugoslavischen sogenannten Dorferzähler Urlić-Jvanović, Vuk Vrčević, Ljubiša, Milićević, die grundsätzlichen Anschauungen des Šimić über die Dorfnovelle, ferner seine theoretische Stellungnahme zur Frage der literarischen Besonderheit der serbokroatischen Literatur, zur Frage der Auswahl der Vorbilder und der Nachahmung fremder Literaturwerke (vertritt die Notwendigkeit der Nachahmung zwecks Erreichung höherer Vollkommenheit), zum Verhältnis von Idealismus und Realismus (Verismus) in der Literatur, zur Frage der Literatursprache, der Verwendung von Volksausdrücken, Lehnwörtern und Fremdwörtern. Anschließend bespricht Petravić kurz die heute noch wichtigen literarhistorischen Arbeiten des Šimić über die Frage der Autorschaft des Smrt Smail Aga Čengića (in der Fragestellung Njegoš oder Mažuranić tritt Šimić für die Autorschaft des Mažuranić ein). Wert haben heute noch die Studie über den modernen Roman und die moderne Novelle „O pripovijedanju", die in dem Jahre 1885, d. i. in dem Jahre, als die stärksten Werke des kroatischen Realismus auftauchten, erschien; ferner die Studie über Kačić (auf Grund des Buches von Riboli). Šimić meldet sich in einer Zeit als Litsraturkritiker, als eine aktuelle literarische Kritik in Kroatien noch eine Seltenheit war, in einer Zeit, als sich der Aesthetiker Fr. Marković hauptsächlich nur als Kritiker der Jugoslavischen Akademie betätigte und als sich mit aktueller Kritik nur Milivoj Šrepel befaßte. Šimić stand als Kritiker theoretisch unter romanischem Einfluß und zwar unter dem Einfluß des italienischen Verismus (Carducci, Chiarini, Neucioni etz.) und der französischen Literatur. J. Matl.

K. Strajnić: Umetnost Jugoslovena. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 310—317. (Die Kunst der Südslaven.)

Strajnić will in diesem übersichtlichen Aufsatze die Kunst aller vier jugoslavischen Stämme ohne Rücksicht auf ihre heutige politische und kulturelle Spaltung darstellen. Wenn auch die Jugoslaven, Slovenen, Kroaten, Serben und Bulgaren, die Merkmale eines Volkes haben, wenn auch in der Vergangenheit wechselseitige politische Beziehungen bestanden, wenn auch einzelne Perioden in der Literatur gemeinsam waren, wenn auch die Kunst der einzelnen Stämme sich nicht selten in gleicher Weise entwickelte, so stellt doch weder ihre Literatur, noch ihre Kunst heute ein Ganzes dar, das ein (gemeinsames) spezifisches Merkmal hätte. Bei jedem einzelnen Stamme ist die Kunst selbständig entstanden und hat sich für sich entwickelt. Im Mittelalter hatten die Serben die am neisten entwickelte Kunst: Mittelalterliche serbische Kirchen und Klöster. (Vergleiche aus den letzten Jahren die Studien von Petković und Vasić). Strajnić zählt dann die wichtigsten Künstler (Maler, Bildhauer, Zeichner) der letzten zwei Jahrzehnte bei den Serben, Kroaten, Bulgaren und Slovenen auf, gibt eine Charakteristik ihrer künstlerischen Schulung und der Hauptgebiete ihrer künstlerischen Tätigkeit. Hinsichtlich der geschichtlichen Bedeutung der Fremdherrschaft, unter der die Balkanslaven die meiste Zeit lebten, für die Kunstentwicklung stellt Strajnić fest, daß die Türkenherrschaft viel verhängnisvoller war als die „Tyrannei" der Deutschen und Magyaren, unter der die Kroaten und Slovenen zu leben hatten. Während die Türken jede Kulturentwicklung der Serben und Bulgaren mit grober Gewalt verhinderten, hatten die Kroaten und Slovenen die Möglichkeit, sich kulturell in ziemlichen Umfange zu entwickeln. Daher auch vor allem in der kroatischen Kunst, ebenso wie in der kroatischen Zivilisation, bis in die neueste Zeit der Einfluß der mächtigen Nachbarn. Die große Bedeutung Stroßmayers für die kroatische Kunstentwicklung. Von den modernen Künstlern wird besondern der in der ganzen Welt bekannte kroatische Bildhauer Meštrović ausführlich besprochen. Bei den Slovenen spielten deutsche und italienische Einflüsse eine wesentliche Rolle, die ersten in der Gotik und Renaissance, die letzteren im Barock. Zur eigenen Bedeutung kam die slovenische Kunst erst in der Zeit der Romantik. Eine Reihe der besten slovenischen Künstler war gezwungen in der Fremde (München, Wien) zu schaffen. J. Matl.

Digitized by Google

A. Haler: O poeziji i nepoeziji. Jugoslavenska Njiva X, knj. I, S. 359 bis 363. (Ueber Poesie und Unpoesie.)

A. Haler behandelt ausgehend von der Auffassung Goethes von dem Wesen des Dichters („Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten") skizzenhaft die Kriterien von Poesie und Unpoesie, wendet sich gegen die Systemlosigkeit und Unkonsequenz der kroatischen Literaturkritik. An den Beispielen der rein poetischen Qualitäten des Dante, Shakespeare, Manzoni einerseits, der nicht rein poetischen Qualitäten des M. Marulić, Reljković, Harambašić, V. Novak andererseits, wird die Notwendigkeit einer rein ästhetischen Beurteilung vertreten, im Gegensatze zur Methode der Hereinbeziehung von sozialen und kulturellen (patriotischen, philosophischen) Bewertungsmaßstäben. J. Matl.

St. Župić: Riječ-Majka. Poglavlje iz jedne studije o pjesništvu Vlad. Nazora. Jugoslavenska Njiva, X, knij. I, S. 370—379. (Ein Kapitel aus einer Studie über die Dichtkunst des Vlad. Nazor.)

Ausgehend von der theoretischen Grundlegeung des Theosophen Rud. Steiner und seiner Schüler über das „Wort" ‚Kunst', ‚Gedicht' etc. weist Župić St. einleitend darauf hin, daß das „Wort" in der Gegenwart vielfach seine gestaltende Kraft verloren habe, daß es erstarrt, versteinert sei, daß die Dichter die Hüter des gestaltenden (schöpferischen) Wortes sein müssen. Die Vokale sind die Musik, die Konsonanten die Plastik. In ersteren spiegelt sich die menschliche Seele, in letzteren seine Umgebung. Jeder Vokal hat seine besondere Bedeutung und seine besonderen Gefühlswerte. Der Puls des Gedichtes ist sein Rythmus und der Atem des Gedichtes sein Reim. Ferner hat jede Farbe ihr besonderes Leben und ihre besondere Bedeutung. Župić zeigt dann in einer Reihe von Beispielen aus der umfangreichen Lyrik und Epik des kroatischen Dichters Nazor, in wie großem Maße dieser diese verschiedenen Elemente der Wortkunst erfühlt und beherrscht. J. Matl.

Br. Vodnik: Ljudevit Gaj (Silhouetta iz Dnevnika Andrije Torkvata Brlića). Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 56—64.

Andrija Torkvato Brlić spielt in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der kroatischen politischen und kulturellen Oeffentlichkeit eine große Rolle. Er gehört zur zweiten Generation der kroatischen illyrischen Bewegung, die in den vierziger Jahren in die Oeffentlichkeit trat, also in einer Zeit, als sich gegen Gaj bereits eine starke Gegenströmung zu bilden begann. Daher finden wir in dieser Generation bereits eine starke kritische Einstellung gegenüber Gaj, die sich auch bei Brlić äußert, obzwar Brlić auch in der Zeit, als Gaj in der ganzen kroatischen nationalen Oeffentlichkeit kompromittiert und fallengelassen worden war, ihm eine eigene Achtung entgegenbrachte. In dem noch nicht veröffentlichten Tagebuch des Brlić, das fragmentarisch im Telegrammstil gehalten ist, findet sich viel authentisches Material zur kroatischen Geschichte dieser Epoche. Darunter auch Notizen, in denen Brlić seine Eindrücke und Erlebnisse mit Gaj wiedergibt, und die Vodnik als Grundlage für die folgenden Ausführungen dienten. — 1847 Zusammentreffen des Brlić mit Gaj in Wien: Scharf abweisende Einstellung Kopitars zu den orthographischen Plänen des Gaj. Babukić geht wegen der strengen Zensur in Kroatien nach Wien, um hier de Herausgabe einer kroatischen politischen Zeitung zu ermöglichen. — 1848 war Gaj nach der Wiener Revolution als einer der Führer der kroatischen Deputation nach Wien gekommen. Zusammenkunft des Brlić, des Agramer Bischofs Haulik (Gegner des Gaj) und des Patriarchen Rajačić. Die Idee jener Zeit war, „den König von dem ungarischen Joch zu befreien". Wichtig die Notiz: „Bei Gaj eine geheime Aussprache über die Schaffung eines Staates in Berlin 1837, Moskau und Petersburg 1839. Wenn wir russisch werden sollten hören wir nicht auf Illyrier zu sein" Gaj hatte also Verhandlungen geführt über einen eventuellen Anschluß der illyrischen

Digitized by Google

Slaven an Rußland. — Besprechungen mit Šafařík, Miklošič, Gaj, Stroßmayer, Štur. Brlić sieht in Gaj den hervorragenden Agitator, der den Čechen und Polen für ihre Bewegung fehlte. Gaj fühlte sich als Vollstrecker der historischen Mission seines Volkes, war darin Messianist und von einem ungeheuren Selbstbewußtsein. Letzteres war seine tragische Schuld. Die historische Mission des Pavle Ritter Vitezović, nämlich die kulturelle Einigung der Südslaven, hat Gaj zu Ende geführt. Gaj selbst sah als seine historische Mission die Verwirklichung der allslavischen Idee und zwar nicht nur in der Richtung einer kulturellen Einigung, sondern auch einer politischen Einigung im russischen Reiche, also in der Fassung der russischen Slavenophilen. — Zwischen Gaj und Jelačić waren damals in Wien die Beziehungen herzlich. Gajs Geldaffären mit Bischof Haulik. Bemühungen des Brlić, daß Stroßmayer Bischof von Argam werde. Die Verbindung zwischen Gaj und Brlić werden unterbrochen, als Brlić als Agitationsemmissär des Jelačić nach Paris ging*) und hier durch den Verkehr mit den polnischen Emigranten seine Einstellung gegenüber Rußland, gegenüber den Magyaren und gegenüber der Wiener Hofkamarilla änderte. Der Konfilt zwischen Banus Jelačić und Gaj spiegelte sich auch in der Pariser Emigration. Rückkehr des Brlić nach Agram (29. 4. 1849): Zusammenkunft mit Gaj. Hier erfahren wir, daß Gaj vor seiner politischen Reise nach Budapest — die seinem Ansehen in Kroatien ungeheuer schadete — mit Jelačić sprechen wollte, daß er also nicht geheim mit den Ungarn verhandeln wollte, daß er aber von Jelačić nicht empfangen wurde. Brlić war nach seiner Rückkehr für eine Aussöhnung mit den Magyaren, um gemeinsame Front gegen Wien machen zu können. Es bestand ein Gegensatz zwischen dem radikalen Kreis um den „Slavenski Jug" und dem Kompromißler Gaj. Die radikalen Elemente schoben die ganze Schuld des nationalen Mißerfolges 1848—49 auf Gaj, der vorher der Träger aller großen nationalen Erfolge gewesen war. So wurde Gaj von beiden Seiten gedrückt, einerseits von den nationalen Leuten und den Slavenski Jug, anderseits von der Wiener Reaktion, sodaß er schließlich, materiell und moralisch gebrochen, seit 1850 mit den Službene Novine dem Absolutismus diente. Aussöhnungsversuche zwischen Gaj und Jelačić durch Vermittlung des Brlić. Das Verhältnis zwischen Brlić und Jelačić. Die Beziehungen zwischen Brlić und den Kreisen um den Slavenski Jug. J. Matl.

A. Barac: August Harambašić. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 41—49, 91—95, 120—124.

A. Barac versucht in dieser monographischen Studie die geistigen Komponenten des Schaffens des Harambašić (= H.) und die realen Elemente seiner Verse zu untersuchen. Damit wird gleichzeitig eine Revision des bisherigen bezw. derzeitigen Urteils gegeben, zumal die auf Harambašić folgende Dichtergeneration (mit realistisch-sozialer Einstellung) in der Dichtung des H. nur patriotische Tiraden, Verbalismus und Affektation, jedoch keine positiven dichterischen Elemente sah und in den Nationalitätenkämpfen der letzten Jahre als dichterische Vertreter eines kroatischen Nationalismus nur Aug. Šenoa und Aug. Matoš genannt wurden. — H. stellt in der Entwicklungslinie der kroatischen Lyrik eine Uebergangsphase zwischen Šenoa und Kranjčerić dar und zwar dem geistigen Gehalte seiner Poesie nach als auch nach ihren literarischen Charakteristiken. Nach dem Inhalte und der Wirkung seiner Poesie auf die Umgebung ist H. der radikalste und ausgeprägteste Repräsentant einer wichtigen Epoche der kroatischen politischen Entwicklung, des sogenannten pravaštvo. Diese Richtung war der nationalpolitische und kulturpolitische Ausdruck eines intransigenten, kampfesgestimmten Großkroatentums — die politischen Hauptvertreter sind Kvaternik und Starčević — und in ihrem Wesen nur eine Fortsetzung aller jener Bestrebungen nach nationaler Freiheit und Einheit der Südslaven, die das ganze nationale Leben der Jugo-

*) Darüber werde ich demnächst mit einem neuen Dokument einen Beitrag bringen. J. M.

Digitized by Google

slaven im 19. Jh. erfüllen; sie vertrat den Standpunkt, daß Oesterreich vernichtet werden müsse, ferner die Idee eines Kroatentums, das Serben und Slovenen in sich zu absorbieren fähig ist. Das pravaštvo ist nicht nur eine Partei, sondern eine Atmosphäre mit eigener Literatur, eigenen Zeitschriften, eigenen Dichtern (A. Kovačić, Eug. Kumičić, Aug. Harambašić). Barac gibt dann detaillierte biographische Angaben über H. (1861—1911), zeichnet den Charakter und gibt eine Uebersicht über seine literarischen Arbeiten. Als Charakter zeigt H. Geradlinigkeit und Temperament. Er ist eine Bohèmenatur. Alkohol und Frauen spielen in seinem Leben eine große Rolle.

Als Dichter ist er sehr fruchtbar. Seine originelle dichterische Tätigkeit am stärksten in den 80er Jahren, später gab er hauptsächlich Uebersetzungen (bulgar. Dichtungen, Shakespeare, Tolstoj, Sienkiewicz, Kraszewski). Seine Poesie dreht sich hauptsächlich um 2 Motivzentren: Heimat und Liebe. Die Betonung dieser beiden Momente, dargestellt in der Auffassungs- und Empfindungsform der damaligen kleinbürgerlichen kroatischen Intelligenzschicht, verschafften ihm auch die ungeheure Popularität. Er stellt die kroatische Heimat in den Vordergrund. In seiner Lyrik bekommt die ganze Ideologie des pravaštvo Gestalt, vor allem die Stimmung des revolutionären Kroatentums eines Kroatentums. das auch die Slovenen und Serben umfaßte. Die Motive der Liebe zum Weibe verbinden sich bei ihm in ein Gefühl mit der Liebe zur Heimat. Ein Großteil seiner Liebeslieder enthält Motive über die Erziehung der Kinder, Träume über eheliches Glück. Die realen und individualistischen Züge sind in seiner Liebespoesie gering. H. erfüllt in seiner Lyrik eine doppelte Rolle: Mit seinen pathetischen, radikalen und kampfesgestimmten patriotischen Gedichten gab er den patriotischen Bestrebungen seiner Zeit sehr starke Inspirationen, mit der Liebeslyrik gab er die beliebteste Lektüre dem Durchschnittsmenschen seiner Zeit, dessen intimsten und kollektivsten Träume er in einfach verständliche Form goß. H.s literarische Karriere ist im Steigen und Fallen eng verbunden mit der Entwicklung der Partei stranka prava (Rechtspartei), zumal er Redakteur der Parteizeitung war, der Redner, Manifestant, Satiriker und Abgeordnete der Partei. Doch ist festzustellen, daß H. das parteiliche Moment streng von dem rein literarischen zu scheiden wußte. Hinsichtlich seiner literarisch-ästhetischen Anschauungen ist zu bemerken, daß H. jene Tendenzen, die Šenoa der kroatischen Literatur gab, in verstärktem Maße fortsetzte. „Der Literat hat nicht nur zu unterhalten, sondern auch das Volk aufzuklären.“ Literarisch beeinflußten den H. V. Hugo, Leopardi, Br. Radičević. Als um die Jahrhundertwende eine neue Dichtergeneration auftrat, die die sozialen und ökonomischen Momente mehr betonte als die rein politischen, die jeder Rhetorik, Idealisierung und patriotischem Phrasentum feindselig gegenüberstand*), stürzte sie sich vor allem auf Harambašić und warf ihn buchstäblich aus der Literatur hinaus. Barac rehabilitiert H. als Dichter, indem er darauf hinweist, daß all die politischen Ideen, als deren Vertreter er auftritt, von ihm tatsächlich erlebt und geglaubt wurden, daß die Kampfesstimmung der pravaši (Rechtsparteien) in den 80er Jahren keine Phrase wie in den Jahrzehnten nachher war, daß H. also mit Unrecht ein Verbalist genannt wird. Im Folgenden entkräftet Barac die einzelnen Vorwürfe, die die neue Generation, vor allem ihr Wortführer Šarić, gegen H. erhoben. Barac weist dabei mit Recht darauf hin, daß auch die übereifrige Kampfesstimmung der jugoslavischen nationalistischen Bewegung vor dem Weltkriege mit dem ständigen Herumreden von Aufstand und Revolution nach einem Jahrzehnt zur leeren Phrase geworden wäre, wenn nicht der Weltkrieg gekommen wäre. Auch die soziale Note, auf die sich die H. nachfolgende Generation so viel zu gute tat, ist bei H. schon vorhanden, ferner hat auf Kranjčević, dessen Lyrik in die kroatische Literatur zum ersten Male eine Note weiteren sozialen Empfindens und der Humanität brachte, H. gewirkt. Charakteristisch ist für H. die große Leichtigkeit, mit der er Verse schuf. Er ist in gewisser Hinsicht ein poetischer Journalist“; daher auch die viele dichterische Durchschnitts-

*) Vgl. Näheres darüber bei Matl, Hauptströmungen in der modernen südslavischen Literatur in diesen „Jahrbüchern“. N. F. Bd. I.

Digitized by Google

ware bei ihm. Er ließ die dichterische Inspiration nicht ausreifen. Dahier selten ein ganz schönes Gedicht. H. gehört, wie Vraz, Jakšić, Zmaj, L. Kostić, zu jener Gruppe von Dichtern, die die dichterischen Produkte „wie aus einem Bergwerke" herauswerfen, ohne auf die Qualität des Gegebenen mit Autokritik zu achten. Durch die Tatsache, daß sich unter der großen Menge seiner Gedichte sehr gute finden, ferner durch die flüssige Verstechnik hat H. viel zur Entwicklung der kroatischen Verskunst beigetragen und die metrischen Grundlagen für das Schaffen des Kranjčević gegeben. Das ganze Leben des H. ist tragisch, da ihm all sein Glauben und Hoffen, das politische und persönliche, nicht in Erfüllung ging. Dieser tragische H. gab in seiner persönlichen Lyrik ein starkes und volles Bild seines Lebens, rücksichtslos und offen. J. Matl.

A. Barac: Ljubo Wiesner. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 253—255.

A. Barac gibt anläßlich der Ausgabe*) der Gedichte des bedeutenden Lyrikers der kroatischen Literatur zu Beginn des 20. Jh., des Lj. Wiesner, eine kurze Charakteristik des Schaffens dieses Dichters. In den Gedichten des W. findet sich nur echteste Lyrik, seine Gedichte zeigen nicht nur ein feines Empfinden für akustische und visuelle Nuancen, sondern sie repräsentieren eine Endphase, bis zu welcher die kroatische Poesie in formaler Hinsicht überhaupt gekommen ist. In formaler Hinsicht konzentrieren sie in sich die Anstrengung ganzer Generationen um den Ausbau des kroatischen Verses, in inhaltlicher Hinsicht bilden sie eine Synthese der Gefühls- und Ideenwelt der Generation, die die Verbindung zwischen der Moderne und den Nachkriegsströmungen darstellt. In der Lyrik des W. ist wesentlich: Leichtigkeit des Verses, Nuanciertheit, unmittelbarstes lyrisches Empfinden, Weichheit. Hinsichtlich des Verhältnisses von Wiesner zu Matoš ist Barac gegenüber der ansonsten üblichen Meinung der Ansicht, daß dieser Einfluß des Matoš mehr formaler Natur ist und W. mehr geschadet als genützt hat, daß im übrigen Matoš und W. ganz verschiedene lyrische Temperamente sind: Matoš ein Jongleur, Meister des Wortes, Freund der Phrase und der Wortaffekte; seine Gedichte großenteils geistreiche Improvisationen. Dagegen sind die Gedichte des W. Produkte eines langen Erlebnisses, zeigen das Bestreben, alle formalen Mittel (Vokal, Konsonanten etc.) heranzuziehen, um das Gefühl so schön als möglich zum Ausdruck zu bringen. Jedes seiner Gedichte ist ein Organismus, ein Ganzes. Inhaltlich ist W. in erster Linie der Dichter einer Gegend, einer Landschaft — daher der Hang zum Idyllischen — mit all ihrem Glauben und ihren Ahnungen; nur fallweise kommt das Skeptizismus des Intelligenten zum Vorschein. W. und seine Generation gehören in jene Gruppe von künstlerisch Schaffenden, die sich nicht als Pioniere einer Weltanschauung fühlen, sondern mehr deskriptiv eingestellt sind und damit zufrieden sind, die ihnen sichtbare Welt mit all den Nuancen des Erlebnisses und ihrem Reichtum wieder zu geben. Einzelne seiner Gedichte gehören zu den besten in der serbokroatischen Literatur (Seosko jutro, Na šumskoj livadi, Moja majka). In der Entwicklung der serbokroat. Lyrik fällt die Lyrik des W. in eine Linie mit der des Dučić, nur daß die des Dučić mehr kühle Kabinettslyrik ist. W. ist ein Mitglied der Dichtergeneration, die vor allem den Kult der Schönheit betrieb und die dichterischen Forderungen über die Forderungen des Lebens und die Ansichten der Zeitgenossen erhob. J. Matl.

H. Kreševljaković: Stroßmayerovo pismo Mehmedbegu Kapetanoviću. Nastavni Vjesnik, XXXV, S. 81—83. (Ein Brief des Stroßmayer an Mehmedbeg Kapetanović.)

Kreševljaković gibt einen Beitrag zu den Beziehungen zwischen Bischof Stroßmayer und Mehmedbeg Kapetanović, dem bosnischen muslimanischen Schriftsteller und Sammler von Volksliedern und Volkssprichwörtern, und veröffentlicht einen Brief vom 1. 8. 1887, in dem sich Stroßmayer für das ihm

*) Pjesme. Zagreb: Naši pjesnici X.

Digitized by Google

vom Verfasser zugesandte Werk (Narodno blago; Sarajevo 1887, 460 S.) bedankt und auf die Bedeutung der Erzeugnisse der Volksliteratur (Volkslieder, Sprichwörter), vor allem der bosnischen, für die Erhaltung der Reinheit der Schrift- bzw. Literatursprache, für die Erkenntnis des Volksgeistes hinweist, ferner die Notwendigkeit freundschaftlicher Beziehungen zwischen mohammedanischen Slaven und den katholischen bzw. orthodoxen betont. Außerdem verweist er auf seine Bekanntschaft mit dem englischen Orientalisten Sir Richard Burton, der sich damals mit der Sammlung von arabischen, persischen und auch jugoslavischen Sprichwörtern beschäftigte. J. Matl.

K. L. Goetz: Volkslied und Volksleben der Kroaten. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 301—327, XXXV, S. 21—44.

Der Bonner Slavist Götz veröffentlicht hier deutsche Bruchstücke aus einem noch nicht veröffentlichten größeren Werk, das die Ergebnisse jahrelanger Forschung auf dem Gebiete der südslavischen Volksliteratur, speziell des serbischen und kroatischen Volksliedes, bringen soll. Hier in dem kroatischen Professorenorgan ist abgedruckt das Inhaltsverzeichnis, die Einleitung (darin wird eine kurze Uebersicht des Gesamtergebnisses der Untersuchungen gegeben) und das 3. Kap. — Einleitung: Die bekannte Würdigung der Einzigartigkeit der jugoslavischen Volksdichtung von Seite Goethes, Grimms, Jensens u. a. viele Uebersetzungen ins Deutsche (Talvj, Wesely, Kapper u. a.). Das für die folgenden Ausführungen zu Grunde liegende Material umfaßt alle serbischen und kroatischen, größeren und kleineren Sammlungen von Volksliedern verschiedenen religiösen und landschaftlichen Charakters bis zu den in den letzten Jahren erschienenen. Ziel der Arbeit: Die Arbeit will eine tiefere Einführung in den Geist und den Inhalt der südslavischen Volksdichtung geben und geht in dieser Hinsicht neue Wege der Erforschung des jugoslavischen Volksliedes. Untersucht wird der Inhalt der Lieder, die Motive der Volksdichtung, die Gedankengänge, die Beschreibung des vielgestaltigen Lebens des Einzelnen, der Familie, der größeren Volksgemeinschaft, mit einem Wort: die Realien des Volksliedes. Die Kultur der Südslaven, der Person wie der Gemeinschaft, soll in dem Umfange, wie das Volkslied sie uns darbietet, vorgeführt werden; das Volkslied als Quelle für die Erkenntnis des Volkslebens herangezogen werden, eine Art südslavische Volkskunde im Spiegel der Volksdichtung gegeben werden und zwar in den Hauptgebieten: Liebe, Liebende, Personen und Schauplatz des Liedes (I. Band), Religion und Weltanschauung, Volkstum und Volksbrauch, Natur und Mensch (II. Band). — Einteilung der Volkslieder in Heldenlieder und Frauenlieder. Die ersteren werden gesungen zu den Gusle und im Deseterac und stellen eine versifizierte, poetisch verklärte Geschichte der Kroaten und Serben und deren Hauptvertreter, seien sie orthodox morgenländisch, römisch katholischer oder mohamedanischer Religion, dar. Die Frauenlieder, gesungen ein- oder mehrstimmig zur Tambura, sind lyrische Volkslieder. Zwischen diesen beiden Klassen der Heldenlieder und der Frauenlieder stehen lyrisch epische Lieder in Form von Balladen und Romanzen. Das Material für die Schilderung des Gefühllebens wie der Gebräuche der Kroaten und Serben, liegt vorwiegend in den beiden Klassen der Frauenlieder und Balladen. Die allgemeine Bedeutung des Volksliedes in der Zeit vom 14. bis zum 19. Jahrhundert liegt für die Kroaten und Serben darin, daß durch sie Glauben und Volkstum erhalten wurde. In den Liedern des 19. Jahrhunderts sehen wir Einflüsse der fortgeschrittenen „Kultur": Neben die schlichten Dorflieder, neben die Gesänge der Gebirgsbewohner in Bosnien und Hercegovina treten die leichtfertigen modischen Stadtlieder, besonders aus den nördlicheren, ehemals zu Oesterreich-Ungarn gehörenden Gebieten der heutigen Jugoslaven. Die Frage, ob eine gemeinsame Grundlage im Schatz der Volkslieder, wie in der in ihnen zum Ausdruck kommenden Kultur bei den Kroaten und Serben gegeben ist, wird bejaht. Bei der Gemeinsamkeit der Grundlage erkennt man jedoch das Vorhandensein verschiedener Kulturkreise, verschiedener Konfessionen, verschiedener Staatsentwicklung, verschiedener landschaftlicher Ausbildung, wechselnde Beeinflussung durch fremde, nicht südslavische Kultur.

Digitized by Google

In religiöser Hinsicht haben wir zunächst bei den christlichen Kroaten und Serben eine Scheidung in morgenländisch-orthodoxe und abendländisch-römische Christen zu beobachten. Die Scheidung ist nicht übermäßig groß und bleibt rein religiös (auf dem Gebiete des äußeren Kirchenwesens, im kirchlichen Ritus und in der kirchlichen Disziplin). Daneben haben wir vor allem in Bosnien und Herzegovina die Lieder des islamischen Kulturkreises. Hier zeigt sich die Trennung, das Auseinandergehen der jugoslavischen Stammesgenossen in verschiedene Lager nicht nur direkt auf religiösem Gebiete des Glaubens und der Kultur, sondern in starkem Maße auch auf dem Gebiete der weltlichen Kultur und Lebensgestaltung. Die Sprache ist reich durchzogen mit türkischen Ausdrücken. Die Auffassung des Liebesverhältnisses, die ganze Gestaltung der Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Ehe ist in den moslemischen Liebesliedern und Balladen eine andere als in den Gesängen der christlichen Kroaten und Serben. Die höhere äußere Kultur des türkischen Herrenvolkes gegenüber der christlichen Untertanenherde kommt zum Ausdruck. — Die verschiedenartige staatliche Entwicklung macht sich geltend in Unterschieden zwischen den Liedern der Serben des Königreiches Serbien, der in staatlicher Gemeinschaft mit Ungarn bzw. Oesterreich lebenden Kroaten (hier sind noch Unterschiede zwischen den einzelnen Teilen) und den Liedern der muselmanischen Kroaten und Serben, also der Angehörigen des osmanischen Reiches. — Beeinflussung, durch fremde, nichtslavische Kultur: Am reinsten hat sich das slavische Volkstum in der Sprache, wie in der Anschauungswelt der alten Lieder erhalten in den abgelegenen Gegenden in Bosnien, Herzegovina, Altserbien und Montenegro. Den romanisch-italienischen Einfluß spüren wir in den Liedern der dalmatinischen Küstengebiete. Im nördlichen Randgebiet der Kroaten und Serben (Slavonien, Syrmien, Bačka, Medjumurje) sehen wir das Einströmen österreich-ungarischen Lebens mit seiner ganzen Kultursphäre, mit seiner Militär- und Beamtensprache. Der fremde Einfluß, die Zugehörigkeit der Lieder zu den einen oder anderen Kulturkreis zeigt sich auch darin, was jeweils als Zentrum der Auslandswelt, sozusagen als Kulturmittelpunkt erscheint (Konstantinopel, Venedig, Ofen-Pest, Wien). — Im Zusammenhang mit der gemeinsamen Volksüberlieferung sind die Wanderungen zu erwähnen, die die Lieder von ihrem Entstehungsgebiet in andere südslavische Landschaften mitmachen (Weiterverpflanzung durch Sänger, Fuhrleute, Wanderer und Flüchtlinge). Mit den Wanderungen der Lieder eng verbunden ist die fortwährende Umbildung ihres Wortlautes. Dabei finden wir Verbindungen verschiedener Motive in demselben Liede, Verbindung von alten und neuen Liedermaterial. Bei Betrachtung des Volksliedes der Kroaten und Serben vom Gesichtspunkte der Volkskunde dieser Stämme aus wird man sich bewußt, daß daraus keine vollständige Schilderung des Volkslebens geboten werden kann, sondern nur eine teilweise, nur eine Volkskunde auf Grund des Volksliedes mit dem Gesichtspunkte, wie spiegelt sich das Volksleben in der Volskdichtung wieder. Wir finden hier im Volksliede auch gemeinsame Elemente mit dem Volksliede der benachbarten und stammesverwandten Völker (Bulgaren, Albanesen, Rumänen), aber auch mit ganz entfernten Nationen.

3. Kapitel. Personen und Schauplatz des Liedes. I. Abschnitt: Stand der Personen des Liedes. Fragestellung: Welchen Standes sind, welche Beschäftigung haben die Personen des kroatischen und serbischen Volksliedes? „Personen" sind in erster Linie die Liebenden, Verlobten, Gatten der rein lyrisch epischen Lieder, alle diejenigen die handelnd im Lied aufscheinen oder in Haupt- oder Nebenrollen angeführt werden. Welchen Stand des Volkes, welche Beschäftigung der Menschen wird uns im Lied genannt, in welche Volksschichten führt uns das Lied hinein? Es ist vorwiegend vom Stande des Burschen und Mädchens die Rede. Das Weib wird selten in einer näher bezeichneten Erwerbstätigkeit, in einem bestimmten Stande vorgestellt, mit Ausnahme der Schenkwirtin. Stand und Beschäftigung der Mannspersonen des Volksliedes ist nach der landschaftlichen Herkunft der Lieder vielfach verschieden: Im gebirgigen Land tritt der Hirte mehr hervor, im Küstenland der Seemann. Im alten bosnisch-herzegovinischen Lied sind reichlich türkische

Digitized by Google

Stände genannt. Im Lied der nördlichen Gruppe der Südslaven erscheinen mehr Vertreter der österreichischen und ungarischen Militär- und Beamtenwelt. Im Leben und im Lied des Viehzucht und ackerbautreibenden ländlichen Volkes treten besonders 2 Stände und Beschäftigungen in den Vordergrund, die des Hirten und die des Ackermannes. Die Hirten sind vorwiegend ganz junge Burschen und Mädchen und zwar Schafhirten. Als Nebenbeschäftigung wird beim Burschen das Singen von Liedern und das Spielen auf der Hirtenflöte, beim Mädchen das Spinnen und Sticken genannt. Entsprechend dem uralten Vorkommen der Walachen, der Aromunen als Hirten auf dem Balkan, werden die Hirten oft „walachische" Hirten genannt. Die Heldenlieder schildern viel das Hirtenleben in den Schwarzen Bergen, Bitten und Kämpfe um die Weideplätze, Ueberfälle auf die Herden, Raub der Schafe, Niedermetzelung der Hirten und Rache dafür. Der zweite Hauptstand ist der des Ackermannes, des Bauern. Die Lieder die sich mit dem Leben des Ackermannes beschäftigen sind sehr zahlreich. In diesen Liedern zeigt sich die allgemeine Wertschätzung des bäuerlichen Standes im Volksbewußtsein. In den Liedern von den Erntearbeiten finden sich neben realistischen auch phantastische märchenhafte Motive. An die Erntearbeit des Mädchens und der Frau ist manches dichterische Motiv geknüpft. Ein beliebtes Motiv ist das Wetternten zwischen Mädchen und Burschen. Viel wird die moba (die Hilfsarbeit) genannt, an die sich verschiedene Liebesmotive anknüpfen. Von den landwirtschaftlichen Berufen kommt noch der des Gärtners und Weingärtners zur Darstellung. Die Arbeit des Weibes: In Haus und Hof, Hausarbeiten und Handarbeiten, Dienst des Weibes gegenüber dem Manne (dem heimkehrenden Mann oder Bruder oder Liebsten die Pferde halten, die Waffen abnehmen, die Opanken ausziehen). Eine sehr große Rolle spielen die weiblichen Handarbeiten. Vor allem die ledige Südslavin muß weben, spinnen, sticken und Spitzen häckeln können. Diese Arbeiten werden einzeln oder in Gesellschaft (prelo = Spinnstube, sijelo = Sitzgesellschaft durchgeführt). Am meisten von allen Handarbeiten erwähnt das Lied die Stickerei. Aus der Zahl der ländlichen und städtischen Handwerker treten im Lied besonders die Goldschmiede und die Schneider als die feinsten und geschätzteste Handwerker hervor und es knüpfen sich an sie zahlreiche Liebesmotive. Die sonstigen Handwerke werden im Liede selten erwähnt. Recht wenig ist im Verhältnis zur Bedeutung des Handels im inneren und äußeren Leben der Südslaven in den Liedern vom Handelsmann, Kaufmann die Rede. Der Kaufmann ist als Geliebter wie als Ehemann geschätzt. Eigens hervorgehoben wird der Meereskaufmann (Ueberseehändler). J. Matl.

Nikola Pašić (gest. 10. Dez. 1926).

Y. Chataigneau würdigt in „Le Monde Slave", N. S., 4. Jahrg., Nr. 2 (Febr. 1927), S. 246—270 N. Pašić als Politiker und Staatsmann. F. Epstein.

Branko Vodnik. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 337—346.

Aus Anlaß des plötzlichen Todes des bedeutendsten kroatischen Literarhistorikers der letzten 2 Jahrzehnte, des Agramer Professors Branko Vodnik*), der sich leider in den letzten Jahren zum ewigen Schaden der kroatischen Literaturwissenschaft in die Politik warf, seit Jahren im Mittelpunkt schwerster politischer und persönlicher Konflikte stand und in diesem Kampfe nicht nur von der wissenschaftlichen Tätigkeit abgelenkt, sondern auch aufgerieben wurde, gibt sein Schüler, Prof. A. Barac, in der Jugoslavenska Njiva, dessen Redakteur Vodnik in den letzten Jahren war und die nach seinem Tode auch nicht mehr erschien, S. 337—41 eine kurze warme Schilderung des Menschen und des

---

*) Ueber die Bedeutung Vodniks in der neueren kroatischen und südslavischen Literaturwissenschaft (mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Seite) erscheint von mir im nächsten Band der „Slavia" (Prag) eine Studie. Ferner werde ich die Arbeiten Vodniks nach 1914 in meinem Forschungsbericht zur südslavischen Literaturwissenschaft in der „Zeitschrift für slavische Philologie" näher würdigen. J. M.

Digitized by Google

Kämpfers Vodnik. Der einstige Schüler Vodniks A. Bonifačić zeichnet in einem kurzen Beitrag (S. 341—42) das Verhältnis Vodniks zur Jugend und schildert ferner die Arbeitsweise des Verstorbenen in seinem Seminar an der Agramer Universität. Der Romanist der Agramer Universität P. Skok, Studienkollege des Verstorbenen, schildert in seinem Beitrag (S. 343—45) sein erstes Zusammentreffen mit Vodnik in Wien 1901, die damalige Rolle Vodniks in der Studentenbewegung, seine Feindschaft gegen die philologische Methode der Literaturgeschichte, seine Kampfesstimmung, sein Arbeitsgeist, seine Tätigkeit in der Hrvatska Matica, seinen Kampf in der philosophischen Fakultät in Agram. (Vgl. die polemisch-sarkastisch gehaltene Darstellung dieser Kämpfe von Vodnik selbst in Jugoslavenska Njiva X, S. 206—8, 235—38, 266—70, 301—4, 331—35). Der slovenische Literarhistoriker Fr. Ilešić bringt (345—46) persönliche Erinnerungen an Vodnik, vor allem in Bezug auf die Tätigkeit des Verstorbenen in der Hrvatska Matica. J. Matl.

Jovan Cvijić (gest. 15. Januar 1927). En mémoire de Jovan Cvijić. „Le Monde Slave", N. S., 4. Jahrg., Nr. 4 (April 1927), S. 37—73.

Wiedergabe der Ansprachen von A. Gauvain, E. de Martonne („l'oeuvre géographique de J. C."), Emile Haumant („J. C. et son oeuvre yougoslave"), S. Spalaiković bei der Gedächtnisfeier für C. im Institut d'Études slaves am 5. Februar 1927. — In anschließenden persönlichen Erinnerungen widmet Y. Chataigneau Cvijićs Verhältnis zu Frankreich einen besonderen Abschnitt. F. Epstein.

J. Glaser: Doneski k zgodovini knjigotrštva v Maribori. Časopis za zgodovino in narodopisje, XXI, S. 20—29. (Beiträge zur Geschichte des Buchhandels in Marburg.)

Auf Grund der Arbeit von Puff (Marburg in Steiermark 1847), ferner auf Grund von Pfarrmatrikeln (Marburg und Graz), Magistratsprotokollen, Grundbüchern und Protokollen des Handelsgremiums wird hier eine Darstellung des Buchhandels (einschließlich der Buchdruckerei und des Verlagswesens) in Marburg gegeben. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es keine eigenen Buchhändler. Der erste Marburger, der ein Buch herausgab, war Fr. Piterich (ein Gebetbuch 1767). Es lassen sich 3 Entwicklungslinien von Buchhändlerfirmen verfolgen. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein waren alle Buchhändler und Verleger dem Fühlen nach Deutsche, die slovenische Bücher nur aus kaufmännischen Interessen herausgaben. Sie hatten keine Absicht, die slovenische Kultur zu fördern, kannten anderseits aber auch keinen Haß gegenüber den Slovenen. Als in den 60er Jahren, in der beginnenden Verfassungsära, die nationale Differenzierung begann und damit eine Scheidung der Geister in Slovenen und Deutsche, blieb die bestehende Buchhandlung zwar in deutschen Händen, doch konnten sich die Slovenen verhältnismäßig früh eigene nationale Druckereien schaffen. Die erste Zeitung, die die Marburger Slovenen schufen (Slovenski Gospodar 1867, Narod 1868) druckte Ed. Janschitz, der auch die „Marburger Zeitung" druckte. In den folgenden Jahrzehnten waren vor allem die katholischen Organisationen eifrig an der Schaffung und am Ausbau von eigenen Druckereien (Tiskarna sv. Cirila, Kat. tisk. društvo) tätig. J. Matl.

A. Barac: Naša književnost i naše školstvo. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 145—150. (Unsere Literatur und unser Schulwesen.)

Im letzten Jahre wurde in verschiedenen jugoslavischen Literatur- und Kulturzeitschriften die gegenwärtige südslavische, vor allem kroatische und serbische Kulturkrise, besonders die Krise im Editionswesen, besprochen (Vgl. im Letopis Matice Srpske knj. 307, S. 3 ff von Svet. Predić, ferner ibid. knj. 309, S. 1 ff v. M. Kašanin, ferner ibid. knj. 310, S. 340 ff v. Dušan Slavić: ferner diverse Aufsätze in den Belgrader Zeitschriften Misao, Srpski Književni

Digitized by Google

Glasnik). In dieser Richtung geht auch dieser Aufsatz. A. Barac schildert hier die große Interesselosigkeit des Publikums für die Erzeugnisse heimischer schöner Literatur und die daraus folgende elende Lage der materiellen Grundlagen der Literatur und Kultur. Kroatien hat in dieser Hinsicht den Rekord an Interesselosigkeit auch des intellektuellen Publikums gegenüber der heimischen Literatur. Eine der wichtigsten Ursachen der betrübenden Tatsache sieht Barac in dem verfehlten Literaturunterricht in den Mittelschulen, der sich vorwiegend auf das Memorieren von Biographien, Motiven und Jahrzahlen etc. beschränkt, fast nur die älteren Epochen behandelt und die Liebe und Freude zur heimischen neueren schönen Literatur von Haus aus totschlägt. Bei den Serben dagegen ist die Situation dadurch besser, daß eine bessere Organisation des Kulutrlebens besteht (Srpska Književna Zadruga, Letopis Matice Srpske u. a.) daß andererseits zwischen den akademischen Lehrern der Literaturgeschichte (so vor allem J. Skerlić, B. Popović, P. Popović) und dem schaffenden literarischen Publikum ständig vielmehr befruchtende Beziehungen bestanden. J. Matl.

A. Milčinović: Kazališni arhiv i muzej. Jugoslavenska Njiva X, knj. I, S. 223—227. (Theaterarchiv und Theatermuseum.)

Milčinović, der vor einiger Zeit zum Kustos des Archivs und des musealen und historischen Materials des Nationaltheaters in Zagreb ernannt worden war, bespricht hier die Notwendigkeit eines Theaterarchivs und eines Theatermuseums, berichtet über die Tätigkeit hinsichtlich der Sammlung archivalischen Materiales zur kroatischen Theatergeschichte, soweit sich dasselbe in den Händen der Behörden, vor allem der Landesregierung, befindet. Das in Betracht kommende Material reicht nur bis 1850 und muß erst mit großer Mühe aus dem übrigen Aktenmaterial der Behörden herausgesucht werden. Viele Akten, die für die Theatergeschichte in Betracht kämen, sind bereits durch die periodische Ausscheidung von Akten verloren. J. Matl.

RUSSLAND

G. Vernadsky: Zur Geschichte des Entwurfs einer Konstitution für Rußland vom Jahre 1819. Historische Zeitschrift, Bd. 135, H. 3 (1927), S. 423—427.

Der Novosil'cov'sche Verfassungsentwurf v. 1817 ist von Th. Schiemann in Bd. 72 der „Historischen Zeitschrift" (1894) nach der Abschrift des preußischen Generalkonsuls Schmidt in Warschau (Geh. Staats-A. Rep. 1, Russie Nr. 71) veröffentlicht worden. In Bd. 73 derselben Zeitschrift hat A. Stern die Mitteilungen Schiemanns an der Hand von Berichten Lebzelterns an Metternich im Wiener Archiv ergänzt. Vernadsky publiziert hierzu eine besorgte Depesche an den preußischen Botschafter in Petersburg Schoeler v. 16. November 1819, seinerseits Nachforschungen über den Entwurf Novosil'covs anzustellen (Geh. Staats-A. ibidem Nr. 67 fol. 253a—254b), sowie den inhaltsreichen Bericht Schoelers vom 3. Jan. 1820, soweit er sich auf die Verfassungsfrage bezieht (ibidem Nr. 72 fol. 86—100). Am 2. Februar 1820 übersendet dann Schoeler seinerseits den Entwurf Novosil'cov's, der sich mit der Abschrift Schmidts deckt. Über den endgültigen Verfassungsentwurf fehlen nach Vernadsky's Kenntnis Daten sowohl in den Berichten Schmidts als Schoelers.

Harald Cosack.

Digitized by Google

M. Prelog: Dekabristi (14/26. Dezember 1826). Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 51—56, 81—86, 125—129, 154—162, 197—200, 227—233, 256—261, 293—296.

Prelog weist am Schlusse dieser zusammenfassenden Darstellung des Dekabristenaufstandes darauf hin, daß er von der neusten Literatur über die Dekabristen leider nur einen kleinen Teil in die Hand bekommen konnte, daß im übrigen seine Ausführungen vor allem auf die vorzügliche Chrestomathie von M. M. Klevenskij (Dekabristy. Moskva-Leningrad 1926), ferner auf die Arbeit des G. Čulkov (Mjatežniki 1825 goda. Moskva 1925), ferner auf die verschiedenen Memoiren (Baron Rosen, Zakuškin, Volkovskij, Obolenskij), im übrigen auf die geschichtlichen Darstellungen von Korff, Schiemann, A. N. Pypin, zurückgehen. Die neuere Literatur über die Dekabristen ist verzeichnet von Ján Slavík im Slovanský Přehled XVIII, č. 1.

Sovetrußland hat den 100jährigen Gedenktag des Dekabristenaufstandes besonders gefeiert. Moskau sollte ein Denkmal zu Ehren der Dekabristen bekommen. Es wurde eine spezielle Kommission eingesetzt, die ein detailliertes Programm für die Jubiläumsfeier aufzuarbeiten hatte. Einzelne Sektionen dieser Kommission hatten sich um die Herausgabe von Gedenkschriften und Vorträgen zu kümmern. Für die Rote Armee, für die Arbeiter und Bauern und Studenten wurde eine Reihe von populären Schriften über die Dekabristen herausgegeben. In den Schriften der Sovethistoriker (Zinovev in der Geschichte der russischen kommunistischen Partei, u. a.) und Literarhistoriker werden besonders die Teilnahme und die Sympathien des Petersburger niederen Volkes gegenüber den Aufständischen erwähnt. Nach der Wiedergabe des Urteiles über den Dekabristenaufstand bei Hercen, Pypin, Schiemann zeichnet Prelog im Einzelnen: Die junge russische Generation (Intelligenz, Offizierskreise) um 1813—14 (der Einfluß der westeuropäischen liberalistischen Ideen, Entwicklung des Freimaurertums und der Geheimgesellschaften in Rußland), das Hervortreten des Pestel 1816 und des Muravev, der späteren Hauptführer; 1818 Gründung der Gesellschaft Sojuz blagodenstvija (starke Einflüsse des Deutschen Tugendbundes in den Statuten und in der äußeren Organisation, Betonung der russischen Agrarfrage in diesem Sojuz, deutsche Einflüsse bei dem Staatsmann Nik. Turgenev, der ein Schüler des Baron Stein gewesen war; Gründung einer neuen Geheimgesellschaft „Južnoe obščestvo" (dieser „Südliche Verein" stand unter dem Vorsitz des Pestel) und einer „Severnoe obščestvo" (unter Muravev in Petersburg). In der weiteren Entwicklung bekamen die Geheimgesellschaften einen anderen Charakter, indem die sozialen Fragen in ihnen in den Hintergrund traten und die aktuellen politischen Fragen in den Vordergrund. Die Ursache lag in den damaligen Verhältnissen Rußlands. Pestels Ansichten. Verbindungen zwischen den einzelnen Gesellschaften. Der Dichter Ryleev in der Bewegung. Gründung der Gesellschaft „Soedinennych Slavjan" (panslavistische Ideen, Verbindung mit Polen und polnischen Freimaurerlogen. Verbindung zwischen dieser Gesellschaft und dem „Südlichen Verein"). Aktionspläne dieser Geheimgesellschaften 1825. Der Car soll schon 1818 von den Plänen der Geheimgesellschaften gewußt haben, sicher 1821; 1824 und 1825 war er durch Geheimagenten genau informiert. Tod des Caren Alexander. Schlechte Vorbereitung des Aufstandes. Die Vorgänge am 14. Dezember in Petersburg, die Vorgänge in Moskau. Diz Haltung der Dekabristen beim Verhör (Prelog ist hier anderer Meinung als Schiemann), ihre Strafe. Die Nachwirkung der Dekabristenbewegung auf die nächste Generation (Alexander Hercen). Die Religiosität als besondere Note bei den Dekabristen.

J. Matl.

Gunther Frantz: Die Meerengenfrage in der Vorkriegspolitik Rußlands. „Deutsche Rundschau", Bd. 210, 2. 53. Jahrg., (Febr. 1927), S. 142—160.

Der Vortrag von Major Frantz auf dem deutschen Historikertag in Breslau 1926 schildert die Politik Rußlands im nahen Osten seit der Thron-

besteigung Nikolaus II. Der Plan einer Besetzung des Bosporus 1896—1897 — vgl. auch die Notiz in diesen Jahrbüchern N. F. Bd. III, H. 1 (1927), S. 177 — und die Aktivität der russischen Außenpolitik, der Militär- und Marinekreise zwischen 1908 und 1914, die Lösung der Meerengenfrage im russischen Sinne heraufzuführen, werden auf Grund in Deutschland bisher nicht genügend beachteter russischer Zeugnisse eingehend erörtert. Fr. schöpft vor allem aus den Dokumentenveröffentlichungen im „Krasnyj Archiv", aus Wittes und Rodzjankos Erinnerungen, dem Tagebuch des Generals Polivanov und Friedrich Stieves Izvol'skij-Publikationen. Die ungleichmäßige und ungenaue Bezeichnung der Fundorte der zahlreichen Zitate, indem Fr. in den meisten Fällen auf genaue Seitenangabe der benutzten Quellen verzichtet, beeinträchtigt leider die wissenschaftliche Verwendbarkeit der Studie, die zugleich einen wertvollen Beitrag in der Publizistik zur Kriegsschuldfrage darstellt.

F. Epstein.

1905. Nikolaus II. und die Revolution. „Le Monde Slave", N. S., 4. Jahrg., Nr. 2 (Februar 1927), S. 312—316,

veröffentlicht in Gatčina aufgefundene Briefe des Caren an die Kaiserin-Mutter Maria Feodorovna aus der Zeit zwischen dem 18. Mai 1905 und dem 10. November 1906 nach Auszügen, die zuerst in den „Izvestija" vom 6. und 7. Januar und in der Zeitung „Večernaja Moskva" erschienen. Einige Stellen der Briefe sind für das Verhältnis des Caren zu Witte bemerkenswert.

F. Epstein.

1911, 14. September. Attentat auf Stolypin in Kiev. „Le Monde Slave", N. S. 4. Jahrg., Nr. 2 (Februar 1927), S. 316—319.

Die Mitteilungen des Sozialrevolutionärs E. E. Lazarev in Nr. 6/9 des Jahrgangs 1926 der Prager Zeitschrift „Volja Rossii" über das Attentat auf P. A. Stolypin und über die Persönlichkeit des Mörders Dmitrij Bogrov bringen keine volle Klarheit über die Beweggründe Bogrovs, der eine wenig durchsichtige Doppelrolle als Agent der Ochrana und als Revolutionär spielte. Nach Lazarevs persönlichem Eindruck war Bogrov ein aufrichtiger Revolutionär, der nur zum Schein die Verbindung mit der Ochrana aufrecht erhielt.

F. Epstein.

Vera Schukowskaja: Meine erste Begegnung mit Rasputin. „Das Tagebuch", 8. Jahrg., H. 2 (8. Jan. 1927), S. 66—70; H. 3 (15. Jan.), S. 108—112; H. 4 (22. Jan.), S. 154—157; H. 6 (5. Febr.), S. 222—230.

Ein Sittenbild aus dem Hause Rasputin in Petersburg 1914; die Aufzeichnungen beleuchten wie viele andere Zeugnisse grell die Verbindung von religiöser Ekstase mit sexueller Hörigkeit bei einem Teil der weiblichen Gefolgschaft des „Starec". F. Epstein.

1916. Russisches Projekt einer Autonomie Polens. La question polonaise en juillet 1916. Un document officiel russe. „Revue d'histoire de la guerre mondiale", 5. Jahrg., Nr. 1 (Januar 1927), S. 44—55.

Im Juli 1916 beschäftigte sich der russische Ministerrat in mehreren Sitzungen mit einem Entwurf, der Polen Autonomie unter russischer Oberhoheit gewähren sollte. Die „Revue d'histoire de la guerre mondiale" gibt eine Uebersetzung der Sitzungsprotokolle nach der Veröffentlichung „Russko-pol'skie otnošenija v period mirovoj vojny (Mosk.-Leningrad 1926), S. 114—125.

F. Epstein.

Digitized by Google

André Pierre: Le dernier recensement de la population en U. R. S. S. „Le Monde Slave", N. S., 4. Jahrg., Nr. 4 (April 1927), S. 149—160.

Am 17. Dezember 1926 hat in der Sovetunion die erste allgemeine Volkszählung seit 1897 stattgefunden. P. gibt eine Uebersetzung des Fragebogens für die Volkszählung und bespricht die bis zum Februar mitgeteilten vorläufigen Ergebnisse der Zählung. Die Gesamtbevölkerung der USSR wird auf 145 Millionen (1897: 104 100 000) geschätzt. F. Epstein.

Antoni Kwiatkowski: Profanacja zwłok bł. Andrzeja Boboli w świetle dokumentów. Przegląd Powszechny, Bd. 173 (1927), S. 339 bis 355; Bd. 174 (1927), S. 74—88.

Die Bolševiken trachteten überall, die Bevölkerung gegen die Kirche und deren Priester aufzuhetzen, und die Laien über angeblichen Pfaffentrug aufzuklären. So bestanden sie darauf, die Reliquien des seligen Andreas Bobola in Połock aus ihrem letzten Ruheort in ein staatliches Museum zu überführen und bei diesem Anlaß zu zeigen, daß sie keinerlei wunderbare Eigenschaften besäßen. Drei Jahre dauerte der Kampf des von der Gesamtheit der katholischen Bevölkerung unterstützten und vom Erzbischof Cieplak geführten Klerus gegen die wechselnden Ukaze der lokalen Behörden, die von den Moskauer Gewaltigen bald öffentlich mißbilligt, bald heimlich aufgestachelt wurden. Endlich siegte die rohe Uebermacht. Die Ueberreste des Seligen wurden geöffnet und ins Moskauer Hygienische Museum gebracht. Von dort befreite sie die Intervention des päpstlichen Delegaten Walsch, der im Jahre 1922 während der Hungersnot in außerordentlicher Mission in Rußland weilte und von den Sovětbehörden die Erlaubnis bekam, die Reliquien nach Rom mitzuführen, wo sie nunmehr der Ueberführung nach Polen harren. Die einzelnen Phasen des Kampfes zwischen Katholiken und Bolševiken, bald an Episoden der Terreur, bald an die übelsten Zeiten der Religionskriege erinnernd, werden von P. Kwiatkowski anschaulich geschildert. Seine Erzählung, die sich auf die großenteils in extenso mitgeteilten Dokumente stützt, gehört zu den wertvollsten Zeitbildern aus dem Rußland der Nachkriegsjahre.

Otto Forst-Battaglia.

Konstanty Srokowski: Elita bolszewicka. Przegląd współszesny, Bd. 20 (1927), S. 353—378; Bd. 21 (1927), S. 51—77, 228—270.

Srokowski versucht an einer noch ganz frischen Vergangenheit das, was Lednicki an mehr entschwundener Vorzeit getan hat, den Polen die leidenschaftslose Wahrheit über Rußland zu sagen, gegen die von rechts und links viel gesündigt wird. Er analysiert die Grundlagen der bolševikischen Staatlichkeit in der Praxis der Verwaltung und in der Theorie ihrer Staatslehre. Ersichtlich von Michels und den anglosächsischen Soziologen beeinflußt, zeigt er, was sonst nur mit gehäßiger Nebenabsicht und entstellt, oder auch gar nicht berücksichtigt wird, den Keim einer neuen Aristokratie und einer neuen Religion im adels- und glaubensfeindlichen Bolševismus. Man muß bei diesen Ausführungen unwillkürlich an die unsterbliche Parodie von Reboux-Muller denken, die in ihrer Persiflage einer Rede von Jaurès gegen Militarismus und Zeremonien so ziemlich alles das sagt, was Srokowski auf hundert Seiten kaum erschöpft, wie aus der faktischen Führerschaft mit Notwendigkeit sich eine neue Oberschicht entwickelt — man denke an Trockijs Worte von den Samurai, oder vom bolševikischen Mönchsorden — und wie aus den Feiern, Gebräuchen, Schriften des Proletarierstaates sich eine neue Glaubenslehre herausschält. Plus que cela change plus c'est la même chose. Die auf reiches Zahlenmaterial begründete, sehr einsichtige Arbeit, ist an treffenden Bemerkungen reich, so über den Anteil der Juden am Bolševismus, über das Verhältnis von Stadt und Land unter dem neuen Regime, die faktische Entproletarisierung der exproletarischen Beamten. Angenehm berührt die Ablehnung der willig und

Digitized by Google

böswillig kolportierten Legenden von Korruption und Ausschweifung der Funktionäre und die Vorsicht im Urteil über die Zukunft.

Otto Forst-Battaglia.

V. Peretz: Zur Frage über die jüdisch-russischen literarischen Beziehungen (K voprosu o jevrejsko-russkom literaturnom obščeniji). Slavia, Jahrg. V, 1927, S. 267—276.

Der Autor befaßt sich hier mit der Frage über den unmittelbaren Einfluß der althebräischen auf die russische Literatur. Er führt u. a. aus, daß das „Gleichnis vom Lahmen und Blinden" zusammengestellt von Cirillus von Turov (XIII. Jahrh. dem Talmud entnommen sei u. z. aus der Erzählung Sanhedrin. Doch wurde darauf schon früher von Iv. Franko hingewiesen: „Prytča pro slipcja i chromcja", Lemberg im J. 1905. Auch die Erzählung „Das Gericht des Königs Salomon", die V. Peretz im kirchlich-archäologischen Museum der Geistlichen Akademie in Kiev (N. 471, O. 8, 75d, XVIII. Jahrh.) fand, bringt der Autor mit dem altjüdischen Midrasch in Verbindung. Ebenso wurde auch die Erzählung über Salomon „Auch dies geht vorüber", die der Autor in der Handschrift N. 533/O. 8. 32 v. J. 1724 desselben Museums in Kiev fand, mit einer altjüdischen mittelalterlichen Legende in Zusammenhang gebracht. Schließlich fand der Autor eine alt-jüdische Legende auch im „Schlüssel zur Vernunft" („Ključ razuměnija") des ukrainischen Schriftstellers der XVII. Jhrh. J. Haljatovskij, die dem Cyklus der Legenden über Salomon angehört.

E. Perfeckij.

B. Varneke: Pogodin i Schiller (Pogodin und Schiller). Slavia, V. Jahrg., 1927, S. 339—347.

In der Geschichte der russischen Literatur wurde der große Einfluß Fr. Schillers auf den russischen literarischen Kritiker V. Bělinskij und auch auf A. Herzen schon festgestellt. Aber auch die Beeinflussung des Dichters A. S. Chomjakov (vgl. N. Kotlarevskij: „Chomjakov als Dichter" in „Russkaja-Mysl" 1908) ist unverkennbar. Hier zeigt uns der Autor, welch großen Einfluß Schiller auch auf M. Pogodin, Professor an der Moskauer Universität und den Freund N. Gogols, nahm. Der Autor faßt sich darüber nur ganz kurz. Der Einfluß Schillers kann auch an den Werken Pogodins und auch an seiner Weltanschauung wahrgenommen werden, die sich bei diesem hervorragende Professor schon seit seiner frühesten Jugend unter dem entschiedenen Banne der Gedichte Schillers entwickelte. In sehr hohem Ansehen standen bei ihm Schillers „Wallenstein" und „Don Karlos", aber auch seine philosophischen Werke fanden bei ihm eine hohe Würdigung. „Der Geist Schillers möge mich umschweben", das waren die Worte dieses Bewunderers Schillers.

E. Perfeckij.

V. Kralj: Tolstoj kao odgojitelj i estetičar. Nastavni Vjesnik XXXIV, S. 295—272, XXXV, S. 1—8. (Tolstoj als Erzieher und Aesthetiker.)

Es handelt sich hier um einen Auszug aus einem größeren Werk über Tolstoj. Kralj bringt die pädagogischen Anschauungen des Tolstoj zur Darstellung: Seine Abhängigkeit von Rousseau in grundsätzlichen Fragen, seine praktische Tätigkeit in der von ihm geschaffenen Schule für die Bauern (die hier gemachten Erfahrungen wurden in dem Blatt „Jasnaja Poljana" niedergelegt); die Forderung der „freien Schule", die Polemik zwischen Tolstoj und Evgenij Markov über pädagogische Fragen, Tolstojs ABC-Bücher und Lesebücher. Tolstoj als Aesthetiker: Seine Anschauungen über den Zweck der Kunst, seine Stellungnahme gegen die moderne Kunst („Kunst muß jedem verständlich und zugänglich sein, was bei allen großen Kunstwerken auch

Digitized by Google

tatsächlich der Fall ist". Trennung der Kunst der höheren Stände und der Kunst des Volkes in neuerer Zeit). J. Matl.

Val. Gorjanski: Tragedija pjesnika (Sergej Jesenin). Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 209—215.

Gorjanski gibt anläßlich des Selbstmordes des russischen Dichters Jesenin eine leider nur skizzenhafte Darstellung der russischen literarischen Verhältnisse während des Weltkrieges und in den ersten Jahren der Revolution: Das Auftreten untalentierter Kriegsdichter, der Kritiker Vasilevskij, Ne-Bukva, der Dichter Naživin, A. J. Kuprin, das Auftreten der Futuristen, die Tätigkeit des Maxim Gorkij. Die Bedeutung der literarischen Salons in Petersburg: Das Hervortreten des Sergej Gorodeckij, des Block, des Kuzmin, dann schließlich das Auftreten des Nikolaj Kljuev, einer der interessantesten und originellsten Gestalten der neueren russischen Literatur. Kljuev ist herausgewachsen aus der Raskolniktradition. Sein Leben und seine Dichtung ist Ausdruck der unmittelbarsten Volksseele. Er ist in der neueren russischen Literatur der erste und einzige Volksdichter, der sich neben der herrschenden Intelligenzliteratur volle Selbständigkeit bewahrt hat und mit seinem starken Talent sein Werk auf den ursprünglichen Grundlagen ausgebaut hat. Bei Kljuev finden wir die dichterischen Anfänge der späteren eurasischen Bewegung in Philosophie und Geistesleben. An Kljuev schloß sich Sergej Jesenin an, der später der Vater des Imaginismus bezeichnet wurde. Jesenin zeigt zunächst eine ähnliche Lebenseinstellung und Lebensweise wie sein Lehrer, bis er später, verführt von der Sehnsucht nach äußerem literarischen Ruhm, diese Grundlagen verläßt, dabei sich selbst verliert, seelisch zu Grunde geht und schließlich seinem Leben mit dem Stricke ein Ende macht. J. Matl.

Zělenin Dim: Ženşkije golovnyje ubory vostočnych (russkich) slavjan. — Die Frauenkopfbedeckung der Ost- (russischen) Slaven. Slavia, V, 1927, S. 302—338.

Da die Kopfbedeckung der ostslavischen Frauen mit der Haartracht organisch verbunden ist, befaßt sich der Autor vor allem mit der Haartracht der Frauen. Die übliche Haartracht besteht bei den ostslavischen Mädchen in einem, oder zwei einfachen Zöpfen, die über den Nacken herabwallen. Die großrussischen Mädchen tragen immer nur einen Zopf, hingegen werden von den verheirateten großrussischen Frauen zwei Zöpfe bevorzugt. In der Westukraine ist es gerade umgekehrt der Fall, indem die Mädchen zwei und manchmal sogar drei und vier Zöpfe tragen, welche Frisur „V dribnyci" bezeichnet wird. Infolge dieser Haartracht besitzt die Kopfbedeckung des Mädchens auch keinen Oberteil und auch der rückwärtige Teil ist offengehalten. Sie bedeckt bloß die vordere Kopfseite, die vorderen Haare und einen Teil der Stirne und wird rückwärts mit einem Band zusammengehalten. Die Höhe dieses „Halbkreises" ist an verschiedenen Orten eine verschiedene; diese halbkreisförmige Kopfbedeckung ist für gewöhnlich aus Draht ornamental geflochten und wird zuweilen mit breiten Bändern bedeckt. In der Ukraine tragen die Mädchen anstatt dieser Kopfbedeckung einen Kranz aus lebenden Blumen, der den oberen Teil des Kopfes ebenfalls freiläßt. Hingegen tragen die verheirateten Frauen eine sog. „Namitka" von verschiedenartiger Form, die Kopf und Haare vollständig bedeckt. Sie wird aus Leinwand oder Stoff verfertigt. Außerdem hat sich bei den Großrussen noch eine besondere Frauenkopfbedeckung erhalten u. z. ein aus dünnem Nußbaumholz, Lindenrinde oder Leinengewebe hergestelltes Rad, die sog. „Kibalka", „Roga" u. a. Für verheiratete Frauen existiert aber auch ein besonderer Hut, die sog. „Soroka", die aus Leinwand, oder schön gesticktem Stoff verfertigt ist. Der Autor hält die „Namitka" für eine allslavische Kopfbedeckung, während die „Soroka" als eine Sonderheit Großrußlands gilt. E. Perfeckij.

Digitized by Google

BÖHMEN, SLOVAKEI, ČECHOSLOVAKEI

B. Varsik: Slováci na pražskej univerzite do konca stredoveku. Sbornik Filosofické fakulty university Komenského v Bratislavě. Jahrg. IV, 1926, Z. 45, S. 525—556. (Herausg. i. J. 1927.)

Die Slovakon an der Prager Universität bis Ende des Mittelalters. Der Autor führt hier an, wer von den Hussitenkriegen an aus Ungarn und namentlich aus der Slovakei an der Prager Universität studiert hat. Er verweist darauf, daß außer den aus der Slovakei stammenden aufgezählten Studenten nicht außer acht gelassen werden darf, daß auch ein Teil der in den Matrikeln als „de Ungaria" geführten Studenten aus der Slovakei stammte. Doch gibt der Autor selbst zu, daß auch auf diese Weise die faktische Zahl der slovakischen Studenten an dieser Universität nicht festgestellt werden kann, weil er sich bloß bei jenen Slovaken-Studenten feststellen läßt, die das Bakalaureat und den Magisterrang erreichten, weil die Matrik. mit dem Namen der übrigen Studenten, die sich mit der Inskription in die Matrik. zufrieden gaben, nicht erhalten blieb. Diese Arbeit behandelt namentlich den Stoff aus dem XIV. und Anfang des XV. Jahrh. E. Perfeckij.

L. K....: Pamphlete gegen Hurban (1848—49). Revue Prúdy, XI, 1927, Heft 1, Bratislava, S. 31—36.

Der Aufstand d. J. 1848—49 ist Štur und Hurban in der Ostslovakei nicht so vollständig gelungen, wie es in der Westslovakei der Fall war. Dies motiviert der Autor mit dem Mangel an slovakisch fühlender Intelligenz. Die meisten der sich aus Slovaken rekrutierenden Freiwilligen besaß dort die gegen Kossuth kämpfende österreichische Armee, doch standen auch Kossuth hinreichend Slovaken zur Verfügung. Dieses Mißtrauen zu dem slovakischen Aufstand äußerte sich auch in mehreren Pamphleten gegen den Führer Hurban. Besonders interessant ist das Pamphlet „Tajomný list františkána" (Der Geheimbrief des Franziskaners), in welchem eine Kossuthfreundliche Propaganda zugrundeliegt. E. Perfeckij.

E. Klementis: Paberky z dejin slovenského povstania 1848—1849. Skizzen aus der Geschichte des slovakischen Aufstandes 1848—1849). Slovenské Pohl'ady, Jahrg. XLIII, Nr. 1—2, 1927, S. 106—109.

Dieser Aufstand war in der mittleren Slovakei, mit der Stadt Sväty Martin Turciansky, St. Marton) als Zentrum vom meisten Erfolg begleitet. Die Seele dieses gegen die Ungarn gerichteten slovakischen Aufstands war der Schriftsteller Hurban-Vajanský. Die Aufständischen waren mit Wissen der österreichischen Wiener Regierung und mit deren Unterstützung tätig. Hier liefert der Autor das die damalige Stimmung kennzeichnende Material. Zuweilen wurde seitens der ungarischen Regierung die Gefahr eines slovakischen Aufstandes übertrieben. Dieses Werk befaßt sich vornehmlich mit den Anfängen dieses Aufstandes. Die Daten sämtlicher hier vom Autor angeführten Dokumente beziehen sich auf den Monat Dezember 1848. E. Perfeckij.

Josef Maliak: Andrej Plachý. Slovenské Pohl'ady, Jahrg. XLIII, Nr. 1—2, 1927, S. 91—101.

Dieses Werk enthält das Material für die Biographie des bekannten slovakischen Erweckers des XVIII. Jhrh. Andrej Plachý, geboren i. J. 1755, gest. 1810), einem Zögling der Leipziger Universität. Er war evangelischer Geistlicher in Turciansky, Sv. Martin (St. Márton) u. z. um die Zeit, als unter Führung Anton Bernoláks das slovakische Nationalbewußtsein entflammte und Ende d. XVIII. Jhrh. das „Slovenské učené Tovarysstvo" begründet wird. Doch reicht Plachýs Tätigkeit noch weiter zurück, indem er in den Jahren 1785—1786 in Banská Bystrica eine Monatszeitschrift in slovakischer Sprache

Digitized by Google

unter dem Titel „Staré Noviny literného umenia“ herausgab. Diese Zeitschrift kann geradezu als einzigartig bezeichnet werden. Zu der Zeit war es im ganzen ungarischen Staat die einzig slavische Zeitung. — Andreas Plachý ist als Senior im evangelischen Seniorat in Sv. Martin bemüht, auch die Kirchenschulen zu reformieren, u. z. auf Basis der slovakischen Muttersprache. Von seinen literarischen Arbeiten, von denen 8 in slovakischer und die übrigen in lateinischer Sprache erschienen sind, kann als besonders interessant seine Historie der evangelischen Kirche im Seniorat in Sv. Martin, „Historia ecclesiarum aug. conf. in inclyta provincia Thuroczensi“ bezeichnet werden.

E. Perfeckij.

M. Prelog: Franjo Palacký. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 305 bis 310, 363—368.

Anläßlich der 50. Wiederkehr des Todestages Palackýs (26. 5. 1876) gibt der kroatische Historiker M. Prelog, der schon in seinem großen Werke Slavenska renesansa (Zagreb 1924) das Wirken Palackýs eingehend dargestellt hatte, eine Darstellung der Entwicklung und der wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Tätigkeit dieses Mannes. Prelog lehnt sich wesentlich an die seinerzeitige monographische Darstellung des čechischen Historikers Goll (1898) sowie an die Masaryksche Analyse und Beurteilung des politischen und kulturellen Programmes des Palacký an. In den wesentlichen Zügen wird in dieser Studie gezeichnet: Palackýs Jugend, seine Ausbildung, die auf ihn wirkenden geistigen Einflüsse, die Folgen seiner nahen Verbindung mit der böhmischen Aristokratie, seine wissenschaftlichen Interessen, seine Bestrebungen um die Schaffung eines čechischen (böhmischen) Museums und um die Herausgabe des bekannten Musealorganes sowie um die Gründung der Matice České, die für die nationale Kultur auch insoweit große Bedeutung hatte, als durch sie die Herausgabe wichtiger wissenschaftlicher Werke, wie die des Jungmann und des Šafařík, ermöglicht wurde; seine grundlegenden Arbeiten auf dem Gebiete der čechischen Historiographie, seine nationalen Ideen, seine geschichtsphilosophischen Anschauungen im Allgemeinen (starke Einflüsse der Philosophie Schellings) und in Bezug auf die čechische Geschichte (Dualismus in der Geschichte: Polarität zwischen Freiheit und Autorität, Verstand und Autorität; in der Geschichte der Menschheit das wichtigste Beispiel für diese Polarität zweier Kräfte: Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus (Hussitismus); in der čechischen Geschichte die gegenseitige Durchdringung der slavischen, romanischen und deutschen Elemente), seine Auffassung der Slaven (unter dem Einflusse Herders), seine Auffassung der Hussitenzeit, seine Philosophie (nach dem Kant'schen kategorischen Imperativ: Čeh sobě nechceš, jinému nečiň); seine Auffassung des čechischen Staatsrechtes (gegen Feudalismus und Zentralismus), seine politische Tätigkeit 1848 und 1861, seine Auffassung vom Oesterreichischen Staat (für Föderalismus auf Grund einer Nationalitätenautonomie, gleiches Recht für alle; nach dem Falle des Hohenwart-Ministeriums und der endgiltigen Durchsetzung des Dualismus glaubt Palacký nicht mehr an den dauernden Bestand Oesterreichs.

J. Matl.

Eine karpathorussische Handschrift aus dem Jahre 1652. Sbornik Filosofické fakulty university Komenského v Bratislavě, Jahrg. IV, 1926, Z. 44, S. 447—522 (herausg. i. J. 1927).

Enthält den Text einer karpathorussischen Handschrift aus dem Jahre 1652, die ein wichtiges Dokument für die karpathorussische Sprache und Literatur des XVII. Jahrh. bildet. Sie enthält Explikationen über verschiedene Vorfälle und Feiertage und stammt von dem Priester Grigorij Kujbeda aus Stryj-Galizien. Die Tätigkeit Weingarts erstreckt sich jedoch nicht auf eine Ueberprüfung dieses Dokumentes, sondern lediglich des Textes.

E. Perfeckij.

Digitized by Google

Kazimierz Cholynicki: Geneza dynastji Giedymina. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 541 ff.

Dunkel ist um die Anfänge des mächtigen Hauses gebreitet, das um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts ganz Osteuropa, soweit es der römischen Kirche untertan war, und dazu Teile der pravoslaven Welt beherschte. J. Wolff, Graf Stadnicki haben vergeblich gesucht, über Gedymin hinaus gesicherte Ergebnisse zu erzielen. In den letzten Jahrzehnten erblickt man in Putuwer (oder Lutuwer) den Vater, in Witenes den (älteren ?) Bruder Gedymins, dessen Geschlecht dann aus Samogitien stammte und dessen Teilfürsten gewesen wäre. Ebensowenig wie über die ältere Dynastie Mendog-Mindowes oder über die Radziwiłł, Holszański und andere litauische Fürstenhäuser besitzen wir über die späteren Jagellonen einwandfreie Nachrichten, die über das 14. Jahrhundert zurückgehen. Chodynicki kommt mit allem seinem Scharfsinn nicht darüber hinaus, für die erwähnte Theorie, die vor Gedymin noch eine Generation feststellt, neue Argumente zu finden. Es ist, ohne daß neue Quellen entdeckt würden, unmöglich, über Gedymin hinaus gesicherte Filiationen zu bekommen. Die Eventualitäten bleiben offen, in ihm einen samogitischen, kernlitauischen Teilfürsten, einen emporgekommenen „schlechten Bojaren", einen Nachkommen der älteren Dynastie (sei es auch nur im Weibesstamm) zu erblicken. Nur die Hypothese rjurykidischer (und überhaupt fremder) Abkunft ist angesichts des Heidentums und der Vornamen abzulehnen.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Zajączkowski: Przymierze polsko-litewskie 1325 r. Kwartalnik Historyczny, Bd. 40 (1926), S. 567 ff.

Der Autor, in den letzten Jahren durch mehrere treffliche Arbeiten zur litauischen Geschichte des Mittelalters bekannt geworden, schildert den Ursprung und die Folgen der polnisch-litauischen Annäherung von 1325, die in Kazimierzs Ehe mit Aldona, der Tochter Gedymins, und in einem formellen Bündnis beider Reiche ihre Krönung fand. Zajączkowski zeigt, wie aus dem gemeinsamen Gegensatz wider den Deutschen Orden und aus der gemeinsamen Sorge um die Entwicklung in Reußen (wo die Rjurykiden ausgestorben und Litauer, Polen, Ungarn im Wettbewerb, die Tartaren stets bedrohlich waren), erst Freundschaft, dann enge Allianz erwuchs, die ihrerseits dereinst die Vorstufe zum Königtum der Jagellonen, zur Union bilden sollte. Die Arbeit ist solid, umsichtig, kennt und interpretiert maßvoll die Quellen.

Otto Forst-Battaglia.

Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten. Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 8. Posen 1926. S. 49—92.

Es handelt sich bei der Veröffentlichung Th. Wotschkes um die durch vielfache Schreiben von Landesinsassen ergänzten Berichte des preußischen Gesandten Lölhöffel v. Löwensprung an Friedrich Wilhelm I. vom Juli 1713 bis Juni 1718, die ein erschütterndes Bild von den in einer Zeit konfessionellen Ausgleichs in Polen über die Protestanten und damit vornehmlich über die Deutschen verhängten Verfolgungen entrollen. Gleich die 1. Relation erzählt von der grausamen Hinrichtung eines preußichen Untertanen, Hauptmanns Kehler, in Lublin wegen eines Wortwechsels in religiösen Fragen, was Lölhöffel bittere Klagen eingibt über „eine so gewaltige Verfolgung wider die armen Protestanten, daß, wenn darein nicht ein zeitiges Einsehen geschieht, alle Kirchen derselben in gar wenig Jahren verloren gehen, wo nicht gar die Gemeinden selbst mit Feuer und Schwert ausgerottet werden dürften", konnte doch jeder in beliebiger Sache einen Akatholiken belangen durch die Beschuldigung einiger Calumnien wider die päpstliche Religion, wobei

Digitized by Google

dann gleich hundert falsche Zeugen für etliche Groschen zu haben waren," die sich alle dem Teufel darüber ergeben werden, um so einen Beklagten um Gut, Leib und Leben zu bringen, als wozu auch die ordinäre Superiorität der geistlichen Deputierten auf dem Tribunal das Meiste allezeit beiträgt." Aller Reichstags- und Konföderationsbeschlüsse ungeachtet wurden die Evangelischen vor dieses parteiische Gericht gewiesen, obgleich ihr Forum der Sejm selber war.

Die weiteren Berichte schildern die Versuche des Absenders, in Warschau einen des Deutschen mächtigen Prediger anzustellen, was ihm sein schmales Gehalt fast unmöglich macht, da die zum Gottesdienst erscheinenden Gäste sich bei ihm zu Tisch anzusagen pflegten. Sodann ist er bemüht, wie es auch der König durch seine Vertreter im Haag und in London erstrebte, durch Zusammenarbeit mit dem englischen, holländischen und dänischen Geschäftsträger die ärgsten Gewalttaten abzuwenden, so den Kirchenraub in Lagowitz. Radzienczyn, Węgrow, wo die beiden protestantischen Prediger wegen des Baus zum Tode verurteilt wurden, und anderwärtig. Auch eine Schulsperre war vielfach verhängt. Es gelang wohl, den König von Polen zu günstigen Zusagen zu bewegen, allein seine Machtlosigkeit und die Selbssucht seines Ministers Grafen Flemming, der stets bereit war, durch Preisgabe der Protestanten die Willfährigkeit des Klerus zu erkaufen, lähmten jede wirksame Hilfe von Seiten des Hofes. Nach der Konföderation von Tarnogrod kam es vor allem darauf an, den russischen Unterhändler, Fürsten Dolgorukij, für die Dissidentenfrage zu gewinnen. Auch die Möglichkeit von Repressalien in Preußen, insbesondere die Schließzung der Wallfahrtskirche Heiligenlinde bei Rössel, gegenüber der Bedrückung des kurländischen Adels in Pilten durch den Bischof wurde erörtert. Im ganzen waren die Erfolge Lölhöffels sehr gering, denn die Verfolgungen gingen bei dem tonangebenden Einfluß der Jesuiten weiter. In Lissa und Rawitsch wurde die Erneuerung der eingeäscherten Gotteshäuser hintertrieben, in Posen die Kirche der sächsischen Truppen nach deren Abzug vom Schinder verbrannt. Als gefügiges Werkzeug engherziger Verfolgungssucht bewährte sich vor allem der Kronkanzler Szembek, ein Bruder des Posener Bischofs. Als letztes Auskunftsmittel blieb Friedrich Wilhelm nichts anderes übrig als etwaigen Auswanderern ein Asyl in seinen Landen anzubieten. Man ersieht, wie Polen damals bereits das Einschreiten fremder Mächte geradezu herausforderte.

Gute Anmerkungen erläutern den Text.

M. Laubert.

M a r j a P a w l i c o w a: O niektórych pomysłach monarchicznych na emigracji 1831 do 1856. Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1927), S. 40—50.

Außer von den bekannten Plänen des „Król de facto" Adam Czartoryski, den eigentlich Zamojski und überhaupt die „Weißen" mehr zur Monarchenrolle drängten, als er selbst nach ihr verlangte, berichtet die Verfasserin in der etwas kursorischen und chaotischen Studie von Anerbieten an Prinz Napoleon und österreichische Erzherzoge aus der Zeit unmittelbar vor und im Krymkriege. Grundlage der Ausführungen bilden einige Manuskripte des Czartoryskiarchivs, vor allem das berühmte „Królewskość" (Nr. 5283), dann einige Handschriften aus Rapperswyl. Das angeschnittene Thema ist interessant genug, erfordert aber ganz anderen Apparat und Beachtung der ungeheuren Literatur, von Stern und Friedjung angefangen, sowie des Wiener Archivs und der „Affaires Etrangères".

Otto Forst-Battaglia.

H e n r y k W e r e s z y c k i: O sprawę polską w latach 1854 i 1855. Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1927), S. 51—77.

Im Gegensatz zum Aufsatz Pawlicowas bringt die Abhandlung Wereszyckis eine Reihe wirklich neuer Tatsachen zur Geschichte der polnischen

Digitized by Google

Emigrationspolitik. Sie alle vereinen sich dazu, die These des Verfassers zu bekräftigen, daß die Hoffnungen der „Weißen“ auf eine Wiederherstellung Polens mit Hilfe der Westmächte und eventuell Oesterreichs töricht waren. Die Quellen Wereszyckis, Wiener Berichte und Weisungen, schildern deutlich den Verlauf der Verhandlungen, die der Habsburgerhof mit Napoleon und Palmerston pflegte, um womöglich die französischen Pläne einer Erneuerung des Herzogtums Warschau zu hintertreiben, obzwar dessen Vereinigung mit Oesterreich unter der Form einer Personalunion als Lockspeise angeboten wurde. P. beleuchtet so die Politik Drouyn de Lhuys und Walewskis, wie des Kabinettes von St. James und der Oesterreicher, alles nur nach den Wiener Depeschen und ohne auf die Literatur, sei es selbst Friedjung, näher einzugehen.

Otto Forst-Battaglia.

Die Errichtung der Posener Provinzialsteuerdirektion. Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 8. Posen 1926. S. 93—104.

M. Laubert schildert auf Grund der Akten die Organisation der indirekten Steuerverwaltung in Posen, die zunächst hauptsächlich von dem im Osten geschulten und des Polnischen natürlich mächtigen Reg.-Rat Dittmar getragen wurde, und ihren Uebergang an die 1825 eingerichtete Provinzialsteuerdirektion, deren 1. Direktor S. L. Löffler wurde. Aus seinem inhaltlich mitgeteilten Verwaltungsbericht für 1828 lassen sich die Erträge der einzelnen Steuern und der schwierige Kampf ersehen, den die preußische Bürokratie auf diesem polnischen Neuland mit der Verderbtheit des Publikums und dem niederen Beamtenpersonal durchzufechten hatte.

M. Laubert.

Franck L. Schoell: Le paysan et son village dans l'oeuvre de Ladislas Reymont. „Le Monde Slave“, N. S., 4. Jahrg., Nr. 2 (Februar 1927), S. 196—217.

Sch. zeigt die Entwicklung von Reymonts Fähigkeit, in seinen Romanen und Erzählungen („Śmierć“, 1893; „W jesienną noc“; „Sprawiedliwie“, 1900) das Landleben künstlerisch zu erfassen und zu formen, bis hin zu den „Chropi“, „le plus ambitieux, le plus vaste et le plus parfait roman paysan que nous ait jusqu'à présent donné la littérature européenne“. F. Epstein.

Józef Birkenmajer: Wspomnienia stron rodzinnych w poezji Kasprowicza. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 69—75.

Wertvolle Hinweise auf den Nachhall, den die Jugenderinnerungen aus Kujawischer Landschaft in der Dichtung Kasprowiczs fanden.

Otto Forst-Battaglia.

Stefan Pomarański: O ojcu i przodkach Cyprjana Norwida. Przegląd Współczesny, Bd. 21 (1927), S. 96—111.

Aus den Akten des kgl. polnischen Heroldsamtes werden die nächsten Generationen der männlichen Vorfahren Cyprjan Norwids festgestellt. Es fallen auch Streiflichter auf die traurigen Familienverhältnisse, in denen der Dichter heranwuchs und von denen man bisher wenig wußte.

Otto Forst-Battaglia.

Zdzisław Jachimecki: Karol Szymanowski. Przegląd Współczesny, Bd. 21 (1927), S. 27—51, 271—291, 478—488.

Der bekannte Musikhistoriker würdigt den Aufstieg des genialen Komponisten, der mit Różycki seit zwei Jahrzehnten den Ruhm der polnischen Musik erneuert, und mit seiner Oper „König Roger“ den Zenith seines bisherigen Schaffens erreicht hat. Die Studie Jachimeckis vermeidet das Ein-

Digitized by Google

gehen auf Biographisches und beschränkt sich auf die Analyse der künstlerischen Leistung. Otto Forst-Battaglia.

Otto Forst-Battaglia: Ryszard Schaukal i Józef Weyssenhoff. Przegląd Współczesny, Bd. 21 (1927), S. 308—332.

Literarische Parallele zwischen dem hervorragenden polnischen Erzähler Weyssenhoff und dem deutschen Dichter Richard Schaukal, bei der auch prinzipielle Bemerkungen über die seelische Verwandtschaft von Deutschen und Polen fallen. Weyssenhoff wird als aristokratischer Traditionalist und Stilkünstler geschildert, den die Katastrophe seines Besitzes um das vordem bewahrte Gleichgewicht bringt, dem die Gefährdung der Hegemonie seiner Klasse und seines Volkes leidenschaftliche Anklagebücher diktiert. Es folgt diese Biographie des Polen auf die wundersam verwandte des Altösterreichers Schaukal. Otto Forst-Battaglia.

Vlad. Dvorniković: Pogledi u noviju poljsku filozofiju. Jugoslavenska Njiva, X, knj. I, S. 64—71, 96—100, 129—135, 163—169, 191—197. (Blicke in die neuere polnische Philosophie.)

Von den Slaven haben die Polen die älteste und reichste philosophische Literatur. Die polnische Philosophie brachte in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch originelle, der Rasse und dem nationalen Momente nach charakteristische Philosopheme hervor. Der Agramer Philosophieprofessor Dvorniković gibt hier anläßlich der Vorbereitung zum ersten allslavischen Kongreß in Warschau ein kritisches, synthetisches Referat über die polnische Philosophie, ihre historische Entwicklung, ihren derzeitigen Stand in den einzelnen Disziplinen (Noetik, Logik, Psychologie, Ethik mit Soziologie, Aesthetik und Metaphysik), ferner über die Organisation der polnischen philosophischen Arbeit (Zeitschriften, Vereine), schließlich über die polnische Nationalphilosophie und die messianistische Bewegung, über die polnische philosophische Sprache und Terminologie: Geschichte der polnischen Philosophie (Zeitschrift: Archiwum Komisji dla badania historji filozofii w Polsce, hrg. von einer Kommission der Krakauer Akademie; ferner Lit.: Straszewski, Polska filozofia narodowa. Krakau 1921; I. Halpern-Myslicki, Historja filozofii u nas. Przegląd Filozoficzny XXI). Es werden dann die Hauptvertreter der einzelnen Richtungen aufgezählt, der Scholastik (Kar. Twardowski) des Neoplatonismus (Witelo) des Messianismus (M. Höne Wroński) der Hegelrichtung (Struve) des Positivismus (Kozlowski), der Philosophie der Gegenwart (K. Twardowski, der aus der deutschen Schule, von Brentano und Wund herkommt). Logik und Erkenntnistheorie sind die in der polnischen Philosophie am stärksten gepflegten Disziplinen. In der Soziologie hat L. Gumplowicz Weltruf. Keine starken originellen Konzeptionen liegen in der Metaphysik vor. Ueber die Frage, was in der polnischen Philosophie polnisch ist, besteht bereits eine ganze Literatur. Organisation der philosophischen Arbeit in Polen in der Gegenwart: An philosophischen Revuen sind zu nennen: Przegląd Filozoficzny, Warschau, der vor allem umfangreiche Originalstudien enthält, ferner Ruch Filozoficzny, welche Zeitschrift neben Originalaufsätzen sehr viel Informationsmaterial bringt, dann das von der polnischen Akademie herausgegebene Organ Kwartalnik Filozoficzny. Dazu kommt Wiedza Filozoficzna. Neben einigen nicht ausschließlich philosophischen Revuen ist zu nennen die Biblioteka Filozoficzna. Philosophische Organisationen und Vereine: Towarzystwo Filozoficzne w Krakowie; Polskie Towarzystwo Filozoficzne w Lwowie und Towarzystwo Filozoficzne w Poznaniu. J. Matl.

Stanisław Łempicki: Visoke škole u Polskoj. Nastavni Vjesnik, XXXIV, S. 73—76. (Die Hochschulen in Polen.)

Lempicki gibt eine kurze Geschichte der Entwicklung der Hochschulen (Universitäten, der technischen, kommerziellen, politischen und anderen

Digitized by Google

Hochschulen): In Krakau Universität 1364. Im Humanismus: Jesuitenuniversität Wilna 1578, Akademie in Zamość bei Lublin; Collegium Lubranscianum 1519; Jesuitenuniversität in Lemberg 1661. Im 17. und in der ersten Hälfte 18. Jahrhunderts ein Stillstand. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnende Wiedergeburtsbewegung: Reform des Gesamtschulwesens durch die Kommission der nationalen Edukation 1773. Die weitere Entwicklung ist je nach der politischen Zugehörigkeit der einzelnen Teile (zu Oesterreich, Rußland, Preußen) verschieden. Der Verfasser gibt dann eine Uebersicht über den Stand des polnischen Hochschulwesens seit der Selbständigkeit in Bezug auf Zahl, Neugründungen und innere Organisation: 7 Universitäten, davon 5 staatliche, 2 private; 2 Polytechniken, eine Hochschule für Landwirtschaft, 1 Akademie für Veterinärmedizin, eine Bergakademie, 2 Akamien der schönen Künste, eine Handelshochschule, ein staatliches dentistisches Institut, eine Exportakademie, schließlich eine private Hochschule der politischen Wissenschaften. Von den 18 Hochschulen sind 13 staatlich und 5 privat; 11 besitzen unter ihnen die vollen akademischen Rechte. In der inneren Organisation unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den gleichartigen Schulen im Westen. J. Matl.

Zofja Ciechanowska: Prace historyczno-literackie w r. 1926. Przegląd Powszechny, Bd. 173 (1927), S. 356—371; Bd. 174 (1927), S. 89—117, 231—248, 354—367.

Anknüpfend an ihre frühere Uebersicht der von 1921 bis 1925 erschienenen literarhistorischen Arbeiten, die an der gleichen Stelle publiziert worden war, bespricht die Autorin alle irgendwie beachtlichen Beiträge zur Geschichte des polnischen Schrifttums, allgemeinen Inhalts, wie monographischen Charakters. Ihre Betrachtungsweise ist mehr referierend als kritisch. Selten fallen schärfere Urteile. Warum, wenn als Kriterium das Erscheinungsjahr des Titels angenommen wurde, Wojciechowskis „Wiek oświecenia" ungenannt blieb, ist unerfindlich. Die nichtpolnische Literatur ist nur sporadisch berücksichtigt.
Otto Forst-Battaglia.

Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 8. Posen 1926. S. 1—47.

Mit Hilfe des von Alfred Karasek und Walter Kuhn gesammelten Materials untersucht der Wiener Hofrat J. Strzygowski die leider größtenteils vernichteten, nur noch durch schriftliche Zeugnisse nachweisbaren Holzkirchen der Krakauer Diözese und des südöstlichen Teils von Oberschlesien. Die Ausführungen werden durch 2 Karten und 39 Lichtbildaufnahmen und Grundrisse veranschaulicht. Als Quellen kommen für die ältere Zeit in der Krakauer Diözese der liber beneficiorum des Joh. Długosz und hier wie im Breslauer Sprengel die über 100 Jahre später einsetzenden Visitationsberichte in Frage.

An einer Reihe von Beispielen werden die Haupttypen, Kirchen mit quadratischem und länglichem Gemeinderaum, erläutert, und zwar gewinnt die 1. Form nach Osten immer mehr Boden. Als Baumaterial diente Lärchen- oder Tannenholz, als Bedeckung das Sparren- nicht das osteuropäische Blockdach. St. schließt S. 32 bei der Zusammenfassung: „In den Holzkirchen stehen die einfachsten monumentalen Zeugen vergangener Größe vor uns, aus der Zeit als der europäische Mensch noch ganz unbefangen dem Drängen von Lage, Boden und Blut nachgab und seine Schöpfungen seelisch mit der Erde und ihren Geschöpfen verwachsen blieben."

Seine bereits an anderer Stelle ausgeführten Entwickelungsreihen wiederholt der vorliegende Aufsatz: Das eigentliche Europa diesseits der Alpen, und zwar das osteuropäische Festlandsgebiet mit seinem Block-, das westeuropäische mit seinem Fachwerkbau und der nordeuropäische Seenkreis mit seiner Mastenkirche, das sind die drei Kreise, die die eigentlich ursprünglich herrschende euopäische Kunst bilden. Sie wurde erst seit dem Jahre 1050

Digitized by Google

ungefähr im Westen durch den Steinbau verdrängt. Die heut noch erhaltenen hölzernen Gotteshäuser stammen überwiegend aus dem 17. und 18. Jahrhundert, doch einige aus dem 16. und das zu Witkowice soll 1434 errichtet worden sein. Sie sind fast durchweg im Besitz katholischer Gemeinden, da die evangelischen erst nach der Gegenreformation sich dauernd des Genusses eigener Kultstätten erfreuen konnten und diese dann sofort massiv bauten. Ausgangspunkte des Steinbaues waren Klöster und Städte, von wo dieser dann in die Dörfer drang. Er ergriff die Kirchen oft in Form des Teilbaus (Reihenfolge: Chor, Schiff, Turm). Deshalb glaubt der Vf. seine ebenfalls schon früher vorgetragene Warnung erneuern zu dürfen, daß es „verfehlt ist, aus der herrschenden humanistischen Gesinnung heraus im Osten Byzanz für alle Kunsterscheinungen von vornherein als den gebenden Teil anzusehen." Die Holzkirchen verraten das Gegenteil und zugleich auch starken deutschen Einfluß.

M. Laubert.

SCHLESIEN

Stadtgründungen und typische Stadtanlagen in Schlesien. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 1926. 60. Bd. S. 1—18 u. 248 (Nachtrag).

Gustav Schoenaich widmet unter dem genannten Titel diesem Gegenstande hier eine genauere Untersuchung. Er hebt zunächst den grundsätzlichen Unterschied der Städteentwickelung Ost- und Westelbiens hervor: im deutschen Osten erfolgt die Stadtgründung, wie auch die bäuerliche Siedlung als bewußtes wirtschaftliches Unternehmen einer geistlichen oder weltlichen Herrschaft. Die Stadtanlage selbst ist, wie man annimmt, von einheitlicher Regelmäßigkeit, so daß man von einem ostdeutschen Normalplan zu reden pflegt. Dieser Normalplan bedarf aber für die schlesischen Städte einer starken Einschränkung. „Von den 63 Städten, die im 13. Jahrhundert in Schlesien gegründet worden sind, hat etwa nur die Hälfte diese eben angedeutete regelmäßige Anlage." „Der städtische Besitz liegt gar sehr im Gemenge: Herzogsland, geistlicher Besitz und die Gemarkungen der Dörfer schieben sich allenthalben zwischen die städtische Flur und reichen trennend und störend tief in das Stadtweichbild hinein. Es bedarf jahrhundertelanger Auseinandersetzungen, bis die Stadt von den lästigen Immunitäten innerhalb ihres Gebietes losgelöst ist." So bildet also das Stadtgebiet nicht ein in sich geschlossenes, zusammenhängendes Ganzes. Das beeinflußt die Stadtanlage. So haben wir z. B. die Marktanlage keilförmig, einen Dreiecksmarkt (Neiße. Leobschütz) oder gar straßenähnliche Marktanlagen (Neumarkt, Nimptsch, Goldberg, Löwenberg, Bolkenhain, Schönau, Haynau, Mittelwalde, Falkenberg. Myslowitz). Ganze Stadtbezirke fügen sich überhaupt nicht dem Normalplan: in Liegnitz, Glogau, Oels sind die Gassen um das Schloß krumm, diese Schloßbezirke sind ganz anders orientiert als die daneben liegende Kolonialstadt. So ergibt sich, daß der Plan der ostdeutschen Stadt elastisch ist, sich den Verhältnissen anpaßt. Aber „auch der ostdeutsche Normalplan erscheint in einfacherer Form im Westen schon im 12. Jahrhundert. Die ostdeutschen Kolonisten bringen alte Bauformen mit, sie wenden sie je nach Bedarf an und bilden sie in der neuen Heimat aus mancherlei Gründen noch weiter aus." Es ist zu beachten, daß außer dem Gelände auch die besonderen Aufgaben der Stadtgründung in Frage kommen, daß vielfach übrigens die neue Gründung sich an einen schon vorhandenen älteren slavischen Marktort anschließt, obwohl nur gelegentlich (z. B. in Nimptsch) die slavische Siedlung eine engere Beziehung zur deutschen Anlage hat. Die Städte werden an den alten Verkehrsstraßen angelegt, auf Waldboden, in der Preseka, an der Grenzwaldung, an Waldhängen, am Gebirgsrande, im Auenwalde der Oder, denn auch der Städter sollte Kulturland hier schaffen: die Städter sind hier Ackerbürger und Landstädter, was im Grundriß zum Ausdruck kommt. „Bei der Stadtgründung

Digitized by Google

erhalten die Kolonisten zumeist eine Feldmark; neben der Feldmark hat jede Stadt ihren Gemeindewald und ihre Allmende, die pascua, die Viehweide. Nicht zuletzt der Viehwirtschaft wegen liegen die Städte durchweg am fließenden Wasser." Die schlesische Kolonialstadt war aber in einen Kreis deutscher und polnischer Dörfer hineingestellt nud so auch Marktort und Mittelpunkt einer Wirtschaftsgemeinschaft, die gerade den deutschen Markt, den Kaufmann und Handwerker benötigte. Anders wie im Ordenslande, wo die städtische der bäuerlichen Siedlung vorangeht, wird hier in Schlesien die Stadt „Distriktsvorort, Verwaltungs- und Marktmittelpunkt", wo der Marktverkehr zentralisiert und monopolisiert werden soll, hier sollen die alten herzoglichen Marktrechte noch gewinnbringender ausgenützt werden, wozu Marktzwang und Meilenrecht mithelfen. So entsteht eine Wirtschaftsgemeinschaft in der Verbindung von Dorf und Stadt, der Tausch von Ware für Geld, die Ueberführung von Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, als Ziel dieser großzügigen Kolonialpolitik der ostelbischen Fürsten und Grundherren, der neuen Stadtwirtschaft nach dem Vorbild des deutschen Westens, auch in Schlesien geht die villa forensis der civitas voraus. Nach dem Muster von Neumarkt zumeist werden städtische Siedlungen als schlichte Marktorte gegründet: „suburbia, burgi, Burgenvororte, wie in Böhmen und in der Lausitz, werden diese vici mercatorum, diese deutschen Händlersiedlungen auch in schlesischen Urkunden noch genannt."

Die übliche Marktanlage außerhalb Schlesiens ist „der Straßenmarkt, die einfache Verbreiterung der Hauptverkehrsstraße durch Ausbüchtung des Straßenzuges, der schlauchähnliche Markt, oder auch der langgestreckte, planmäßig angelegte Straßenmarkt, der da, wo die Durchgangsstraße auf den Markt einmündet, einen rechtwinkligen Abschluß hat." „Die einfache Straßenmarktanlage begegnet uns in Schlesien nur in Neumarkt." „Der planmäßige Straßenmarkt ist die typische Marktanlage der räumlich und rechtlich nicht vollentwickelten Stadt, der oppida, der Städtchen und Städtel in Sachsen und in Böhmen; in Schlesien finden wir ihn in Nimptsch, in Goldberg, in Haynau, Bolkenhain und Schönau, in Oberschlesien in Falkenberg und Myslowitz." Der Marktplatz in Leobschütz hat Dreiecksform, den keilförmigen Markt, wie er auch in den Städten südlich des Harzes vorkommt. Im Gegensatz zum Westen ist der Markt der schlesischen Städte eine selbständige Stadtanlage geblieben, wie auch sonst im kolonialen Osten. Diese Marktorte zeigen einen langgestreckten, ovalen Umriß, es herrscht die Neigung zur Längsrichtung: „eine durchgehende Hauptstraße, neben ihr in gleicher Richtung gehend Randstraßen und nur ein bescheidenes System von schmalen Quergassen." Die als größere Städte, als civitates gegründeten schles. Städte haben einen geräumigen, viereckigen Marktplatz, den Ring, nicht als Teil der Heeresstraße, sondern als selbständige Anlage, eine deutsche Form, von den Kolonisten aus der Heimat mitgebracht, mithin „eine Neuerung in dem slavischen Lande der Rundlingsdörfer und der offenen Märkte." Der viereckige Ring bestimmt den Stadtplan, als Mittelpunkt mit den an den Marktseiten sich schneidenden Straßen, parallel laufenden Gassen, die den Bauraum in quadratische Häuserblocks teilen, die Kirche seitwärts, aber doch in der Nähe des Rings gelegen. Wenn erhöhter Marktverkehr die Anlage weiterer Sondermärkte nötig macht (Neumarkt, Roßmarkt, Kornmarkt, Salzring), so leidet die Planmäßigkeit der Stadtanlage nicht darunter. Besonders Breslau kann als Musterbeispiel dieser mittelalterlichen kolonialen Stadtbauanlage gelten.

Als Handwerkerstadt ist die ostdeutsche Kolonialstadt am Wasser gelegen (Gerber, Färber, Walker, Brauer usw.), welches auch allenthalben dem Menschen dienstbar gemacht wird (Mühlen, Mühlgraben!). Diese Städte sind Rastorte der Kaufleute, Stapelplätze für den Güteraustausch usw. In Schlesien ist die Verkehrsrichtung Ost—West und Nord—Süd: daher sind auch die schlesischen Stadtanlagen so orientiert, denn der Verkehr geht mitten durch die Stadt, nach dem Ringe. Dabei ist es typisch, daß schon am Tor die Durchgangsstraße zum rechteckigen Ring sich in eine Doppelstraße teilt, die vor dem entgegengesetzten Tore sich wieder zu einer Straße eint. Die

Digitized by Google

Städte des vielumstrittenen Schlesien haben aber auch dem Gesichtspunkte der Sicherung Rechnung zu tragen, das geschieht durch die irgendwie geschützte Lage (z. B. uno tantum aditu) und durch Wall und Graben (civitates firmae, plancatae): auch das wirkt bestimmend auf die Bauart. Manche Städte schließen sich eng an vorhandene Berganlagen an (Nimptsch, Namslau). Der Zweck der Wehrhaftigkeit drückt sich in Bauwerken (befestigte Gotteshäuser z. B. Patschkau, Goldberg) und Straßenzügen aus. E. Hanisch.

Kloster Heinrichau. Darstellungen und Quellen znr schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Bd. 29. 1927.

Paul Brettschneider legt hier eine Übersetzung des berühmten Gründungsbuches des Klosters Heinrichau vor, dessen lat. Text Gustav Adolf Stenzel zur Ausgabe gebracht und sein Sohn nach des Vaters Tode vollendet hatte (Breslau 1854). Brettschneider hat diesen wichtigen „Liber fundationis claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow“ mit Einleitung, Anmerkungen, Tabellen und eingehendem Register versehen.

E. Hanisch.

NOTIZEN

Der Historický-Klub in Prag hat das Andenken an Jaroslav Goll durch eine besondere Schrift gefeiert: Posledních padesát let české práce dějepisné (Prag 1926). Der Band enthält Golls in der „Revue historique“ erschienenen historiographischen Ueberblicke aus den Jahren 1878—1906. Josef Šusta hat außer den Worten der Einführung noch seine eigene, äußerst wertvolle Fortführung dieses Berichts (aus der „Revue hist.“ 1925), S. 151 ff. für die Jahre 1905—1924 hinzugefügt. Ein Register ermöglicht die rasche Orientierung über den reichen Inhalt.

E. Hanisch.

Unter dem Titel „Archeion“ ist unter der Redaktion von Stanisław Ptaszycki in diesem Jahre eine den archivalischen Forschungen zur polnischen Geschichte gewidmete Zeitschrift in Warschau herausgekommen, die gegenwärtig schon in zwei Heften vorliegt. E. Hanisch.

Th. Schatzky A.-G., Breslau-Berlin

Digitized by Google

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DER ABTEILUNG FÜR SPRACHWISSENSCHAFT
LITERATUR UND GESCHICHTE
HERAUSGEGEBEN VON

ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND III, HEFT IV
1927

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

Digitized by Google

Beiträge und Mitteilungen sind zu richten entweder an das Osteuropa-Institut in Breslau oder an die Anschrift des Herausgebers: Prof. Dr. Erdmann Hanisch, Breslau 13, Körnerstraße 5/7.

Digitized by Google

INHALTS-VERZEICHNIS

I

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

II

LITERATURBERICHTE

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

NOTIZEN

Digitized by Google

I
ABHANDLUNGEN

ZUR GESCHICHTE DER VERWALTUNGSREFORM SPERANSKIJ'S VON 1810—11

(Entwurf eines Kabinettreglements).

Von

A. N. Makarov, z. Z. Berlin.

I.

Im Oktober und November 1809 prüfte Kaiser Alexander I. den von Speranskij verfaßten „Allgemeinen Entwurf der Staatsverfassung" (obščij plan gosudarstvennago ustrojstva)[1], — diejenige Einleitung in das Staatsgesetzbuch („Vvedenie k uloženiju gosudarstvennych zakonov"), welcher mit Recht eine so hervorragende Stellung in der Geschichte des frühen russischen Konstitutionalismus erteilt wird. Der Inhalt dieses Entwurfs ist genügend bekannt. Ohne mich dabei aufzuhalten, möchte ich nur die hervortretende Ungleichmäßigkeit in der Ausarbeitung der einzelnen Teile der „Einleitung" hervorheben: während über die Reichsduma vieles unerwähnt bleibt, ist die Organisation des Reichsrates durchaus eingehend behandelt. In dieser Ungleichmäßigkeit offenbart sich deutlich der Gedanke von der allmählichen Durchführung der angedeuteten Reformen[2]). Daß eine solche allmähliche Durchführung wirklich in Sicht war, bestätigt der von Speranskij zusammengestellte „Bericht in Angelegenheiten des Jahres 1810" und der Brief Speranskij's an Alexander I. aus Perm[3]).

---

[1]) Siehe „Bericht in Angelegenheiten des Jahres 1810" dem Kaiser Alexander I. vorgelegt von M. M. Speranskij am 11. Februar 1811 (mitgeteilt von A. F. Byčkov). — Sbornik Imperatorskago Russkago Istoričeskago Obščestva (Sammlung der Kaiserlichen Russischen Historischen Gesellschaft), Bd. XXI, S. 448.

[2]) Siehe „Plan gosudarstvennago preobrazovanija grafa M. M. Speranskago" (Entwurf der Verfassungsreform vom Grafen M. M. Speranskij), herausgegeben von der Zeitschrift Russkaja Mysl' (Russischer Gedanke), Moskau 1905, S. 112.

[3]) Die Ausgabe der Russkaja Mysl' (Russischer Gedanke), S. 331. Indem Speranskij erwähnt, daß der Entwurf der Verfassungsreform „vielleicht aus

Digitized by Google

Die besonders sorgfältige Ausarbeitung der vorgesehenen Organisation des Reichsrats bei der geplanten allmählichen Durchführung des Entwurfs läßt schließen, daß eben dieser Teil der Reform in erster Linie durchgeführt sein sollte. Tatsächlich bezieht sich die endgültige Fassung der „Einleitung", insofern von einer solchen die Rede sein kann, auf die Monate Oktober—November des Jahres 1809, während schon Anfang Dezember desselben Jahres die Vorbereitungen zur Reichsratsreform getroffen wurden: Speranskij sandte dem in Moskau weilenden Kaiser den von ihm in aufeinander folgenden Teilen verfaßten Entwurf der Organisation des Reichsrats[1]).

Die gesamte Verfassungsreform sollte sich, nach dem Gedanken Speranskij's, im Laufe des Jahres 1810 vollziehen. Den Gang ihrer allmählichen Verwirklichung stellte er sich folgendermaßen vor[2]).

Am 1. Januar 1810 sollte das neue Gesetz über den Reichsrat herausgegeben, der reorganisierte Reichsrat eröffnet und der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Finanzreform seiner Prüfung vorgelegt werden. Im Februar gedachte Speranskij mit der Reform der Ministerien zu beginnen und zwar einen Entwurf der neuen Einteilung dieser und eine gemeinsame Instruktion an alle Ministerien herauszugeben und das Höchste Gericht im Senat zu errichten. Im März sollte die weitere Einrichtung der Ministerien fortgeführt, im April — die neue Einrichtung des „exekutiven Teiles" in den Gouvernements eingeführt werden. Im Mai sollte „das Manifest von der Berufung der Abgeordneten zum Anhören des Bürgerlichen Gesetzbuches nach dem Beispiel der im Jahre 1765 einberufenen Kommission" herausgegeben werden. Im Juni, Juli und August gedachte Speranskij „das endgültige Fertigstellen der Staatsverfassung"

---

hundertfältigen Gesprächen und Prüfungen Ew. M. entstanden ist", weist er darauf hin, „daß es vielleicht glänzender wäre, alle in diesem Entwurf vorgesehenen Institutionen gleichzeitig vorzubereiten und sie zu gleicher Zeit zu eröffnen, bevorzugten aber Ew. M. Standhaftigkeit diesem Glanze und meinten, es sei besser, eine Zeitlang den Tadel einer gewissen Vermischung zu ertragen, statt, nur auf der Theorie begründet, alles mit einemmale zu verändern".

[1]) Baron M. A. Korff, Žizn' Grafa Speranskago (Das Leben des Grafen Speranskij). Bd. I, St. Petersburg 1861, S. 114—115.

[2]) Siehe die Denkschrift Speranskijs „Porjadok obščago obrazovanija (Plan einer allgemeinen Reform)" in den Akten des Komitees vom 6. Dezember 1826 erhalten, welche sich auf den Entwurf vom Jahre 1809 und die Reichsratsreform bezieht: Archiv des Reichsrats (im weiteren zitiert A. d. R.) in Leningrad (jetzt Juristische Sektion des Einheitlichen Staatsarchivfonds). Akten des Komitees vom 6. Dezember 1826, Nr. 65/5, I. Teil, Blatt 219. — Das Befinden dieser Denkschrift in den Akten des Komitees vom 6. Dezember weist darauf hin, daß sie dem Kaiser Alexander I. vorgelegt war: das Komitee vom 6. Dezember 1826 war, wie bekannt, vom Kaiser Nikolaus I. zur Durchsicht und Einordnung der im Arbeitszimmer des verstorbenen Kaisers vorgefundenen Akten und zur Prüfung der gegenwärtigen Lage „aller Verwaltungsteile" gegründet; siehe Sbornik Imperatorskago Russkago Istoričeskago Obščestva (Sammlung der Kaiserlichen Russischen Historischen Gesellschaft), Bd. 74, S. XV, XVI. Auf dem Umschlag dieser Denkschrift befindet sich eine mit Bleistift gemachte Aufschrift des Kaisers Nikolaus I. „V Komitet" (Ins Komitee).

Digitized by Google

[„okončatel'noje priugotovlenie Gosudarstvennago Uloženija"][1]) und die Prüfung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Reichsrat vorzunehmen. Im September sollte die Reichsduma eröffnet werden und ihr das Bürgerliche Gesetzbuch, die Staatsverfassung, der gesamte Bericht über den Zustand des Staates, das Finanzgesetz für das Jahr 1811 und zum Schluß die endgültige Gründung des Senats und der Gouvernementsgerichte zur Prüfung vorgelegt werden. Die Sitzungen der Reichsduma sollten bis zum 1. Januar des nächsten Jahres dauern: „mit dem Beginn des Jahres 1811", so schloß Speranskij seine Denkschrift, „wird die neue Ordnung in allen ihren Teilen in Kraft treten."

Die neue Ordnung ist aber in allen ihren Teilen mit dem Beginn des Jahres 1811 nicht in Kraft getreten. Schon das am 1. Januar 1810 herausgegebene Gesetz über den Reichsrat wich von dem Entwurf von 1809 ab. Das Gesetz vom 1. Januar 1810 hatte zwar die vom „Entwurf" angewiesene innere Struktur des Rates aufgenommen, trug aber eine wesentliche Änderung schon in den ersten Artikel der Grundsätze der Reform hinein. Durch eine fast redaktionelle Änderung des Textes der „Einleitung" von 1809 verwandelte sich der Rat aus einer in allen Gesetzgebungs-, Verwaltungs- und Justizfragen den Monarchen beratenden Instanz in eine nur mit gesetzberatenden Funktionen beauftragte Stelle[2]).

Am 1. Januar 1810 wurde nach der von Speranskij angedeuteten Art der Reichsrat eröffnet. Der Kaiser hielt eine von Speranskij verfaßte Rede, und dem Rat wurden, wiederum den Voraussetzungen Speranskij's gemäß, der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Finanzentwurf zur Prüfung vorgelegt.

So war der erste Schritt getan, der erste Teil der Reformen ausgeführt, und zwar in der von Speranskij vorausgesetzten Zeit. Damit endet aber das Zusammentreffen seiner Voraussetzungen und ihrer Verwirklichung. Die Reform der Ministerien zeigte schon, wie wenig die Entwürfe Speranskij's in ihrem Tempo der Wirklichkeit entsprachen. Im Februar sollten die neue Einteilung der Ministerien und die gesamte Ministerieninstruktion herausgegeben werden. Statt dessen wurde erst

---

[1]) Speranskij gedachte also erst im Sommer 1810 die „Staatsverfassung" (Gosudarstvennoe Uloženie) endgültig zu bearbeiten, zu der er die Einleitung schon Ende 1809 verfaßt hatte: diese Einleitung war nur eine provisorische Denkschrift, in der nur ein Entwurf der Verfassung und seine Begründung ausgelegt waren. Man darf von dieser Denkschrift nicht das Gleiche wie vom Entwurf selbst erwarten. Es ist eigenartig für Speranskijs Arbeitstechnik, solche Einleitungen zu verfassen. Dem Entwurf des Gesetzes über den Reichsrat ging eine Denkschrift „Von der Notwendigkeit" (Ob neobchodimosti) dieser Institution, der Senatsreform (1811) gleichfalls eine „Einleitung" voraus.

[2]) „In der Reichsverfassung", so lesen wir im Entwurf vom Jahre 1809 (Ausgabe der „Russkaja Mysl" [Russischer Gedanke], S. 112) „stellt der Rat eine Korporation vor, in welcher die gesamte gesetzgebende, gerichtliche und exekutive Tätigkeit in ihren Grundsätzen sich vereinigt und durch welche sie zur souveränen Gewalt aufsteigt und von der letzteren ausgeht." Im Gesetz vom 1. Januar 1810 wurde diese Bestimmung durch folgende ersetzt: „in der Reichsverfassung stellt der Rat eine Korporation vor, durch die alle Verwaltungsteile in ihrer Beziehung zur Gesetzgebung beraten werden und zur Höchsten Kaiserlichen Gewalt aufsteigen".

Digitized by Google

am 27. Mai 1810 das Allerhöchste Reskript an den Vorsitzenden des Reichsrats Fürst N. P. Rumjancov erlassen, laut dessen die Prüfung des Entwurfes der neuen Organisation der Ministerien in einem aus den Vorsitzenden aller Departements des Reichsrats gebildeten Komitee stattfinden sollte[1]). Der Entwurf wurde in den Sitzungen dieses Komitees vom 31. Mai und vom 2. Juni geprüft[2]). Die vom Komitee gemachten Bemerkungen sind, außer kleinen Ausnahmen, unbedeutend.

Am 24. und 27. Juni desselben Jahres 1810 wurde der Entwurf der Ministerienreform in der Plenarversammlung des Reichsrats geprüft. Der Rat schloß sich im Wesentlichen den Verbesserungen des Vorsitzendenkomitees an und kam hinsichtlich der Durchführung der Reform zu folgendem Entschluß: 1. in erster Linie eine Verordnung über die Zahl der Ministerien und der zu ihren Ressorts gehörenden Angelegenheiten zu erlassen, 2. die ersten Teile des Entwurfs, die allgemeinen Regeln der Organisation der Ministerien enthaltend, an alle Minister zu senden, damit sie auf Grund dieser Regeln binnen zwei Monaten Entwürfe der Einrichtung jedes Ministeriums im Einzelnen ausarbeiten; 3. nach der Herstellung und Bestätigung dieser Entwürfe das gesamte Reglement der Ministerien zu erlassen und zwar in zwei Teilen: den ersten die allgemeinen Bestimmungen, den zweiten die speziellen Reglemente enthaltend.

In Ausführung dieses Beschlusses des Reichsrats wurde die vom Kaiser am 25. Juli desselben Jahres 1810 sanktionierte neue Einteilung der Ministerien veröffentlicht[3]). Die weiteren Pläne über den Gang der Ministerienreform verwirklichten sich nicht: erst im Mai des nächsten Jahres 1811 gelang es dem Reichsrat zu dieser Reform zurückzukehren, wobei die Entwürfe der speziellen Ministerienreglemente nicht mit dem gesamten Reglement in einen Akt zusammengefaßt wurden, sondern diesem letzteren folgten, und zwar in einem ziemlich großen Zeitabstand. Es war sichtlich nicht so leicht, die speziellen Reglements in den einzelnen Ministerien auszuarbeiten: nicht umsonst gedenkt Speranskij dieser Arbeit mit solcher Bitternis in seinem Brief aus Perm', wenn er von dem Streit spricht, den er allein „gegen acht Starke" führen mußte[4]). So wurde der Entwurf der gesamten Reform der Ministerien erst im Mai 1811 Gegenstand der Prüfung zuerst im Vorsitzendenkomitee und dann in der Sitzung der Plenarversammlung des Reichsrates. Im Komitee fand diese Prüfung am 3. Mai, in der Plenarversammlung am 8. Mai statt. Wie das Komitee so beschränkte sich auch die Plenarversammlung diesmal auf kleine redaktionelle Berichtigungen. Außer dem Entwurf des gesamten Reglements der Ministerien wurden dem Vorsitzenden-Komitee und der Plenarversammlung die Entwürfe der Reglements des Finanz- und des Polizeiministeriums vorgelegt. Die Prüfung dieser Entwürfe

---

[1]) A. d. R., Buch der Allerhöchsten Verordnungen, 1810; Bd. I, Bl. 250. Nr. 95.

[2]) A. d. R., Aktenstücke des Komitees der Vorsitzenden von den Jahren 1810 und 1811; 1810, Nr. 2.

[3]) In der Sitzung der Plenarversammlung des Reichsrats wurde diese Einteilung noch am 10. Juli 1810 geprüft.

[4]) Ausg. der „Russkaja Mysl'" (Russischer Gedanke), Moskau 1905, S. 334.

Digitized by Google

in der Plenarversammlung fand gleichzeitig mit der Prüfung des gesamten Reglements der Ministerien am 12. Juni statt. Die Prüfung dieses Entwurfs in der Plenarversammlung war von rein formellem Charakter: der Entwurf rief keine Bemerkungen hervor. Am 25. Juni desselben Jahres 1811 erhielt das gesamte Reglement der Ministerien Gesetzeskraft[1]). Die Herausgabe der Reglements der einzelnen Ministerien erstreckte sich dann bekanntlich nicht nur auf Monate, sondern auch auf Jahre.

Nach dem Plan der allmählichen Durchführung der Staatsreformen im Laufe des Jahres 1810, den zu erwähnen ich schon die Gelegenheit hatte, sollte sich im Februar dieses Jahres nicht nur die Reform der Ministerien, sondern auch die des Senats vollziehen. Letztere kam aber erst im Frühjahr des nächsten Jahres 1811 an die Reihe: nicht zufällig trat sie wiederum zeitlich der Reform der Ministerien nahe. Der Entwurf der Senatsreform war bekanntlich aufgebaut auf dem Prinzip der Einteilung des Senats in den Regierenden Senat, der das Ministerkomitee zu ersetzen berufen war, und in den Gerichtlichen Senat, welcher als höchste Gerichtsinstanz funktionieren sollte[2]). Die Senatsreform sollte auf demselben Wege, wie es mit der Ministerienreform der Fall war, zustande kommen: der von Speranskij verfaßte Entwurf wurde erst in dem Komitee der Vorsitzenden, dann in der Plenarversammlung des Reichsrates geprüft. Das Vorsitzenden=Komitee widmete dem Entwurf zwei Sitzungen: am 27. und am 31. Mai. In der ersten Sitzung wurde der Entwurf des Regierenden, in der zweiten des Gerichtlichen Senats geprüft. Der erste Entwurf erhielt keine Berichtigungen, während der zweite einige Bemerkungen hervorrief. In der Plenarversammlung des Reichsrates wurden die Entwürfe zum ersten Mal Gegenstand der Beratung in den Sitzungen vom 2. und 5. Juni 1811[3]). Die Plenarversammlung schloß sich den Bemerkungen an, die das Vorsitzenden=Komitee am Entwurf des Reglements des Gerichtlichen Senats gemacht hatte, und beschloß dann den Entwurf drucken zu lassen und ihn allen Ratsmitgliedern zuzusenden, „damit ein jeglicher seine Bemerkungen vorlegen könne". Den Zeitpunkt zur Vorlegung dieser Bemerkungen bestimmte der Kaiser auf den 15. Juli. Der Reichsrat beschloß also, sich gründlich zur Prüfung der Senatsreform vorzubereiten, nahm ihr gegenüber eine viel ernstere Stellung ein, als zur Reform der Ministerien, die von ihm fast mechanisch in vier voneinander durch ein halbes Jahr entfernten Sitzungen erledigt wurde. Dieses Verhalten wurde, wie anzu=

[1]) Polnoe Sobranie Zakonov (Allgemeine Gesetzsammlung), XXXI, Nr. 24 686.

[2]) Der Entwurf der Senatsreform ist bei N. K. Schilder, Imperator Aleksander I, ego žizn i carstvovanie (Kaiser Alexander I., sein Leben und seine Regierung), Bd. III, 1905, S. 405—471, abgedruckt.

[3]) E. N. Berendts erwähnt mit keinem Wort diese Sitzungen, indem er die Geschichte der Beratungen des Entwurfs im Reichsrat schildert und beginnt seinen Bericht mit der Sitzung am 17. Juli: „Istorija Pravitel'stvujuščago Senata za dvěsti lět" (Geschichte des Regierenden Senats während 200 Jahren), Bd. III, 1911, S. 95: dies ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, daß das Journal der Sitzungen vom 2. und 5. Juni nicht in das Buch der Journale der Plenarversammlungen vom Jahre 1811, sondern in das Buch der Journale des Komitees der Vorsitzenden, 1810—11, Bl. 75, eingebunden ist.

Digitized by Google

nehmen ist, durch den historischen Ruf des Senats verursacht: man fürchtete die Tradition des von Peter dem Großen gegründeten Senats unbedacht zu zerstören. Die Entwürfe Speranskij's sind gedruckt worden, und die dazu gehörenden Anmerkungen, im Auftrage des Reichsrats von Speranskij als Staatssekretär (Gosudarstvennyj Sekretar') systematisch geordnet, bildeten ein umfangreiches Heft. In den Sitzungen des Reichsrats vom 31. Juli und 5. August 1811, die unter dem persönlichen Vorsitz des Kaisers stattfanden, wurde über den Entwurf abgestimmt: in zwei Fragen, in denen Speranskij in der Minderheit blieb, bestätigte der Kaiser die Meinung der Minderheit — der Staatssekretär wurde durch den Kaiser gestützt. Es sind dies die Fragen betr. das Verbot, Klagen gegen die Entscheidungen des Senats einzureichen, und die Frage von der „Rechtzeitigkeit" der Reform[1]). Bekanntlich erkannte der Kaiser diese Rechtzeitigkeit an, indem er es aber sich vorbehielt, die Zeit des Inkrafttretens der Reform zu bestimmen: diese Zeit ist niemals bestimmt worden, und der Entwurf von Speranskij wurde nicht verwirklicht.

II.

In allen Zeitabschnitten seines Lebens war Speranskij ein treuer Anhänger des Gewaltenteilungsschemas, obgleich er zu verschiedenen Zeiten dieses Schema mit verschiedenem Inhalt ausfüllte. Indem er in den Jahren 1810 und 1811 die Organisation der „exekutiven Ordnung" und somit die innere Organisation der Ministerien ausarbeitete, mußte sich Speranskij die Frage nach der höheren Einigung ihrer Tätigkeit stellen, besonders von den rechtlichen Formen, in die sich die Verbindung der ministeriellen Verwaltungsformen mit der Kaiserlichen Gewalt gestalten wird. Einen interessanten Standpunkt bezüglich dieser Frage finden wir in seiner Denkschrift „Einleitung zum Reglement über den Regierenden und den Gerichtlichen Senat"[2]), d. h. in der Denkschrift, die die Senatsreform von 1811 begründet. Speranskij interessiert sich für die Frage über die Konzentrierung der Exekutivtätigkeit der Ministerien: er versteht wohl, daß es notwendig ist, dieses Band zwischen ihnen sicher zu stellen, mit anderen Worten — eine höhere Einigkeit der Verwaltung zu schaffen. Seiner Meinung nach befand sich diese Konzentrierung tatsächlich im Jahre 1811 in drei amtlichen Stellen: im Senat, im Ministerkomitee und im Kabinett des Kaisers, d. i. in den unmittelbaren Berichten der Minister[3]). Diese drei Wege waren in keiner Weise untereinander verbunden: „Der Senat weiß nicht, was im Komitee vorgenommen wird, dem Komitee sind die Entscheidungen des Senats und beiden zusammen die unmittelbaren Berichte

---

[1]) Ueber die Beratungen des Entwurfs im Reichsrat siehe: E. N. Berendts, O. c. Bd. III, S. 95—108.

[2]) A. d. R., Komitee der Vorsitzenden, 1810—11, Nr. 9 u. 10, T. XII, Bl.33.

[3]) In der Reinschrift der Denkschrift, von Speranskijs Sekretär F. J. Zeier geschrieben, ist das erstmalige Erwähnen „des Kabinetts" überall ausgestrichen und durch „unmittelbare Berichte" ersetzt; die Verbesserungen sind mit der Feder mit Zeiers Handschrift gemacht, aber nach ausradierten Bleistiftverbesserungen von Speranskij, deren Spuren noch an einigen Stellen erhalten sind.

Digitized by Google

unbekannt." Der Gedanke Speranskij's war, möglichst ohne die existierenden Behörden zu zerstören, das zwischen ihnen fehlende Band zu schaffen; mit anderen Worten in einer jeden von diesen Behörden die Verwaltungstätigkeit zu konzentrieren, aber bloß für gewisse Kategorien von Angelegenheiten. Die höchste Konzentration der Verwaltung sollte somit zwischen den bestehenden Verwaltungsstellen verteilt werden[1]). „Die Einleitung" zur Senatsreform hebt die allmähliche Senkung der Bedeutung des Senats als einer die höhere Verwaltung konzentrierenden Stelle deutlich hervor. Diese Senkung vollzieht sich parallel mit der Entwicklung der gerichtlichen Funktionen des Senats. Die Gründung eines „Gerichtlichen Senats" sollte also nur die historisch-rechtmäßige Evolution vollenden. Im Jahre 1810 gab es keinen Zweifel darüber, daß nicht mehr der Senat, sondern das Komitee die Tätigkeit der Ministerien vereinigte; gleichzeitig blieb aber das Manifest vom 8. September 1802 in Kraft, durch das die Rechte und Privilegien des „Regierenden Senats" bestätigt wurden. Um die Reform zu retten, machte Speranskij den Vorschlag, die neue lebensstarke Amtsstelle — das Ministerkomitee — mit dem alten, mit historischen Traditionen verbundenen Namen des Regierenden Senats zu nennen. Indem es zwei Amtsstellen vereinigte, die seiner Meinung nach die Tätigkeit der Ministerien konzentrierten, erhielt er nicht mehr drei, sondern zwei Behörden, durch die diese Konzentration erreicht wurde: den Senat und das Allerhöchste Kabinett, d. i. die unmittelbaren Berichte der Minister. Es entstand somit die weitere Frage von der Abgrenzung ihrer Kompetenz — die Frage von dem rechtlichen Band zwischen den reformierten Ministerien und der Kaiserlichen Gewalt.

Nach der Auffassung von Speranskij beschränkt sich die Rolle der exekutiven Gewalt in der Vollstreckung der Gesetze: die Ministerien sind dazu berufen, „den Gesetzen und Reglementen eine rasche und genaue Vollstreckung zu sichern" (§ 207 des Allgemeinen Reglements der Ministerien). Das kollegiale Organ der exekutiven Gewalt — der Regierende Senat — „entscheidet und verwaltet" gleichfalls nur „laut den Gesetzen, Verordnungen und Reglements" (Entwurf, Grundgesetze des Regierenden Senats, Art. VII); dem Senat fließen aus den Ministerien alle Angelegenheiten zu, die einer einheitlichen Regelung bedürfen (Allgemeines Reglement

---

[1]) Speranskij erwähnt in seiner Denkschrift nicht, daß die Frage von der Abgrenzung der Zuständigkeit des Ministerkomitees und der unmittelbaren Berichte Anfang 1810 offiziell aufgeworfen wurde. Am 12. Januar dieses Jahres prüfte das Ministerkomitee das laut Allerhöchsten Befehls eingebrachte Verzeichnis der Angelegenheiten, die dem unmittelbaren Bericht und die der Uebergabe ins Komitee unterliegen. Das Komitee beschloß, dieses Verzeichnis einer endgültigen Prüfung in seiner nächsten Sitzung zu unterwerfen. Diese Prüfung fand in der Sitzung vom 15. Januar 1810 statt, in welcher beschlossen wurde, dieses Verzeichnis mit den ihm vom Komitee beigefügten Anmerkungen als Extrajournal dem Kaiser vorzulegen. Leider befinden sich im Archiv des Ministerkomitees weder die Berichte der Minister, noch das Extrajournal vom 15. Januar 1810. — Siehe Archiv des Ministerkomitees, Journale des Komitees, 1810, Bd. I (auch in der Ausgabe „Journale des Ministerkomitees. Regierung des Kaisers Alexander I". Bd. II, St. Petersburg, 1891, S. 5).

Digitized by Google

der Ministerien §§ 229 u. 231)[1]. Der Senat ist eher ein Organ für kollegiales Verhindern von Ressortskonflikten wegen der Gesetzesanwendung in Zweifelsfällen als ein Organ für kollegiale Aufstellung allgemeiner Richtlinien der Verwaltungspolitik[2]. Wie soll nun in denjenigen Fällen verfahren werden, in welchen zur Entscheidung in einer bestimmten Angelegenheit die „Vollstreckung" des vorhandenen Gesetzes nicht genügt, wenn diese Entscheidung somit einen rechtsschöpferischen Charakter annimmt? Speranskij schreibt nicht vor, sich in solchen Fällen an die gesetzgebende Gewalt zu wenden, er verlangt nicht, daß die Minister vom Reichsrat die Ausgabe eines entsprechenden Gesetzes ersuchen, sondern will die betreffende Angelegenheit einer Entscheidung der Allerhöchsten Gewalt vorlegen (§ 232 des Allgemeinen Ministerienreglements). Dieses Vorlegen, ebenso wie das Vorlegen in Angelegenheiten, die nach dem geltenden Gesetz die Entscheidung des Kaisers erfordern, muß wiederum dem Regierenden Senat, aber diesmal in seinen „außerordentlichen" Versammlungen unter dem Vorsitz des Kaisers, stattfinden[3]: das Anhören der Angelegenheiten in der „außerordentlichen" Versammlung („v osobennom" sobranii) des Senats ist also die Form, in der diese Angelegenheiten dem Kaiser vorgelegt werden.

Indem Speranskij solche Formen der Beziehungen der Minister zum Kaiser schuf, mußte er erkennen, daß die reelle Regierungstätigkeit niemals diese Formen vorbehaltlos annehmen wird. Es wird immer eine Gruppe von Angelegenheiten geben, und zwar von besonders wichtigen Angelegenheiten, die kein Haupt einer absoluten Monarchie einer kollegialen Behörde anvertrauen würde, selbst wenn die letztere aus Personen zusammengestellt wäre, die sein volles Vertrauen besitzen — aus seinen Ministern. In der Erkenntnis der Unumgänglichkeit einer solchen Verletzung der kollegialen Ordnung, legt Speranskij, wie dem Ministerienreglement, so auch

---

[1]) Das Reglement der Ministerien führt nicht nur diese allgemeine Formel der Kompetenz des Regierenden Senats an, sondern zählt auch nach Punkten die „allgemeinen exekutiven Angelegenheiten" (Děla ispolnitel'nyja obščija) auf, die dem Senat zur Prüfung vorgelegt werden (§ 234); dieses Verzeichnis stimmt genau überein mit den §§, die „den Gegenstand der allgemeinen Exekutivangelegenheiten" (predmety obščich děl ispolnitel'nych) im Entwurf des Senatsreglements bestimmen (die ersten zehn Punkte des § 234 des Ministerienreglements sind in § 2 des Entwurfs wiedergegeben, die letzten drei in § 8). Es ist nicht uninteressant zu erwähnen, daß dieses Verzeichnis im Svod Zakonov bis zur Revolution erhalten blieb (Svod Zakonov, Bd. I, T. II, Ministerienreglement, Ausgabe von 1892, Art. 176): indem der Svod die Beziehungen der Minister zum Regierenden Senat „in den allgemeinen exekutiven Angelegenheiten" bestimmte, rechnete er nicht damit, daß bei der Feststellung dieser Beziehungen im Ministerienreglement vom Jahre 1811 eigentlich nicht der Senat, sondern das Ministerkomitee, welches den Namen des Regierenden Senats erhalten sollte, gemeint war.

[2]) Siehe B. Nolde, Očerki russkago gosudarstvennago prava (Umrisse des russischen Staatsrechts), S. Pb. 1911, S. 102, in bezug auf den im Komitee vom 6. Dezember 1826 ausgearbeiteten Entwurf der Senatsreform, dessen Grundlage mit Speranskijs Entwurf von 1811 übereinstimmte.

[3]) Das Ministerienreglement gibt wiederum eine allgemeine Formel derjenigen Angelegenheiten, die „eine Entscheidung der Allerhöchsten Gewalt erfordern" (§ 235), und auch ein Verzeichnis ihrer nach Punkten (§ 236): im Entwurf des Regierenden Senats sind diese §§ genau wiedergegeben (§§ 54 u. 55).

Digitized by Google

dem Entwurf der Senatsreform folgenden Artikel bei: „Obwohl die geheimen und außerordentlichen Angelegenheiten zum Gegenstand der allgemeinen Verwaltung angehören, wird die Art ihres Vortrages und ihrer Ausführung auf Grund besonderer Regeln bestimmt, und gehört zum Ressort einer besonderen Regierungsstelle" (Děla tajně podležaščija i črezvyčajnyja chotja i prinadležat k obščemu sostavu Upravlenija, no obraz doklada i porjadok rěšenija ich ustanovljaetsja na osobennych pravilach i sostavljaet predmet osobennago učreždenija: § 237 des Ministerienreglements; § 56 des Entwurfs des Reglements des Regierenden Senats). Unter dieser „besonderen Regierungsstelle" meinte Speranskij das Kabinett. So wurde die Kompetenz des Regierenden Senats (d. h. des Ministerkomitees) von der Kompetenz des Kabinetts abgegrenzt.

Wie schon erwähnt, nannte Speranskij in der „Einleitung zum Reglement des Regierenden Senats" die schon vor der Reform vom Jahre 1811 bestandenen unmittelbaren Berichte „Kabinett". Indem Speranskij diesen unmittelbaren Berichten, also dem persönlichen Anteil des Monarchen an den Verwaltungsangelegenheiten näher trat, versuchte er die Ausübung der Regierungsbefugnisse durch den Monarchen in bestimmte rechtliche Formen zu kleiden. Dieses konnte durch die Organisation der persönlichen Kanzlei des Kaisers erreicht werden. Speranskij machte den Vorschlag, diese persönliche Kanzlei, die im Jahre 1811 keine ständige Einrichtung besaß, „Kabinett" zu nennen.

„Kabinett" hieß die persönliche Kanzlei Peters des Großen: bei der intensiven persönlichen Beteiligung dieses Kaisers an der Verwaltung mußte das Kabinett einen ausgedehnten Ressortumfang und eine sehr wesentliche Bedeutung erhalten. So war es auch in Wirklichkeit: das Kabinett war nicht nur die persönliche Kanzlei des Kaisers für alle wichtigsten Verwaltungsangelegenheiten, sondern gleichzeitig der Sammelpunkt aller Bittschriften, die auf den Allerhöchsten Namen eingereicht wurden, zu gleicher Zeit aber auch die das kaiserliche Vermögen verwaltende Behörde[1]). Das unter Peter II. abgeschaffte und unter Elisaveta Petrovna wieder hergestellte Kabinett macht im Weiteren eine für das XVIII. Jahrhundert regelmäßige Evolution durch — die allmähliche Differenzierung seiner einzelnen Zuständigkeitszweige, die dann abgesonderten Behörden anvertraut wurden. Unter Katharina II. gestaltete sich das Kabinett endgültig als Verwaltungsorgan für das kaiserliche Vermögen[2]). Die persönliche Kanzlei der Kaiserin wird vom Kabinett abgegrenzt und den Staatssekretären anvertraut[3]), deren Tätigkeit aber durch keine allgemeine Verordnung

[1]) Ueber die Zuständigkeit des Kabinetts unter Peter dem Großen, die besonders ausgedehnt vor der Gründung der Kollegien war, siehe „200-lětie Kabineta Ego Imperatorskago Veličestva (Das Kabinett seiner Kaiserlichen Majestät in den letzten 200 Jahren)", S. Pb. 1911, S. 36 ff.

[2]) Siehe den Ukas vom 16. Juni 1786 und die ihm beigelegten ersten Etats des Kabinetts: „200-lětie Kabineta....", S. 394 ff.

[3]) Am 1. April 1793 wurde der Ukas erteilt, durch den die Kaiserin „dem Wirklichen Staatsrat Grigorij Teplov vorschrieb, sich bei Ihrer Majestät und bei den von Ihrer Majestät persönlich auszuführenden Angelegenheiten zu befinden" (prikazat' soizvolila dějstvitel'nomu statskomu sovětniku Grigoriju

Digitized by Google

geregelt wird. Die Rolle und Bedeutung der Staatssekretäre war von den persönlichen Beziehungen der Kaiserin zu den einzelnen unter ihnen abhängig[1]).

Gegen das Ende der Regierung Katharinas II. wurde die Verwaltung der persönlichen Angelegenheiten der Kaiserin drei Personen anvertraut: P. S. Turčaninov, A. S. Gribovskij und D. P. Troščinskij; ein jeder von ihnen besaß eine eigene Kanzlei, aber die Angelegenheiten der Kaiserin verwalteten sie gemeinsam[2]). Unter Paul I. wurde die persönliche Kanzlei des Kaisers vom selben D. P. Troščinskij, aber jetzt von ihm allein verwaltet[3]). Letzterer orientiert uns in seiner dem Ministerienreglement gewidmeten Denkschrift auch über die Zuständigkeit der Kanzlei seiner Kaiserlichen Majestät[4]). Nachfolger D. P. Troščinskij's war J. A. Neledinskij-Meleckij[5]) und dann Nepljuev. Unter Alexander I. gab es bis zum Jahre 1812 keine mehr oder weniger ständig organisierte persönliche Kanzlei des Kaisers. Zuerst, aber nur sehr kurze Zeit, war für die Person Alexanders I. wiederum D. P. Troščinskij angestellt „zur Ausübung von Angelegenheiten,

---

Teplovu byt' pri Eja Veličestvě u otpravljaemych Eja Veličestvom sobstvennych děl), siehe V. N. Stroev, Stolětie Sobstvennoj Ego Imperatorskago Veličestva Kanceljarii (Die persönliche Kanzlei seiner Kaiserlichen Majestät in den letzten 100 Jahren). S. Pb. 1912, S. 4.

[1]) Ueber die Staatssekretäre Katharina's II. siehe J. V. Got'e, Proischoždenie sobvennoj e. i. v. kanceljarii (Entstehung der persönlichen Kanzlei S. Kais. Majestät) in Sbornik statej po russkoj istorii, posvjaščennych S. F. Platonovu (Festschrift für S. F. Platonov), Petersburg, 1922, 346—355; A. Weidemeier, Dvor i zaměčatel'nyja ljudi v Rossii vo vtoroj polovině XVIII stolětija (Der Hof und die hervorragenden Persönlichkeiten in Rußland in der zweiten Hälfte des XVIII Jahrhunderts), T. I, Pb. 1846, S. 21—22; S. N. Pisarev, Učreždenie po prinjatiju i napravleniju prošenij i žalob, prinosimych na Vysočajšee imja (Behörde zur Entgegennahme und Leitung der auf den Allerhöchsten Namen eingereichten Bittschriften und Klagen), 1810—1910, Pb. 1909, S. 12.

[2]) V. N. Stroev, ibid.

[3]) V. N. Stroev, o. c., S. 1—5, irrt sich, indem er meint, daß die Kanzlei Troščinskij's bis 1802 existierte, d. h. bis zu seiner Ernennung zum Minister der Apanagen (Uděly): in Wirklichkeit wurde Troščinskij schon 1798 zum Senator ernannt (siehe N. A. Murzanov, Verzeichnis der Senatoren in „Istorija Pravitel'stvujuščago senata za dvěsti lět" [Geschichte des Regierenden Senats in den letzten 200 Jahren], Bd. V, Pb. 1911, S. 154) mit der Entlassung vom Dienst „in der Kanzlei des Kaisers" [pri licě gosudarja] (siehe A. N. Popov, im Vorwort zur Denkschrift von D. P. Troščinskij über das Ministerienreglement [Sbornik Imperatorskago Russkago Istoričeskago Obščestva (Sammlung der Kais. Russ. Histor. Gesellschaft), Bd. III, S. 6—7].

[4]) Ibid., Bd. III, S. 27. Zum Ressort dieser Kanzlei gehörten: 1. alle Angelegenheiten, die besondere Allerhöchste Berücksichtigung verlangten, 2. alle Berichte des Regierenden Senats, die durch den General-Prokuror zum Kaiser eingingen, und 3. alle Bittschriften und Klagen über die höchsten Regierungsbeamten.

[5]) J. A. Neledinskij-Meleckij teilt in seiner autobiographischen Denkschrift mit, daß er nach der Entlassung Troščinskijs alleiniger „Berichterstatter in allen inneren Angelegenheiten war" [Dokladčik po vsěm vnutrennim dělam] (siehe Chronika nedavnej stariny. Iz archiva knjazja Obolenskago-Neledinskago-Meleckago [Annalen der nahen Vergangenheit. Aus dem Archiv des Fürsten Obolenskij-Neledinskij-Meleckij], Pb. 1876, S. 35).

Digitized by Google

die laut außerordentlichen Allerhöchsten Vertrauens ihm auferlegt waren" [dlja ispravlenija děl po osoboj vysočajšej dověrennosti na nego vozložennych[1]] als sein Gehilfe wirkte mit dem Titel eines Staatssekretärs Speranskij[2]), Staatssekretär „für die Entgegennahme der Bittschriften" [u prinjatija prošenij] war vom Jahre 1801 bis 1807 — M. N. Murav'ev[3]). Seit dem Jahre 1803 wurde zum Staatssekretär, gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Ober-Prokuror der heiligen Synode, auch Fürst A. N. Golicyn[4]) ernannt. Von den anderen Staatssekretären stand sichtlich der persönlichen Kanzlei des Kaisers am nächsten der erste Geschäftsführer des Ministerkomitees, P. S. Molčanov. Die Namen der Staatssekretäre sind uns erhalten geblieben, aber keine mehr oder weniger bestimmte Kenntnis über den Verlauf ihrer Tätigkeit. Wenn uns Troščinskij für die Regierungsjahre Paul I. annehmen läßt, daß „die Kanzlei seiner Kaiserlichen Majestät" [Kanceljarija pri Ego Imperatorskom Veličestvě) sich zu einer Behörde mit einem bestimmten Zuständigkeitskreis ausgebildet hat, so finden wir in den ersten Jahren der Regierung Alexanders I. keine Spur des Bestehens einer solchen Behörde. Dies ist auch verständlich: durch die Einführung des ministeriellen Verwaltungssystems (1802) treten die persönlichen Berichte der Minister beim Kaiser in den Vordergrund und die Vollstreckung der auf Grund dieser Berichte stattgefundenen Entscheidungen wird in die Kanzleien der Ministerien übertragen. Auf diese Art entstanden die unmittelbaren Berichte, mit anderen Worten, die Tätigkeit im Kabinett des Kaisers[5]). Dieser Tätigkeit bestimmte Rechtsformen zu verleihen, sie mit dem Ministerien- und Senatsreglement zu verbinden — bildet die Aufgabe des Entwurfs des „Kabinettreglements" [proekt ustrojstva Kabineta].

III.

Der Entwurf des Kabinettreglements ist uns wie in seiner ersten Niederschrift, so auch im Reinschrift-Exemplar erhalten geblieben. Beide werden jetzt in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Leningrad aufbewahrt (in der Sammlung Speranskij's Handschriften). Die ganze erste Niederschrift ist von Speranskij mit eigener Hand geschrieben und

---

[1]) A. N. Popov, o. c., S. 7.

[2]) Bar. M. A. Korff, o. c., Bd. I, Pb. 1861, S. 90—91.

[3]) S. N. Pisarev, o. c., S. 23.

[4]) Es ist hervorzuheben, daß die Ernennung des Fürsten A. N. Golicyn zum Staatssekretär mit dem Wunsch zusammenhing, ihm das Recht des unmittelbaren Berichtes in den Angelegenheiten der Synode zu erteilen: siehe Čistovič, Rukovodjaščie dějateli duchovnago prosvěščenija v Rossii (Die leitenden Persönlichkeiten der geistlichen Aufklärung Rußlands), Pb. 1894, S. 18.

[5]) Diese Benennung, die von Speranskij, wie wir sahen, nicht nur in bezug auf den Entwurf angewandt wurde, sondern auch hinsichtlich der bestehenden Ordnung, entsprach sichtlich der damals offiziell angenommenen Formel; jedenfalls lesen wir im Kammerfourier-Journal von 1810 und 1811 öfters von Berichten der Minister „im Kabinett" (siehe z. B. das zeremonielle Kammerfourier-Journal vom Jahre 1810 (Kamer-furierskij ceremonial'nyj žurnal za 1810 god), T. II, S. Pb. 1908, S. 4, 11, 18, 22 und viele andere). Man muß daraus schließen, daß diese „topographische" Bezeichnung der ministeriellen Berichte auch für ihre bestimmte Form angewandt wurde, nämlich für die unmittelbaren Berichte außerhalb des Ministerkomitees.

Digitized by Google

enthält viele Verbesserungen und Einsätze; die Reinschrift ist von Zeier geschrieben[1])[2]). Außer diesem Entwurf selbst ist eine Denkschrift zu ihm erhalten „über das Kabinettreglement" [ob ustrojstvě Kabineta], in der die Notwendigkeit der Reform begründet wird. Die eigenhändige, noch unreine Niederschrift dieser Denkschrift wird im Archiv des Reichsrats aufbewahrt, und zwar in demjenigen Teil der Akten über die Senatsreform, in welchem sich die diese Reform betreffenden ersten Niederschriten Speranskij's befinden[3]). Unter denselben Akten befindet sich eine Kopie der Denkschrift, wiederum von Zeier geschrieben, mit Bleistiftverbesserungen[4]). Ihre Reinschrift, auch von Zeier geschrieben, mit Speranskij's Verbesserungen, befindet sich in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek in Leningrad in einem Umschlag mit der Reinschrift des Entwurfs. Weder der Entwurf noch die Denkschrift sind datiert, es ist aber nicht schwer, die ungefähre Zeit ihrer Abfassung festzustellen.

Ein eingehendes Prüfen des Entwurfs zeigt, daß er nicht nur seinem Inhalt sondern auch seiner Terminologie nach sich unmittelbar der Ministerien- und Senatsreform anschließt. Der Entwurf des Allgemeinen Ministerienreglements kehrte zweimal in den Reichsrat zur Prüfung zurück. Ganz zu Ende Mai und im Juni 1810 und dann in einem Jahr, im Mai und Juni 1811. Die Senatsreform wurde im Vorsitzenden-Komitee im Mai 1811 und in der Plenarversammlung des Reichsrats Anfang Juni, dann in der zweiten Hälfte des Monats Juli und Anfang August desselben Jahres besprochen. Insofern der Entwurf des Kabinettreglements als eine notwendige Ergänzung nicht nur der Ministerienreform, sondern auch der Reform des Senats gedacht wurde, ist es anzunehmen, daß Speranskij sich mit diesem Entwurf zu der Zeit beschäftigte, als die Ausarbeitung der Ministerienreglements und der Senatsreform sich seinem Abschluß näherte: wenn diese beiden Entwürfe vom Vorsitzenden-Komitee im Mai 1811 geprüft wurden, müssen wir den Entwurf des Kabinettreglements dem ersten Viertel des gleichen Jahres zuschreiben. Ein Außenmerkmal bestätigt diese Voraussetzung. Als Ergänzung zum Text des Entwurfs des Kabinettreglements hatte Speranskij die Schriftleitungs-

---

[1]) Die erste Niederschrift ist auf bläulichem Papier mit einem Zeichen der heraldischen Lilie in der Mitte des Blattes und mit dem Datum 1807 geschrieben (das Papier derselben Fabrik, obwohl von einem anderen Jahre, ist von N. P. Lichačev. Paleografičeskoe značenie bumažnych vodjanych znakov [Paleographische Bedeutung der Papierwasserzeichen], S. 422, Nr. 3617, beschrieben).

[2]) Franz Ivanovič Zeier, seit 1808 Schriftführer in Speranskijs Kanzlei: siehe P. M. Majkov, Vtoroe Otdělenie Sobstvennoj Ego Imperatorskago Veličestva Kanceljarii (Die zweite Abteilung der persönlichen Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät), Pb. 1906, Anhang, S. 76. — Zeier wohnte bei Speranskij, solange dieser Reichssekretär (gosudarstvennyj sekretar') war und blieb in den weiteren Jahren sein treuer ergebener Freund: siehe gleichfalls Bar. M. A. Korff, o. c. Bd. I, S. 278—280.

[3]) A. d. R. Akten des Vorsitzendenkomitees von 1810—1811, Nr. 9 u. 10, Teil XXVII, Bl. 38—42. Diese Niederschrift ist auf dem gleichen Papier geschrieben, wie die Niederschrift des Entwurfs.

[4]) Die gleichen Akten, Bl. 59—66.

Digitized by Google

formen dieser Amtsstelle entworfen, nämlich die Rapportform und die Journalform des Kabinetts: beide sind mit dem Februar 1811 datiert (das Journal noch genauer: 25. Februar 1811). Wenn wir annehmen, daß das in einem beliebigen als Beispiel abgefaßten Dokument verwendete Datum meistens mit dem tatsächlichen Datum dieses Entwurfs übereinstimmt, muß daraus geschlossen werden, daß der Entwurf selbst und die Denkschrift über das Kabinettreglement dem ersten Drittel des Jahres 1811 angehören, also der Zeit, als tatsächlich die Vorbereitungen der beiden Reformen, mit denen das Kabinett organisch verbunden war — der Ministerien- und der Senatsreform — in Gang waren.

Von dem Entwurfe des Kabinettreglements, der mit der Zentralverwaltungsreform von 1810—11 eng verbunden ist, wird in der Literatur nur wenig erwähnt. N. K. Schilder äußert sich über das Kabinett eingehender als die anderen Forscher[1]): dem zweiten Bande seiner, Alexander I. gewidmeten Monographie legt Schilder eine Wiedergabe des Entwurfs der Verfassungsreform von 1809 bei und weist darauf hin, daß Speranskij den geplanten Verfassungsorganen noch eine sozusagen nicht öffentliche Behörde beigefügt hat, der alle höheren Staatsangelegenheiten zufließen und in der sie ihre endgültige Entscheidung erhalten sollten, nämlich das Kabinett. Schilder erwähnt weiter, daß Speranskij mit dem Kabinett noch einen Entwurf eng verbunden hat — das in seinem ursprünglichen Umriß nicht eingetragene, etwas später von ihm ersonnene Reglement des vom Gerichtlichen Senat abgeteilten Regierenden Senats, welcher an Stelle des 1802 eingesetzten Ministerkomitees treten sollte. Dieser Erwähnung folgt eine Wiedergabe der Denkschrift Speranskij's „Ueber das Kabinettreglement" (ohne Angabe der Quelle). Mit der Auslegung dieser Denkschrift (den Text teils wörtlich, teils die Worte ändernd wiedergebend) schließt N. K. Schilder seine Wiedergabe des Entwurfs der Verfassungsreform von 1809. Schon S. M. Seredonin[2]) hat darauf hingewiesen, daß das von Schilder über das Kabinett Gesagte, einem ganz anderen Entwurf entnommen ist — dem Entwurf der Regierenden und Gerichtlichen Senate. Indem er den Inhalt dieses Entwurfs wiedergibt, begnügt er sich mit einer knappen Erwähnung des Kabinetts[3]). E. N. Berendts beschränkt sich gleichfalls auf eine kurze Erwähnung des Kabinetts, wiederum in Anschluß an die Senatsreform[4]). Außer den drei genannten Autoren wird in der Literatur der Entwurf des Kabinettreglements überhaupt nicht erwähnt. Dieser Entwurf ist aber als Glied der in den Jahren 1810—1811 entworfenen Reformen der Zentralverwaltung zweifellos von großem Interesse und verdient eingehender geprüft zu werden.

---

[1]) N. K. Schilder, Imperator Aleksandr Pervyj, ego žizn' i carstvovanie (Kaiser Alexander I., sein Leben und seine Regierung), Bd. II, 2. Aufl., S. Pb. 1904, S. 394—395.

[2]) S. M. Seredonin, Graf M. M. Speranskij. Abdruck aus dem „Russischen Biographischen Wörterbuch" (Russkij biografičeskij slovar'), S. Pb. 1909, S. 18.

[3]) O. c. S. 42—43.

[4]) E. N. Berendts, o. c. Bd. III, S. 87.

Digitized by Google

IV.

Es ist schon erwähnt worden, daß Speranskij an die Frage über die Form der unmittelbaren Ministerberichte eine weitere Aufgabe angeknüpft hat: er versuchte die Regierungstätigkeit des Kaisers in ihrem ganzen Umfange in bestimmte Rechtsbahnen einzulenken, er versuchte das Kabinett als kaiserliche Kanzlei nicht nur in Regierungs- sondern auch in Gesetzesangelegenheiten zu schaffen. In seiner Denkschrift „Ueber das Kabinettreglement" begründet er die Notwendigkeit dieser Reform mit folgenden Worten:

„Das Kabinett des Kaisers ist der letzte Punkt, dem alle höchsten Staatsangelegenheiten zufließen und in dem sie ihre endgültige Entscheidung erhalten. In allen übrigen Aemtern wirkt die staatshoheitliche Gewalt durch andere, dazu angestellte Personen, im Kabinett wirkt sie unmittelbar. Die Organisation des Kabinetts muß und darf nicht öffentlich sein; und dennoch muß diese Organisation vorhanden sein und ist auch schon teilweise vorhanden: diese Teile müssen nur koordiniert und einer einheitlichen Ordnung unterworfen werden. Das Kabinett des Kaisers ist kein Kabinett einer Privatperson. Es ist eine notwendige und wesentliche Ergänzung aller Verwaltungsstellen. Warum war bei uns fast kein Zusammenhang in den Bestimmungen und Handlungen der einzelnen Regierungen? Außer persönlichen Gründen war dies der Fall, weil die Entscheidungen und Handlungen einer Regierung einer anderen völlig fremd und unbekannt waren, und weil das Kabinett — die höchste Aufwahrungsstelle dieser Entscheidungen und Entwürfe — in einer Hülle von Akten ohne jeglichen Zusammenhang und Verteilung, in den mündlichen Ueberlieferungen und in den Ansichten der Minister zerstreut war. Mit ihrer Entfernung oder ihrem Tode verschwanden auch diese Entscheidungen, Ansichten und Entwürfe. Alles mußte von Neuem begonnen werden. Politische Verhältnisse, Krieg, selbst die Lage unserer Hauptstadt, sozusagen außerhalb Rußlands — fördern öftere und dauernde Abwesenheit des Kaisers. Die Höchsten Verwaltungsstellen — der Senat und der Reichsrat — können und sollen Ihm auch nicht folgen. Dennoch kann der Verwaltungsgang nicht aufgehalten werden. Das Kabinett des Kaisers muß überall anwesend sein, wo Er sich aufhält. Denn der Kaiser muß überall handeln und eine jegliche von seinen Handlungen, sozusagen jeder Wink seiner Hand als Kaiser, ist ein staatshoheitlicher Akt und verlangt als solcher seine Formen und seine Autenzität. Je besser die Einrichtung des Kabinetts desto mehr Ordnung in den anderen Regierungsstellen, dagegen die Verwirrung in den Angelegenheiten des Kabinetts unvermeidlich eine gleiche Verwirrung in allen Staatsangelegenheiten hervorrufen wird. Denn die Fäden aller Regierungsangelegenheiten enden und halten sich fest im Kabinett. Folglich muß das Kabinett seine bestimmten Zuständigkeitsgegenstände, seine Organisation, seine Einteilung, seine Formen und Zugehörigkeiten haben. Seine Einrichtung muß so angelegt sein, daß es sich überall bewegen und überall und zu jeder Zeit seine Wirkungsart finden und bestimmen kann."

Die Grundgedanken der Denkschrift über die notwendige Zuständigkeit des Kabinetts sind auch in den „Einführenden Bestimmungen" aus-

Digitized by Google

gelegt, mit denen der Text des Entwurfs beginnt[1]): „Das Kabinett seiner Kaiserlichen Majestät," so lautet der Artikel I des Entwurfs, „ist eine Behörde, in der die Staatsangelegenheiten ihre höchste Abschließung empfangen." Und weiter (Art. II): „Der Zuständigkeit des Kabinetts gehören gesetzgebende und exekutive Angelegenheiten an." Die Formulierung der „Angelegenheiten des Kabinetts", d. h. seiner Zuständigkeit, gewann nicht gleich seine endgültige Redaktion. Insofern, laut der Idee Speranskij's, die hoheitliche Gewalt die höchste Vollziehung der drei Gewalten — der gesetzgebenden, der exekutiven und der gerichtlichen — in sich vereinigt, wäre eine Einführung der gerichtlichen Angelegenheiten in die Zuständigkeit des Kabinetts logisch begründet. Andererseits war aber der Verzicht auf das Revisionsrecht in Bezug auf die Entscheidungen des Gerichtlichen Senats einer der Grundsätze, auf denen die gesamte Senatsreform aufgebaut sein mußte. Die ersten Niederschriften der Denkschrift und des Entwurfs beweisen, daß Speranskij zuerst dem Kabinett nicht nur die gesetzgebende und exekutive, sondern auch die gerichtliche Gewalt anvertrauen wollte. Aber schon in der ersten Abschrift der Denkschrift und in der Niederschrift des Entwurfs war das Wort „gerichtliche" [sudebnye] gestrichen[2]). Indem Speranskij im Art. II die Zuständigkeit des Kabinetts in gesetzgebende und exekutive Angelegenheiten gliedert, zählt er im Art. V die Hauptteile auf, aus denen das Kabinett bestehen soll, und läßt erkennen, daß die von ihm ursprünglich angegebene Zuständigkeit des Kabinetts nicht genügend genau war. „Das Kabinet", so lesen wir im Art. V, „wird in vier Hauptteile eingeteilt: 1. den gesetzgebenden, 2. den regierenden, 3. den wirtschaftlichen, 4. das Archiv. Diese vier Teile sind im Entwurf nicht gleichmäßig ausgearbeitet: eigentlich ist nur ein Teil, nämlich der regierende, ausführlich bearbeitet worden, während von den drei übrigen im Entwurf nur die Grundbestimmungen in aller Kürze aufgezeichnet sind. Diese Ungleichmäßigkeit ist sehr verständlich, wenn man beachtet, daß gerade der regierende Teil, der im Zusammenhang mit der Ministerien- und Senatsreform einzurichten war, die Abfassung des Entwurfs über das Kabinettreglement veranlaßte. Aber selbst das Wenige, das von den übrigen „Teilen" der Reform berichtet wird, gibt uns das Recht zu behaupten, daß Speranskij zwei wesentlich verschiedene Behörden im Kabinett zu vereinigen gedachte — die persönliche Kanzlei

[1]) Es ist für die gesetzgeberische Technik Speranskijs eigentümlich, mit der Formulierung der Grundthesen einer Reform zu beginnen: das Reglement des Reichsrats von 1810 beginnt mit den „Grundgesetzen" des Rates, dem Senatsreglement sollten gleichfalls seine „Grundgesetze" vorausgehen; in der Struktur des Kabinettsreglements entsprechen ihnen „die einführenden Bestimmungen".

[2]) Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß das Grundprinzip der Reform des Gerichtlichen Senats für Speranskij so unbestreitbar und unerschütterlich war, daß er, die gerichtlichen Angelegenheiten dem Kabinett anweisend, darunter nur die höchste Gerichtsverwaltung und nicht die Rechtsprechung verstand: an der entsprechenden Stelle der Denkschrift heißt es, daß die gerichtlichen Angelegenheiten nur in dem Teile dem Kabinett angehören, der lediglich die Verwaltung betrifft, wie Ernennung der Vorsitzenden und Mitglieder des Gerichts, ihre Auszeichnung usw. Selbstverständlich könnten diese Angelegenheiten auch zu der exekutiven Gewalt zugerechnet werden.

Digitized by Google

des Kaisers in den gesetzgebenden und den wichtigsten Regierungsangelegenheiten und die Kanzlei zur Verwaltung des kaiserlichen Vermögens. Es heißt tatsächlich im Entwurf: „Die Einrichtung des wirtschaftlichen Teiles, die jetzt unter dem Namen Kabinett bekannt ist, bleibt in ihrer gegenwärtigen Lage. Ein besonderer Beamter verwaltet diesen Teil unter der unmittelbaren Leitung Seiner Kaiserlichen Majestät." Somit wurde in das projektierte Kabinett als einer seiner Bestandteile dasjenige Kabinett, das als Verwaltungsorgan für das Kaiserliche Vermögen funktionierte, und zwar in seiner „gegenwärtigen Lage" eingeschlossen[1]). Speranskij interessierte sich so wenig für den wirtschaftlichen Teil des Kabinetts, daß er in seiner Denkschrift „Ueber das Kabinettreglement" ihn überhaupt nicht erwähnt. Seine ganze Aufmerksamkeit richtet er auf das Kabinett als persönliche Kanzlei des Kaisers.

Das Kabinett als persönliche Kanzlei des Kaisers wird im Entwurf in zwei Teile — den gesetzgebenden und den regierenden — eingeteilt; ihnen sollte das Archiv als ebenbürtiger Teil beigefügt werden.

Für den gesetzgebenden Teil wird in „den Einleitenden Bestimmungen" folgende These festgestellt (Art. III): „Die gesetzgebenden Angelegenheiten fließen dem Kabinett zu, nachdem sie alle Stufen der Vollziehung passiert haben, und erhalten daselbst ihren Abschluß." Die Kompetenz des gesetzgebenden Teils wird folgendermaßen bestimmt. Zu seiner Zuständigkeit gehören: 1. „alle Entwürfe bezüglich der Zusammenstellung, Fortsetzung und Vervollkommnung der Staatsgesetze und Reglements"; 2. „Plan und Reihenfolge der gesamten Gesetzgebung"; 3. „Berichte zur Ausführung dieses Plans und Einsetzung von Maßnahmen zu seiner Verwirklichung"; 4. „die endgültige Bestätigung aller Gesetze, wie staatlicher so auch bürgerlicher, nach ihrer Prüfung in den gesetzgebenden Organen". Dieses Verzeichnis der dem Ressort des Kabinetts angehörenden Gegenstände im Bereich der Gesetzgebung beweist, daß seine Kompetenz in Gesetzgebungsangelegenheiten etwas weiter umrissen ist, als es in dem einleitenden Artikel der Fall war, da seiner Zuständigkeit nicht nur die Bestätigung der Gesetze, sondern auch die Gesetzesinitiative zugeschrieben ist[2]). Den Bestimmungen über die Zuständigkeit des gesetzgebenden Teils

---

[1]) Im Jahre 1811 war die Organisation des Kabinetts durch den Etat vom 18. Januar 1802 bestimmt. Dieser Etat bestimmte eine kollegiale Einrichtung des Kabinetts, bestehend aus dem Direktor und zwei Mitgliedern des Direktoriums. Siehe „200-lětie Kabineta Ego Imperatorskago Veličestva 1704–1904 (Das Kabinett Seiner Kaiserlichen Majestät in den letzten 200 Jahren. 1704–1904)", S. Pb. 1911, S. 412–413 (Direktor des Kabinetts war im Jahre 1811 der Finanzminister D. A. Gur'ev, l. c., S. 450–451).

[2]) Wenn sich das „Kabinettreglement" verwirklicht hätte, würde durch das Zuschreiben zu seiner Zuständigkeit aller Entwürfe „bezüglich der Zusammenstellung, Fortsetzung und Vervollkommnung der Staatsgesetze und Reglements", das durch § 33 des Gesetzes über den Reichsrat von 1810 den Ministern verliehene Recht einer Gesetzesinitiative indirekt beschränkt sein; es würde dadurch eine ausschließliche Gesetzesinitiative des Kaisers eingeführt, die in Rußland erst durch das Gesetz vom 15. Mai 1857 verwirklicht wurde. (II Polnoe Sobranie Zakonov [II vollständige Sammlung der Gesetze] Nr. 31845). Vgl. B. Nolde, Zakonodatel'nyj počin po russkomu pravu (Die Gesetzesinitiative nach russischem Recht), „Pravo" (Recht) 1911, Nr. 44, S. 2417–2418.

Digitized by Google

des Kabinetts folgt unmittelbar ein Hinweis auf seine Organisation: „Ein besonderer Beamter wird zur Ausübung der Angelegenheiten dieses Teiles unter unmittelbarer Leitung seiner Kaiserlichen Majestät ernannt.“ Dieser Beamte wird mit geschäftsführenden Aufgaben beauftragt: keinesfalls werden durch diesen Beamten die persönlichen Beziehungen des Reichssekretärs (Gosudarstvennyj Sekretar') zum Kaiser ausgeschlossen, die durch das Gesetz über den Reichsrat eingesetzt waren[1]).

Der „Regierende“ Teil des Kabinetts bildet den Mittelpunkt des Entwurfs, da er nach dem Gedanken Speranskij's eine natürliche Ergänzung und somit auch eine Vollziehung der Ministerien- und Senatsreform darstellt. Während für den gesetzgebenden Teil, für den wirtschaftlichen Teil und, wie wir später erfahren, fürs Archiv im Entwurf besondere Beamte vorausgesehen sind, denen diese Teile anvertraut werden sollten, ist für den regierenden Teil nicht einmal ein solcher Beamter bezeichnet: es handelt sich nur um eine Regulierung der unmittelbaren persönlichen Ministerberichte an den Kaiser durch Schaffung bestimmter Kanzleiformen. „Unter der Benennung des regierenden Teiles des Kabinetts“, so lesen wir im Entwurf, „werden alle außerordentlichen und geheimen Angelegenheiten verstanden, die von den Ministern dem Allerhöchsten Ermessen und Entscheidung in politischen Sachen, Militär- und Zivilverwaltungssachen vorgelegt werden.“ Somit ist der regierende Teil des Kabinetts diejenige „besondere Behörde“, die wie durch § 237 des „Allgemeinen Ministerienreglements“, so auch durch § 56 des Entwurfs des Regierenden Senats vorausgesehen ist, diejenige Behörde, zu deren Kompetenz geheime und außerordentliche Angelegenheiten gehören sollten. In den sechsunddreißig Paragraphen, in die dieser Abschnitt des Entwurfs eingeteilt ist, wird die Kompetenz des Kabinetts (§§ 1—6), die Geschäftsordnung (§§ 7—15), die Ausführung (§§ 17—26) und die Geschäftsführung der dem Kabinett während der Abwesenheit des Kaisers angehörenden Angelegenheiten (§§ 27—36) besprochen. Dem Entwurf sind Formen der Schriftführung des Kabinetts beigelegt.

Die Bestimmung der Kompetenzgegenstände des Kabinetts ist von Bedeutung, da sie, trotzdem der Entwurf sich nicht verwirklicht hat, dem oben angeführten § 237 des Allgemeinen Ministerienreglements, das bis zum Jahre 1835 galt, eine autentische Auslegung erteilt (in die Kodifikationsausgabe des Ministerienreglements ist § 237 nicht eingetragen).

Der Zuständigkeit des Kabinetts gehören somit außerordentliche und geheime Angelegenheiten an. Der Entwurf enthält allgemeine Bestimmungen der außerordentlichen Angelegenheiten und zählt außerdem besonders die vom Auswärtigen und den beiden Militär- und dem Polizei-

[1]) Im Gesetz über den Reichsrat von 1810 wird die Frage über die Form der Beziehungen des Rates zur kaiserlichen Gewalt in bezug auf die Bestätigung der Gesetze nur kurz erörtert: laut § 65 des Reglements werden die Journale des Rates, nachdem sie von seinem Vorsitzenden und Mitgliedern unterzeichnet worden sind, durch den Reichssekretär dem Kaiser vorgelegt. Durch den Reichssekretär erfolgt auch die Übergabe der dem Reichsrat von seinem Vorsitzenden und den Departementsvorsitzenden zu verkündenden mündlichen allerhöchsten Befehle (§ 66).

Digitized by Google

ministerien eintreffende Angelegenheiten auf. „Unter den außerordentlichen sind diejenigen Angelegenheiten zu verstehen, deren Gegenstand keinen Aufschub duldet und die ihrem Wesen und den konkreten Umständen nach nicht, ohne dadurch einen wesentlichen Schaden der Staatsverwaltung zuzufügen, bis auf die nächste Sitzung des Ministerkomitees [in der Reinschrift — eine Bleistiftverbesserung Speranskij's: „des Regier. Senats" (§ 5)] aufgehoben werden können." Im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten gehören zu den Angelegenheiten des Kabinetts alle der Kompetenz dieses Ressorts zukommenden Gegenstände, mit Ausnahme verschiedener öffentlichen Akten (§ 1), in den Militärministerien — alle Angelegenheiten über die Beförderung und Verteilung der Truppen, über die Festungen u. a. m. (§ 2), im Polizeiministerium — alle Angelegenheiten, die unter der Benennung der höheren Polizei bekannt sind (§ 3). Außer den außerordentlichen Angelegenheiten unterliegen einer Eintragung ins Kabinett aus den Ministerien alle Pläne einer allgemeinen Vervollkommnung ihrer Teile und die Jahresberichte über die Ausführung dieser Pläne[1]).

Was die Geschäftsführung in dem „regierenden Teil" des Kabinetts betrifft, so werden folgende Bestimmungen angenommen. Alle Minister haben das Recht, in den zur Kompetenz des Kabinetts gehörenden Angelegenheiten zur Berichterstattung zu jeder Zeit zu erscheinen (§ 14). „Der Ordnung wegen hat aber ein jeder von ihnen zu bestimmter Zeit (um 10 Uhr morgens) an den Kaiser einen Zettel mit der Andeutung der Gegenstände seines Berichtes zu senden und die Bestimmung der Berichtserstattungszeit zu erwarten" (§ 15). Die Angelegenheiten werden von den Ministern in Form kurzer Zettel eingetragen (mit Ausnahme der im Originaltext vorzulegenden Depeschen, Briefwechsels u. dgl.); der Zettel muß vom Minister unterschrieben sein, und — in Angelegenheiten, die nicht nur zur Kenntnis vorgelegt werden, sondern vom Kaiser entschieden werden müssen, — eine kurze Auslegung der Meinung des Ministers enthalten (§§ 7—9). Über alle Angelegenheiten, die ins Kabinett eintreffen, wird in den Ministerien ein kurzes Journal (Tagebuch) geführt, außer den Nummern des Berichts wird sein Inhalt und die Entscheidung des Kaisers eingetragen. Dieses Journal wird in zwei Exemplaren geführt, von denen eins in den Akten des Ministeriums aufbewahrt wird, das andere beim nächsten Bericht dem Kabinett vorgelegt und daselbst aufbewahrt wird (§§ 10—12). Der Vorschrift über die Führung eines Journals fügt Speranskij folgende kategorische und bemerkenswerte Anmerkung bei: „Welch eine Rechtfertigung kann jetzt ein Minister anführen, sollte man ihn beschuldigen, eine Verordnung (Ukas) ohne Bericht, gegen den Bericht oder dem Allerhöchsten Befehl nicht entsprechend veröffentlicht zu haben. Wie kann der Kaiser davon überzeugt sein, daß der Bericht ihm tatsächlich vorgelegt und daß eine entsprechende Resolution darüber erfolgt war.

[1]) Es handelt sich hier um die Entwürfe und Berichte, von denen die §§ 199—204 des gesamten Ministerienreglements sprechen. Im § 203 des endgültigen Textes dieses Reglements wird das Kabinett seiner Kaiserlichen Majestät erwähnt als eine Stelle, wo die allgemeinen Pläne der Vervollkommnung einzelner Ministerienteile eingetragen werden.

Digitized by Google

In gewöhnlichen Angelegenheiten besitzen wir viel zu viel Formen, dagegen in den bedeutendsten Angelegenheiten haben wir weder eine Form noch Authenzitätsbeweise: alles hängt von der Willkür ab"[1]). Die Vollziehung der im Kabinett entschiedenen Angelegenheiten wird im entsprechenden Ministerium vorgenommen: laut der ins Journal eingetragenen Entscheidungen des Kaisers werden im Ministerium entsprechende Ukase, Vorschriften und Reskripte (§ 24) nach bestimmten Formen (sie sollten dem Entwurf beigelegt werden, sind uns aber nicht erhalten) zusammengestellt[2]). Alle im Kabinett entstandenen Ukase sollen von demjenigen Minister kontrasigniert werden, der sie zur Unterschrift vorlegte, mit Ausnahme der laut besonderer Vorschrift des Kaisers von den Staatssekretären entworfenen Ukase und Reskripte: diese Ukase und Reskripte sollten von den sie zur Unterschrift vorlegenden Personen kontrasigniert werden[3]). Die aus dem Kabinett ausgehenden „geheimen" Ukase und

---

[1]) Diejenigen Paragraphen des Entwurfs, in denen die Ordnung der Zettelvorlegung, die Eintragung ins Journal der Kaiserlichen Resolution und die danach in den Ministerien vorzunehmende Ausführung ausgelegt wird, stellen einen interessanten Aufbau zu den Paragraphen des gesamten Ministerienreglements vor, in denen die Frage über den mündlichen Ukas erörtert wird. Siehe V. A. Grigor'ev, Ob'javljaemyj ukaz (Der mündliche Ukas), Žurnal Min. Just. (Journal des Justizministeriums), 1914, Nr. 8, S. 101. — Der Entwurf klärt auf, wie sich Speranskij die Ersuche der Allerhöchsten Befehle und ihre Form vorstellte. Von der schroff abweisenden Haltung Speranskij's zur geltenden Praxis der Verkündigung der mündlichen Ukase zeugt nicht nur die oben im Text angeführte Anmerkung von der in bedeutendsten Angelegenheiten herrschenden Willkür, sondern auch seine Denkschrift „Über die Unbequemlichkeiten der gegenwärtigen Einteilung der zur Allerhöchsten Entscheidung eingehenden Angelegenheiten (O neudobstvach nastojaščago razdělenija děl, voshodjaščich na Vysočajšee rěšenie), erhalten zwischen den Akten die sich auf die Senatsreform beziehen (A. d. R. Aktenstücke des Komitees der Vorsitzenden 1810—1811, Nr. 9—10, T. IX): diese Denkschrift zitiert E. N. Berendts, l. c., B. III, S. 80—81. „Wer bestätigt", fragt Speranskij in dieser Denkschrift, „daß sie (die Ukase) genau in dem Sinn verkündigt werden, in dem sie gedacht waren. Ein Vertrauen zu den Ministern, sogar ein sehr ausgedehntes, ist sehr notwendig. Darf aber zugelassen werden, daß zwanzig Personen (die Minister, ihre Gehilfen und die Staatssekretäre) Ukase verkündigen." Es sei erwähnt, daß E. N. Berendts diese Denkschrift für „zweifellos" von Speranskij verfaßt hält: diese Voraussetzung wird durch eine erste Niederschrift des Entwurfs, von der Hand Speranskij's geschrieben, bestätigt, die in denselben Papieren erhalten ist (T. XXVII, Bl. 205 u. vlg.).

[2]) Es wird im Entwurf ausdrücklich hervorgehoben, daß in Militärangelegenheiten die Befehle ihre gegenwärtige Form behalten und den Allerhöchst unterzeichneten Ukasen mit eigenhändiger Unterschrift beigezählt werden (§ 20).

[3]) Die der Kontrasignierung der Allerhöchsten Ukase gewidmeten Paragraphen des Entwurfs beleuchten nur ungenügend die in der russischen juristischen Literatur streitige Frage über die Bedeutung der Kontrasignierung im Ministerienreglement von 1811. Eines ist klar: alle vom Kabinett ausgegangenen Ukase werden durch den entsprechenden Minister kontrasigniert, der sie zur Unterschrift vorgelegt hatte (hier sind ausschließlich die schriftlichen Ukase gemeint). Andererseits können aber auch Ukase vorhanden sein, die ohne jegliche Initiative des Ministers entstanden und vom Staatssekretär kontrasigniert sind. Indem Speranskij laut § 285 des Reglements von 1811 die Minister von der Verantwortung in den ihnen zur Vollziehung vorgelegten, aber von ihm nicht kontrasignierten Allerhöchsten Befehle be-

Digitized by Google

Vorschriften, wie auch ministerielle Vorlegungen und Journale, sollten in der Kanzlei eines jeden Ministers eine besondere Aktenabteilung bilden und so geführt werden, daß sie zu jeder Zeit ein einheitliches Ganzes zusammenstellen könnten: denn „im Grunde genommen", so lautet der Entwurf, „gehören sie alle zu einer Amtsstelle — zum Kabinett, selbst wenn sie unter verschiedenen Ministerien verteilt sind." (§ 25). Indem Speranskij die außerordentlichen und geheimen Angelegenheiten den Zuständigkeitsgegenständen des Kabinetts, d. h. den unmittelbaren Ministerberichten, zuschrieb, wollte er doch die Vollziehung einer Kategorie dieser Angelegenheiten, und zwar der außerordentlichen und eiligen (folglich nicht geheimen) dem Ministerkomitee übergebenen (nach der vorgeschlagenen Terminologie — dem Regierenden Senat), wenn auch zurück datierend: laut § 26 des Entwurfs sollten alle diese Angelegenheiten mit Ausnahme der „speziellen Militärangelegenheiten" in der nächsten Sitzung dem Ministerkomitee zur Kenntnis vorgelegt werden.

Die im Entwurf vorgesehenen Veränderungen in der Durchführung der dem Kabinett während der Abwesenheit des Kaisers zustehenden Angelegenheiten sind unbedeutend (§§ 27—36): der Entwurf sieht die Möglichkeit einer Übergabe eines Teiles der Kabinettangelegenheiten auf Grund einer besonderen Verordnung dem Ministerkomitee zur endgültigen Entscheidung voraus (§ 29); für die übrigen Angelegenheiten wird die vermittelnde Rolle der Staatssekretäre hervorgehoben, die als Verbindungsinstanz zwischen den Ministern und dem Kaiser auftreten und am Aufenthaltsort des letzteren alle die Förmlichkeiten in der Führung des Journals der Ministerberichte und der Eintragung in dieses Journal der kaiserlichen Entscheidungen ausüben, die gewöhnlich den Ministern obliegen. Diese Journale werden alsdann den Ministern zur weiteren Ausführung übersandt.

Es ist schon erwähnt worden, daß der Entwurf ein Archiv als einen der vier Kabinettsteile voraussah: „das Kabinettsarchiv", so lesen wir im entsprechenden Teil des Entwurfs, „wird aus allen gesetzgebenden und Regierungsangelegenheiten zusammengestellt, die dem Kabinett zugegangen sind und in Zukunft zugehen werden. Die Einrichtung dieses Teiles wird durch ein besonderes Reglement bestimmt." So heißt es in der Reinschrift des Entwurfs. Eine von Speranskij durchstrichene Stelle in der ersten Niederschrift beweist aber, daß er ursprünglich im Entwurf darauf hinzuweisen gedachte, daß „die Archive vom wirtschaftlichen Teil abgegrenzt, einer

freit, knüpft er die Kontrasignierung der Verantwortung an: darin hat zweifellos N. J. Lazarevskij. (Skrěpy ministrami aktov glavy gosudarstva [Die Kontrasignierung durch die Minister der Akten des Staatshauptes] „Pravo" (Recht), 1907, Nr. 41, S. 2623—2624) Recht. Welche Bedeutung konnte aber andererseits die im Entwurf vorausgesehene Kontrasignierung der Staatssekretäre haben, da letztere laut §§ 287—294 des Ministerienreglements von 1811 keiner Verantwortung unterliegen, wenn nicht die Bedeutung, die M. B. Gorenberg für die ministerielle Kontrasignierung zur Zeit des russischen Absolutismus vorgeschlagen hat (M. B. Gorenberg, K voprosu o kontrasignaturě i otvětstvennosti ministrov [Zu der Frage über die Kontrasignatur und Verantwortung der Minister], Pravo [Recht], 1907, Nr. 44, S. 2813), nämlich die Bedeutung der Bestätigung der Authenzität der Unterschrift des Kaisers?

Digitized by Google

besonderen Verwaltung anvertraut, und ihrer Bedeutung entsprechend registriert und eingeordnet sein sollten." Wir lesen weiter in der ersten Niederschrift: „Nirgends ist dieser Teil so vernachlässigt wie in Rußland." Folglich wurde von Speranskij die außergewöhnliche Vernachlässigung des Archivwesens in Rußland anerkannt, trotzdem gerade er selbst zur Zeit der Verwaltungsreform Alexanders I. nichts zur Besserung der Stellung der Archive unternommen hat. Im Gegenteil — durch das Ministerienreglement von 1811 entstand gerade die Zerbröckelung der Archive, die von so vielen Generationen eifriger Freunde des russischen Archivwesens bekämpft wurde[1]).

V.

Der Entwurf der Organisation des Kabinetts — ein Glied der von Speranskij in den Jahren 1810—1811 vorgenommenen, aber nicht zu Ende gebrachten, weitgehenden Verwaltungsreform, ist in der Hinsicht von Interesse, daß er uns wiederum in den Ideenkreis einführt, der diesen Reformen zugrunde lag. Es ist genug bekannt, mit welcher Erbostheit man die „französischen" Sympathien Speranskij's zur Zeit des heranrückenden Abbruchs mit Frankreich ihm vorwarf. Speranskij war tatsächlich ein überzeugter Durchführer der öffentlich-rechtlichen Prinzipien des napoleonischen Frankreichs auf russischem Boden. Nicht uninteressant ist es darum, die Verwaltungsreform von 1810—11 in ihrem Ganzen und in ihren einzelnen Teilen mit den gleichzeitigen französischen Institutionen zu vergleichen. Auf dem Gebiete der Zentralverwaltung ist das Prinzip völliger Unterordnung der Minister unter eine starke Kaisergewalt eines der Grundprinzipien des öffentlichen Rechts des kaiserlichen Frankreichs. Die Minister galten nicht als Berater, sondern bloß als Vollzieher des Willens des Kaisers, ihnen stand nur die technische Ausführung seiner Pläne zu[2]). Diese Stellung der Minister hat Speranskij in das russische Ministerienreglement von 1811 übertragen[3]). Eine solche Konstruktion der Ministergewalt verlieh der persönlichen Tätigkeit des Monarchen eine grundlegende Bedeutung: vollkommen berechtigt erscheint im Licht der erwähnten Prinzipien Speranskij's Wunsch, rechtliche Formen dieser Tätigkeit zu schaffen. In dieser Hinsicht konnte aber das napoleonische Frankreich kein Vorbild bieten: es bestand dort kein Reglement, das die rechtliche Form der Beziehungen des Kaisers zu seinen Ministern und die Form des Wirkens der kaiserlichen Kanzlei zu regeln berufen wäre[4]). Viel eingehender waren

[1]) J. L. Majakovskij, Istoričeskij očerk archivnogo dela v Rossii (Umriß der geschichtlichen Entwicklung des Archivwesens in Rußland), Petrograd, 1920, S. 139—140.

[2]) L. Dupriez, Les ministres dans les principaux pays d'Europe et d'Amérique, T. II, 1893, S. 292—293.

[3]) B. Nolde, Očerki (Umrisse), S. 94.

[4]) Ausführlicher Bericht über die Zusammensetzung der Kaiserlichen Kanzlei (Cabinet) finden wir in den Memoiren des langjährigen Chefs dieser Kanzlei, C.-F. Méneval, (Baron C.-F. de Méneval, Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon I. depuis 1802 jusqu'à 1815, Paris, 1894, T. I, S. 128—129, 151—152; T. II, S. 50—51, 237—238). Die Kanzlei hatte einen festen Etat, der durch ein Dekret vom 3. Februar 1806 bestimmt war (ib. II, S. 50—51), aber keine Bestimmungen über die Formen ihres Wirkens.

Digitized by Google

die Formen der Tätigkeit des Kabinetts in Preußen, welches auch zur selben Zeit französische Einflüsse auf seine Verwaltungsentwicklung erlebte, geregelt, obwohl eben das Kabinett außerhalb dieser Einflüsse geblieben ist und als Produkt spezifisch preußischer Rechtsentwicklung betrachtet wird[1]). Die Tätigkeit des preußischen Kabinetts, dessen Entstehung in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts zurückgeführt wird[2]), wurde in der Verordnung über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden in der preußischen Monarchie vom 27. Oktober 1810 geregelt. Diese, den Kern der Hardenberg'schen Reform bildende Verordnung enthielt Bestimmungen über die Organisation aller preußischen Zentralbehörden und somit auch des Kabinetts als der persönlichen Kanzlei des Königs. Wie bekannt, hatten auf Grund dieser Verordnung der Regel nach nur der Staatskanzler und der Geheime Kabinettsrat das Recht der persönlichen Berichte dem Könige gegenüber, die Minister konferierten mit dem König nur schriftlich[3]). In dieser Hinsicht konnte das Vorbild des preußischen Kabinetts von Speranskij nicht ausgenutzt werden. Aber die Bestimmungen über den Geschäftsgang im Kabinett, die Vorschriften über die Journale und Bücher der Kabinettsorder konnten Speranskij zur Schaffung analoger Bestimmungen in seinem Entwurf des Kabinettsreglements bewegen, desto leichter, als Speranskij eben auf die Kanzleiformen so großen Wert legte. Man kann selbstverständlich nur von Einflüssen und nicht von direkten Nachahmungen sprechen: für die letzteren war kein Raum, soweit das russische Kabinett einen Teil des gesamten russischen Verwaltungsbaues bilden sollte, die Struktur des letzteren mußte aber nicht nur durch die allgemeinen theoretischen Ansichten Speranskij's, sondern auch durch die historischen Gegebenheiten der russischen Verwaltungsgeschichte bedingt werden.

---

[1]) E. von Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert, Bd. II, 1908, S. 309.

[2]) Max Lehmann, Der Ursprung des preußischen Kabinetts — Historische Zeitschrift, Bd. 63 (1889). S. 266 ff.; H. Hüffer, Die Kabinettsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard, Leipzig, 1891, S. 46 ff.

[3]) Die von v. Stein verfaßte und vom König am 24. November 1808 unterzeichnete Verordnung, auf Grund deren die Minister das Recht der unmittelbaren Berichte an den König erhielten, bekam keine Gesetzeskraft. Siehe E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg, 2 A. mit Anm. und Einleitung von Fr. Thimme, 1912, S. 155 ff.

Digitized by Google

POLNISCHE STUDENTEN IN LEIDEN

Von

Theodor Wotschke.

Ihr siegreicher Freiheitskampf brachte den Niederlanden einen außerordentlichen wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung. Noch donnerten die Kanonen, als auf Betreiben Wilhelms von Oranien Leiden seine Hochschule erhielt. Ein Gegengewicht gegen die katholische Universität Löwen sollte sie sein und hauptsächlich tüchtige Theologen heranbilden. Der Kölner Kaspar Koolhaas, vordem Karthäusermönch in Koblenz, der freisinnige Gegner jedes Bekenntniszwanges, der Vorläufer des Arminius, ihr erster theologischer Lehrer, konnte sich freilich auf die Dauer an ihr nicht behaupten, doch wurde Leiden die Universität, an der der in den Niederlanden sich entwickelnde theologische Liberalismus besonders heimisch wurde. Hier hat nach dem Tode des aus Heidelberg 1592 berufenen Franz Junius der gelehrte und scharfsinnige Jakob Arminius von 1603—1609, wo er starb, nachdrücklichst seinen Widerspruch gegen den schroffen Calvinismus geltend gemacht, hier hat seit 1612 Simon Episcopius, der Führer der Remonstranten gewirkt, hier der Rektor Petrus Bertius gelehrt, von dem sich die Unitarier unter dem Decknamen Pogonatus schrieben, hier auch seit 1615 der milde Gerhard Johann Vossius, der Freund des Grotius, der große Polyhistor. Früh wurde man auch im Auslande auf die neue Hochschule aufmerksam. Gegen Ausgang des Reformationsjahrhunderts zogen ihr die reisefreudigen jungen polnischen Barone zu, welche die Kultur des Westens und evangelische Wissenschaft kennen lernen wollten.

An der Ruperta, dem calvinischen Zion am Neckar, hatten sich am 7. Oktober 1592 die jungen Brüder Jakob und Johann Jazmanicki einschreiben lassen. Die Pest, die im Sommer 1596 zur Auflösung der Universität führte, zwang auch sie weiter zu ziehen. Der sechzehnjährige Johann folgte dem Professor Junius nach Leiden. Sein Präzeptor war der siebenundzwanzigjährige Moritz Wiedemann, vielleicht ein Posener, denn ein Konrad Wiedemann saß seit 1562 in Großpolens Hauptstadt auf der Schöffenbank. Oder ist Wiedemann der deutsche Name für Wisnowski und haben wir an einen Sohn des Lusławicer Pfarrers zu denken? Am folgenden 25. September trat zu ihnen der junge Fürst Jaroslaus Drucki Sokolinski, Sohn des Georg Sokolinski, des Unterkämmerers von Witebsk, der nach einem Jahre nach Altdorf weiter zog und sich hier 1600 in die Waldsteinschen Händel verstrickte, der spätere Schutzherr der evangelischen Gemeinde in Sokolin (Weißrußland), am 23. Juli des nächsten Jahres auch der ältere Bruder Jakob Jazmanicki mit Johann Kobilecki. Er scheint

Digitized by Google

aus Straßburg gekommen zu sein. Jedenfalls zog von dort im Oktober 1597 heran der Unitarier Johann Kroker, ein Sohn des Lubliner Kaufmanns Matthäus Kroker, den die Lusławicer Maisynode des Jahres 1582 neben Martin Czechowicz und Alexander Vitrelin zu Verhandlungen mit den aus Holland in Danzig eingewanderten Unitariern abgeordert hatte, durch seine Mutter ein Enkel des Lubliner Seniors Johann Balzerowski, des Freundes Socins, der einst (1565) in Wittenberg und (1568) in Heidelberg studiert hatte. Zur Leucorea war Januar 1590 noch Johann Krokers älterer Bruder Zacharias gepilgert, aber auch schon mit seinem Lehrer Woidowski bald nach Straßburg weitergezogen. Der jüngere Bruder Paul, von 1610—1615, wo er zum Studium der Medizin nach Basel ging, Rektor des Rakauer Athenäums, hat mit unserem Johann Kroker 1603 in Marburg die Studien der Brüder Paul und Stanislaus Orzechowski überwacht. In Leiden hatte dieser Johann Kroker, an den dann die Rakauer Synode 1611 ein Mahnwort gerichtet, obwohl er selbst erst zwanzig Jahre zählte, die Brüder Daniel und Johann Gozdycz zu beaufsichtigen, die Söhne des Erbherrn von Gozdow im Chelmer Lande unweit Krylow, wo eine kleine unitarische Gemeinde war, die 1618 im Auftrage der Rakauer Maisynode Schmalz mit dem gelehrten Adam Gosławski, der 1597 in Altdorf aus dem Brunnen deutschen Geisteslebens geschöpft hatte, visitieren mußte. Bevor die Brüder Gozdycz nach Leiden kamen, hatten sie schon in Straßburg die hohe Schule besucht, hier der ältere von ihnen auch eine Disputation de liberalitate unter dem Vorsitze des Schwiebuser Jakob Schickfuß, des späteren Brieger Rektors und schlesischen Geschichtschreibers, gehalten. Gewidmet hat er sie dem Chelmer Kämmerer Paul Orzechowski, dessen Tod Schmalz in seinem Tagebuche unter dem 21. März 1612 verzeichnet. Stanislaus Wołłowicz, den sein Lehrer Schickfuß im Januar 1597 von Straßburg nach Basel führte, hat der Disputation einige Verse beigegeben.

Aus seiner Heimat Lublin folgten unserem Kroker schon nach vier Wochen zur holländischen Hochschule die Brüder Abraham und Andreas Woidowski mit Stanislaus Wiedemann (Wisnowski?) und dem achtundzwanzigjährigen Präzeptor Stanislaus Jurkiewicki, der schon 1595 in Altdorf die beiden Brüder Petrus und Paulus Suchodolski betreut hatte und dessen Sohn 1631 unter den Rakauer Alumnen erscheint. Die Thesen de ortu animae, die er unter dem Vorsitze des Aristotelesgegners Taurellus im April 1696 in Altdorf verteidigt, hat er doch keinem Suchodolski, sondern dem obengenannten Chelmer Kämmerer und Surazer Hauptmann Paul Orzechowski als Dank für vielfach empfangene Wohltaten zugeeignet. Andreas Woidowski der Aeltere, der unitarische Wanderapostel, in Sarospatak, Wittenberg (1584 ff.) und Straßburg gebildet, 1592 Lehrer am Gymnasium zu Lewartow, der holländischen Siedlung nördlich von Lublin, hatte seine Neffen (?) selbst nach den Niederlanden gebracht. Was er hier sah, schien ihm für eine Werbearbeit zugunsten seines Glaubens günstig. Im Juli 1598 zog er deshalb von neuem dahin, mit Christoph Ostorod, dem literarisch so tätigen Schmiegler Pfarrer, seine Netze auszuwerfen. Es glückte den beiden auch ein guter Fang. Den Studenten der Medizin Ernst Soner wußten sie zu gewinnen, den späteren Altdorfer

Digitized by Google

Professor, aber sonst waren sie vom Mißgeschick verfolgt. Die Bücher, die sie zu Werbezwecken mitgebracht hatten, wurde inn Leiden konfisziert, auf ein Gutachten der theologischen Fakultät vom 22. August 1598 am 9. März des folgenden Jahres öffentlich verbrannt, ihnen selbst geboten, binnen zehn Tagen das Land zu verlassen. Nach kurzem heimlichen Aufenthalte in Franeker kehrten sie im Januar 1599 nach Polen zurück. Woidowski hat deshalb auch seinen Sohn, den er nach seinem väterlichen Freunde Socin Faustus genannt hat, nicht nach dem Westen gesandt, sondern ihn nur die Schulen Rakow, Fraustadt, seit Januar 1613 das Thorner Gymnasium besuchen lassen.

Johann Słupecki, der von Basel und Freiberg kommend, am 24. Dezember 1597 sich in Leiden einschreiben ließ, der im folgenden Jahre nach Orleans weiterging, war der Sohn jenes Słupecki, der 1558/59 in Basel studiert hat, der Bruder jenes Samuel, der in Pniow im Lubliner Lande als Schutzherr einer evangelischen Kirche erscheint. Im Jahre 1598 blieb der Zuzug aus dem Osten aus, auch 1599 erschien nur ein Neophyt Philipp Ferdinand. Haben wir an einen ehemaligen Juden zu denken oder an einen ehemaligen Unitarier und Anabaptisten? Mit zwei Franzosen ließ sich am 2. September 1600 der Posener Samuel Theodor einschreiben, vier Tage später mit ihrem Lehrer, dem Böhmen Adam Blanchus die drei Brüder Stanislaus, Johann und Andreas Rey, die Enkel des polnischen Hutten, die zwei Jahre zuvor nach Altdorf gewandert waren. Zwei Jahre blieben sie in Leiden. 1602 veröffentlichten sie hier die Disputationen, die sie gehalten, Stanislaus „de variis rerum politicarum formis“, Johann „de regno et tyrannide“, Andreas „de optima re publica“. Dieser letztere, der spätere Erbherr von Schocken, der Vertreter seiner Glaubensbrüder auf dem Warschauer Konvokationsreichstage 1632, Gesandter nach England und Holland, hat 1639 auch seine Söhne nach Leiden geschickt. Erst 1584 geboren, hat er nach seiner Rückkehr aus dem Westen noch den Unterricht des berühmten Keckermann in Danzig genossen. Die Vorlesungen dieses seines Lehrers über die Rhetorik hat er gelegentlich einer Reise nach Frankreich 1608 in Hanau veröffentlicht, das Vorwort aus Heidelberg vom 1. September 1607 datiert. Der ältere Bruder Stanislaus Rey begegnet uns 1607 noch in Marburg, ein Alexander Rey 1606 in Danzig, ein Martin Rey 1608 in Leipzig, 1609 auch in Altdorf. Ihm hat dort Petrus Stancar, der spätere kleinpolnische Senior, eine Disputation gewidmet.

1602 trat vor den Rektor in Leiden und bat um Immatrikulation der Lemberger Johann Zwenzicki, 1603 Hieronymus Bogus, ein Sohn des unitarischen Hauptmanns von Zwola und Kastellans von Zawichost, der selbst 1549 zur Leucorea gepilgert war, und dessen älterer Sohn Stanislaus 1584 nach Altdorf, dessen zweiter Sohn Johann 1601 nach Heidelberg gezogen war. An der Palaiocome hatte übrigens auch unser Leidener Hieronymus Bogus schon seit 1599 studiert. War er aus Kleinpolen nach Holland gekommen, so erschien aus Großpolen Andreas von Lissa, der Sohn des Brester Wojewoden, der vor sieben Jahren mit seinem älteren Bruder Raphael schon nach Straßburg gezogen war, seitdem die Schweiz, Italien, Frankreich durchreist, in Genf Beza aufgesucht hatte. „Vera nobilitas virtutis filia“ hat er im April 1598 einem Freunde in Straßburg in sein

Album geschrieben. Die Rede, die er in Basel am 5. Februar 1601 gehalten, hat er seinem Vater gewidmet. Nach Leiden begleitete ihn der Elbinger Michael Fuchs und ein Eustachius Stanislawski. Die beiden litauischen Magnatensöhne Samuel und Karl Korecki, die am 29. Mai 1604 sich einschreiben ließen, wohl Söhne des Joachim Korecki, der 1599 neben anderem zum Pfleger und Schutzherrn der Kirchen gewählt war, waren erst 16 bzw. 12 Jahre alt. Ein Albert Skoricks beaufsichtigte sie, ein Demetrius Czerlinkowski und Martin Kobilecki, vielleicht ein Bruder jenes Johann Kobilecki, der 1597 aus dem Osten nach Leiden gekommen war, begleiteten sie. Die Korecki waren zu jung, als daß sich zwischen ihnen und dem Grafen Andreas von Lissa ein Freundschaftsbund hätte schließen können. Aber später hat ein Neffe des Lissaer Grafen, der auch den Vornamen Andreas führte, der 1623 in Thorn, 1624 in Frankfurt, 1625 in Leipzig sich hat einschreiben lassen, dann wie sein Onkel in Basel studiert, am 21. August 1628 auch öffentlich disputiert hat, Wojewode von Belz und Dorpat, die Tochter Samuel Koreckis heimgeführt.

Im Jahre 1605, als der Streit zwischen Arminius und Gomarus längst ausgebrochen war, Stadt und Studentenschaft spaltete, ließen sich am 17. September Joseph Piętkiewicz, ein Sohn des Generalprovisors Melchior Piętkiewicz, des Notars von Wilna, und ein Johann Mazinkiewicz am 22. Oktober, zwei Litauer, inskribieren. Zu ihnen traten am 1. November die beiden Brüder Abraham und Christoph Sienuta mit ihrem vierundzwanzig Jahre alten Lehrer Johann Grotkowski und dem fünfzehnjährigen Begleiter Andreas Lubieniecki. Sie waren Söhne des Erbherrn Theodor von Sienuta auf Lachowce hinter Krzemieniec in Wolhynien und hatten im Juni 1603 in einem Alter von nur sechzehn bzw. vierzehn Jahren schon die Ruperta aufgesucht. Christoph, der jüngere Bruder, ging später noch nach Rom und 1613 nach Altdorf. Nach mancherlei Schwankungen bekannten sie sich mit aller Entschiedenheit zum Glauben ihrer unitarischen Mutter und schufen ihm in Szczeniatow und Tychoml in Wolhynien neue Stützpunkte, gewährten aber auch 1636 in ihrem großpolnischen Zduny den um ihres Glaubens willen vertriebenen evangelischen Schlesiern eine Zufluchtsstätte. Auch eine Neustadt Sienutowo gründete hier ihr Sohn bzw. Neffe Peter 1640 für die armen deutschen Exulanten. Besonders Christoph Sienuta wurde von seinen Glaubensbrüdern hochgeschätzt. Schmalz hat ihm 1616 seine Widerlegung des Jesuiten Smiglecki gewidmet. Eine interessante Persönlichkeit ist der Präzeptor der Sienuta in Leiden Johann Grotkowski. 1609 entschied er sich in Podlachien unter dem Einfluß Schmalz' für das geistliche Amt, heiratete 1610 dessen Tochter und wurde 1612 Pfarrer in Zarszyn an der ungarischen Grenze. Verschiedentlich hat er mit seinem Schwiegervater die weit zerstreuten Gemeinden visitiert, doch infolge Krankheit schon 1620 aus kirchlichen Diensten scheiden müssen. Der fünfzehnjährige Andreas Lubieniecki, der Sienuta Jugendfreund und Diener in den Niederlanden, mag ein Sohn jenes Stanislaus des älteren gewesen sein, des Pfarrers von Tropie bei Bietz, Rakow und Lusławice († 1633), des jüngsten jener drei Brüder Lubieniecki, die ihre Namen so tief in die Geschichtstafeln der unitarischen Kirche eingegraben haben.

Digitized by Google

Sieben Monate nach den Sienuta am 2. Juni 1606 erhielten ihre Inskription die beiden Brüder Nikolaus und Stanislaus Potocki, die seit dem Februar 1601 schon in Basel studiert hatten, aber nicht zu verwechseln sind mit den Brüdern Johann und Nikolaus Potocki, die in demselben Jahre neben ihnen in Basel weilten, seit dem November 1601 auch schon in Heidelberg studiert hatten, von denen Nikolaus 1606 auch noch nach Altdorf ging. Waren es Söhne des Hauptmanns von Kamieniek Johann Potocki oder Söhne des Wojewoden von Brazław Jakob Potocki († 1613), der sein evangelisches Bekenntnis mit dem katholischen vertauschte? Im letzteren Falle ist unser Stanislaus der spätere Wojewode von Podolien, dann von Krakau, auch Kronfeldherr, der 1667 in hohem Alter heimging. Sein und seines Bruders Lehrer in Basel wie in Leiden war der Krakauer Lukas Bochwicz, ein Sohn jenes Philipp Bochwicz, der als Senior von Weißrußland an der Thorner Synode teilnahm, ein Bruder jenes Samuel Bochwicz, der 1619 Heidelberg, 1622 Herborn und Frankfurt aufgesucht hat. Weiter war in ihrer Begleitung der sechsundzwanzigjährige Andreas Wandlowski, wohl ein Enkel jenes Andreas Wandtel, der 1545 noch zu Luthers und Melanchthons Füßen gesessen hat, ein Sohn jenes Lukas Wandlowski, dem wir einen Bericht über die Nowogrodeker Disputation vom 6. Januar 1616 verdanken, ein Bruder jenes Nikolaus W., der 1619 in Herborn studierte, und jenes Matthäus, der das Pfarramt in Łapczynska Wola südlich von Petrikau bekleidete. Als Famulus der Brüder Potocki nennt die Matrikel Abraham Mierzenski. Er hat später Severin Morstyns, des Hauptmanns von Philippowo, Tochter heimgeführt und der unitarischen Gemeinde in Robkow nicht weit vom Duklapasse in den Karpathen als treuer Schutzherr sich erwiesen. Mit Martin Ruar, von dem wir bald hören werden, hat er im Briefwechsel gestanden.

Am 9. Mai 1605 war in Rakow der Pfarrer Petrus Statorius, der hervorragende Kanzelredner, gestorben, Konstantinopelfahrer und besonderer Freund Socins, der Sohn jenes fünfzig Jahre zuvor aus der Schweiz in Polen eingewanderten Bezaschülers Petrus Statorius, den der Genfer Reformator durch verschiedene Schreiben vergebens für das altkirchliche Trinitätsdogma wiederzugewinnen gesucht hatte, auch Schwiegersohn des Gregorius Pauli, des unitarischen Reformators. Hatte der Rakauer Pfarrer, der selbst 1582 in Altdorf studiert hatte, dorthin über Frankfurt auch 1598 seine noch recht jungen Söhne Stephan und Johann, sechs Jahre später das zweite Brüderpaar Petrus und Christoph, den späteren Pfarrer von Lachowce in Wolhynien, gesandt, jetzt nach dem Tode des Vaters ging der ältere Sohn Stephan noch einmal nach Holland. Wahrscheinlich hat ihn Joh. Grotkowski für Leiden erwärmt, ihn nach sich gezogen. Er ist wohl der einzige Pole gewesen, der der Leiche des am 19. Oktober 1609 verstorbenen Arminius gefolgt ist. Erst 1611 trafen neue Söhne des Ostens in Leiden ein, aus Marburg und Heidelberg kommend Johann Drohojowski, dessen Großvater Stanislaus, der Przemysler Kastellan, 1542 in Wittenberg den Freundschaftsbund mit Flacius geschlossen, dessen Sohn Johann dagegen 1569 an der Lutherstadt vorbei zum calvinischen Zion am Neckar gezogen war. Auch die späteren Söhne dieses Geschlechts hat Leiden angelockt. Mit Drohojowski zog von Marburg und Heidelberg heran

Digitized by Google

Johann Krogulecki und Johann Bal aus Hoczew bei Sanoc. Ihr Ephorus war Siegismund Seidel aus Rosenberg, ihr Begleiter Christoph Jakobäus. Sieben Jahre später ließ sich dieser in Heidelberg hinreißen, seinen jungen Zögling Samuel Bal so schwer zu züchtigen, daß ihn die Universität seines Amtes entsetzte und an die Mutter, eine Gräfin Elisabeth Latalska, schrieb. Der zusammen mit unseren Kleinpolen in Marburg 1610, in Heidelberg 1611 geweilt hat, der Lobsenser Johann Makowski. 1604 in Danzig Keckermanns Schüler, ist ihnen nicht nach Leiden gefolgt. Am 21. Oktober 1613 hat er sich mit zwei seiner Leitung anvertrauten Gorajski in Franeker einschreiben lassen, ist hier 1615 ordentlicher Professor, auch Schwager Rembrandts geworden und 1644 gestorben, als Theologe nicht unbekannt, durch seine Beteiligung an den Ausschreitungen der Studenten aber auch etwas berüchtigt. Seine Dogmatik hat nach seinem Tode Nikolaus Arnold, der Sohn der Bruderunität, Freund und Gegner des Comenius, herausgegeben. 1635 in Danzig gebildet, hatte dieser Arnold drei Monate die Schule in Jablonowo in Podolien geleitet, dann verschiedene Pfarrämter bekleidet, bis er 1641 nach Franeker, in der Folgezeit auch nach Gröningen, Leiden, Utrecht zog. 1651 wurde er des Koccejus Nachfolger. Aber seine Heimat konnte er nicht vergessen. Zweimal unternahm er die Reise von Holland nach dem fernen Osten.

Zwei Gorajski, Zbigniew und Johann, erschienen mit einem Johann Zawadzki und dem Ephorus Johannes Pauli, dem Sohne einer bekannten Danziger Pastorenfamilie, am 6. November 1616 auch in Leiden. Johann hatte mit seinem Bruder Martin und zwei anderen Söhnen seines Geschlechts 1607 das Danziger Gymnasium bezogen, dann war er mit Martin und Zbigniew 1613 zur Neckarstadt, 1615 nach Basel geeilt. Nun erschien er mit letzterem auch an unserer holländischen Hochschule. Er hat später, Kastellan von Chelm und Kiew, in der Geschichte seines Volkes und seiner Kirche eine hervorragende Rolle gespielt, war dann der Führer der Reformierten auf dem liebreichen Religionsgespräch 1645 zu Thorn, der Sprecher der Evangelischen auf manchem Reichstage. Von seinen Söhnen, die ihm seine Gattin Theodora von Lissa, die Tochter des Belzer Wojewoden geschenkt, sehen wir Christian 1645, Albert 1650 in Leiden, Raphael in demselben Jahre in Frankfurt. Hat diesem hier ein Georg Ciachowski als Hauslehrer gedient, so hat ein Georg Ciachowski, ein Enkel des bekannten Georg Schomann, mit Zbigniew Gorajski schon 1615 zusammen in Basel geweilt. In Leiden sehen wir 1616 in dessen Begleitung noch drei Famuli, den neunzehnjährigen Adam Latyczynski, der ihm 1613 schon in der Neckarstadt gedient, den achtzehnjährigen Johann Trepka und den siebzehnjährigen Martin Miaskowski.

Ihren Landsleuten, die drei Wochen nach ihnen am 30. November 1616 sich einschreiben ließen, müssen wir besondere Aufmerksamkeit schenken. Am 21. April dieses Jahres hatte der Erbherr von Rakow und Gründer der dortigen berühmten Schule Jakob Sieninski, der selbst 1584 in Heidelberg, 1586 in Basel studiert hatte und mit Rembert Episkopius in Amsterdam, dem Bruder des Arminianer Simon Episkopius, Briefe austauschte, seinen achtzehnjährigen Sohn Zbigniew unter der Leitung des vierundzwanzigjährigen Jonas von Schlichting, der 1609 das Danziger

Digitized by Google

Gymnasium bezogen hatte, nach Altdorf geschickt. Dorthin war sein älterer Sohn Adam schon im Herbst 1608 gezogen und hatte die Ehre genossen, daß er zum Ehrenrektor der Hochschule gewählt wurde. Georg Schlichting, ein Bruder des Jonas, diente dem Rakauer Erbherrnsohn als Famulus. Dazu hatte sich Johann Morstyn, 1647 Pfarrer in Raciborsk, dann in Lusławice, aus der bekannten unitarischen Familie, die ihre Tochter Elisabeth 1583 Fausto Sozini zu kurzem Eheglück gegeben hatte, sich ihm angeschlossen. Am 30. Mai wurden sie in Altdorf inskribiert. Aber da hier die geheime unitarische Propaganda unter den Studenten inzwischen bekannt geworden war und die Behörden nachdrücklich wider sie einschritten, erhielten die ausländischen unitarischen Studenten am 29. Juni die Weisung, die Stadt zu verlassen, falls sie von ihrem „Schwarm" nicht lassen würden. Auf die Vorstellung Sieninskis wurde ihnen schließlich ein Aufenthalt bis zum 1. November gestattet, dann aber zogen unsere Polen nach Leiden. Am 30. November traten sie hier vor den Rektor und mit ihnen die Landsleute, die sich ihnen angeschlossen, mit ihnen aus Altdorf ausgezogen waren, die beiden Brüder Samuel und Christoph Przypkowski, die Söhne des Seniors der Lusławicer Gemeinde Nikolaus Przypkowski, der selbst 1582 in Altdorf, 1583 in Ingolstadt und Tübingen, im folgenden Jahre auch noch in Leipzig studiert hat und dessen Tod Schmalz in seinem Tagebuche unter dem 1. September 1612 verzeichnet, dazu Nikolaus Lyczko, der seit 1615 schon in Altdorf studiert hatte, für den der Erbherr Sieninski und der Theologe Adam Gosławski, Altdorfer Student des Jahres 1597, um Schmalz' Tochter Helene 1620 warb, und schließlich der achtzehnjährige Christoph Lubieniecki, der erst am 21. Oktober in Altdorf sich hatte immatrikulieren lassen. Wohl mit Petrus Statorius und Johann Lunkwitz, die die Rakauer am 27. September zu Fürsprechern für ihre Glaubensgenossen nach Nürnberg und Altdorf gesandt hatten, hat er die Reise nach der süddeutschen Universität zurückgelegt. Von unseren Studenten ist der Rakauer Erbherrnsohn nach kurzer Ehe mit einer Tochter des Sozinfreundes und Erbherrn von Czarkow Hieronymus Moskorzewski früh (1623) kinderlos verstorben, Jonas von Schlichting ist der berühmte Theologe geworden, der, was er zu den Füßen des Episcopius in Leiden gehört, in das sozianische Dogma zum Teil hineingearbeitet hat, dieses damit in der Lehre von der Rechtfertigung modifizierend, seit Crells Tod 1633 der geistige Führer seiner Kirche, ihr Abgesandter auch 1638 an die von Lehrstreitigkeiten zerrissenen Brüder in Siebenbürgen. Sein Glaubensbekenntnis wurde auf dem Warschauer Reichstage 1647 von Henkershand verbrannt und brachte ihm Aechtung, daß er einige Jahre im fernsten Osten am Dniepr im Verborgenen leben mußte. Im Exil fern der Heimat im Brandenburgischen hat er 1661 auch seine Augen geschlossen. Kaum weniger Schriften als er hat sein Leidener Studienfreund Samuel Przypkowski, Socins Biograph, verfaßt, der Vetter des Mundschenks von Osmiany Alexander Przypkowski, bei dessen Begräbnis zu Wilna 1640 es zu so empörenden Szenen kam. Ein Freund holländischer Kultur hat er die Verbindung mit dem Westen immer aufrechterhalten, als die schwere Trübsalszeit für seine Kirche hereinbrach, auch die Hilfe der Remonstranten Hollands für seine armen Brüder angerufen. Zwei seiner Briefe bilden

Digitized by Google

einen wertvollen Nachtrag zur unvollendeten Kirchengeschichte des Lubieniecki. Lange in Radziwillschen Diensten stehend, wurde er zuletzt Rat des Großen Kurfürsten und ist in Königsberg neun Jahre nach seinem Freunde Schlichting gestorben. Noch heute bedauern wir es, daß das Manuskript seiner unitarischen Kirchengeschichte ein Raub der Flammen geworden ist. Christoph Lubieniecki schließlich, der Jüngere genannt im Unterschiede zu seinem Vater gleichen Namens, der vierzig Jahre zuvor die Grätzer Grafensöhne auf ihre Studienreise nach Altdorf, Heidelberg, Basel, Genf begleitet hat, ein Neffe des 1623 verstorbenen Schmiegeler, dann Hoszczaer Pfarrers Andreas Lubieniecki, hat trotz eines schweren Geldverlustes, der ihn in Leiden traf, es ermöglicht, 1618 die anderen Polen auf einer Reise durch Frankreich zu begleiten. In Rakow, dann in Lublin hat er in der Folgezeit bis zu seinem Tode 1648 seiner Kirche als Pfarrer gedient. Sein in Rakow von seiner Gattin Katharina Philippowska ihm 1623 geborener Sohn Stanislaus ist der Historiker seiner Kirche geworden. Er wird uns noch verschiedentlich begegnen. Im Oktober 1617 ließen sich mit ihrem Präzeptor Paul Melnowski aus Rakow, der 1601 schon in Heidelberg famuliert hat, und mit dem Kurower Pastorensohn Abraham Jezierski die Brüder Stanislaus und Johann Zbanski, Söhne des Erbherrn von Kurow im Lubliner Lande Abraham Zbanski, an der Universität einschreiben. Sie kamen mit Jezierski vom Thorner Gymnasium, das sie zwei Jahre besucht hatten und wo ihnen Adam Thobolski, der als langjähriger Präzeptor so viele deutsche Hochschulen aufgesucht, 1611 seinen kurzen Auszug aus Cicero „de officiis" gewidmet hat. Nur kurze Zeit blieben sie in Holland. Im April des nächsten Jahres finden wir sie schon in der Neckarstadt, etliche Monate später auch den jüngeren Bruder Johann mit dem Danziger Christian Kob in Basel. Er war auf dem liebreichen Religionsgespräch zu Thorn der Vertreter des Lubliner Landes. Drei Jahre vorher war am 30. September schon sein Bruder Stanislaus, der 1638 für die Errichtung einer theologischen Pflanzschule volle tausend Fl. gezeichnet hatte, heimgegangen. Mit den Zbanski war noch nach Leiden gekommen ein Krakauer Alexander Mislock. So nennt ihn die Matrikel. Ich vermute in ihm einen Sohn des langjährigen treuen Kirchenältesten Hans Minkhaus, einen Bruder des Jost Minkhaus, der September 1622 zu unserer Akademie kam. Einige Monate nach ihnen zog aus Altdorf heran Stanislaus Podlodowski, der sich vierzehnjährig 1613 schon in Wittenberg hatte einschreiben lassen. Jener Paul Podlodowski, der Februar 1613 das Rakauer Gymnasium mit dem Thorner vertauscht hat, war wohl sein Bruder. 1624 und 1630 ersuchte unseren Stanislaus Podlodowski, der von Holland nach Frankreich weiter gegangen, in Paris dem Remonstranten Daniel Tielenus näher getreten war und mit ihm Briefe austauschte, dem Schlesier, dem der Graf von Bouillon eine Professur in Sedan übertragen und der aus einem Gegner des Arminius zu seinem eifrigen Anhänger sich entwickelt hatte, die Rakauer Synode ein Buch de concordia et unione inter coetus evangelicos et unitarios zu schreiben. Die meisten seines Geschlechts, das im Radomer Lande in Wrzosy, Skrzyński, Przytyk und Zakrzów, im Sandomirer in Ruskow die Reformation eingeführt hatte, waren evangelisch, auch seine Schwester, die den unitarischen Piasker

Digitized by Google

Erbherrn Andreas Suchodolski zum Gatten hatte. Seit dem 10. Februar 1618 sehen wir weiter in Leiden Martin Ruar mit seinen drei Zöglingen Kaspar, Heinrich und Johann von Sack. Wie diese drei Bobelwitzer Herren=söhne war er ein Deutscher, ein Holsteiner aus Krempe, aber wir dürfen ihn, der 1619 von Leiden nach Paris weiterzog, auch nach England, nicht übergehen. Wie Radecke, Ostorod, Schmalz, Crell, Schlichting, um nur diese zu nennen, hatte er sich schon als Altdorfer Student 1614 den pol=nischen Brüdern angeschlossen und ihnen sein ganzes Leben hindurch Treue gehalten. Aus Liebe zu ihnen übernahm er nach seiner Rückkehr von seiner Auslandsreise mit den jungen Sack im Mai 1621 für zwei Jahre auch die Leitung des Rakauer Gymnasiums. Er hat später, seit 1631, in Danzig gelebt, dann, als er um seines Glaubens willen 1643 aus der Stadt weichen mußte, ging er nach dem nahen Gute des Unitariers Paul Iwanicki Straschin. Hier hat er 1657 seine Augen geschlossen. Mit vielen Gelehrten hat er im Briefwechsel gestanden, besonders mit den Remonstranten Grotius, Grevinchoven, Daniel Brenius, Courcelles, Naeran, Limborch, dem Neffen des Episcopius, Schreiben ausgetauscht.

Am 13. November 1618 trat zu Dordrecht die bedeutungsvolle Synode zusammen. Waren die polnischen Reformierten zu ihr eingeladen? Jeden=falls hatten sie keinen Abgeordneten gesandt. Mit gespanntester Aufmerk=samkeit verfolgte Ruar die Verhandlungen der Synode, berichtete über sie, die Absetzung und Landesverweisung der remonstrantischen Prediger nach Polen. Durch Jonas von Schlichting ließen die Rakauer ihnen ihre Sympathie aussprechen. Jederzeit wären sie auch bereit, die Vertriebenen in ihrer Mitte aufzunehmen. Als Zuschauer wohnte der Synode bei Johann Rybinski, der 1612 nach Thorn, 1616 nach Frankfurt, nach Leipzig und Marburg, 1617 zur Ruperta gewandert war, der Sohn des Seniors und Psalmenübersetzers Matthäus Rybinski. Nach Studienjahren in Frank=reich und England, nach einem Aufenthalt in Franeker, wo er den Professor Joh. Makowski besucht hat, dessen Bruder Jakob er von Marburg her kannte, ist er am 2. Dezember 1622 auch noch nach Leiden gekommen, aber schon im nächsten Jahre zur Heimat gezogen. Er wurde Rektor in Lissa, Pfarrer in Kwilsch, Grembocin bei Thorn, schließlich Pastor und Senior in Scharfenort. Hier erlebte er 1637 die Wegnahme der Kirche. In Obersitzko fand er eine Zufluchtsstätte, aber schon im folgenden Jahre sein Grab. Den Sigismund Kolenda und den Krakauer Jost Minckhaus, die noch vor Rybinski sich haben inskribieren lassen, übergehe ich, wie auch Johann Kostka und Georg Niewierski, der ein Bruder jenes Martin Nie=wierski gewesen sein mag, der 1615 in Frankfurt studierte und 1618 in Scharfenort die Ordination empfangen hat, des späteren Seniors von Weiß=rußland. Georg und Heinrich Gieraltowski, seit dem 16. Februar 1619 an unserer Hochschule, seit 1617 schon in Altdorf, entstammen jener Familie an der schlesischen Grenze, die von Anfang an der Reformation zugetan, 1551 schon einen Sohn nach Wittenberg, 1575 einen nach Heidel=berg gesandt hatte. Nur einen Augenblick verweile ich bei den Brüdern Samuel, Petrus und Alexander Drohiczinski, die seit dem 21. Juli 1623 uns unter den Studenten begegnen. Es waren wohl Söhne jenes Johann Drohiczinski, der 1578 schon nach Basel gezogen war, dem Grynäus

Digitized by Google

dort um seines Onkels Johann Osmolski willen alle Freundlichkeit erwiesen, ihm auch neben den Brüdern Adam und Peter Gorajski eine kleine Schrift gewidmet hat. Präzeptor der Drohiczinski in Leiden war der Danziger Christian Kob oder Köpe, der schon in Basel 1617 Johann Zbanski beaufsichtigt, 1615 in Altdorf studiert hatte, der Sohn des Pfarrers an der Petrikirche, eines entschiedenen Reformierten. Ein Stephan Drohiczinski hat übrigens 1615 Altdorf aufgesucht und mag die Verbindung zwischen seiner Familie und Kob geknüpft haben. Abraham Goluchowski, der sechs Wochen nach den Drohiczinski an unserer Hochschule erschien, kam von einer jahrelangen Studienfahrt. 1613 hatte er Wittenberg, 1614 Altdorf, 1617 Marburg, 1618 Herborn, 1622 Frankfurt, schließlich im Mai 1623 noch Rostock aufgesucht. Nach diesem Rostock war das Jahr zuvor auch Hieronymus Cikowski gezogen. Die kleine Schrift, die Abraham Goluchowski in Herborn, wo 1616 auch ein Andreas und Nikolaus, zwei Jahre später sein Bruder Sigismund studierten, 1618 veröffentlichte, hat er seinen Oheimen Christoph und Valentin zugeeignet. Die Brüder Nikolaus und Petrus Goluchowski, die Besitzer von Alexandrowice bei Krakau, denen Andreas Goluchowski 1616 in Herborn eine Disputation gewidmet, waren damals schon gestorben.

Im Jahre 1624 finden wir unter den Studenten nur zwei neue Ankömmlinge aus dem Osten — der dreißigjährige Krieg, der die polnischen Studenten Deutschland meiden und den Hochschulen des Westens zuströmen ließ, wirkte sich erst in den nächsten Jahren aus — Franziskus Gorzkowski und Johann Potworowski, aus dessen Familie ein Sohn 1587 schon nach Altdorf gewandert war. Beide haben schon 1622 an der Viadrina studiert. Goluchowski scheint sie nach sich nach Holland gezogen zu haben. Zu ihnen traten am 17. Juni 1625 Raphael und Christoph Przyjemski, die Söhne des Kastellans von Lond Wladislaus Przyjemski, der mit seinem Bruder Albert 1586 Frankfurt, dann auch Heidelberg aufgesucht. Durch ihre Mutter Barbara waren sie Enkel des Grafen Raphael von Lissa. Sie hatten ihren ersten Unterricht in Radziejewo empfangen, der ältere Raphael seit Januar 1615 auch in Thorn. Dort in Thorn finden wir beide Brüder auch 1636 bei dem Leichenbegängnis der Prinzessin Anna. Ihr Erzieher Christoph Biskupski war vielleicht ein Sohn jenes Albert Episcopius-Biskupski, der in Kleinpolen verschiedene Pfarrämter bekleidet hat. Eine Woche nach den Przyjemski trat vor den Rektor Johann Domicki — ein Albert Domicki studierte seit 1628 in Leipzig — und im November Christoph Zowrocki und Samuel Opacki, Sohn eines masovischen Geschlechts. Auch der Schwiebuser, der sich schon am 25. Juli hatte einschreiben lassen, 1592 bereits Altdorf aufgesucht hat, Gottfried Flaminius Gasto verdient Beachtung. Er hat später in Lissa gewirkt und war der bekannteste Arzt im Süden des Posener Landes. Johann Herrmann, der treffliche Liederdichter, dem Lissa zum Patmus geworden war, hat ihm seine geistlichen Erquickungsstunden gewidmet. Auch an dem Schotten Thomas Segetus, der 35 Jahre alt am 20. September 1625 nach Leiden kam, können wir nicht vorübergehen. In Lublin hatte er sich 1612 den Unitariern genähert, im Juli dieses Jahres dann in Raków von Schmalz sich weiter einführen lassen in die Lehren der polnischen Brüder, in den folgenden

Digitized by Google

Jahren auch in Altdorf den Verkehr mit den polnischen Studenten gepflegt.

Im Jahre 1626 waren es elf Studenten aus dem Osten, die ihre Immatrikulation nachsuchten. Verschiedene kamen wieder von der märkischen Universität am Oderstrande, so mit Johann Kossowski Stanislaus und Paul Spinek von Batkow aus dem Lubliner Lande. Sie hatten seit 1620 das Thorner Gymnasium besucht und es nach vier Jahren mit der Viadrina vertauscht. Schon dort sehen wir in ihrer Umgebung Johann Kossowski und Albert Wissakowski, die sie dann nach Holland begleiteten. Ihr Hauslehrer war Daniel Pankrat aus Bretten in der Pfalz. Nachdem im September schon ein Johannes Jerki aus Lublin und ein Johann Kilinski aus Koschmin zu ihnen getreten waren, erschienen im Oktober die Brüder Nikolaus und Christoph Słupecki, die Söhne des Lubliner Kastellans Felix Słupecki, der selbst 1586 in Heidelberg und 1592 in Altdorf studiert und 1600 des Lissaer Grafen Andreas Tochter Barbara heimgeführt hatte. Wie ihr Vater zur alten Kirche zurückgetreten war, so waren auch sie katholisch. Gleichwohl fanden sie wie ihre Zwillingsbrüder Georg und Florian, die einige Jahre nach ihnen Leiden aufsuchten, bei dem Professor Vossius, der 1631 an das Athenäum in Amsterdam ging, wie auch bei Hugo Grotius, den sie in Paris aufsuchten, das freundlichste Entgegenkommen. Ein Jahrzehnt korrespondierten die beiden großen Gelehrten mit unseren Polen, und diese bemühten sich, ihre Dankbarkeit zu erzeigen. Christoph Słupecki erbot sich 1631, des Vossius Sohn mit sich nach Konstantinopel zu nehmen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Kenntnisse im Arabischen zu erweitern. Schon in Frankfurt war der Lubliner Petrus Sowiński, der bereits 1598 in Basel den jungen Martin Czaplic beaufsichtigt hatte, der Präzeptor des ersten Brüderpaares, Peter Młodecki und Lucas Gluski seine Famuli, auch in Holland dienten sie den jungen Baronen. Das zweite Brüderpaar stand unter dem Ephorus Sigismund Skrzypna Twardowski, dem späteren Posener Vizehauptmann, und hatte als Famuli Daniel Domaradzki, den Ruar in seinen Briefen an Grotius gelegentlich erwähnt, und Johann Kozminski. Ich gedenke hierbei, daß ein Domaradzki 1616 Herborn aufgesucht, hier im folgenden Jahre auch eine Disputation seinem Vater Johann und seinem Onkel Peter Bal von Hoszew, dem Zanoker Kämmerer, gewidmet hat. Die Familie war evangelisch, seitdem Matthias Domaradzki im Sommer 1556 nach Frankfurt und Wittenberg gewallfahrt war.

Unter den Immatrikulierten des Jahres 1627 finden wir im April einen Stanislaus Karwicki. Mit seinem Bruder Paul hatte er drei Jahre zuvor die Viadrina bezogen. Sein Lehrer dort wie in Leiden, Martin Büttner, (Pitvorts hat der Rektor ins Studentenalbum eingetragen), wurde später Senior der Gemeinden jenseits Wilna. In Soldau ist er 1670 an der Schwelle des biblischen Alters verstorben. Aus Wilna erschien am 1. September in Leiden ein Jakob Gerson, der das Jahr zuvor das Gymnasium illustre in Bremen bezogen hatte, und am 22. Oktober Andreas Wengierski aus bekannter Pastorenfamilie. Scharfenort, Lissa, Beuthen hatten ihn vorgebildet. Von Leiden ging er nach Franeker zu Makowski und kehrte 1629 nach dem Osten zurück. In Włodawa am Bug wurde er Pastor und Senior. Im Kosackenkriege flüchtete er nach der großpolnischen

Digitized by Google

Heimat. Hier ist er 1649 gestorben. Auf dem Religionsgespräch zu Thorn 1645 hat er seine Kirche vertreten. Seine Kirchengeschichte hat ihn unsterblich gemacht.

An die Katastrophe, die über Böhmen hereingebrochen war, erinnern die verschiedenen Böhmen, deren Namen das Studentenbuch unter dem Jahre 1628 bietet. Johann Cyrill, der Sohn des Seniors, der den unglücklichen Winterkönig in der Prager Theinkirche gekrönt hatte und jetzt sein Patmos im Lissaer Pfarrgartenhäuschen fand, hat sich am 5. Juni wohl nur auf einer Durchreise, vielleicht einer Kollektenfahrt, einschreiben lassen, denn schon im folgenden Juli sehen wir ihn auf dem Thorner Gymnasium. Auch Zacharias Cornu, der spätere Pastor in Heyersdorf bei Fraustadt († 1643 im jugendlichen Alter von nur 37 Jahren), folgte ihm dorthin im August. Unter dem Professor Joh. Polyander hat er eine antisozinianische Disputation gehalten. Lucas Gorski, der Sohn des Miloslawer Erbherrn und Seniors des Kreises Peisern, Nikolaus Gorski, über dessen Söhne auf deutschen Schulen ich in dem Aufsatze „Polnische Studenten in Wittenberg" näher berichtet habe, hatte mit seinem Bruder Andreas im März 1619 das Gymnasium der alten Ordensstadt, das seine älteren Brüder Adam und Petrus schon 1614 bezogen, aufgesucht. Jetzt kam er von dort am 30. Oktober 1629 mit Johann Niemojewski aus bekanntem kujawischen Geschlechte, ferner im Dezember die Böhmen Johann Abdon († 1659) und Johann Felin, die später in der großpolnischen Brüderunität sich einen Namen gemacht, in Lissa der böhmischen Exulantengemeinde gedient, Felin († 1656) sie auch in Thorn 1645 vertreten hat.

Für das Jahr 1630 haben wir als ersten Johann Johnston zu nennen, den Sohn eines in Scharfenort eingewanderten Schotten und einer deutschen Bürgertochter. Nach Absolvierung der Gymnasien in Beuthen und Thorn war er in die Heimat der Väter 1622 zurückgegangen, aber seit 1625 wieder in Großpolen unternahm er 1629 eine neue Studienreise. Ueber Berlin, Hamburg, Groningen, Franeker traf er im Februar 1630 in Leiden ein. Hier bereicherte er seine botanischen, anatomischen, medizinischen Kenntnisse, ging aber schon Ende des Jahres nach anderen holländischen Städten, dann nach England. Deventer bot ihm eine Professur an, er aber blieb seiner großpolnischen Heimat treu, bis ihn die Zerstörung Lissas 1656 nach Schlesien trieb. Dort ist er, der große Polyhistor des Posener Landes, Botaniker, Arzt, Philologe, Theologe, in alle Sättel gerecht, 1675 gestorben. Nikolaus Rzeczycki, der mit Paul Grodzicki am 14. Juni akademischer Bürger wurde, erinnert an den Lubliner Unterkämmerer Andreas Rzeczycki, der die Kirchen seiner Wojewodschaft 1595 in Thorn vertrat. Mit einem Nikolaus Rzeczycki hat übrigens auch Ruar vier Jahrzehnte später im Briefwechsel gestanden und ihm Winke für eine ausländische Studienreise gegeben. War der Nikolaus Rzeczycki, der mit Daniel Dudith 1600 Altdorf zur Musenstadt wählte, sein Vater? Ein Brüderpaar Christoph und Andreas Rzeczycki erschien 1636 in Leiden. Am 17. Juli 1630 trat vor den Rektor Daniel Vetter, der Islandfahrer, bald Leiter der Druckerei in Lissa, 1632 Gatte der Christine Poniatowska, der Prophetin des Comenius. Valentin Trzinski, der drei Wochen nach ihm zu unserer Hochschule kam, war ein Sohn des in so vielen Verfolgungen bewährten Seniors von Pod-

Digitized by Google

lachien Nikolaus Trzinski, ein Neffe des Turnowski. Seinen Bruder Johann sehen wir schon 1620 auf dem Thorner Gymnasium. Im September trat zu ihnen mit seinem siebenundzwanzigjährigen Ephorus Andreas Rutkowski, der 1620 schon an der Viadrina studiert hatte, Georg Niemirycz. Ihn empfahl Ruar im November 1631 nach Paris an Grotius. In Uszomir, einer der östlichsten unitarischen Gemeinden hat er ein Gotteshaus gebaut, als Kämmerer von Kiew sich einen Namen gemacht. Er schloß sich später den Kozaken an, wurde aber schließlich von ihnen 1659 grausam ermordet. Auch zur griechischen Kirche war er übergegangen. In einem offenen Briefe forderte er seine Glaubensbrüder auf, ihm hierin zu folgen, rief damit aber Samuel Przypkowski wider sich auf den Plan. Vier Tage nach ihm trat in die Reihen der Studenten Petrus Samuel Grudzinski, der Sohn des Kalischer Wojewoden Sigismund Grudzinski. Wie dieser gerade damals die um ihres Glaubens willen flüchtigen Schlesier auf seinen weiten Gütern anzusiedeln suchte, deutsche Städte und Dörfer gründete, so hat er auch einen Schlesier, Eberhard Rogau, seinem Sohne mit nach Holland gegeben.

Das Jahr 1631 sah den vornehmsten polnischen Studenten in Leiden, Janusz Radziwiłł. Mit einem großen Gefolge hatte der junge Fürst 1628 Leipzig aufgesucht und hier im folgenden Jahre das Ehrenrektorat erhalten, dann am 20. Januar 1631 sich in Altdorf einschreiben lassen. Infolge eines Rangstreites zog er schon im März nach Nürnberg, und von hier kam er am 14. Mai nach Leiden, später Wilnaer Wojewode und litauischer Hetmann, Schutz und Schirm seiner Glaubensbrüder. Aus seinem Gefolge nenne ich nur den Hofprediger Reinhold Adami, der Litauen auf dem Religionsgespräch 1645 vertrat, und Alexander Przypkowski, den Reisemarschall, den Vetter jenes Samuel Przypkowski, der uns schon wiederholt begegnet ist. 1616 hat er schon in Marburg studiert. Von anderen Studenten jenes Jahres seien genannt: Johann Łesniowolski und Stanislaus Kothilynski, Georg Sokolinski, ein Enkel des Begründers der evangelischen Gemeinde in Witebsk, des Fürsten Paul Georg Sokolinski, ein Sohn des Leidener Studenten von 1576 Jaroslaus Sokolinski, Stanislaus Bovozinski und die Brüder Wladislaus und Adam Mienkicki, Söhne jener reformierten Familie, die schon 1585 Angehörige nach Heidelberg gesandt hat.

Das Jahr 1632, in dem in Deutschland Gustav Adolf seinen Heldenlauf vollendete, in Polen König Sigismund starb, sah in Leiden außer den schon genannten Słupecki anziehen Georg Rudnicki, den Sohn des unitarischen Pfarrers in Suras in Podlasien, und am 28. Juni Georg Wissowatius, den Sohn des Vizehauptmanns von Philippowo unfern der ostpreußischen Grenze, den Enkel Sozins. Reich begabt, dazu um seines Großvaters willen die Hoffnung seiner Kirche, hatte er auf dem Rakauer Gymnasium eine sorgfältige Erziehung genossen und war nun über Danzig nach Holland gekommen. Auch nach Amsterdam ging er und suchte Vossius und Episcopius, Barläus und Curcelläus auf, sowie seinen Landsmann Christoph Arciszewski, den Schmiegeler Erbherrnsohn, der ob einer Bluttat 1623 ins Ausland hatte flüchten müssen und in Holland zum Admiral aufgestiegen war. Weiter zog er nach England, dann nach Paris, wo er Grotius, den Philosophen Gassendi, den Franziskaner Marin Mersenne, mit dem auch

Digitized by Google

sein Freund und Lehrer Ruar Briefe ausgetauscht hat, aufsuchte. In der Heimat hat er später nach einer neuen Auslandsreise 1640 verschiedenen Gemeinden gedient, als die Tage der letzten Verfolgung hereingebrochen, den Vertriebenen 1665 in Mannheim eine Zufluchtsstätte zu schaffen gesucht und sich schließlich nach seinen geliebten Niederlanden gewandt, wo er 1678 auch gestorben ist. Seine Söhne Benedikt und Andreas dienten den unitarischen Exulantengemeinden in Andreaswalde (Ostpreußen) und in Klausenburg (Siebenbürgen). Mit ihm waren nach Leiden gekommen und traten einen Tag nach ihm vor den Rektor: Florian und Jakob Smogulecki, Samuel Ryczewski und Peter Wysocki, ein Glied jener podlachischen Pastorenfamilie, die zwei Söhne Abraham und Stephan mit Wladislaus Ostrorog schon 1611 nach Herborn, einen Nikolaus 1615 nach Heidelberg geschickt hat. Alexander Czaplic, seit dem 4. Juli Student, war der Sohn jenes Georg Czaplic, der nach dem Verluste von Raków die Synoden der Brüder auf seinem Gute Kisielin tagen ließ, hier auch eine höhere Schule gründete, deren Rektor Eustachius Gizel, der tüchtige Gräzist, einst in Lissa gebildet, seinen Sohn 1635 nach Rostock sandte. Auch Alexander Czaplic wurde ein eifriges Glied seiner Kirche. Ihre Synodalprotokolle hat er in den vierziger Jahren aufbewahrt. Am 30. August führte der uns schon bekannte Johnston der Hochschule zu: seine Zöglinge Boguslaus von Lissa, den jüngsten Sohn des Grafen Raphael, den späteren Großschatzmeister, Vizekanzler und General von Großpolen, der zehn Jahre später zum Katholizismus übertrat, Ladislaus Dorohostayski, den Sohn des 1615 verstorbenen Marschalls von Litauen, den späteren Mundschenk († 1638), und Ladislaus Kurzbach, schließlich auch Georg Zugehör, ein Lissaer Bürgerkind, wahrscheinlich der vierte Sohn des namhaften Pulvermachers und Kirchenältesten Martin Zugehör. Bis Mai 1634 blieb Johnston mit seinen Zöglingen in Holland, dann geleitete er sie nach London, Oxford, Cambridge, Paris, Orleans, Turin, Genua, Rom. Erst im November 1636, um den jungen Lissaer Grafen noch an den Sarg des am 29. März 1636 verstorbenen Vaters führen zu können, beschleunigte er die Rückreise von Venedig. Mit dem Studium der eben Genannten steht in Verbindung der Leidener Aufenthalt des jungen Lissaer Theologen David Prüfer, des späteren Pfarrers in Waschke. Auch in Franeker ist er gewesen und hat zu des Makowski Füßen gesessen.

Achtzehn Studenten haben 1633 aus dem Osten sich einschreiben lassen. Aus Liegnitz zogen in diesem Jahre auch die jungen Herzöge Georg und Ludwig heran, während ihr Bruder Christian zwei Jahre später die Schule seiner Radziwillschen Verwandten in Kiejdani aufsuchte. Johann Zolkiewicz mit Stephan Branicki und Adrian Lukowski, seit dem 27. Januar an unserer Hochschule, war aus dem Geschlechte des tapferen 1620 gegen die Türken gefallenen Großfeldherrn und Kiewer Wojewoden Stanislaus Zolkiewicz. Hinter dem Andreas Lominicius, den die Matrikel unter dem 1. April 1633 nennt, verbirgt sich wohl ein Lubieniecki. Gleich diesem ließen sich am 1. April mit vielen Begleitern die Grafen Alexander Michael und Georg Sebastian von Wiśniowiecki, Neffen des Kozakenfressers Jeremias, einschreiben. Ihr Vetter Michael hat 1669 den polnischen Thron bestiegen. Johann Göbel aus Wilna war der Sohn des dortigen lutherischen

Digitized by Google

Pfarrers. Einen Wilnaer Petrus und Christoph Göbel sehen wir 1656 unter den Königsberger Studenten. Der Kriegsschrecken hatte sie und andere Wilnaer nach Preußen flüchten lassen. Erst im Februar 1634 trat vor den Rektor Petrus Suchodolski, der Freund des Wissowatius, der mit diesem nach den Niederlanden gekommen sein soll. Im folgenden März kehrten noch einmal zu unserer Hochschule zurück die Brüder Miekicki, diesmal mit dem Präfekten Georg Lätus, einem Mähren, dem späteren Lubliner Konsenior. Johann Ostrowski aus Parcice, seit dem 18. April in Leiden, war in Pitschen, Brieg, Lublin vorgebildet und ging 1635 noch nach London. Zwei Jahre darauf wurde er Lehrer in Kiejdani, 1642 Konsenior von Podlasien. Noch seien für das Jahr 1634 genannt Stephan Branicki, Christoph Lubomirski, Andreas Cikowski, Sigismund Lubieniecki.

Den stärksten polnischen Zuzug hat das Jahr 1635 zu verzeichnen. Achtunddreißig Söhne des Ostens haben sich in ihm einschreiben lassen. Als erster Karl Georg Chlebowicz aus bekannter Litauer Magnatenfamilie, an dessen Hofe wir 1640 den eben genannten Ostrowski als Prediger sehen. Weiter seien genannt Andreas Kasimir Zawisza, Johann Ziennowicz, der Sohn des Wilnaer Richters, und vor allen die Brüder Zbigniew und Heinrich Firlej, die Söhne des Sendomirer Wojewoden Andreas Firlej, die letzten Evangelischen ihres Geschlechts. Mit ihnen kam ein anderer Wojewodensohn Theodor Tarnowski. Ihre Präfekten waren der fünfzigjährige Joh. Isidor Flores und Peter Młodecki, der vor neunzehn Jahren schon die Słupecki nach Leiden geführt hatte. Am 6. Juli trat vor den Rektor ein Stanislaus Lanckoroński, dem 1647 sein Bruder (?) Kasimir folgte, am 10. die Brüder Andreas und Christoph Męcinski, Enkel des Wieluner Kastellans, Söhne jenes Albert Męcinski, der 1584 in Altdorf studierte, dessen ältere Söhne Stanislaus und Albert 1626 ff. das Thorner Gymnasium besucht haben. Ihr Ephorus Johann Petricius war später Pastor in Jodlowka unfern Tarnow, Sigismund Seidlitz, der Famulus der jungen Barone in Leiden, einer seiner Nachfolger, kurze Zeit auch Pfarrer in Alexandrowice, Oczew und Kozy. Am 17. Juli ließen sich inskribieren die Brüder Albert und Stephan Gajewski mit ihrem Ephorus Samuel Rzysirowski und dem Famulus Peter Wysocki, in den folgenden Wochen ein Stephan Oborski, Adam Kazanowski, Stephan Sterwinski und andere. Peter Strasz, der am 30. Juli sein Studium begann, war ein Sohn des Christoph Strasz, der 1593 in Heidelberg, 1596 in Straßburg studiert hat, ein Enkel des Krakauer Burggrafen Leonhard Strasz, der die Evangelischen der Landeshauptstadt durch manche Gabe unterstützt, sie auch in Sendomir 1570 vertreten hat. 1643 hat unser Student sich noch einmal an unserer Hochschule einschreiben lassen.

Andreas von Kurzbach, auch ein Schüler Johnstons 1626 in Lissa, hatte seinen Bruder Ladislaus 1632 nicht nach Leiden begleitet, sondern war in diesem Jahre nach Thorn gegangen. Am letzten Märztage 1636 erschien er, zwanzig Jahre alt, mit Nikolaus Goluchowski unter der Leitung des Johann Musonius, des Sohnes des Lissaer Rektors, den einst Altdorf und Basel gebildet hatte. Noch 1636 ist unser Präzeptor nach Lissa zurückgekehrt und hier ordiniert worden. In Thorn hat er bis zu seinem Tode 1669 als Pfarrer gestanden. Von den etwa vierzig Studenten aus dem Osten,

Digitized by Google

die 1636 in Leiden eintraten, seien weiter genannt Johann Halesius und der Litauer Johann Borzimowski, Sohn des Seniors von Samogitien, später selbst Konsenior von Wilna († 1687). Der Zdunyer Erbherrnsohn Petrus Sienuta, dessen Vater uns unter dem Jahre 1605 begegnet ist, erschien am 8. September natürlich mit einem Gefolge von Unitariern. Da begleitete den zwanzigjährigen Jüngling auf Wunsch der Rakauer Synode der vierundzwanzigjährige Joachim Pistorius von Hirtenberg, ein Schlesier aus Glogau, von Ruar für den Antitrinitarismus gewonnen, von Grotius geschätzt und geliebt, der spätere Historiograph, dem wir unter anderem eine kurze Lebensbeschreibung Crells verdanken, der in der Zeit gehäufter Verfolgung zur römischen Kirche überging, der Famulus Johann Ciachowski, später Pfarrer in Czarków an der Weichsel, der zweiundzwanzigjährige Wladislaus Lubieniecki, dessen 1648 die Dążwaer, 1649 und 1650 die Raszkower Synodalakten gedenken, und der zwanzigjährige Paul Iwanicki, der 1648 Straschin bei Danzig kaufte, um hier seinen Glaubensgenossen eine Zufluchtsstätte zu schaffen. Neun Tage nach ihnen meldeten sich bei dem Rektor die Brüder Stanislaus und Alexander von Stemberg Kostka mit einigen Begleitern. Graf Stanislaus Kostka ging neun Jahre später nach Paris, um die Braut des Königs, Prinzessin Marie von Mantua, nach Polen zu geleiten. Am 26 September 1636 begehrten das akademische Bürgerrecht Andreas Pryjemski, ein Verwandter jenes Albert Przyjemski, der zwei Jahre zuvor Rawitsch gegründet hatte, die Brüder Christoph und Heinrich Spinek von Batkow, die seit 1632 das Thorner Gymnasium besucht hatten, und Stanislaus und Johann Ossowski, die Söhne des Erbherrn Peter Ossowski auf Wilke bei Lissa, Neffen des 1613 in Frankfurt und Leipzig gebildeten Wladislaus Ossowski, die nach ihrer Heimkehr 1644 von jähem Tode dahingerafft wurden. Georg Lätus aus Mähren, der spätere Lubliner Konsenior, der schon vor zwei Jahren junge Edelleute nach Leiden geführt, hat auch ihnen als Ephorus gedient.

Von den zehn Studenten aus dem Osten, die 1637 das Bürgerrecht an der Leidener Hochschule erwarben, verdienen unsere Aufmerksamkeit die Brüder Daniel und Samuel Plachta, Söhne des Franz Plachta, der als Abgeordneter des Chenziner Distrikts 1595 nach Thorn geeilt war. Der ältere der Brüder begegnet uns seit 1641 als Pfarrer in Wiatowice unfern Krakau, der jüngere seit 1645 als Gehilfe des Sendomirer Seniors Thomas Wengierski. Sechs Jahre hatte er im ganzen auf niederländischen und englischen Universitäten studiert. Wladislaus Liszkowicz, der mit ihnen sich einschreiben ließ, studierte wie einst sein Vater, der weltliche Senior des Krakauer Bezirks Vincenz Lyszkowicz, in Altdorf, Heidelberg, Straßburg und Basel Medizin. Von den Söhnen des das Jahr zuvor verstorbenen Belzer Wojewoden Raphael von Lissa kam im Oktober der jüngste Sohn, der achtzehnjährige Ladislaus, zur Hochschule. Andreas Schlichting war sein Begleiter, Georg Zugehör, der schon seinen Brüdern gedient, sein Famulus. Er war ein Sohn des bekannten Lissaer Bürgers und verdienten Kirchenältesten Martin Zugehör, dessen Roßpulvermühle mit ihren neusten Einrichtungen weithin berühmt war, dessen Haus ein Mittelpunkt des geistigen Lebens in Lissa bildete, da sich Komenius, Johnston, der fromme Liederdichter Johann Heermann, der Arzt Schosser und der Professor

Digitized by Google

Vechner trafen. Sein 1615 geborener Bruder David besuchte in derselben Zeit das Thorner, 1637 das Bremer Gymnasium. Den 8. Juni 1640 erschien auch er in Leiden. Seinen Namen hatte er in Attinentius latinisiert. Durch Komenius wurde er 1642 Hilfsprediger in Danzig, derselbe trat für ihn bei der Tochter des Seniors Martin Gertich als Brautwerber auf. 1642 ging unser Attinentius=Zugehör, den der Arzt Schosser mit dem Dichter=lorbeer gekrönt hatte, als Pastor in das Elbingsche, schon 1655 ist er gestorben.

Im Jahre 1637 war der Erbherr von Schocken und Hauptmann von Libau, der Gründer der Kirche in Revier, Rey, nach Holland als Gesandter gegangen. Mit dieser Reise hängt es zusammen, daß wir seinen einund=zwanzigjährigen Sohn, der auch den Vornamen Andreas führte, mit Johann Lätus, dem späteren Pfarrer von Oksza, seit dem Februar 1638 in Leiden sehen. Wladislaus Rey, sein Bruder, ging 1643 mit einigen anderen Polen nach Utrecht. Als Kämmerer der Königin hat er neben Johann Andreas Morstein am 23. Dezember 1658 seinen Namen unter das Thorner Ab=kommen mit den Schweden gesetzt. In Leiden studierte seit dem 2. Juli auch Valentin Baumgart aus Memel, den wir hier nicht übergehen wollen, weil er den Unitariern zugetan, einige Jahre in Lusławice unterrichtet hat, bis er als Rektor und Pastor nach Klausenburg ging. Drei Wochen nach ihm erschien mit einem Andreas Morstyn der Scharfenorter Kauf=mannssohn Martin Plorth. Vorher hatte er schon in Franeker und Groningen studiert, später wurde er, der auch Proben dichterischen Schaffens gegeben, Pfarrer in Scharfenort, Orzeszkowo, wo er das Gotteshaus baute, und Schocken. In Leiden gesellte sich zu ihm acht Tage nach seiner Inskription der Litauer Samuel Abramowicz. Boguslaus Radziwiłł blieb 1638 der Hoch=schule, die sein Bruder Janusz 1631 bezogen, fern und ließ sich mit ver=schiedenen Edelsöhnen am 1. Oktober in Utrecht einschreiben.

Andreas Przyjemski, aus bekanntem großpolnischen Adelsgeschlechte, eröffnet im März 1639 die Reihe der neu anziehenden polnischen Studenten. Ihm folgten Benjamin Ursin, der Laßwitzer Pfarrerssohn, der 1634 schon nach Frankfurt gezogen war, später als Pfarrer nach Danzig ging, und Daniel Lochar, in der Folgezeit Pfarrer in Marszewo bei Pleschen, Sohn eines Konseniors der Böhmischen Brüderkirche. Die Not und die Entbehrungen des Kriegsjahres 1656, das seinen Vater im Januar dahingerafft, brachten auch ihm im Mai auf der Flucht in Schlesien den Tod. Aus Brazław in Podolien erschien mit einem Stephan Lipowski am 25. Juni Daniel Sten=kowski, der Sohn des dortigen Kastellans, unter der Leitung eines Dan=zigers. Fünf Tage nach ihm fanden sich bei der Universität ein Petrus Falibowski und Gabriel Lubieniecki, der 1640 in Paris uns begegnet. Von hier sandte er anläßlich des Todes seines Vaters seiner Mutter einen Trost=brief. Er ist der Verfasser einer Schrift über Verfassung und Aufbau der Kirche, die die Synode in Dążwa in Wolhynien 1648 beschäftigte. Eine Woche nach ihm traten vor den Rektor die Brüder Stanislaus und Tobias Morstyn, Unitarier wie er. Der jüngere dieser Brüder ging 1657 als pol=nischer Gesandter nach Dänemark, 1661 sehen wir ihn auf der Kreuzburger Synode, der ersten, die die polnischen Brüder nach ihrer Vertreibung im Auslande hielten. Weiter suchten im Juli das akademische Bürgerrecht

Digitized by Google

nach Christoph Wylam, Lorenz Tribander und Christoph Sand aus Kreuz=burg in Preußen. Der letztere kam von Königsberg, wo er seit 1631 die Albertina besucht hatte. Er ist der Vater jenes Christoph Sand, dem wir neben anderen Schriften die Bibliotheca antitrinitariorum mit wertvollen Beilagen verdanken und der sein Leben als Korrektor in holländischen Druckereien beschloß, bis an seinen Tod 1680 den polnischen Brüdern treu zugetan. Die Namen Wylam und Tribander erinnern an die Katastrophe, die das Jahr zuvor (1638) über die Unitarier hereingebrochen war, da man ihnen, wie zwei Jahre zuvor den böhmischen Brüdern in Großpolen ihren Vorort Scharfenort, ihren Mittelpunkt Raków, das sarmatische Athen, genommen, Kirche und Schule ihnen entrissen, Pastoren und Lehrer ver=jagt hatte. Denn Lorenz Tribander ist ja Lorenz Stegmann, seit 1634 Rektor des unitarischen Athenäums. War der sprachgewandte Rakauer Pastor Johann Statorius, jäh herausgerissen aus seiner Arbeit an einem Buche über die göttliche Vorsehung, nach Amsterdam geflüchtet, wo wir ihn im Freundeskreise des Courcelles sehen, so der neunundzwanzigjährige Rektor nach Leiden, nachdem er vorübergehend in Siebenbürgen Zuflucht gesucht hatte. Nach einigen Jahren wagten beide nach Polen heimlich zurückzukehren. Statorius verbarg sich dann in der östlichsten unitarischen Gemeinde in Szersznie unfern des Dniepr beim Kiewer Jäger Stephan Wojnorowski, Tribander=Stegmann in der westlichsten, in Meseritz unfern der märkischen Grenze. Christoph Wylam, den er nach den Niederlanden geleitet, war der Erbherrnsohn von dem nahe bei Raków gelegenen Ras=dostow. Seine Mutter, eine Tochter des Hauses Cikowski, war jene mutige, opferfreudige Frau, die nach dem Verluste Rakows ihren Glaubensgenossen auf ihrem Gute eine neue Andachtsstätte schuf und sich Severin Morstyn als Pastor erbat. Raphael Buczacki, seit dem 26. August Leidener Student, entstammt jenem Geschlechte, daß in Buczacz in Podolien der Reformation eine Tür auftat. Später erwies er sich als Schutzherr der Kirche in Włodawa und Gönner des Lissaer Gymnasiums, das ihm deshalb 1646 neben anderen Schülerdramen widmete. War er reformiert, so führen uns wieder in den Kreis der Unitarier Alexander Czaplic und Johann Schlichting. Ein Alexander Czaplic hat sich auch schon 1632 einschreiben lassen. In welchem Verhältnis die beiden Gleichnamigen zueinander stehen, vermag ich nicht zu sagen. Handelt es sich vielleicht um denselben Studenten, der nach jahrelanger Studien= und Auslandsreise noch einmal nach Leiden seine Schritte ge=lenkt hat? Ein Martian Czaplic ist mit einem Tobias Berningk noch 1652 zu unserer Hochschule gewandert, nachdem er seit Juni 1650 die Königs=berger Albertina besucht hatte. Am 7. Oktober ließ sich immatrikulieren Nikolaus Rey, der Erbe von Schocken, der 1656 den Schwedenkönig Karl Gustav bei sich zu Gaste sah, den der Glaubenshaß 1667 für infam er=klärte und früh das Grab schaufelte. Sein Präzeptor in Leiden war Daniel Erast aus Mähren, ein Sohn des Seniors Georg Ernst, ein Bruder des Thorner Gymnasiasten gleichen Vornamens vom Jahre 1635, nach seiner Rückkehr nach dem Osten Prediger in Schocken. Hier starb er schon im März 1645, wenige Wochen bevor seine Kirche der Gemeinde entrissen und katho=lisiert wurde. In Boguslaus Rey, der seit 1661 in Danzig das Gym=nasium besucht hatte, erschien im März 1666 der letzte Evangelische seines

Digitized by Google

Geschlechts in Leiden, Wladislaus Rey war 1643 nach Utrecht gezogen. Im Dezember 1639 kamen aus Kleinpolen Ladislaus Niemirycz, Stanislaus Wilkowski und Franziskus Stano. Es waren Unitarier, die sich in der Folgezeit um ihre Glaubensbrüder in verschiedener Weise verdient gemacht haben, Niemirycz im Dienst an der Gemeinde in Czerniechow im Kiewer Lande, Wilkowski auf der Kreuzburger Synode, Stano, als er im Auftrage dieser Synode nach Siebenbürgen ging, um den exulierenden Brüdern dort eine Heim= und Friedensstätte zu erbitten. War der unitarische Exulantenpastor 1687 ff. in Ostpreußen Samuel Stano sein Sohn? Die Familie Stano hatte sich bereits in den Frühlingstagen der Reformation von Rom abgewandt. Einen Georg Stano hatte die Wilnaer Synode 1599 zum Pfleger der evangelischen Kirche gewählt.

Im Jahre 1640 schwillt die Zahl der Studenten aus dem Osten wieder stark an. Doch waren, die sich jetzt immatrikulieren ließen, wie der Graf Ladislaus von Lissa und Florian Słupecki mit ihrem Gefolge, zum Teil nur nach dem Besuche anderer westlichen Bildungsstätten nach Leiden zurückgekehrt. Unter den Neuinskribierten finden wir wieder Unitarier, so Adam Suchodolski, des Piasker Erbherrn Andreas Suchodolski und einer Podlodowska, Schwester des Leidener Studenten von 1618 Stanislaus Podlodowski, Sohn, den Stanislaus Wissowatius nach seiner Rückkehr aus Holland, Frankreich und England 1637 ff. privatim unterrichtet hatte, den späteren Hauptmann von Horodło und Schutzherrn der Kirche in Piaski im Lubliner Lande, so die Brüder Paul und Nikolaus Orzechowski. Ein Paul Boguslaus Orzechowski ist noch fünf Jahre später zur Hochschule gekommen, 1646 aber auch nach Breda gezogen, hat dort eine Disputation gehalten, die er Słupecki gewidmet hat. Noch seien von den Studenten des Jahres 1640 genannt Paul Szczepanowski und die beiden Brüder Johann und Nikolaus Gruzewski. Ihr Erzieher war Johann Friedrich Stark. Die Matrikel nennt ihn Rektor einer Schule unter dem Lissaer Grafen. In Włodawa am Bug mag er seines Amtes gewaltet haben. Nach seiner Rückkehr hat er das Rektorat in Kiejdany in Litauen übernommen. Paul Szczepanowski war aus jenem Geschlecht, das in Szczekociny nordwestlich von Xions die Reformation eingeführt hatte, und das einen Andreas noch 1643 nach Leiden sandte. Ein Stanislaus Szczepanowski war hinwieder schon 1604 zum calvinischen Zion am Neckar gepilgert, ein Johann Szczepanowski aus Przemyslawice 1614 nach Altdorf. Die anderen Studenten, wie Alexander Koniecpolski, Johann Rokosowski, Stanislaus Stokowski, übergehe ich, um einen Augenblick bei Wenzel Kossowski zu verweilen. Er hat später als Pastor in Minsk unter den schwierigsten Verhältnissen gearbeitet und die durch Krieg und Seuche, bürgerliche Unruhe und Verfolgung zerstreute und geschwächte Gemeinde wieder aufzubauen gesucht. Michael Schürer, seit dem 12. Dezember 1640 Student, war der Sohn eines wohlhabenden deutschen Patriziers in Lublin und Gliedes der unitarischen Gemeinde.

Im Jahre 1641 traten zu den Genannten Petrus Smolic aus alt=evangelischem Geschlecht — ein Kaspar Smolic hat schon 1557 zur Kommission gehört, die für eine polnische Bibel sorgen sollte — und Nikolaus Słupecki, Martin Podolski und Stanislaus Ciswicki, der Sohn des Schrimmer

Digitized by Google

Kastellans und Bentschener Erbherrn Franz Ciswicki, der, bevor er 1645 nach Paris ging, den Bürgern seiner Erbstadt noch ein Privilegium verlieh. Weitere polnische Studenten des Jahres 1641 sind: Albert Opacki und Andreas Miaskowski, Martin und Petrus Trzebinski. Johann Memoratus, der am 11. Mai sich einschreiben ließ, ein Enkel des Bartschiner Pfarrers Johann Markner, ein Sohn des 1600 ff in Danzig gebildeten Jakob Memoratus, seit 1636 schon Gymnasiast in Thorn, führt uns in den Kreis der bömischen Brüder. Doch gab er die Gemeinschaft mit diesen auf, ließ sich nicht in Lissa, sondern 1647 in Königsberg ordinieren und unterschrieb als Pastor in Gurske bei Thorn die Konkordienformel. Zu den böhmischen Brüdern haben wir auch Siegismund Aschenborn zu zählen, seit dem 24. August in Leiden. Er war ein Sohn des Lissaer Rektors Michael Aschenborn, der 1604 in Frankfurt, 1608 in Herborn studiert hat, des lorbeergekrönten Dichters, der 1624 als Pfarrer nach Heyersdorf bei Fraustadt gegangen war und einen Sohn Daniel 1640 auf das Danziger Gymnasium gesandt hat. Unser Sigismund Aschenborn hat noch 1647 die Viadrina bezogen. Zwei andere Söhne der Unität Nikolaus Arnold und Johann Makowski, der spätere Pastor in Lissa, Hoyersdorf und Schocken († 1663), zogen in demselben Jahre nach Franeker, wo Makowski seinen berühmten Oheim gleichen Namens, den berühmten Professor, hören wollte. Lutherischen Bekenntnissen dagegen waren Christoph Cervin, Matthäus Hoffmann und Andreas Rontschkau. Cervin oder Rehardt war der Sohn des aus Posen stammenden Pfarrers von Bärsdorf bei Bojanowo Daniel Cervin. Hoffmann, der die Rechte studierte, ein Meseritzer Bürgerkind, wurde königlicher Sekretär und Bürgermeister seiner Vaterstadt; die reiche Bibliothek, die er hinterließ, zeugte von seinen wissenschaftlichen Interessen. Rontschkau, ein Thorner, der 1636 schon in Leipzig, dann auch in Wittenberg studiert hatte und 1643 noch Rostock aufgesucht hat, wurde 1649 Pfarrer in dem schon erwähnten Sienutowo. Er hat hier schwere Zeiten durchgemacht, und als er 1649 seine Augen geschlossen, hat man ihm nicht einmal die Grabesruhe gegönnt. Beiläufig gedenke ich des Breslauer Wolfgang Gabriel von Peyn, der aus Königsberg kam, wo er seit dem Jahre 1639 studiert hatte. Seine Familie hatte ja unitarische Glieder, war mit den polnischen Brüdern eng verbunden. Wegen eines Augustin von Peyn hatte die Wittenberger Fakultät 1621 an das Konsistorium in Amsterdam deshalb ein Schreiben gerichtet.

Das eben genannte Meseritz sandte auch 1642 einen Bürgersohn zu unserer Hochschule, Adam Schwarzrock, Stiefsohn des verdienten Bürgermeisters Samuel Lehmann, 1636 schon in Frankfurt, wo sein Vater schon 1590 studiert hatte, immatrikuliert, dazu Fraustadt einen Georg Schliebener. Aus Kleinpolen erschien Severin Goluchowski, dem der Franeker Professor Arnold eine kleine Schrift zugeeignet hat. War der Michael Goluchowski der 1688 unsere Akademie aufsuchte, sein Sohn? Uebrigens ist ein Martin und Severin Goluchowski 1679 auch nach Frankfurt zur Viadrina gezogen. Weiter nenne ich von den polnischen Studenten des Jahres 1642 Johann Placzynski, den Sohn des Kriewer Kastellans, der unter dem Präzeptor Andreas Thomaszewski stand, Adam

Digitized by Google

Buczacki, Paul Reczynski und Christoph Pac, der im nächsten Jahre seinen Bruder Christoph nach sich zog. Achtzig Jahre zuvor hatte ein Nikolaus Pac, Sohn des Wojewoden von Podlasien, Bischof von Kiew, der Reformation sich angeschlosesn. Der vornehmste Student dieses Jahres aber war der junge Fürst von Zaslaw und Ostrog Johann Isidor, der mit einem stattlichen Gefolge zur Hochschule kam. Doch ihm wurde die Musenstadt zur Todesstadt, schon am 4. Juli starb er. Unter großem Pomp „auf polnische Manier" wurde er beigesetzt. Eine andere Nachricht gibt ihm die Vornamen Konstantin Alexander.

17 Söhne des Ostens zogen 1643 unserer Hochschule zu, ein Lubliner Bürgerssohn Andreas Lucas Fabricius, sonst Söhne des Adels. Ich nenne Petrus Strasz, Albert Gorecki, Alexander Necanda Trepka, Nikolaus Przerembski, Andreas Rutkiewicz. 1644, da am 24. August auf dem Generalkonvent zu Orla (Podlasien), zu dem aus Großpolen Amos Komenius herbeigeeilt war, Schreiben der Universitäten Leiden und Utrecht verlesen wurden, zähle ich nur sechs neu anziehende Polen. Konstantin Schaum aus der Mark führte der Akademie die Brüder Matthias und Petrus Bal von der Oczewer Erbherrfamilie zu, deren frühere Generationen nach Heidelberg, Herborn, Altdorf, aber auch schon nach unserem Leiden gepilgert waren. Durch vier Generationen hatten auch die Väter des Stanislaus Drohojowski, der vierzehn Tage nach den Brüder Bal vor den Rektor trat, aus deutscher Wissenschaft und deutschem Glaubensleben geschöpft, ebenso die seines Begleiters Zbygniew Zelenski. Die Familie dieses letzteren, hochverdient um die Evangelischen des Krakauer Landes, in diesem Jahre in Orla durch Paul Zelenski vertreten, sandte schon 1652 wieder zwei junge Söhne Samuel und Stephan zu unserer Hochschule.

1645, da in Thorn das liebreiche Religionsgespräch stattfand, Zbigniew Gorajski, der uns oben begegnet ist, auf ihm für die Reformierten das Wort führte, finden wir dessen Sohn Christian seit dem 23. März in Leiden, ein anderer Sohn Raphael wanderte 1650 mit seinem Erzieher, dem Unitarier Georg Ciachowski, nur bis Frankfurt. Die polnische Gesandtschaft, die in diesem Jahre nach Paris ging, um die Königsbraut nach Warschau zu holen, begleitete neben dem Unitarier Hans Ludwig von Wolzogen, der in enger Verbindung mit den polnischen Brüdern lebte, als Arzt der Lissaer Gottfried Freudenhammer, der Enkel eines Königsberger und Breslauer Pastors, vordem Arzt in Beuthen, auch Professor am dortigen Schonaichianum. Mit seiner Reise nach Paris steht es in Verbindung, daß wir seinen Sohn Georg Siegfried, den Kartographen, der in demselben Jahre in Amsterdam eine Karte der Posener Wojewodschaft stechen ließ, seit dem 12. Mai in unserem Leiden sehen. Sein Bruder Johann begegnet uns neben Johann Abraham Rosnowski aus Gogolewo bei Schrimm 1650 an der Lutheruniversität Wittenberg; ein anderer Bruder Gustav hat 1646 das Lissaer Gymnasium besucht. Aus dem Posener Lande sehen wir seit dem August 1645 noch in Leiden Johann Georg von Nostiz aus jener Familie, die auf Driebitz bei Fraustadt saß, dazu aus Birnbaum Christoph von Unruh, einen der tüchtigsten Söhne dieses auch in Polen weit verbreiteten Geschlechts, 1643 schon Student der Viadrina. Ich gedenke hier nicht seiner

Digitized by Google

Verdienste um die Birnbaumer Kirche, die noch heute seine ritterliche Gestalt in Sandstein gegraben uns zeigt, als Rittmeister hat er 1648 in der Ukraine und dann bei Zbaraz 26 Jahre später tapfer gekämpft. Der Birnbaumer Pastorensohn Gottfried Seeler, ein Student der Medizin, 1641 in Frankfurt gebildet, wanderte 1652 nach Utrecht. Aus Schlesien kam der Böhme Heinrich Zahradecki am 18. August. Er hatte vorher schon das Thorner Gymnasium besucht, und Simon Weiß, der Lissaer Diakonus und Thorner Pastor, war hier sein Präzeptor gewesen. Nach Schlesien ging der böhmische Baron auch wieder zurück. Seinem Sohne hat Benjamin Schmolck, der treffliche fromme Dichter, hier 1712 das Grabeslied gesungen.

Von den im Jahr 1646 Immatrikulierten verdienen unsere Aufmerksamkeit Albert und Petrus Kretkowski, die Söhne des Brester Wojewoden, ferner Ludwig Poniatowski und Raphael Komorowski aus jener kleinpolnischen Familie, die im 16. Jahrhundert ihre Söhne nach Leipzig, 1597 aber auch nach Altdorf gesandt hat. Auch Kasimir Lanckoronski, der 1647 zur Hochschule kam, zählt unter seinen Vorfahren Altdorfer, doch auch Wittenberger und Heidelberger Studenten. Christoph Niewiarowski, der einen Tag nach ihm akademischer Bürger wurde, kam aus Wiatowice hinter Krakau, wo seine Familie ihre Hand über das Gotteshaus hielt, damals der in Leiden gebildete Daniel Plachta das Pfarramt bekleidete. Er mag den Herrensohn zum Besuch der Hochschule bestimmt haben, die ihm selbst Lehrerin gewesen. Doch seinen eigenen Sohn Franz sandte er 1661 nur nach Thorn. Hieronymus Gratus Moskorowski, der Enkel des Sozinfreundes Hieronymus Moskorowski und der Regina Dudith, Erbherr auf Czarkow an der Weichsel, 1645 Gymnasiast in Thorn, kam jetzt von Utrecht, Christian Tribander war sein Begleiter, anscheinend ein Sohn des Zehdeniker Arztes Peter Stegmann, der 1640 an der Synode zu Kisielin unfern Luck teilgenommen hat. War er ein Unitarier, so auch andere Studenten des Jahres 1648: Alexander Kowarski und Matthias Przypkowski, der älteste Sohn des Radziwillschen Rates Samuel Przypkowski und seiner Gattin Sophie Taszycka. Seiner gedenken die Akten der unitarischen Synode von Raczkow 1655. Vor allen aber gehörte zu den Sozinianern Christoph Spinowski, wie er sich hat einschreiben lassen, also Christoph Crell. Er war der zweite Sohn jenes aus Helmersheim in Franken stammenden Johann Crell, der 1612 von Altdorf nach dem Osten gezogen war, den polnischen Brüdern sich angeschlossen, zuletzt in Rakow ihnen gedient hatte, nach Schmalz' Tode ihr erster Theologe, der aber schon 1633 in einem Alter von nur 43 Jahren seine Augen geschlossen hat. Von seines Vaters Freund Ruar in Danzig vorgebildet, hatte er vierundzwanzigjährig schon 1646 an der Schule in Lusławice gewirkt. Jetzt war er mit dem Schmiegler oder vielmehr Buskauer Erbherrnsohn Johann Arciszewski — Samuel Arciszewski, der spätere unitarische Andreaswalder Pfarrer, zog 1649 nur nach Thorn — auf Rat und Weisung des Dąźwaer Konvents nach Holland gekommen. Er hat später in verschiedenen unitarischen Gemeinden des Ostens gewirkt, in den Tagen der Verfolgung seinen Glaubensbrüdern auch in Holsteins Remonstrantenkolonie Friedrichstadt eine Heimstätte zu schaffen gesucht, dann einige Zeit in England gelebt, aber sein Leben 1680 doch in Polen

Digitized by Google

geschlossen, da er den hier noch im Verborgenen lebenden Brüdern und Schwestern ein Wort des Trostes und der Stärkung zusprechen wollte. Sein älterer Bruder Theophil ist 1651, schon dreißig Jahre alt, zu unserer Universität gekommen, um seine mathematischen Kenntnisse zu erweitern. Als Geometer hat er dann dem Fürsten Radziwill gedient. Der jüngste Bruder Johann, in Lusławice vorgebildet, ist 1653 mit einem Stipendium der unitarischen Kirche in Leiden erschienen. Neben der Theologie hat ihn die Medizin gefesselt, doch hat er, der Ruars Tochter heimführte, auch als Theologe den polnischen Brüdern gedient, zuletzt den Exulanten in Friedrichstadt. In den Niederlanden ist er, schließlich in einer Druckerei tätig, gestorben. Von seinen Söhnen ist Christoph 1682, Samuel, in dem die Gaben des Großvaters wieder auflebten, Bayles Freund und Mitarbeiter, der langjährige Seelsorger der kleinen Exulantengemeinde in Königswalde in der Neumark, 1684 in Leiden inskribiert.

Für das Jahr 1649 nenne ich nur Stanislaus Lubieniecki, den Sohn des Rakauer und Lubliner Pfarrers Christoph Lubieniecki, der das Jahr zuvor seine Augen geschlossen hatte, aus seiner Ehe mit Katharina Philippowska, einer Urenkelin jenes Hieronymus Philippowski, der im 16. Jahrhundert eine Säule der Reformation in Kleinpolen war. Auf der Schule in Kisielin, die das verlorene Rakauer Athenäum ersetzen sollte, war er vorgebildet. Nach anderen Nachrichten hat er Stephan Niemirycz, den späteren Kiewer Wojewoden, nach Holland und Frankreich begleitet, aber die Matrikel der Hochschule bietet seinen Namen allein. Als das Unheil 1660 über seine Kirche hereinbrach, hat er mit dem dänischen Könige wegen Aufnahme der flüchtigen Unitarier verhandelt, 1675 an den Folgen einer Vergiftung, die er sich durch die Nachlässigkeit einer Magd zugezogen, sein Leben eingebüßt. Von seinen vielen Schriften sei hier nur seine leider unvollendete Geschichte der polnischen Reformation genannt, ein noch heute jedem Forscher auf dem Gebiete der östlichen Kirchengeschichte unentbehrliches Buch. Sein Bruder Christoph, den die Czarkower Synode 1644 an ihn gewiesen hatte, daß er bei und unter ihm arbeite, ging wie die Söhne des Seniors Andreas Wengierski († 1649) Wenzel, Andreas und Samuel 1648 nach Thorn aufs Gymnasium. Letztere sehen wir 1653 mit Placentinus, der uns gleich näher beschäftigen wird, in Frankfurt.

Bis 1655 haben noch durchschnittlich sechs bis acht Polen unsere Hochschule bezogen, neben anderen 1650, als daheim die Pest wütete, Martin und Andreas Chelmski aus jenem Geschlechte, das seit den Frühlingstagen der Reformation dem Evangelium treue Bekenner gestellt, immer auch Söhne auf deutsche Hochschulen gesandt hat, der Posener Wojewodensohn Petrus Adam von Bnin Opalinski, später Hauptmann von Deutschkrone, dessen Vater Christoph und dessen Bruder Alexander 1645 als Gesandte nach Frankreich gegangen waren. Er und seine ganze Familie war katholisch, doch hat diese 1617 zwei Söhne, Andreas und Petrus, auch schon nach Basel gesandt. Am 10. Dezember 1650 begann sein Studium in Leiden Nikolaus Ostrorog, ein Sproß der Scharfenorter Grafenfamilie, ein Sohn jenes Nikolaus Ostrorog, der 1609 das Danziger Gymnasium, 1611 die Hohe Schule in Herborn aufgesucht hat. Bei der Kapitulation Thorns

am 23. Dezember 1658 war unser Ostrorog einer der Geiseln, die Polen den Schweden stellten. Sein Ephorus war in Leiden der schon achtundvierzigjährige Sigismund Goski, sein Begleiter Franz Karwoski. 1651 erschien an unserer Hochschule Alexander Lutomirski, ein Nachkomme des zweiten kleinpolnischen Superintendenten Stanislaus Lutomirski, der in Wittenberg studiert hat, und der ältesten Tochter des Reformators Łaski, ferner Lorenz Dębicki mit dem Erzieher Johann Jaworski aus Mähren, der Wojewodensohn Adam Nikolaus Prusinowski und Stanislaus Zbański von der Kurower Erbherrnfamilie. Mit seinem Bruder Boguslaus und dem Ephorus Johann Reczynski war er 1650 schon zur Viadrina gezogen. Von dort folgte ihm sein Bruder mit dem sechunddreißigjährigen Präfekten Joh. Samuel Cyrus, der als Kind um des Glaubens willen aus Prag hatte flüchten müssen und dessen Bruder Wenzel 1631 uns auf dem Thorner Gymnasium begegnet, nach unserer niederländischen Universität. Der Lissaer Johann Placentinus war 1648 gen Danzig gepilgert, im September 1652 kam er nach Leiden, aber schon im folgenden Jahre sehen wir ihn wieder an der Hochschule am Oderstrande. Christoph Potocki, der Sohn des Kämmerers von Halicz Johann Potocki und einer Gräfin von Lissa, mit seinem Bruder Boguslaus 1649 Thorner Gymnasiast, hat 1652 nur die hohe Schule in Bremen aufgesucht. Samuel und Andreas Potocki pilgerten dagegen 1688 gen Duisburg zur Hochschule, die der große Kurfürst gegründet hatte. 1653 fesselt unsere Aufmerksamkeit Johann Herbin, 1645 Thorner Gymnasiast, dann Student in Wittenberg. Er war ein Schlesier aus Pitschen, aber in Polen hat er sein Arbeitsfeld gefunden als Rektor in Bojanowo, als Pastor in Wilna, Warschau und Graudenz. Sein Buch „Kijovia subterranea" führte seine Zeitgenossen an einen der interessantesten Orte des Ostens.

Im Jahre 1654 sehen wir noch einmal einen Sohn aus vornehmer Magnatenfamilie an unserer Universität, Martin Grudzinski, den Sohn des Wojewoden von Rawa. Sein Ephorus war ein Matthäus Orlinski; ein Andreas Orlitz aus bekannter Wyszynaer und Thorner Pastorenfamilie hat vierzig Jahre zuvor auch den ältesten Oheim unseres Leidener Studenten nach Frankfurt und Heidelberg geleitet. Aus Podolien studierte 1654 in Leiden Siegismund Zabawski, neben ihm ein Gerson Brofius Boleslawski, Faustus Morstyn und Stephan Mierzynski. Für 1655 nenne ich Wladislaus Dönhof, den Sohn des 1648 verstorbenen Grafen Dönhof, des Kastellans von Danzig und Wojewoden von Pommerellen, aus seiner ersten Ehe. Unser Student ist später selbst zum Wojewoden von Pommerellen aufgestiegen und 1683 gestorben. Das evangelische Bekenntnis seines Vaters hat er nicht bewahrt.

Der nordische Krieg unterbrach den Zuzug. 1656 erscheint kein Pole, 1657 nur ein Schweriner Bürgersohn, Jakob Kintzel, der seit 1653 schon an der Königsberger Albertina studiert hatte. Im folgenden Jahre blieb Polen wieder unvertreten in der Zahl der Immatrikulierten. Johann Ambrosius, der Sohn des in Beuthen und 1624 in Thorn gebildeten Pfarrers von Parcice und Zychlin Matthias Ambrosius, des Schriftführers der Synode zu Orla 1644 († 1646), 1655 in Frankfurt, vertauschte Leiden mit Duisburg, der erste Pole, der sich hier einschreiben ließ. 1659 finden wir unter

Digitized by Google

den Leidener Studenten auch nur einen Samuel Baleisen und Johann Arnold, wohl einen Sohn des Heyersdorfer Pfarrers und Seniors gleichen Namens. Martin Arnold aus Lissa hat dagegen 1668 das Gymnasium in Bremen und 1681 noch die Viadrina bezogen. 1660 erschien ein Wenzel Dares, gewiß ein Sohn des 1654 verstorbenen Pfarrers in Wola bei Kalisch, 1662 der Fraustadter Matthäus Lambert, im folgenden Jahre Johann Paterson aus polonisierter Schottenfamilie. Dies alles sind Bürger- und Pastorensöhne, doch haben auch noch Edelsöhne aus dem Osten Leiden aufgesucht: 1666 Tobias Morstyn und Boguslaus Rey, 1669 Johann und Alexander Zaluski, deren Familie damals durch den Wojewoden von Rawa, Alexander Zaluski († 1693), hoch emporstieg, 1670 Victor und Andreas Sobiecki, ihr Onkel Johann erhielt 1674 den polnischen Thron, 1679 und 1682 Wladislaus und Bogislaus von Unruh, zwei Söhne des oben genannten Christoph von Unruh, dieser seit 1689 Besitzer von Birnbaum, der Bruder des unglücklichen Oborniker Hauptmanns Sigismund von Unruh, dessen trauriges Geschick 1715 ff. ganz Europa entsetzte. Aber diese Adligen treten doch zurück und verschwinden bald ganz. Nur junge evangelische Theologen sind dann noch nach Leiden aus dem Osten gekommen, von 1670—1785 etwa 140 an der Zahl. In den Jahren 1670—1682 war freilich der Besuch recht schwach. 1677 konnte der Senior Hartmann schreiben: „Die Universitäten in den Niederlanden sind jetzt schlechter als die deutschen. Frankfurt blüht jetzt sehr." Deshalb ist Jablonski 1677 auch dorthin und 1680 nach Oxford gezogen. Aber bald wanderten die Söhne aus dem sarmatischen Osten auch wieder nach Holland. Für die reformierten Pastoren wurde Leiden umsomehr die Bildungsstätte, als reiche Stipendien ihnen das Studium hier erleichterten. Wie die Generalstaaten im achtzehnten Jahrhundert der schwer leidenden, unterdrückten, ausgesogenen und ausgeplünderten reformierten Kirche Polens eine jährliche Unterstützung gewährten, so schufen sie auch für deren theologischen Nachwuchs Freistellen an den Universitäten.

Bis zum Untergange des polnischen Reiches ist so ein Strom niederländischen Geisteslebens nach dem Osten geflossen, aber das Bett dieses Stromes ist seit 1660 recht eng. Nur evangelische Theologen brachten noch neue Gedanken aus Holland. Aber Volk und Staat hatten davon keinen Gewinn, da diese Theologen abgelehnt wurden, kaum noch Duldung genossen, ganz einflußlos waren, also nichts übermitteln konnten. Wie weit der Einfluß der niederländischen Theologen auf die des Ostens ging, zeigt die Umprägung, die Jonas von Schlichting der Lehre der älteren Unitarier vom Werke Christi gegeben hat. Die Gedanken eines Sozin hat er hier zugunsten der eines Hugo Grotius und Limborch zurückgedrängt. Wiederum haben die freien Anschauungen der polnischen Brüder die holländischen Theologen angeregt, sie beeinflußt, selbst wenn sie sich wider sie kehrten. Der Arminianismus ist ohne den Sozinianismus nicht recht zu verstehen. Die Bibliothek des Meseritzer Bürgermeisters Matthäus Hoffmann, des Leidener Studenten vom Jahre 1641, ist leider beim großen Stadtbrande mit in Flammen aufgegangen, wir können deshalb nicht mehr feststellen, wie sich in ihr das Studium ihres Besitzers in Holland ausgewirkt hat. Aber die Bibliothek eines anderen Studenten an niederländischen

Digitized by Google

Hochschulen aus Polen ist uns geblieben, die des Salomo Opitz, des Lissaer Pfarrers, seit 1712 auch Seniors († 1716). Im Herrenhause der Familie Opitz von Boberfeld in Witoslaw bei Lissa hat sie sich erhalten. In etwa hundert stattlichen Bänden stehen da die holländischen Theologen, ein Zeugnis noch heute, was einst Holland, besonders Leiden, dem Osten gewesen ist. Auf die zahlreichen Ansiedler, die aus Holland in Polen seit etwa 1570 eingewandert sind und hier zum Teil große Kolonien bildeten, ich erinnere nur an Lewartowa, sei zum Schluß wenigstens hingewiesen.

Digitized by Google

MISCELLEN

EIN POLNISCHER „FAUST“[1])

Von

Otto Forst-Battaglia.

Emil Zegadłowicz, um den es, ob er auch in selbstgewählter Einsamkeit, ferne vom Großstadtlärm, in den heimischen Beskiden haust, seit einiger Zeit recht laut wurde; ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Künstler des sprachlichen Gestaltens, hat eine polnische Uebersetzung des Goetheschen „Faust“ im Druck erscheinen lassen[2]). Es ist das zehnte Mal, daß sich den Polen die längst nicht schwankenden Gestalten, in polnischer Gewandung nahen. So vertraut auch der Stoff und die Grundidee der Goetheschen Dichtung das Nachbarvolk anmuteten, es ist bisher bei allen Versuchen nur Unzulängliches Ereignis geworden; die einzige von hohem Schwung beseelte und wohl kongeniale Nachdichtung Kasprowiczs knappes Fragment geblieben. Der Rest? Schweigen.

Indes um Zegadłowicz soll es auch in Deutschland laut werden, denn er hat, daß ich gleich vorweg es sage, eine Leistung vollbracht, die weit den Rahmen einer anständigen Uebersetzerarbeit sprengt. Sein „Faust“ ist zugleich eine dem Geiste nach und in der Stimmung getreue Metastase der Goetheschen Dichtung wie ein vollwertiges, nirgends befremdendes und fremdartig scheinendes Glied der polnischen Literatur. Ich möchte an die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Verdeutschung erinnern, die dem genialen Engländer im Herzen und in der Erinnerung der Deutschen ein Heim schuf, klaffte nicht ein Unterschied: Die echt romantischen Dolmetscher des Briten trachteten peinlich die Lokalfarbe zu wahren und daß Englisches noch im deutschen Wort nachhalle. Zegadłowicz, seelisch wie jeder Pole durchaus Romantiker, ist in seiner Kultur und Form, wie sein großes Vorbild Wyspiański, zu sehr von der Antike und vom Klassizismus des französischen Grand Siècle durchtränkt, um nicht beim genialen Werk, das allen Zeiten und Ländern gilt, zuförderst das Allgemein-Menschliche herauszufühlen. Was nur im ersten Augenblick paradox klingen mag: er strebte, den deutschen in einen polnischen

---

1) Emil Zegadłowicz: Faust Goethego. Wadowice, F. Foltin, 1927. 2 Bände. 238, 356 Seiten. Vgl. W. Hulewicz: Pół-Faust. Warszawa 1926; A. M. Świnarski: Widowisko o Doktorze Fauście. Poznań 1927; Boy-Żeleński: Flirt z Melpomeną. Warszawa 1926. Bd. 6, 286 ff.; „Wiadomości Literackie“ 1927, Nr. 6 und die dort genannte Literatur. Diese ist zwar von mir beachtet, doch nicht zur Bildung meines ganz unabhängigen Urteils verwertet worden.

2) Ueber Zegadłowicz im allgemeinen vgl. O. Forst-Battaglia, Gral 22 (1927), 94 ff. und Pologne Littéraire 1927, Nr. 11/12; St. Papée, Mysteria balladowe Emila Zegadłowicza. Poznań 1927.

Digitized by Google

Faust zu verwandeln, gerade, weil in dieser ungehinderten Transponierung das Universelle der Goetheschen Tragödie am besten hervortritt.

Damit das trotzdem kühne Unterfangen, ein Werk von so gewaltigen Dimensionen aus dem umgrenzten, halb monarchischen, halb bürgerlichen deutschen ins Milieu der polnischen Adelsanarchie zu übertragen, nicht scheitere, bedurfte es allerdings nicht nur der aufs stärkste zutreffenden Voraussetzung. des ewig-unverlierbaren Inhalts, der sich jeder Form willig fügt; nicht nur der hohen Gaben Zegadłowiczs, sondern auch der tiefen psychischen Uebereinstimmung, die man, wie heftig auch politische Momente trennen, stets aufs neue zwischen Deutschen und Polen erkennen und anerkennen muß. Hat nicht, darin den beiden führenden Nationen des germanischen Nordens, Deutschen und Engländern, gleich, Polen seinen eigenen, bodenständigen Faust, den Junker Twardowski? — Man sieht sofort die Metamorphose aus gelehrter Bürgerlichkeit ins Herrentum der „Szlachta". — Doch das wären nur Zufälligkeiten. Entscheidend wirkt, daß sowohl die Gedankenwelt des „Faust" wie seine heroisch-sehnsüchtige Gier nach dem Unbekannten, Unerkennbaren in der polnischen Seele verwandte Saiten erklingen heißt; daß beide Sprachen einander nahe sind, und für jedes Wort, jedes Bild der einen das gleichwertige der anderen bereithaben.

Zegadłowicz hat die Möglichkeiten, die sich ihm boten, vollauf genützt; gegeben, was das Genie, und es ist ihm mißraten, was der talentierte Handwerker zu bieten vermag. Die eifrigen Kritiker, denen bei der Warschauer Erstaufführung sich die Federn sträubten, wie nur je einem Kampfhahn, waren in ihrem Recht, als sie von einer Legion unrichtiger Uebersetzungen sprachen, besonders, als sie den vielen schönen geflügelten Worten nachtrauerten, denen im Polnischen ihre Flügeln gestutzt wurden. Nur, daß sie im Getümmel der Schlacht, wie der Stendhalsche Fabrice bei Waterloo, nicht über ihren nächsten Umkreis blickten. Es tut mir leid, erheblich andere Meinung zu hegen, als die Fürsten und sogar als die Offiziere (der Ehrenlegion und) der Warschauer Theaterkritik, die mit dem Argument in die Schlacht zogen, sie seien durch die deutsche Schulung in der galizischen, Posener Mittelschule und kraft ihrer Kenntnis sämtlicher geflügelter Worte besonders zum Urteil und zur Verurteilung berufen. Der feinsinnige Dichter Miłaszewski, dem, als Dramaturgen, die Annahme des Zegadłowiczschen „Faust" zu danken war, hat zwar nicht auf der Gymnasialbank die Exegese Goethes erdulden müssen, ist mit den Geheimnissen der deutschen Sprache vermutlich weniger vertraut als seine Widersacher, indes sein künstlerischer Instinkt ließ ihn empfinden, was mit Vernunftgründen nicht erweisbar ist: Ecce poeta. Und ahnen, daß er jemandem begegnet sei, der Goethe näher steht als sämtliche Philologen.

Die Leidtragenden um entfittichte geflügelte Worte — der „Faust" besteht für sie aus nichts anderem als Zitaten — erinnern an die Theaterfreundin, die einem Direktor riet, nur Premièren aufzuführen. Niemand ist so wenig zuständig, eine Faustübertragung zu kritisieren, als wer das Original nur auf der Schulbank in der Fremdsprachstunde kennen lernte. Daß Zegadłowicz nicht wie hypnotisiert auf die Zitate starrte, gereicht seinem Werk zum größten Vorteil. Er gelangte so dazu, die für höhere Schulen und Töchter zentrale Margarethenepisode als sekundär zu fühlen, die überirdische Schönheit des Helena-Fragments empfänglich und darum gabenspendend zu genießen. Ueberall, wo es auf das Künstlerische und Poetische ankam, zeigte sich der polnische als den berufenen Mittler. In einer Sprache, die Goethes würdig ist und Słowackis nicht unwert. Von jetzt an wird der „Faust" den Polen das sein können, was Shakespeare den Deutschen wurde.

Wenn ich dies mit Nachdruck festgestellt habe, so darf ich mich an eine Einzelkritik wagen, die nicht im geringsten das Endurteil beirrt. Ein Teil der Irrungen und Wirrungen, der allerkleinste, wurzelt wirklich im Mißverständnis des Wortsinnes. Wenn Faust von einem „schrecklichen Gesicht" sein Antlitz abwendet, so will er einem „Widmo" und nicht einer „Postać" entrinnen. Daß, in der Szene vor dem Tor, ein Schüler den Mädchen nachrühmt, sie wiegten sich in den Hüften (w biodrach się kołyszą) beruht auf einem komischen

Digitized by Google

Verkennen der Bedeutung von „jemand gewogen sein". Wagner fordert Fausten keineswegs auf, den Pudel zum Scholaren zu ernennen (możesz go zmianować, mój mistrzu, scholarem), er heißt den Hund bloß einen Schüler der Schüler. Mephistopheles vertröstet Faust nicht, man würde, wie es so schön im Wiener Volksmund heißt, keinen Richter brauchen (Och z tem nie będzie wielkiej biady), sondern, daß es bis zur Erfüllung des Paktes „noch eine lange Frist" habe. Es verändert vieles, wenn der Böse ein „gefährlicher Gast" (gość niebezpieczny) statt eines „Dieners" genannt wird, der „Gefahr ins Haus bringt".

Ganz fehl klingt die Problematik des um die Verfassung des Jenseits unbekümmerten Faust, der bei Zegadłowicz sich nicht fragt, ob dort das Gute oder das Böse zu oberst throne (czy górą dobro tam czy zło), während bei Goethe sich der diesseitstrunkene Doktor wenig sorgt, „ob es in jenen Sphären ein Oben oder Unten gibt". Wo verheißt Mephistopheles Faustens Träumen einen so wundervollen Leib, dergleichen noch kein Mensch gesehen habe (stworzę marzeniom twoim tak cudowne ciało, jakiego ludzkie oko nie widziało), da der Teufel nur gelobt, zu gewähren, „was noch kein Mensch gesehn".

In Auerbachs Kellner schätzen die Studenten (Zegadłowicz hat das kaum absichtlich mißdeutet) andere Eigenschaften des Mannes höher als die der Trunkfestigkeit. Ihr Vorschlag, einen „Prior" zu wählen, nimmt dem Rate Branders den erwünschten Stachel gegen das Papsttum und die politische Spitze. Zum Ausgleich legt der polnische Dichter den allgemein gerichteten Worten, „der echte deutsche Mann mag keinen Franzen leiden..." einen Goethe fremden skatologischen Sinn unter (Franze heißt hier Franzose). Altmayer will den Weinspendern den Weg ins Freie weisen, kaum, sie verprügeln (obić na ostatku).

Zoologie ungenügend: Meerkatzen sind keine Katzen, sondern eine Affenart. Es geht nicht an, sie als „kotka" zu bezeichnen. Neuerliches, heiteres Vertauschen der Bedeutung beim Hexeneinmaleins. „Und drei mach' gleich" wird von Zegadłowicz zur Aufforderung gewandelt, die Drei s o f o r t anzurufen (natychmiast wezwij trójkę), statt daß er den Spott über das Trinitätsdogma der Gleichheit der drei göttlichen Personen erkannt hätte.

Faust bietet Gretchen seine Person zum Huldigungsgeschenk (Piękności twej, nadobna pani, moją osobę składam w dani!). Bei Goethe trägt der artige Kavalier der Bürgerstochter seinen Arm an wie einer Standesperson und wird für diesen Verstoß gegen die sozialen Regeln fast mehr noch zurechtgewiesen als für den wider die guten Sitten. Der Zuruf des wüsten Chores an Frau Baubo birgt einen derben Kern, den die polnische Uebertragung übersieht. Den Blutbann scheint Zegadłowicz eine Form der Exkommunikation zu wähnen (lecz z klątwą raz-dwa uporać się nie da), während Mephistopheles dem allgemeinen Aufgebot der zur Verfolgung eines Missetäters durch das „Blutgeschrei" versammelten Bürger zu entrinnen trachtet (Goethe hat nicht umsonst als Jurist die Institutionen des deutschen Rechts gelernt). Valentins Abschied von seiner Schwester klingt merkwürdig zahm und von der wahrhaft tötlichen Ironie befreit.

Im zweiten Teil sind die offenbaren Irrtümer selten. Ich verzeichne das „Gemurmel der Menge" beim Erscheinen des neuen Hofnarren. — Jedesmal, wenn Zegadłowicz einen Satz nicht verstanden hat, dann gibt er ihn, Boileaus Theorien bekräftigend, so wieder, daß auch wir keinen Sinn zu enträtseln vermögen. — Der Schatzmeister bestätigt, daß dem Kaiser, wie Mephistopheles ausführt, das Bodenregal zustehe („das ist fürwahr des alten Kaisers Recht"), während er im Polnischen bloß allgemein dem Narren beipflichtet (ani słowa, błazen mówi, ale racja). Woher dem Doppelvers „Niedlich sind wir anzuschauen, Gärtnerinnen und galant" die zum zierlichen Charakter der Strophe im schwerfälligen Gegensatz stehende Paraphrase „Nicht wahr, Euch gelüstet, zu forschen, was unsere Kleider bergen?" (Prawda — bierze was ochota zbadać co ukrywa szata?).

Digitized by Google

Die hier aufgezählten Unstimmigkeiten sind mit einem guten Lexikon in der Hand zu korrigieren. Bei anderen Einwänden handelt es sich um Dinge, über die man, je nach seinem künstlerischen Empfinden verschiedener Meinung sein kann. Mir erscheint zwar Zegadłowiczs Vers im allgemeinen glücklich und ich finde es durchaus unbedenklich, daß er sich wenig an die Metrik des Originals kettet. Allein für die, übrigens wunderschönen, Szenen des Helenafragments wählte ich, trotz des mir sofort entgegenzustellenden Präzedenz bei Kochanowski, statt der gereimten fünffüßigen Verse lieber reimlose und im Polnischen wohlklingende Rhythmen, die dann den Zauber des Goetheschen Originals völlig widerspiegeln könnten, um dessen Herrlichkeit ich alle Zitate der Gretchentragödie gerne missen wollte. Unleugbar ist — und hierin pflichte ich den Tadlern, wie Boy, dem ausgezeichneten Uebersetzer französischen Geistesgutes, bei —, daß Zegadłowicz manchmal durch allzu blasse Farben die Eindringlichkeit des kraftstrotzenden Urtextes schwächt. Er geht den Pointen aus dem Weg und neigt dazu, an die Stelle des Bildhaften, Individuellen, das Allgemeinere, Verschwommene zu setzen. Wenn der Dichter im Prolog dem Direktor die Herausforderung hinwirft: „Geh' hin und such' dir einen anderen Knecht", so mildert der friedfertige, sanfte Pole: „Zwischen uns beiden wird es nie Verständnis geben" (Nie będzie nigdy między nami zgoda). Wie schal klingt „Das also war des Pudels Kern" in seiner neuen Fassung „Du also Bruder bist da, welch ein Wandel" (Więc tuś mi bracie! Zmiana taka!). Oder der Studentenchor „Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen", nunmehr „Ach, wie geht es uns jetzt gut, wie einer Sau, die im Schmutz watet".

Was bekümmert uns derlei, wenn wir das Werk Zegadłowiczs in seiner Gänze würdigen. Wie verschwinden diese Fleckchen, wenn sie von der Sonne des Genies bestrahlt werden, das sieghaft an den entscheidenden Stellen durch die Wolken dringt. Zweierlei ist als Maß des hohen Poeten und als ausschlaggebend anzusehen: die berückende Nachdichtung der gleitenden, sich anschmiegenden, betörenden Chöre: der Geister, in der Ostermorgenszene; der Elfen („Wenn sich lau die Lüfte fügen"); der Grablegung und endlich der grandiosen Schlußapotheose. Dann die mit unübertrefflicher Virtuosität wiedergegebenen volkstümlichen Ballade (der „König von Thule"), die Lieder von der „Ratte im Kellerloch" und vom „Floh", die Szenen vor dem Stadttor, Gretchens Klage „Meine Ruh' ist hin" und „Neige, neige". Hier, wo Zegadłowicz, der Sänger des Beskidenvolkes, seiner doppelten Inspiration, der religiösen und der volkstümlichen, gehorcht, steigt er zur Vollendung empor. Da müssen seine Verkleinerer verstummen, die nur auf Grund der Theateraufführung des ersten Teiles zu mäkeln anhuben und nun vor dem gedruckten Buch gewiß entwaffnen.

Dem polnischen, zu tiefst christlichen Dichter ist, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, je mehr er sich dem Ende der Tragödie näherte, die Schwungkraft gewachsen, bis er zuletzt — ich scheue mich nicht, das Kühne zu behaupten — Goethe kongenial, des Mittelalterlich-Katholischen im „Faust" noch mehr teilhaftig wurde als der nur ästhetisch anteilnehmende deutsche Meister. Im Ausklang wird es offenbar, wenn der große Heide von Weimar seinen Doctor Marianus beten läßt: „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin, bleibe gnädig", der Pole aber, wie das einfältige Volk seiner Heimat fleht: „Jungfrau, Mutter, Königin, o bitt' für uns" und dann die unvergänglichen Schlußworte ertönen, die ich hier in der herrlichen polnischen Uebertragung wiederholen will, damit aus ihnen der auch nur entfernt mit polnischer Sprache Vertraute Zegadłowicz gerecht werde.

„Przemijające — odblaskiem pełni;
niedosiężone — tutaj się spełni;
niewysłowione — tutaj się głosi;
wieczna kobiecość zbawia i wznosi."

Die Faustübersetzung Emil Zegadłowiczs ist eine künstlerische Tat, die im deutschen Land nicht unbeachtet und nicht ungedankt vorübergehen darf.

Digitized by Google

Von allen Versuchen der Goetheschen Tragödie, in fremdem Bereich Wurzeln zu fassen, ist bisher nur der in England gelungen — zahlreiche französische Mittler haben seit den Tagen der Romantik dem deutschen Werk und seinem ewigen Inhalt mehr Gewalt als heilsamen Dienst getan —. Nun ward den Polen, aus deutschem Genius geboren, der Menschheit geweiht, ein neuer kostbarer Besitz.

Daß ihm Zegadłowicz auch äußerlich ein würdiges Kleid lieh, sei erwähnt und gelobt. Prächtiger Druck, vortreffliches Papier machen der Druckerei im kleinen Städtchen Wadowice alle Ehre. Der ausgezeichnete Künstler Franciszek Siedlecki hat ein herrliches Goethebildnis, Zbigniew Pronaszko Skizzen zu der Bühneneinrichtung des „Faust" geliefert. Beider Maler Werk ziert in guten Reproduktionen das schöne Buch, das in der Geschichte deutsch-polnischer Wechselbeziehungen wie im polnischen Geistesleben Epoche bedeutet.

Digitized by Google

DER BRESLAUER BUCHDRUCK UND DAS KÖNIGREICH POLEN

Von
Hans Jessen.

Wer die spärliche Literatur über die Geschichte des Breslauer Buchdrucks durchsieht, der wird erstaunt sein, daß erst am Ende des 18. Jahrhunderts ein Verleger erwähnt ist, der sich ernsthaft um den Absatz seiner Werke nach Polen bemühte. Es ist der Sohn des Gründers der Schlesischen Zeitung, Wilhelm Gottlieb Korn, dem es gelang, in kurzer Zeit nicht nur der bedeutendste Verleger des deutschen Ostens zu werden, sondern über die Grenzen seines Vaterlands hinauszuwachsen und den polnischen Büchermarkt zu erobern, ja zeitweilig ihn ganz zu beherrschen[1]). Unwillkürlich frägt man sich bei der Schilderung dieser überragenden Verlegerpersönlichkeit, ob nicht schon früher eine solche lebhafte Geschäftsverbindung zwischen den Breslauer Verlegern und Polen bestanden habe, und man sucht nach Vorläufern. Wohl fehlen heute noch zur restlosen Klärung dieser Frage die Veröffentlichungen des in den Archiven verstreuten Materials, wie es z. B. für Krakau Johannes Ptaśnik[2]) zusammengetragen hat. Aber die Zusammenstellung der in Breslau gedruckten polnischsprachlichen Werke ermöglicht zusammen mit den schon bekannten Nachrichten eine Darstellung dieser Frage.

Der älteste Drucker Breslaus war ein Geistlicher mit Namen Caspar Elyan (1475—1482)[3]). Bei den engen Beziehungen, die zwischen dem Bistum Breslau und dem Erzbistum Gnesen eifrig gepflegt wurden, ist es wahrscheinlich, daß die Erzeugnisse seiner Presse auch nach Polen wanderten. Ein Zeugnis für diese Beziehungen ist der Druck des Tractatus de sacramentis, dessen Verfasser ein Geistlicher der Gnesener Diözese, Nicolaus de Blonie, war. Wahrscheinlich ist dieser um 1480 hergestellte Druck der erste des später viel beachteten Werkes[4]). Zu derselben Zeit entwickelte sich in Breslau ein reger Buchhandel. Besonders die Leipziger wählten den Weg über Breslau für ihre geschäftlichen Beziehungen nach Polen, Ungarn und Siebenbürgen und besuchten regelmäßig die Messen. Aber auch die süddeutschen Verleger, darunter Koberger, wählten Breslau wegen seiner günstigen Lage gerne als Stapelplatz[5]). Mit dieser raschen Entwicklung des Buchhandels konnte der Buchdruck nicht Schritt halten, ja es scheint fast, als hätte die Freundschaft, die die Breslauer Bürger mit den fremden Verlegern verband, und die dadurch gegebene gute Gelegenheit, die für Breslau notwendigen Werke im „Ausland" zu drucken, das Seßhaftwerden der schwarzen Kunst in Schlesiens Hauptstadt geradezu verhindert. So wurden

---

[1]) Die Firma Wilh. Gottl. Korn in Breslau und die Schlesische Zeitung. Breslau 1927. S. 11.

[2]) Cracovia impressorum. Edidit Joannes Ptasnik Leopoli 1922. (Monumenta Poloniae typographica, Vol. 1.)

[3]) Vouillième, E.: Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts. 2. Aufl. 1922. S. 38 f.

[4]) Dziatzko, K.: Caspar Elyan. 1879. S. 22.

[5]) Kapp, Fr.: Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1886. S. 148/150. (Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. 1.)

Digitized by Google

für Schlesien zwar in den süddeutschen Städten, in Krakau und in Venedig Bücher gedruckt, aber bis 1517 hat nur ein Drucker für kurze Zeit in Breslaus Mauern geweilt. Es war Konrad Baumgarten, ein Künstler in seinem Fach, aber ein unruhiges Blut, der schon 1504 nach kaum zweijährigem Aufenthalt weiterzog.

Die Stellung, die Breslau am Ende des 15. Jahrhunderts sich erobert hatte, änderte sich im Beginn des 16. grundlegend. Schon der Handelskrieg mit Polen hatte dem Buchhandel schwere Wunden geschlagen. Aber erst der Anschluß Breslaus an die Reformation bedeutete die Vernichtung des deutschen Buchhandels. Polen sperrte die Grenzen und ließ die von Breslau eingeführte Literatur beschlagnahmen. Die papierenen Proteste des Rates, der seine Buchhändler zu schützen suchte und z. B. 1522 gegen die Beschlagnahme der Bücher des Buchführers Dominikus Munner in Posen Einspruch erhob, verhallten[1]). Irgendwelche Hilfe vom Reiche konnten die Breslauer natürlich nicht erwarten. Im Gegenteil! Der König Ludwig II. von Böhmen und Ungarn verlangte in sehr scharf gehaltenen Mandaten das Verbot der lutherischen Schriften durch den Rat und hat 1523 noch einmal die Einfuhr solcher Bücher in sein Land ausdrücklich untersagt. Der Breslauer Rat hat sich zwar durch diese Gebote, wie durch das päpstliche Breve vom Jahre 1523 nicht einschüchtern lassen, aber bei dieser Lage der Dinge versteht man es, daß für die auswärtigen Buchhändler Breslau als Stapelplatz nicht mehr in Frage kam. Hinzu kam, daß selbst in Schlesien der Verkauf nicht mehr frei stand. Zeitweise hat der Bischof den Breslauern die Einfuhr von Büchern in die seiner Jurisdiktion unterliegenden Lande, vor allem in Neisse, versagt. Einen Gewinn brachte die Reformation aber dennoch dem Buchgewerbe. Zwei Buchdrucker ließen sich in Breslau nieder und fristeten schlecht und recht mit Luthernachdrucken und kleinen Traktätlein ihr Leben. Aber ihre Winkeldruckereien waren so unbedeutend, daß sich die Protestanten bei größeren Druckaufträgen wiederum an süddeutsche Verleger wandten.

So war die Lage, als sich der kluge Rektor des Elisabethgymnasiums, Andreas Winkler[2]), im Jahre 1538 entschloß, eine Druckerei zu gründen. Der Mangel an Schulbüchern regte ihn zu diesem Gedanken an, aber sein Ziel war höher. Er wollte der Aldus des Ostens werden. Dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn er den Rat der Stadt dafür gewann. Bisher hatte sich der Rat um den Buchdruck möglichst wenig gekümmert und auch keine Zensur ausgeübt, wohl um keine Garantie für den Inhalt des Gedruckten zu übernehmen. Winkler setzte es durch, daß eine solche Zensur errichtet und ihm eine Art Monopolstellung eingeräumt wurde. Damit hatte er sich ein festes rechtliches Fundament geschaffen. Um den Buchhandel aus dem Ringen der Konfessionen herauszuheben, wählte er seiner Natur entsprechend Werke neutralen Inhalts, d. h. er druckte fast ausschließlich humanistische Literatur. So konnte er den Kreis seiner Wirkung weiter ziehen. Ein unbestreitbarer Erfolg seiner Taktik war, daß er auch vom Kaiser für einige Bücher Privilegien erhielt. So wurde durch sein Wirken Breslau der Sitz eines großen Verlegers, der zwar die Krakauer nicht überflügeln konnte, der aber allmählich auch in Polen wieder Raum gewann. Sein Werk wurde durch Crispin Scharffenberg, einem Abkömmling der berühmten Krakauer Druckerfamilie, fortgesetzt. Ein Zeichen, wie lohnend damals der Absatz der Bücher nach Polen war, ist z. B. die 1579 herausgegebene Sammlung von lateinischen Phrasen, die mit einem besonderen polnischen Index[3]) versehen war. Auch ohne die ausdrückliche Bemerkung ihres Verfassers — es ist Andreas Calagius —, daß das Büchlein durch ganz Polen verbreitet sei, sehen wir aus den zahlreichen Neuauflagen, den finanziellen Erfolg

---

[1]) Konrad, P.: Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien. Breslau 1917. S. 14. (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Bd. 24.)

[2]) Geschichte der Stadtbuchdruckerei. Breslau 1804. S. 15 ff.

[3]) Calagius, A.: Synonyma Latina.... Vratislaviae 1579—1595—1597—1608.

Digitized by Google

des Werkes. Mit den Scharffenbergs beginnt auch der Druck des polnischen Buchs in Breslau. Allerdings sind diese polnischsprachlichen Werke inhaltlich unbedeutend und von geringer Zahl. Sie beschränken sich fast ausschließlich auf kleine evangelische Traktätlein und Gelegenheitsschriften.

So haben die Breslauer Verleger am Ende des Jahrhunderts wenigstens zum Teil den alten Buchhandel mit Polen wiederhergestellt. Diese Grundlagen sind aber im 17. Jahrhundert nicht weiter ausgebaut worden. Es genügt, um diese Tatsache zu verstehen, die Nennung eines Namens, des Namens Martin Opitz. Mit Opitz beginnt nicht nur für Schlesiens Geistesleben, sondern auch für seinen Buchhandel eine neue Epoche. Die große Barockliteratur Schlesiens verhalf dem Buchhandel zu einem bedeutsamen Aufschwung. Aber dem Inhalte seiner Werke entsprechend wandte er damit sein Hauptinteresse dem deutschen Absatz zu. David Müller, der Freund von Martin Opitz, und Esaias Fellgiebel, der Verleger von Hofmann von Hofmannswaldau, unterhielten fast ausschließlich Geschäftsbeziehungen mit Leipzig. Erst durch das Abflauen dieser Bewegung im Anfang des 18. Jahrhunderts gewann der polnische Markt wieder größeres Interesse für die Breslauer Verleger. Schon die am Anfang des Jahrhunderts gegründete Jesuitendruckerei hat wieder auf Polen große Rücksicht genommen und wissenschaftliche wie religiöse Werke in polnischer Sprache hergestellt. Auch andere Verleger — darunter auch Johann Jacob Korn — bemühten sich eifrig um die polnische Literatur. Als nun die polnische Dichtkunst erstarkte und unter Stanislaw August ein eigenes Gepräge erhielt, da verstand es, wie schon erwähnt, Wilhelm Gottlieb Korn[1]), die bedeutendsten Schriftsteller für sich zu gewinnen. So wurde er u. a. der Verleger von Krasicki und Karpinski. Ueber 250 polnische Werke erschienen in seinem Verlag. In Warschau, Lemberg und Posen wurden Filialen errichtet, ja Korn ließ seine Zeitung ins Französische übersetzen, um sie nach Polen zu vertreiben. Der große Erfolg, den Wilhelm Gottlieb Korn hatte, beruhte zum größten Teil auf den persönlichen Beziehungen, die er mit den polnischen Dichtern pflegte. Daher wurde auch unter seinen Nachfolgern das polnische Geschäft wesentlich eingeschränkt, ja schließlich aufgegeben. Immerhin sind bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein noch eine nicht geringe Zahl polnischer Werke in Breslau gedruckt worden. Erst mit dem wachsenden Nationalismus der Polen bildete sich eine starke Abneigung ihrer Autoren, bei deutschen Verlegern ihre Werke drucken zu lassen, heraus. Breslau konnte diesen Verlust verschmerzen. Inzwischen hatte es den Anschluß an Deutschland erreicht. Deutsche aus allen Gauen wandten sich an die Breslauer, Jacoby, Tieck, E. Th. Hoffmann ließen ihre Werke in Breslau drucken. Man brauchte also keine Besorgnis zu hegen, daß den schlesischen Druckern der Stoff ausgehe. Dafür sorgte schon die sprichwörtlich gewordene Dichtwut der Schlesier.

---

[1]) Die Firma Wilh. Gottl. Korn in Breslau und die Schlesische Zeitung. Breslau 1927. S. 11.

Digitized by Google

II
LITERATURBERICHTE

ÜBERSICHT ÜBER DIE HISTORISCHEN AUFSÄTZE UND NOTIZEN IN DER ZEITSCHRIFT „SEVERNAJA AZIJA" (NORDASIEN)

Heft 1—13 (1925—1927)

Von

Fritz Epstein.

Die Zeitschrift „Severnaja Azija; obščestvenno-naučnyj žurnal" (North Asia; journal of social science), das Organ der „Gesellschaft zur Erforschung des Ural, Sibiriens und des Fernen Ostens" („Obščestvo izučenija Urala, Sibiri i Dal'nego Vostoka") erscheint in Moskau seit 1925. Sie scheint in Deutschland vollständig bisher nur im Geographischen Institut der Albertus-Universität in Königsberg vorhanden zu sein, das die Hefte dankenswerterweise auch nach auswärts verleiht. Gute Register über die Jahrgänge 1925 und 1926 befinden sich in H. 5—6 (1926), S. 203—214. Merkwürdigerweise haben die Jahrgänge (jährlich 6 Hefte) keine durchlaufende Seitenzählung, obwohl die einzelnen Hefte keine in sich abgeschlossenen Publikationen darstellen.

Die bisher erschienenen Hefte der Zeitschrift enthalten in überraschender Fülle Mitteilungen über rege historische Arbeit lokalen und landschaftlichen Charakters in dem weiten Gebiet, für dessen wissenschaftliches Leben die auch äußerlich gut wirkende Zeitschrift repräsentativ ist.

I. Uralgebiet.

A. A. Savič: **Prošloe Urala; istoričeskij očerk.** (Die Vergangenheit des Ural; historische Skizze). Perm 1925; vgl. „Severnaja Azija" 4 (1926), S. 125—129.

Eine durch zahlreiche Einzelheiten über die Industrie im Ural im 16. und 17. Jahrhundert bemerkenswerte Besprechung von I. Ostroumov.

A. Kapterev: **Dubinščina. Očerk iz istorii vosstanii dalmatovskich monastyrskich krest'jan v XVIII veke.** (D.; Skizze aus der Geschichte des Aufstandes der Bauern des Klosters Dalmatov im 18. Jhdt.) Ekaterin-

Digitized by Google

burg 1924 (= Ural'skaja istoriko-revoljucionnaja biblioteka vyp. 2); vgl. „Severnaja Azija" Nr. 1—2 (1925), S. 150.

Die sog. „Dubinščina" ist ein — obwohl zwei Jahre währender — wenig bekannter Bauernaufstand, der 1762 von der Votčina des Klosters Dalmatov seinen Ausgang nahm und dessen Ausmaß und Bedeutung durch die zu ausschließliche Beachtung des „Pugačevskij bunt" in der bisherigen Forschung verkleinert und verdunkelt erscheint.

Vozmutiteli. Bunty v Revdinskom zavode v 1826 i 1841 godach. (Aufrührer. Die Aufstände in der Fabrik in Revdin in den Jahren 1826 und 1841.) Sverdlovsk 1925 (= Ural'skaja istoriko-revoljucionnaja biblioteka vyp. 5); vgl. „Severnaja Azija", 3 (1925), S. 146—147.

Der Skizze wird von N. Zdobnov besonnene Verwertung von Archivalien der Bergverwaltung und des ehemaligen Ekaterinburger Kreisgerichts nachgesagt.

P. Bažov: Ural'skie byli. Očerki iz nedavnego byta Sysertskich zavodov. (Uralgeschichten; Skizzen aus der jüngsten Vergangenheit der Fabriken von Sysert). Ekaterinburg 1924; vgl. „Severnaja Azija", 1 (13), 1927, S. 145—146.

Enthält beachtenswerte Einzelheiten über die Schichtung der Industriearbeiterschaft im Ural am Ausgang des 19. Jahrhunderts.

A. Baranov und V. Mutnych: Metallisty Urala nakanune i v period 1905 goda (Die Metallarbeiter des Ural am Vorabend und während der Periode des Jahres 1905). Sbornik materialov i dokumentov; pod red. A. Tynjaeva. Izd. Uralobkoma Vserossijskago Sojuza Metallistov. Sverdlovsk 1926; vgl. „Severnaja Azija", 4 (1926), S. 124—125.

Nach N. Zdobnov bilden eine Abhandlung von A. Tynjaev unter dem gleichen Titel wie die Broschüre und eine „Chronik der Arbeiterbewegung in den metallurgischen und metallverarbeitenden Fabriken des Ural von 1896 bis 1906". (Chronika rabočego dviženija na metallurgičeskich i metalloobrabatyvajuščich zavodach Urala s 1896 po 1906 g.) Muster für die monographische Behandlung einer einzelnen Arbeiterkategorie in einem engen örtlichen und zeitlichen Rahmen.

II. Sibirien.

S. L. Ursynovič: Geografičeskij očerk Sibiri v svjazi s problemoj ee dal'nejšego izučenija (Geogr. Skizze Sibiriens in Verbindung mit dem Problem seiner weiteren Erforschung). „Severnaja Azija", 3 (1925), S. 96—98.

Der Vortrag verfolgt unter anderem die allmähliche räumliche Ausweitung des Begriffs „Sibirien" und die weder administrativ noch in der Literatur fest abgegrenzte Bezeichnung „Ferner Osten".

Mark Azadovskij: Etnografija v Sibiri. Obzor etnografičeskich izučenij v Sibiri za 1918—1925 g. g. (Die Ethnographie in Sibirien, ein Ueberblick über die ethnographischen Forschungen in Sibirien). „Severnaja Azija", 5—6 (1926), S. 110—132.

Die Uebersicht A.'s über die ethnographische Arbeit in Sibirien, systematisiert nach Orten, enthält auch einige Hinweise auf historische Arbeiten, z. B. M. K. Azadovskij, Ob izučenii russkogo naselenija Sibiri (Ueber die Erforschung der russ. Besiedelung Sibiriens); P. G. Ljubomirov, Organizacija Istoriko-

Digitized by Google

Etnologičeskogo Otdela Instituta Issledovanija Sibiri (Die Organisation der histor.-ethnolog. Abtlg. des Instituts f. die Erforschung Sibiriens), beides in: „Trudy s'ezda po organizacii Instituta Issledovanija Sibiri" (Tomsk 1920); V. I. Ogorodnikov, Očerk istorii Sibiri (Skizze einer Geschichte Sibiriens). Eine sibirische Bibliographie nahm Azadovskij unter dem Titel: Obzor bibliografii Sibiri in d. „Trudy O-va Etnografii, Istorii i Archeologii pri Tomskom Universitete", vyp. I (1920) in Angriff.

N. V. Zdobnov: Materialy dlja Sibirskogo slovarja pisatelej (predvaritel'nyj spisok poetov, belletristov, dramaturgov i kritikov). (Materialien für ein sibir. Schriftstellerverzeichnis; vorläufige Liste). Moskau 1927.

Der erste Bogen dieses „als Handschrift gedruckten" Nachschlagewerkes, worin auch Pseudonyme aufgelöst werden, ist H. 1 (13) des Jg. 1927 der Zeitschrift „Sev. Azija" beigegeben. Der letzte Name der ersten Lieferung ist V. V. Veresaev.

N. I. Leonov: Sibir v novoj literature I (Sibirien in der neuen Literatur). „Severnaja Azija", 1 (13), 1927, S. 101—117.

„Sibirien hat in literarischer Hinsicht aufgehört eine Kolonie zu sein." Die Leistungen aus Sibirien gebürtiger Schriftsteller (z. B. Lidija Sejfullina, Vsevolod Ivanov, Js. Goldberg) fallen für die Beurteilung der neuesten russischen Literatur schwer ins Gewicht.

S. V. Bachrušin: Osnovnye tečenija sibirskoj istoriografii s XVIII veka (Die Hauptrichtungen der sibirischen Geschichtsschreibung seit dem 18. Jahrhundert). „Severnaja Azija", 1—2 (1925), S. 104—113.

Der sibirischen Historiographie haben Gerh. Friedrich Müller durch seine für den äußeren Gang, die Chronologie der Kolonisation grundlegende Opisanie sibirskago carstva (Bd. 1: 1750) und das Werk Sloncovs: Istoričeskoe obozrěnie Sibiri" (Histor. Uebersicht über Sibirien) (1836—1844), womit Sl. als erster die inneren Gründe und den inneren Zusammenhang der Ausbreitung des russischen Volkstums jenseits des Ural darzustellen unternahm, die Richtung gewiesen. Während Ščeglovs „Chronologija Sibirskoj istorii" (1882) und Arbeiten von Andrievič über die Geschichte Sibiriens (1885—1889) rein kompilatorischen Charakter tragen und hauptsächlich auf Müller, J. E. Fischer und der Gesetzessammlung (Polnoe sobranie zakonov) fußten, lenkte Bunickij durch sein Buch: „Zaselenie Sibiri i byt ee pervych nasel'nikov" (Die Besiedlung Sibiriens und das Schicksal der ersten Ansiedler) (1889) und andere 1893 in den „Zapiski char'kovskago Universiteta" erschienene Aufsätze die Aufmerksamkeit der russischen Historiker auf die noch unbearbeitete Fülle von erhaltenen Dokumenten des Sibirskij prikaz, der Hauptverwaltungsstelle für Sibirien in der Moskauer Periode. Für diese früher im Archiv des Justizministeriums aufbewahrten Akten bildet N. N. Ogloblins Obozrěnie stolbcov i knig Sibirskogo prikaza (Uebersicht über die Rollen und Bücher des Sibir. Prikaz) (1893—1901) einen einzigartigen Wegweiser, wie wir ihn bis heute für die erhaltenen Dokumente aus anderen Prikazen entbehren müssen. Auf Grund von Ogloblins Publikation konnte Golovačev im Journal des Ministeriums für Volksaufklärung (Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosvěščenija 1902 IX, S. 49—68) als „die nächsten Aufgaben der historischen Erforschung Sibiriens" („Bližajšie zadači istoričeskogo izučenija Sibiri") formulieren: 1. die historischen Schicksale Sibiriens vor Ermak; 2. die sibirischen Chroniken; 3. die Geschichte der Kolonisation Sibiriens im 17. Jahrhundert. Er forderte Spezialuntersuchungen über die Rolle der freien Auswanderer, der aus politischen Gründen nach Sibirien Verschickten, der Pelztierjäger, der sibirischen Klöster in der Kolonisation; über die Dokumente der Voevodenverwaltung usw. Der Mangel an derartigen Untersuchungen macht zusammenfassende Darstellungen

Digitized by Google

der Geschichte Sibiriens, wie sie als erster V. I. Ogorodnikov zu schreiben unternommen hat, zu einem Wagnis. [1. Očerk istorii Sibiri do načala XIX veka. 1.: Do-russkaja Sibirija. Skizze einer Geschichte Sibiriens bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts I. Das vorruss. Sibirien; enthält S. 49—91 einen Abschnitt über die sibirische Historiographie. Irkutsk 1920; II,1 Zavoevanie russkimi Sibiri (Die Eroberung Sibiriens durch die Russen), Vladivostok 1924; außerdem 2. Russkaja gosudarstvennaja vlast i sibirskie inorodcy v XVI do XVIII vv. (Die russ. Staatsgewalt und die sibir. Eingeborenen im 16.—18. Jahrhundert), Irkutsk 1920; 3. Iz istorii inorodčeskich volnenij v Sibiri. Zagovor i vosstanie zapadno—sibirskich inorodcev v 1658—1663 g. g. (Aus der Geschichte der Eingeborenenaufstände. Die Verschwörung und der Aufstand der westsibir. Eingeborenen 1658—1663), Čita 1922]. Die Eroberung Sibiriens ist noch nicht eingehend erforscht. Mit der planmäßigen Bearbeitung des bei den einzelnen Stämmen verschiedenartigen Hergangs hat Ogorodnikov durch seine Untersuchung: 4. Iz istorii pokorenija Sibiri: Pokorenie Jukagirskoj zemli (Aus der Geschichte der Eroberung Sibiriens: Die Eroberung der Landschaft Jukagira), Čita 1922, den Anfang gemacht. (Zu den Arbeiten von O. vgl. die Rez. von S. Ursynovič, „Sev. Azija" 3 (1925), S. 147 bis 148).

Bachrušin, der selbst durch „Očerki po istorii kolonizacii Sibiri v XVI do XVII vv. (1. Sibirskoe letopisanie i glavnyja tečenija sibirskoj istoriografii s XVIII v. 2. Puti v Sibir v XVI i XVII vv. 3. Sibirskie inorodcy = Skizzen zur Geschichte der Kolonisation Sibiriens im 16. und 17. Jahrhundert: 1. Die sibir. Chronistik und die Hauptrichtungen der sibirischen Historiographie seit d. 18. Jahrhundert; 2. Die Wege nach Sibirien im 16. u. 17. Jahrhundert; 3. Die sibir. Eingeborenen) hervorgetreten ist — für den Gesamtplan der auf drei Bände berechneten „Očerki" vgl. Bachrušins „Istoričeskij očerk zaselenija Sibiri do poloviny XIX veka (Histor. Skizze der Besiedlung Sibiriens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) in den „Očerki po istorii kolonizacii Severa i Sibiri" (Skizzen zur Geschichte der Kolonisation des Nordens und Sibiriens, her. von der Kommission für die Erforschung der Kolonisation des russischen Nordens), II, (Petrograd 1922) — bezeichnet als die dringlichsten Aufgaben auf dem Gebiete der sibirischen Geschichte die Durcharbeitung der Akten des Sibirskij Prikaz und der in den Akten der sibirischen Gouvernementsverwaltungen des 18. Jahrhunderts erhaltenen Ueberreste der Behördentätigkeit.

Gorod Perm. Sbornik očerkov po istorii, kul'ture i ekonomike goroda (Die Stadt Perm; Sammlung von Skizzen zur Geschichte, Kultur und Wirtschaft der Stadt). Perm 1926; vgl. „Severnaja Azija", 2 (14), 1927, S. 132—133.

Das von der Sektion zum Studium der Stadt Perm der Permer Gesellschaft für Landeskunde (Permskoe obščestvo kraevedenija) herausgegebene Sammelwerk enthält unter anderem einen Ueberblick über die Geschichte der Landschaft Perm von prähistorischen Zeiten an. Ein Aufsatz über das Staatl. Gebietsmuseum (Gos. oblastnoj muzej) erscheint beachtenswert, weil im Museum die im 16. Jahrhundert unter den Auspizien der Stroganov im Ural gepflegte Heiligenbildmalerei besonders gut vertreten ist.

G. D. Machotkin: Narymskij sysk o prodaže v 157 godu služilomu čeloveku ostjackim knjazcom zapovednogo tovara, černoj lisicy (Die Untersuchung in Narym über den Verkauf verbotener Ware, eines Schwarzfuchspelzes, an einen Dienstmann durch einen Ostjakenhäuptling im Jahre 7157 (1649). „Severnaja Azija", 5—6 (1925), S. 132—133.

An einem Einzelfall aus dem Jahre 1650 wird demonstriert, mit welcher Strenge in Sibirien darüber gewacht wurde, daß kein Stück kostbaren Pelzwerks den Weg in den Schatz des Zaren verfehlte; ein erstaunlich bürokratischer Apparat wurde in Bewegung gesetzt, um den Verbleib eines Felles festzustellen.

Digitized by Google

G. D. Machotkin: Iz byta promyšlennikov XVII veka (Aus dem Leben der Pelztierjäger im 17. Jahrhundert). „Severnaja Azija", 5—6 (1925), S. 133—135.

Auszüge aus Protokollen des Sibirskij prikaz über die Gründe des schlechten Jagdergebnisses am Ennisej und der Lena 1648 und 1649 und des dadurch bewirkten „Jasak" (Pelztribut)-Ausfalls.

S. V. Bachrušin: Samoedy v XVII veke (Die Samoeden im 17. Jahrhundert). „Severnaja Azija", 5—6 (1925), S. 85—94.

Ein sachverständig auf gedruckten Materialien (Dopolnenija k Aktam Istoričeskim; Russk. istorič. Biblioteka, Bd. II) und Archivalien des Sibirskij prikaz aufgebauter Ueberblick über die Verhältnisse der Samoedenstämme untereinander, die Wirtschaft der Samoeden (Bedeutung der Jagd auf Elentiere), Stammesverwaltung, verschiedene Bevölkerungsklassen, Religion (Totenkult) usw. Die Samoeden von Pustoozero nahmen schon im 17. Jahrhundert die russische Sprache an und unterschieden sich auch in Bewaffnung und Kleidung von ihren Stammverwandten.

Sbornik materialov po istorii Burjatii XVIII i pervoj poloviny XIX veka (Sammlung von Materialien zur Geschichte des Burjatengebiets im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Unter Red. von V. P. Girčenko. Verchneudinsk 1926; vgl. „Severnaja Azija" 2 (14), 1927, S. 131—132.

Die Materialien aus dem Burjatenzentralarchiv (Burcentrarchiv) in Verchneudinsk enthalten Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte (u. a. den Tribut [Jasak] an Pelzwerk), die Stammesverwaltung, das Gewohnheitsrecht (Familienrecht) und den Kultus (Organisation der lamaistischen Geistlichkeit) der Burjaten im 18. Jahrhundert.

S. L. Ursynovič: Šamanka v dome gubernatora (Die Schamanin im Hause des Gouverneurs). „Severnaja Azija", 2 (1926), S. 79—80.

Ein Sittenbild aus der sibirischen Verwaltung in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht die Denunziation des mit dem Vizegouverneur der Provinz Irkutsk, Pleščeev, verfeindeten und vom Gouverneur eine Zeitlang in einem Kloster blockierten Bischofs Innokentij Nerunovič beim Synod (und durch den Synod beim Senat), daß Pleščeev sich mit einer tungusischen Wahrsagerin Desuk eingelassen habe.

S. L. Ursynovič: Vosstanie ssyl'nych i kazakov na Kamčatke. „Severnaja Azija", 1—2 (1925), S. 135.

Die ersten Deportationen nach Kamčatka fanden in der Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts statt. Die Verschickungen ruhten dann von dem Aufstand der Korjaten in der Mitte der vierziger Jahre bis in die sechziger Jahre. 1770 befanden sich unter den Verbannten in Bol'šereck auch ehemalige Gardeoffiziere und polnische Konföderierte. Ein Pole, Graf Beniowski, organisierte eine Meuterei der Exilierten, denen sich Bürger, Kosaken und Arbeiter anschlossen; das Kaisertum des Großfürsten Paul wurde proklamiert, da Katharina unrechtmäßig auf den Thron erhoben worden sei. Als sich die Aufrührer nicht behaupten konnten, bemächtigten sie sich eines staatlichen Fahrzeugs und gelangten 1772 nach einer abenteuerlichen Fahrt längs Asien und um Afrika nach Frankreich. Einige Empörer kehrten nach Rußland zurück und wurden begnadigt, Beniowski setzte mit einer Schar seiner verwegenen Gesellen das Abenteurerleben fort. In Wirren auf Madagascar fand er seinen Untergang.

N. I. Maslov: Russifikacija i christianizacija kamčadalov (Die Russifizierung und Christianisierung der Kamčadalen). „Severnaja Azija", 3 (1925), S. 98—100.

Digitized by Google

In den ersten vierzig Jahren seines Bestehens — vor allem unter den Kaiserinnen Anna Joannovna und Elizaveta Petrovna — entfaltete, angespornt vom Senat, im Synod ein besonderes „Novokreščenskaja kontora“ (Bekehrungskontor), eine eifrige missionierende und russifizierende Tätigkeit unter den sibirischen Fremdvölkern. Erst mit der Vermischung von Kamčadalen und Russen seit Anfang des 19. Jahrhunderts begann das Christentum den Schamanismus zu überwinden.

Der Pugačev-Aufstand.

A. N. Filippov: Pugačevskoe dviženie v Sibiri. Sibirskie Pugačevcy i ich sud'ba (Die Pugačev-Bewegung in Sibirien. Die sibirischen Anhänger Pugačevs und ihr Schicksal). „Severnaja Azija“, 3 (1926), S. 67—78; 4 (1926), S. 73—89.

F. vertieft A. I. Dimitriev-Mamonovs gründliche Darstellung des äußeren Hergangs des Pugačev-Aufruhrs in Sibirien („Pugačevčina v Sibiri“ in den „Čtenija“ Bd. 186 = 1898 III; erweiterter Wiederabdruck u. d. T.: „Pugačevskij bunt v Zaural'e i v Sibiri“. St. Pet. 1907) durch Mitteilungen aus neu aufgefundenen Archivalien. Es handelt sich hauptsächlich um Schriftstücke aus der Kanzlei des Gouverneurs von Tobol'sk, D. I. Čičerin, teils um Anklageakte (ekstrakty) gegen größere Gruppen von Pugačevcen, die für die Urteilsfällung durch die Geh. Untersuchungskommission in Kazan die Unterlage bildeten, teils um Korrespondenzen verschiedener Behörden und Persönlichkeiten bis hinauf zur Kaiserin. Von besonderem Interesse sind die Angaben über die sehr starke Beteiligung der niederen Geistlichkeit an dem Aufstand; gegen diese Teilnehmer wurde mit besonderer Strenge verfahren. Bei einer Gruppe von 151 Angeklagten befanden sich 21 Personen aus dem geistlichen Stande: Es erfolgten 83 Verurteilungen, doch wurden von den angeklagten Geistlichen nur zwei freigesprochen, von den übrigen neunzehn wurden vier zu Zwangsarbeit in den Bergwerken (Katorga), der Rest zur Verbannung verurteilt (H. 4. S. 83—85).

Pugačevčina. T. I. Iz archiva Pugačeva (manifesty, ukazy, perepiska); zum Druck vorbereitet von S. A. Golubcov, redig. von S. G. Tomsinskij und G. E. Meyerson. Einf. von M. N. Pokrovskij. Moskau-Leningrad (Centrarchiv) 1926; vgl. „Severnaja Azija“, 5—6 (1926), S. 172—175.

Der erste Band der Aktenveröffentlichung des Zentralarchivs enthält „Akten des Hauptstabs des Pugačev-Aufruhrs“ (Dela Glavnago Štaba Pugačevščiny); sie zerfallen in 1. imennye ukazy Pugačeva, 2. ukazy kollegii Pugačeva, 3. imennye povelenija Pugačeva, 4. postanovlenija kollegii Pugačeva. Prof. A. Filippov macht darauf aufmerksam, daß von der Kanzlei der „Regierung Pugačev“ stilistisch das Aktenwesen der kaiserlichen Regierung bis in die feinen formalen Unterschiede zwischen „Manifest“ und „imennyj ukaz“ nachgeahmt wurde; in der Edition kämen diese Unterscheidungen nicht immer klar genug zum Ausdruck.

P. Orlov: Pugačevčina v Sibiri. Po materialam gubernskogo archiva (Der Pugačev-Aufstand in Sibirien. Nach Materialien des Gouvernementsarchivs); = „Sibirskie ogni“, obščestvenno-literaturnyj žurnal, Nov.-Dez. 1925, S. 127—146 (Novo-Nikolaevsk); vgl. „Severnaja Azija“, 5—6 (1926), S. 175—177.

Die Arbeit bedeutet nach Prof. A. Filippovs Urteil keinen Fortschritt gegenüber A. I. Dmitriev-Mamonov, Pugačevčina v Sibiri und Pugačevskij bunt v Zaural'e i Sibiri.

Digitized by Google

Der Dekabristenaufstand.

Die Hundertjahrfeier der Dekabristenbewegung hat in Sibirien die Erinnerung an die dorthin deportierten Dekabristen stark belebt und zahlreiche Veröffentlichungen in Irkutsk, Čita, Verchneudinsk, Tomsk, Tobol'sk, Novo-Nikolaevsk hervorgerufen.

K. V. Dubrovskij: Dekabristy v dele izučenija Sibiri (Die Dekabristen im Werk der Erforschung Sibiriens). „Severnaja Azija", 5—6 (1925), S. 9—18.

Gavr. St. Baten'kov, der einzige gebürtige Sibirier unter den Dekabristen — über ihn vgl. K. V. Dubrovskij, Roždennye v strane izgnanija, Petrograd 1915—, erwies sich während der Revision der sibirischen Verwaltung durch Speranskij als Verfasser mehrerer Memoranden und danach als Beamter beim „Sibirischen Komitee" in Petersburg als ausgezeichneter Kenner der sibirischen Verhältnisse. Zwanzig Jahre Einzelhaft in der Peter-Pauls-Festung infolge seiner Beteiligung am Dekabristenaufstand setzten seiner Laufbahn ein frühes Ende. Bruchstücke aus seinen Erinnerungen („Pověst moej žisni") sind im „Russkij Archiv" 1881 II, einige Aufzeichnungen über Speranskij in dem Sammelwerk: „Dekabristy". Sbornik materialov, izd. obščestvom byvšich politkatoržan i ssyl'nych (Leningrad 1925) veröffentlicht.

V. I. Steinheil schilderte nach Papieren des Irkutsker Archivs die verrottete Verwaltung Sibiriens am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Skizzen („Sibirskie satrapy") erschienen zuerst im Istoričeskij sbornik vol'noj russkoj topografii v Londoně, I (1859), S. 76—100, später in Rußland in den Journalen „Zarja" (1869 Nr. 4 u. 5) und „Russkaja Starina" Bd. 32 (1881) und 33 (1882); sep. her. von P. E. Ščegolev), St. Pbg. 1914. Von seinen kleineren historischen Arbeiten verdienen die „Materialy po istorii russkich zaselenij na beregach Vostočnogo Okeana" (Mater. z. Gesch. der russ. Siedlungen an den Ufern des östl. Ozeans), die Tjumenevs offizielle Darstellung der russisch-amerikanischen Kompagnie in einigen Punkten richtigstellten, Erwähnung („Severnaja Pčela" 1861, Nr. 71—72). Steinheils Erinnerungen sind zuletzt in der Veröffentlichung „Vospominanija br. Bestuževych" (Erinnerungen der Brüder Bestužev), her. von V. I. Semevskij, V. Ja. Bogučarskij und P. E. Ščegolev (Pbg. 1917), wieder abgedruckt worden.

Von den Brüdern Andr. Iv. und Petr Iv. Borisov arbeitete Andrej als Entomologe, Petr als Botaniker und Ornithologe. Al. Al. Bestužev trug durch in den dreißiger Jahren unter seinem Schriftstellernamen „Marlinskij" erschienene ethnographisch wertvolle Aufsätze über Sibirien viel zur Popularisierung der Kenntnisse über die große Kolonie im Osten bei. Wissenschaftlich gearbeitet haben auch die Brüder N. Al. Bestužev (Burjatenkunde; vgl. M. K. Azadovskij: „N. A. Bestužev, etnograf" in „Sibirskaja živaja starina" 1925, t. III u. sep., Irkutsk 1925) und Mich. Al. Bestužev (Buddhismus), I. D. Jakuškin (Botanik, Physik), Šachovskoj (Botanik), Wulf (Balneologie), P. I. Fallenberg (Topographie), M. S. Lunin, D. I. Zavališin (Geschichte) usw.

Sibir i dekabristy. Stat'i i materialy, neizdannyja pis'ma, bibliografija (Sibirien und die Dekabristen. Aufsätze und Materialien, unveröffentlichte Briefe und Bibliographie). Pod red. M. K. Azadovskogo, M. E. Zolotareva, B. G. Kubalova. Izd. Irkutskogo Gubernskogo izpolnitel'nogo Komiteta, 1925; vgl. „Severnaja Azija", 2 (1926), S. 124—125.

Der Sammelband enthält folgende Arbeiten: M. Zolotarev, Obščestvenno-političeskija vzgljady dekabristov (Die gesellschaftspolitischen Anschauungen der Dekabristen); M. Azadovskij, Stranički kraevedčeskoj dejatel'nosti dekabristov (Aus der landeskundlichen Tätigkeit der Dekabristen); B. Kubalov, Krest'jane Vostočnoj Sibiri i dekabristy (Die Bauern Ostsibiriens und die Dekabristen); V. Bazilevič, Oblastnoe delenie Sibiri v proektach dekabristov (Die Gebietseinteilung Sibiriens in den Entwürfen der Dekabristen); V. Der-

Digitized by Google

binaja, Dekabrist Vedenjapin v Sibiri; F. Kudrjavcev, Pervyj dekabrist V. F. Raevskij v Olonkach (Der erste Dekabrist, V. F. Raevskij, in Olonki). Die Veröffentlichung wird abgeschlossen durch eine Bibliographie über die Dekabristen in Sibirien (von M. Azadovskij und M. Slobodokij) und ein Verzeichnis der im Irkutsker Gouvernementsarchivbureau vorhandenen Dekabristenakten (von B. G. Kubalov).

„Katorga i ssylka" (Katorga und Verschickung). Istoriko-revoljucionnyj vestnik, Nr. 8 (21), Moskau 1925. 100-letie vosstanija dekabristov; vgl. „Severnaja Azija", 4 (1926), S. 120—123.

Das Heft enthält u. a. Beiträge von A. E. Presnjakov über die geheimen Gesellschaften und die gesellschaftspolitischen Anschauungen der Dekabristen, von V. E. Tarle über den Einfluß der kriegerischen Umwälzungen im Westen auf die Dekabristen, von N. Grudzkij (Poety-dekabristy) und N. L. Brodskij über die Dekabristen in der Schönen Literatur (Dekabristy v chudožestvennoj literature). Von Aufsätzen, die sich mit dem Aufenthalt der Dekabristen in Sibirien beschäftigen (u. a. S. Ja. Strajch, Dekabristy na katorge i v ssylke; B. G. Kubalov, Sibirskoe obščestvo i dekabristy = Die sibirische Gesellschaft und die Dekabristen), erscheint die Skizze von Vera Nikolaeva Figner über „Die Frauen der Dekabristen" (Ženy dekabristov) bedeutsam als Würdigung des ersten ins Bewußtsein der russischen Oeffentlichkeit getretenen politisch bedingten Heroismus einer Generation russischer Frauen vom Standpunkt der russischen Revolutionärin des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts.

. **Dekabristy v Minusinskom okruge** (Die Dekabristen im Kreis Minusinsk). Ežegodnik Gos. Muzeja imeni N. M. Martjanova v g. Minusinske (Jahrbuch des Staatl. Martjanov-Museums in Minusinsk), Bd. III, 2 (1925); vgl. „Severnaja Azija", 2 (1926), S. 122—124.

Der Beitrag von V. A. Vatin-Bystrjanskij, Političeskaja ssylka v Minusinske (Die politischen Deportierten in M.), gibt Einzelheiten über den bis zu Tätlichkeiten gehenden Widerstand der ortseingesessenen Bevölkerung, die den politischen Sträflingen, Dekabristen und Teilnehmern an den polnischen Aufständen, kein Stückchen Land zur Nutzung überlassen wollte, — ein Sträuben, das ihr jedoch nichts half, da die Verwaltung die Interessen der Gefangenen wahrnahm. A. P. Kosovanov handelt über einige nach Minusinsk verbannte Dekabristen, Fallenberg, Frolov, die Brüder Kojukov, I. V. Kareev, N. O. Mozgalevskij, A. I. Tjutčev („Gody izgnanija dekabristov Fallenberga i Frolova" und „Novye stranicy iz žizni Minusinskich dekabristov").

K stoletiju vosstanija 14 dekabrja 1825 g. Dekabristy v Zabajkal'i. Neizdannye materialy (Die Dekabristen in Transbajkalien; unveröff. Materialien). Pod red. A. V. Charčevnikova. Čita 1925; her. von der Transbajkal. Sektion der Staatl. Geograph. Gesellschaft (Zabajkal'skij otdel Gos. Geograf. Obščestva, Čitinskij Gos. Oblastnoj Muzej im. Kuznecova); vgl. „Severnaja Azija", 2 (1926), S. 125—126.

Der Sammelband enthält u. a.: A. Epov, Dekabristy v Zabajkal'i; N. Tomilin, K charakteristike prebyvanija i poselenija Dekabristov v Petrovskom zavode (Ip. Zavališin, Al. Mozalevskij, Gorbačevskij) (Zur Charakterisierung des Aufenthalts u. d. Kolonie d. Dekabristen in der Petrovsker Eisenhütte A. Charčevnikov. Vysylka dekabrista D. I. Zavališina iz g. Čity v 1863 g., po archivnym materialam Čitinskogo muzeja (Die Verschickung des Dekabristen Z. aus der Stadt Čita 1863; von Wert für die Beurteilung des Verhältnisses Z.s zum Generalgouverneur von Ostsibirien, N. N. Murav'ev-Amurskij); M. K. Azadovskij: Ein Brief A. Bestuževs an seine Mutter vom 12. Mai 1825; A. Charčevnikov, Knižnoe nasledie dekabristov v kollekcijach Čitinskogo Muzeja (Bücher aus dem Besitz der Dekabristen in den Sammlungen des Museums von Čita).

Digitized by Google

B. Kubasov: Dekabristy v Irkutske i na bližajších zavodach (Die Dekabristen in Irkutsk und den am nächsten gelegenen Fabriken); her. von der Ostsibir. Sektion der Russ. Geogr. Gesellschaft (Vostočno-sibirskij Otdel Russk. geograf. O-va). Irkutsk 1925; vgl. „Severnaja Azija", 1 (1926), S. 129.

Der erste Schub der nach Sibirien verbannten Dekabristen weilte einige Zeit in Irkutsk; mangels Instruktionen aus Petersburg wurden Artamon Murav'ev, Davydov, Trubeckoj, Volkonskij und die beiden Brüder Borisov in Destillationsbetrieben, Obolenskij und Jakubovič in einer Salzsiederei mehr nur pro forma beschäftigt und überhaupt verhältnismäßig milde behandelt. Als nach fünf Wochen der Befehl eintraf, die Verurteilten in die Bergwerke nach Nerčinsk zu schaffen, ordnete der Generalgouverneur von Ostsibirien, Lavinskij, den sofortigen Abtransport an, und einige Irkutsker Funktionäre mußten später für ihr allzu korrektes Verhalten gegen die „Staatsverbrecher" büßen.

Dekabristy na poselenii. Iz archiva Jakuškinych (Die Dekabristen in der Verbannung. Aus dem Archiv der Jakuškin); her. von E. Jakuškin; = Zapiski prošlogo. Vospominanija i pis'ma. Pod red. S. V. Bachrušina i M. A. Cjavlovskogo; vgl. „Severnaja Azija", 5—6 (1926), S. 177—178.

Die mitgeteilten Stücke verteilen sich auf den Zeitraum 1839—1855. A. Filippov berichtigt in der Zeitschrift „Sev. Azija" einige die Tätigkeit Speranskijs als Redaktor des „Svod Zakonov" herabsetzende Aeußerungen G. S. Baten'kovs zu E. I. Jakuškin.

Revolutionäre Bewegung in Sibirien.

N. Baranskij (Nikolaj Bol'šoj): Social-demokratičeskoe dviženie v Sibiri v epochu revoljucii 1905 g. (Die sozialdemokratische Bewegung in Sibirien in der Revolutionsepoche 1905). H. 5—6 (1926), S. 75—99.

Die Februarrevolution 1917 in Sibirien.

Der Hauptanstoß zur Februarrevolution 1917 in Sibirien ging von dem großen Kontingent der nach der ersten russischen Revolution aus politischen Gründen dorthin Deportierten aus. Eine Reihe von Führern der sibirischen Bewegung sind in der weiteren Entwicklung aus der Betätigung im provinziellen Rahmen herausgetreten, wie I. G. Cereteli, Em. Jaroslavskij, L. M. Karachan, M. I. Frumkin u. a. Die im 1. (der ganzen Reihe 13.) Heft des Jg. 1927 der Zeitschrift „Severnaja Azija" enthaltenen, lokal abgegrenzten Skizzen über die Februarrevolution in Sibirien erwecken in ihrer Gesamtheit eine eindrucksvolle Vorstellung, wie schnell und unwiderstehlich die getrennten Brände über ganz Sibirien zusammenloderten. Es behandeln: J. N. Smirnov die Stadt Tomsk (S. 8—12); B. M. Gan (Hahn) das Gouvt. Tomsk (S. 13—23); N. I. Teterin: Novonikolaevsk (S. 24—28); V. I. Nikolaev das Altajgebiet (Barnaul Bijska), S. 29—35; N. Sokolov: Čita (S. 36—41).

P. S. Parfeniev (Petr Altajskij): Graždanskaja vojna v Sibiri 1918—1920 (Der Bürgerkrieg in Sibirien). 2. Aufl. Moskau 1925 (1. Ausg. Charbin 1921); vgl. H. 1 (1926), S. 129—130.

Entgegen dem Titel umfassen die Aufzeichnungen eines eifrigen kommunistischen Parteigängers die Jahre 1917 bis 1923. P. bringt manche interessante Einzelheiten über die Akteure im sibirischen Bürgerkrieg, die čechischen Führer Gajda, Syrový, über Kolčak, Semenov, v. Ungern u. a.

Digitized by Google

Bor'ba za Ural i Sibir. Vospominanija i stat'i učastnikov bor'by s učredilovskoj i kolčakovskoj kontr=revoljuciej (Der Kampf um den Ural und Sibirien. Erinnerungen und Aufsätze von Teilnehmern am Kampf mit der gegenrevolutionären Bewegung der Anhänger der Con=stituante und Kolčaks). Pod red. I. N. Smirnova, I. P. Flerovskogo, Ja. Ja. Grunta. Moskau=Leningrad 1926. Her. von der Kommission für die Geschichte der Russ. Kommunistischen Partei und der Oktober=revolution. Vgl. H. 4 (1926), S. 123—124.

V. G. Boldyrev (ehem. Mitglied des Direktoriums in Ufa): **Direk=torija, Kolčak, interventy. Vospominanija** (Erinnerungen). Pod red. V. D. Vegmana; Novonikolaevsk 1925; vgl. H. 5—6 (1926), S. 170—172.

Die Aufzeichnungen zerfallen in drei Abschnitte: 1. Ufimskaja direktorija 1918 g.; 2. God v Japonii (Das Jahr in Japan) 1919 g.; 3. Na Dal'nem Vostoke (Im Fernen Osten) 1920—1922 g. — Ein Verzeichnis der in Rußland erschienenen Werke, die in erster Linie zum Vergleich herangezogen werden müßten, bringt die erste Liste der Literaturzusammenstellung zur Zehnjahrsfeier der Oktoberrevolution im „Bjull. Gosud. Izdatel'stva" Nr. 34—35 (1927), S. 40—45 auf S. 43 in der Rubrik „Die Gegenrevolution und der Bürgerkrieg im Ural, in Sibirien und im Fernen Osten".

Dal'istpart. Sbornik materialov po istorii revoljucionnogo dviženija na Dal'nem Vostoke (Sammlung von Materialien zur Geschichte der revolutionären Bewegung im Fernen Osten. II (Vladivostok 1924); vgl. „Severnaja Azija", 3 (1925), S. 146.

Enthält eine Bibliographie über den Bürgerkrieg in Sibirien.

III. Ferner Osten.

M. Andreev: Iz istorii snošenij Rossii s Kitaem (XVII—XX v. v.) (Aus der Geschichte der Beziehungen Rußlands zu China). „Severnaja Azija", 5—6 (1925), S. 53—84.

Der Aufsatz trägt für die neuere Zeit handelsstatistischen Charakter. Der Ueberblick über die Geschichte der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und China bringt nichts Neues; die neueren Forschungen (Cahen!) sind nicht benutzt.

A. V. Grebenščikov: Dal'nij vostok. (istoričeskij očerk). „Sever=naja Azija", 5—6 (1926), S. 100—110.

Flüchtiger Ueberblick über die Geschichte des Fernen Ostens vor dem Frieden von Aigun (1858), mit dem die Geschichte des russischen Fernen Ostens beginnt.

Digitized by Google

ERNEUERTE, BEZIEHUNGSWEISE NEUE JUGOSLAVISCHE WISSENSCHAFTLICHE ZEITSCHRIFTEN [1]

Von J. Matl.

1. **Starohrvatska Prosvjeta.** Arheološko-historijski časopis. Izdaje ga Hrvatsko Starinarsko Društvo u Kninu. Uredili Mihovil Abramić, Ćiril Iveković, Ferdo Šišić. — Nova Serija I, sv. 1—2. Zagreb-Knin 1927, 160 S.

Die vor dem Weltkriege erschienenen und bibliothekarisch selten gewordenen Bände der gleichbenannten kroatischen archäologisch-historischen Zeitschrift waren in bezug auf wissenschaftliche Qualität und Bedeutung des veröffentlichten Materials in eine Reihe zu stellen mit den Veröffentlichungen des Bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums (Glasnik Zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, ferner mit teilweise gleichem Material die „Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina"), des Kgl. kroatisch-slavonisch-dalmatinischen Landesarchivs in Agram (Vjesnik Kr. hrvat.-slavon.-dalm. Zem. Arkiva), des Kroatischen archäologischen Vereines (Vjesnik Hrvatskoga Arheološkoga Društva) und mit den Veröffentlichungen der entsprechenden dalmatinischen Institute (Bulletino di archeologia e storia dalmata — Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku). Nach einer Pause von mehr als 10 Jahren haben wir nun das neuerliche Erscheinen der Starohrvatska Prosvjeta zu verzeichnen.

Entsprechend den Vereinsstatuten des als Herausgeber fungierenden Kroatischen archäologischen Vereines in Knin (Dalmatien) soll sich das wieder erneuerte Organ ausschließlich mit Archäologie und mittelalterlicher politischer und kultureller Geschichte des kroatischen Volkes innerhalb des Territoriums des einstigen Regnum Chroatiae et Dalmatiae (für den Zeitraum von zirka 500 bis 1528) befassen. Die Tatsache, daß sich in dem Kreise der Redaktion und der engeren Mitarbeiter alle führenden jugoslavischen Historiker der Gegenwart befinden — es seien nur die Namen F. Šišić, L. Hauptmann, N. Radojčić genannt —, bietet die Gewähr für die wissenschaftliche Qualität des Organes. — Das erschienene Doppelheft bietet folgende Beiträge: Fra L. Marun gibt eine kurze Darstellung der Entwicklung und Tätigkeit des Kroatischen archäologischen Vereines in Knin (Ruševine crkve Sv. Luke na Uzdolju kod Knina sa pisanom uspomenom hrvatskoga kneza Mutimira, S. 1—14). Aus dem noch nicht veröffentlichten II. Band seiner Gesamtdarstellung der kroatischen Geschichte, der Hrvatska Povijest, gibt F. Šišić anläßlich der 400-Jahrfeier der Wahl Ferdinands I. zum kroatischen König (1526) hier den Abschnitt über diese Wahl (Izbor Ferdinanda I hrvatskim kraljem, S. 15—44). Eine mit reichem Bildermaterial ausgestattete Schilderung der Ruinen und Höhlen auf der dalmatinischen Insel Žirje stellt der kurze Beitrag von Ž. Iveković dar

[1]) Auf den Inhalt der einzelnen Arbeiten in den nachstehend angezeigten Zeitschriften, soweit dieselben das Gebiet der Geschichte, Literatur und Kultur betreffen, werde ich später, sobald mir die Zeit zur Verfügung steht, noch eingehender zurückkommen.

Digitized by Google

(Otok Žirje, S. 45—49). Der Agramer Romanist P. Skok veröffentlicht den ersten Teil der Ergebnisse seiner linguistischen Studien über die für den Balkanhistoriker wichtige Frage, wie die byzantinischen Schriftsteller slavische Personen- und Ortsnamen schrieben (Kako bizantinski pisci pišu lična i mjesna slovenska imena, S. 60—76). M. Abramić, der derzeitige Direktor des archäologischen Museums in Spalato (Split) untersucht bzw. schildert archäologisch-kunstgeschichtlich ein bisher unbekanntes Basrelief einer Kirche in der Nähe von Split (Barelijef Sv. Jurja (?) u Žrnovnici, S. 77—83). Es folgen einige Miscellen bzw. kürzere Aufsätze: So gibt Lj. Karaman, Kustos am Museum in Split, eine neue Interpretation einer Spalatenser Grabmalinschrift aus dem 11. Jahrhundert (O značenju „error" a u natpisu Petra Crnog, S. 84—86). Der Agramer Historiker und Spezialist für dalmatinische Geschichte G. Novak bringt einen urkundlichen Beitrag zur Geschichte der Bruderschaften in Dalmatien und fixiert neu die Gründung der Bruderschaft des hl. Nikolaus in Split auf das Jahr 1349 (Kada je osnovana bratovština Sv. Nikole u Splitu? S. 87—90). F. Šišić hellt mit Heranziehung eines neuen türkischen Berichtes eines Zeitgenossen über die Schlacht am Amselfelde (Kosovo polje) Zeit und Art des Todes des Sultans Murat auf (Nov prilog o Kosovskom boju, S. 90—97). Es folgen Rezensionen über wichtigere, größere Erscheinungen zur kroatischen Geschichte. Die den Schluß bildenden Notizen, die bilješke, in denen auch ungarische, italienische, polnische, französische und deutsche historische Literatur in Betracht gezogen wurde, sind von einer Reichhaltigkeit, wie wir sie bei den übrigen jugoslavischen historischen und verwandten Organen leider vermissen. Die Starohrvatska Prosvjeta hat sich gleich mit diesem ersten Heft den Rang eines der besten historischen Organe Jugoslaviens erobert.

2. **Vjesnik Kr. Državnog Arkiva u Zagrebu.** God. I, Zagreb 1925, 208 S. Uredio und Dr. Ivan pl. Bojničić Kninski. — God II, Zagreb 1926. Uredio E. Laszowski.

Nach längerer, durch den Weltkrieg verursachten Unterbrechung beginnt als Fortsetzung des seinerzeitigen Vjesnik Kr. hrvat.-slavon.- dalm. Zem. Arkiva das obgenannte Organ des Kgl. Staatsarchivs in Agram (Zagreb) zu erscheinen und bringt in Weiterführung der Tradition des früheren Vjesnik vorwiegend kritisch gesichtetes und eingeleitetes archivalisches Material zur gesamten kroatischen Geschichte und zwar vorwiegend aus den kroatischen öffentlichen und privaten Archiven, daneben Studien auf archivalischer Grundlage. Unter den Mitarbeitern sind die Archivare am stärksten vertreten. Die Redaktion liegt nunmehr in den Händen des derzeitigen Direktors des Zagreber Staatsarchivs E. Laszowski. — Inhalt: Der kroatische Archivar J. Nagy bringt zwei Studien, eine über Archivverträge mit vorwiegender Berücksichtigung der österreichisch-jugoslavischen Archivverträge (Arhivski ugovori. God. I, S. 1—16, II, S. 82—114. Noch nicht abgeschlossen); ferner eine Studie mehr grundsätzlich-theoretischer Natur aus dem Gebiet der Urkundenlehre mit besonderer Berücksichtigung der Urkunden aus der Zeit der kroatischen Dynastie (Diplomatičko-paleografske studije. God. I, S. 17—45, II, S. 145—156. Noch nicht abgeschlossen). Der derzeitige Altmeister kroatischer Geschichtsforschung, Vjek. Klaić, gibt auf Grund des neu veröffentlichten urkundlichen Materials eine monographische Darstellung der Geschichte der kroatischen Adelsfamilie, des pleme Krešćić (Hrvatsko pleme Krešćić ili Kriščić. God. I, S. 46—96). I. Bojničić veröffentlicht mit einer kritischen Einleitung 7 lateinische Briefe aus dem 17. Jahrhundert, die der kroatische Jesuit Baron Nikola Rattkay aus Tibet, wo er als Missionär tätig war, schrieb. Die Briefe enthalten interessantes Material zur historischen Geographie eines wenig bekannten Gebietes (Hrvatski misionar XVII vijeka. God. I, S. 97—114). E. Laszowski gibt eine eingehende Beschreibung und Geschichte des Franziskanerklosters in Jastrebarsko auf Grund handschriftlicher Aufzeichnungen, die sich im Kloster befinden (Franjevački samostan u Jastrebarskom. God. I, S. 115—156). Der Historiker D. Gruber behandelt in Fortsetzung einiger Abhandlungen im Vjesnik arkiva XX (1918) kritisch-polemisch einige strittige Probleme aus der

Digitized by Google

älteren kroatischen Geschichte, und zwar die Frage, ob der kroatische König Zvonimir eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben ist, ferner die Frage der Kriegszüge der ungarischen Könige Ladislaus I. und Koloman und damit die Frage der Unterwerfung Kroatiens, die Ursachen des Unterganges des kroatischen nationalen Königtums (Nekoja pitanja iz starije hrvatske povijesti XI i XII stolj. God. I, S. 157—194). Es folgen im God. I mehrere kleine, kurze archivalische Beiträge zur Genealogie der Familie Ledenički, zur Begründung des Todesurteils des Barons Fr. Trenk 1748, zur Statistik der Schiffe in der Bocche di Cattaro 1809, zur Stellungnahme der Slovenen gegenüber dem kroatischen Landtag 1848. — Den Schluß bilden Kritiken, vorwiegend aus dem Gebiet der Paläographie und Urkundenlehre.

God. II enthält außer den obgenannten Fortsetzungen der Studien von Nagy einleitend die bio-bibliographischen Daten zum Leben und Schaffen des 1925 verstorbenen bisherigen Redakteurs des Vjesnik arkiva, des Ivan pl. Bojničić Kninski (S. 1—12). E. Laszowski gibt auf Grund des Archivs der kroatischen Adelsgemeinde der Cvetkovići, das 1914 in das kroatische Landesarchiv zur Aufbewahrung übergeben worden war, eine geschichtliche Darstellung dieser Adelsgemeinde vom 13. bis zum 19. Jahrhundert und veröffentlicht im Anhang einen Großteil der darauf bezüglichen Dokumente, die neues wertvolles Material zur kroatischen Sozial- und Agrargeschichte bieten (Hrvatska plemenska općina Cvetkovići. God. II, S. 13—81). Den Kampf um die Reinkorporation der kroatischen Gebiete nördlich der Save (1814—22) hellt Vjek. Klaić unter Heranziehung neuen archivalischen Materials in seinem Beitrage (Borba za hrvatske prekosavske krajeve i njihova reinkorporacija 1814—22. God. II, S. 115—136) auf und veröffentlicht anschließend die darauf bezüglichen Acta congregationis. Die Arbeit bringt, nebenbei bemerkt, auch neue Aufklärung über die Frage der deutschen Literatur und Kultur in Kroatien (deutsche Theateraufführungen) in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts. Klaić veröffentlicht ferner in einem eigenen Beitrag mit kritischen Bemerkungen aus einer Handschrift der Agramer Universitätsbibliothek ein längeres kroatisches Gelegenheitsgedicht anläßlich der Reinkorporation der obgenannten Gebiete 1822, das Dr. Ljudevit Jelačić aus dem geschichtlich bekannten kroatischen Geschlecht zum Verfasser hat (Hrvatska pjesma prigodom reinkorporacije prekosavskih krajeva god 1822. God. II, S. 136—144). E. Laszowski bringt noch mit einleitenden Bemerkungen ein chronologisches Verzeichnis des Inhaltes des von ihm entdeckten Archivs der Marktgemeinde Jastrebarsko zusammen mit neueren Bestätigungen der genannten Urkunden (Iz arhiva trgovišta Jastrebarskoga. God. II, S. 157—170). M. Pivec bietet mit der Veröffentlichung einer Denkschrift, die während der französischen Herrschaft in Dalmatien A. Gallien an den französischen Konsul schickte und die hier in slovenischer Uebersetzung aus dem Archiv des französischen Außenministeriums wiedergegeben wird, neues Material zur Wirtschaftsgeschichte Dalmatiens (Spomenica o gospodarskem položaju ilirske Dalmacije. God. II, S. 170—177). R. Strohal veröffentlicht in Fortsetzung seiner früheren Veröffentlichungen kroatischer glagolitischer Urkunden im Vjesnik Kr. Zem. Arkiva in lateinischer Transkription eine Reihe bisher nicht publizierter glagolitisch geschriebener Urkunden (Kaufverträge, Testamente usw.), die für die Geschichte der serbokroatischen Dialekte wie auch für die Erkenntnis des kroatischen Gewohnheitsrechtes wichtiges Material enthalten (Još nekoliko hrvatskih glagolskih isprava. God. II, S. 178—207). Den Schluß dieses 2. Bandes bzw. Jahrganges bilden einige kurze archivalische Beiträge zu Detailfragen kroatischer Geschichte, veröffentlicht aus verschiedenen Archiven, ferner einige Besprechungen Nagys.

3. **Glasnik Skopskog Naučnog Društva.** Urednik Dr. Radoslav, M. Grujić. Knjiga I, sveska 1—2, Skoplje 1925, 308 S. 4°; Knjiga II, sveska 1—2, Skoplje 1927, 360 S.

Nach der Schaffung des jugoslavischen Staates wurde nicht nur in Laibach (Ljubljana) eine Universität neu gegründet, sondern auch — vor-

Digitized by Google

wiegend aus nationalpolitischen Gründen — eine juridische Fakultät in der größten Stadt der ethnisch gemischten Nordostecke der Vojvodina, in Subotica (Maria Theresiopel), ferner eine philosophische Fakultät in der ebenso gemischten Südostecke, in Üsküb (Skoplje) errichtet. Die akademischen Lehrer der Laibacher Universität schufen sich eigene Publikationsorgane: das Seminar für slavische Philologie gibt den Časopis za slovenski jezik, književnost in zgodovino heraus, die Wissenschaftliche Gesellschaft für humanistische Wissenschaften (Znanstveno društvo za humanistične vede v Ljubljani) die Razprave, das Professorenkollegium der juridischen Fakultät in Laibach den Zbornik znanstvenih razprav heraus. Dagegen blieben die Publikationen der Mitglieder der Fakultät in Subotica im Rahmen der bestehenden serbischen Publikationsorgane. Allerdings erscheint seit 2 Jahren neu in Subotica ein allgemeines Kulturorgan der Vojvodina, Književni Sever, das in letzter Zeit neben schöner Literatur immer mehr auch wissenschaftliche Beiträge bringt, vor allem in der Art, daß einzelne Hefte bestimmten Problemen (z. B.-Vojvodina, Šumadija) gewidmet sind. — Wissenschaftlich-organisatorisch rühriger zeigte sich die Fakultät in Skoplje. Hier hat sich in den letzten Jahren eine eigene „Wissenschaftliche Gesellschaft in Skoplje" gebildet, von der bisher die 2 Bände des obgenannten Glasnik erschienen sind, die das bisherige, halbvergessene und unbeachtete Organ Južna Srbija, in dem sich sehr schönes, seltenes Material (meist aus türkischen Quellen) zur jugoslavischen politischen und Literaturgeschichte befindet, durch ein streng wissenschaftliches Organ ersetzen. Dieser Glasnik bringt nicht nur geisteswissenschaftliche, sondern auch naturwissenschaftliche Beiträge. Die Mitarbeiter sind nicht auf Skoplje beschränkt. Knj. I enthält nur Abhandlungen, und zwar folgende: Der Belgrader Archäolog Nik. Vulić versucht in einem kurzen Beitrag das Territorium des römischen Scupi (Üsküb, Skoplje) zu fixieren (Territorija rimskog Skoplja, S. 1—4). Vas. Đerić, der Verfasser mehrerer größerer Arbeiten über Südserbien bzw. Mazedonien, behandelt in einer umfangreichen dialektologischen Untersuchung die Dialekte in Südserbien, indem er nach einer einführenden kritischen Auseinandersetzung mit der bisherigen Literatur über diese Frage (Oblak, Conev, Vondrák usw.) an Hand eines reichen Wortmaterials die Vertretung des aksl. ѫ (ǫ), ь, ъ, in den Mundarten von Skoplje, Kratovo, Štip, Veles, Prilep, Galičnik Ohrid, ferner die Vertretung des ursl. tj, dj in den Mundarten von Prilep und Ohrid aufzeigt (Nekoliko pitanja o dijalektima u Južnoj Srbiji, S. 5—34). Der serbische Kunsthistoriker V. Petković gibt eine eingehende Beschreibung und Deutung einer Bilderreihe (Fresken) in einer Kirche in Sopoćani (Südserbien) und zeigt, daß wir es hier mit einer künstlerischen Darstellung des in der mittelalterlichen Literatur und Kunst sehr bekannten und beliebten Legendenstoffes vom „schönen Josef" zu tun haben (Priča o „prekrasnom Josifu" u Sopoćanima, S. 35—43). In das wenig bearbeitete Gebiet der mittelalterlichen serbischen Wirtschafts-, Verfassungs- und Kirchengeschichte leuchtet auf Grund von Schenkungsurkunden und Immunitätsverleihungen aus dem Archiv von Hilandar der Historiker Rad. M. Grujić in der Arbeit über die Gutswirtschaft des Klosters zum hl. Georg bei Skoplje vom 11.—15. Jh. hinein (Vlastelinstvo sv. Đorđa kod Skoplja od XI.—XV. v. S. 45—78). M. Kostić vergleicht kritisch die einzelnen Berichte über die Beschreibung des Heeres Johannes Hunyadis vor dem Aufbruche zur Schlacht am Amselfelde (1448), sowie über die Schlacht selbst und druckt zum ersten Male eine neue Quelle dazu, einen Brief des ragusäischen Patriziers Pasquale de Sorgo, ab (Opis vojske Jovana Hunjadija pri polasku u boj na Kosovo, S. 79—91). Der Volkskundler P. K. Bulat zeigt nach einleitenden grundsätzlichen Ausführungen über das Problem des Ausbaues einer einheitlichen jugoslavischen nationalen Kultur und über die Bedeutung Südserbiens und Mazedoniens für die Entwicklung des jugoslavischen nationalen Problems in der Vergangenheit an einer Reihe von Beispielen aus der Volkspoesie dieser Gebiete die Parallelität bezw. Gleichheit in Motiven, Melodien und Darstellungstechnik mit Liedern aus den übrigen, vor allem bosnischen Gebieten (Prilog za izučavanje narodne poezije u Južnoj Srbiji. S. 93—112). Ein wichtiges Kapitel der ältesten Kirchengeschichte am Balkan behandelt B. Granić in der weit ausholenden

Digitized by Google

Studie über die Gründung eines Archiepiskopats in der Stadt Justiniana Prima im 6. Jahrhundert. (Osnivanje arhiepiskopije u gradu Justiniana Prima 535 godine. S. 113—134). Gl. Elezović, der bekannte Kenner und Erforscher türkischer historischer Dokumente in Südserbien veröffentlicht mit serbischer Uebersetzung und Texterläuterungen eine Reihe wichtiger türkischer Urkunden zur Geschichte Südserbiens (Turski spomenici u Skoplju. S. 135—176). Neue Wege geht D. Nedeljković, der die Erforschung des Volkslebens von Skoplje nach den Prinzipien der jungen Ethographie und Ethologie unternimmt (Osnowne etografsko - etološke karakteristike skopskog narodnog života. S. 177—204. Noch nicht abgeschlossen). Einen Beitrag zur Geschichte der Renaissancekunst in Dalmatien bringt P. Kolendić, indem er mit kritischer Einführung 3 Dokumente aus dalmatinischen Archiven veröffentlicht, die das Schaffen des albanesischen Künstlers Aleši (Alexi) und des Florentiners Niccoló aufhellen (Aleši i Firentinac na Tremitima. S. 205—214). Ebenfalls neue Wege der Forschung geht der Philosophieprofessor P. Slankamenac mit der Untersuchung der Legenden über 5 jugoslavische Anachoreten nach der psychologischen Methode, die bisher nur von dem Gesichtspunkt der Literarhistoriker der philologischen Schule erforscht wurden (Legende o južnoslovenskim anahoretima. S. 215—234). Die geographische Verbreitung der Vulkanarche auf der Balkanhalbinsel von der Eruption des Vesuvs am 16. Dezember 1631 behandelt Voj. S. Radovanović. (Vulkanski pepeo u našoj zemlji i na Balkanskom poluostrou od erupcije Vezuva 1631 godine. S. 235—245). Die Nadelhölzer in Südserbien untersucht N. Košanin (Četinari južne Srbije. S. 247—261). Einen Beitrag zur Biologie der Larven stellt die Studie von S. Stanković dar (Larveni razvitak i biologija mladunaca balkanske mrenice Barbus Petenyi Heck. S. 263—273). Der serbische Ethnograph J. Erdeljanović versucht in einem polemischen Aufsatz, die von G. Weigand in dem Buche „Ethnographie von Makedonien" vorgebrachten Anschauungen und Behauptungen vom serbischen Standpunkt aus zu entkräften (Profesor Vajgand o „makedonskim" Srbima. S. 275—285). Der Laibacher Archäolog B. Saria berichtet über seine Ausgrabungen in Stobi (Iskopavanja u Stobi. S. 287—300). L. Mirković bringt ergänzend zu seiner kunstgeschichtlichen Monographie über das Markus-Kloster bei Skoplje (Markov Manastir. Novi Sad 1925) mit entsprechendem Bildermaterial einen neuen Beitrag (Još nešto iz Markova manastira kod Skoplja. S. 301—308).

Soviel über den Inhalt des ersten Bandes des neuen Glasnik aus Südserbien. Da ich hier aus Zeitmangel — Redaktionsschluß — nicht auf den Inhalt des zweiten Bandes (Knjiga II) eingehen kann, sondern den Bericht darüber auf einen späteren Termin verschieben muß, möchte ich nur andeutend bemerken, daß dieser zweite Band noch reichhaltiger als der angezeigte erste ist. Abschließend läßt sich derzeit bereits feststellen, daß der neue Glasnik an Reichhaltigkeit und Qualität der Beiträge die meisten jugoslavischen wissenschaftlichen Zeitschriften übertrifft.

Digitized by Google

BÜCHERBESPRECHUNGEN

V i c t o r J u n g f e r: Alt=Litauen. Eine Darstellung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen. — Georg Neuner, Berlin u. Leipzig 1926. 143 Seiten.

Der Verfasser, jetzt Privatdozent für Nationalökonomie in Kaunas, ist während des Weltkrieges in Litauen gewesen und hat die dort gewonnenen Eindrücke und Kenntnisse, von dem Probst in Mitau, Monsignore Jasenas, gefördert, in ähnlichen für weitere Kreise bestimmten Schriften wie die vorliegende verwertet. Auch für die Wissenschaft kann das Büchlein insofern einen gewissen Nutzen haben, als es ein seltenes und in Deutschland anscheinend nicht vorhandenes Werk von D a u k a n t „Budas Senowes", von dem uns nur die Excerpte in Mitteil. d. Lit. Literar. Ges. II zugänglich sind, verwertet und uns so nur dort vorhandene Nachrichten, wie z. B. die, daß die Priester unheilbar Kranke durch Kopfkissen zu ersticken pflegten, zugänglich macht. Da der Verfasser nicht Philologe ist, seien ihm seine ungenauen Zitate verziehen; dazu gehört wohl auch „s l o m i n e s" für „s t o m e n y s" bei Nesselmann und l i e k n o s st. l i e k n a s (Lalis).

Breslau. O. Grünenthal.

K. S t ä h l i n: War der 1764 getötete Gefangene von Schlüssel=burg der russische Exkaiser Iwan VI.? E i n e h i s t. = k r i t. U n t e r s u c h u n g. Berlin, Osteuropa=Verlag 1927. (= Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, hrg. von K. Stählin, Heft 6).

Zehn Jahre sind vergangen, seit der letzte Car Nikolaus II. in Carskoe-Selo durch Revolutionäre 1917 gefangen gesetzt wurde. Ein Jahr darauf — am 16. Juli 1918 — wurde er zusammen mit seiner Familie in Jekaterinenburg meuchlings erschossen. Nikolaus II. ist nicht der erste Car, der in Rußland eines gewaltsamen Todes starb: Peter III., Ivan VI., Paul I. und Alexander II. sind ebenfalls durch Mörderhand getötet worden, so daß ein geistreicher Franzose die russische Verfassung als „Despotismus, eingeschränkt durch Meuchelmord" bezeichnet hat.

Nun aber haben jüngste Untersuchungen ergeben, daß von den fünf Carenmorden e i n e r bedenklichen Zweifeln unterliegt, nämlich die Ermordung des 1741—1764 in Dünamünde bzw. Schlüsselburg gefangen gehaltenen Ivan VI. Die russische Geschichtsschreibung weiß nichts anderes zu berichten, als daß dieser unglückliche Sohn des braunschweigischen Prinzen Anton-Ulrich am 5. Dezember 1764 bei einem Fluchtversuch aus der Festung Schlüsselburg von seinen Wächtern, die für solche Fälle ein älterer Befehl der Kaiserin Elisabeth deckte, erstochen wurde.

Jetzt — fast 200 Jahre nach der Tat — muß es ernsthaft in Zweifel gezogen werden, ob überhaupt der in Dünamünde und Schlüsselburg Gefangene der russische Kaiser Ivan war, oder nicht vielmehr — d a s K i n d e i n e s e i n f a c h e n, s c h w e d i s c h e n S o l d a t e n.

Im Archiv der Hessischen Familie Heusinger von Waldegg liegt seit fast zwei Jahrhunderten ein merkwürdiges Dokument aufbewahrt: ein Kriegsgerichtsurteil aus dem Jahre 1742. Es ist unterschrieben vom Feldmarschall Lasey und einigen deutsch-russischen Offizieren und in Riga ausgestellt worden.

Digitized by Google

Das Urteil lautet auf Ausweisung des russischen Gardeleutnants Hieronymus Werner von Heusinger und d e s v o n i h m a m 20. D e z e m b e r 1742 a u s d e r D ü n a m ü n d e r S c h a n z e e n t f ü h r t e n j u n g e n E x - k a i s e r s I v a n. „Des Täters flehentliches Bitten und des unschuldigen Prinzen Verderben" habe das Gericht zu diesem milden Urteil bewogen. Jener russische Offizier — ein Adjutant des Prinzen Anton Ulrich — bewirkte die Entführung des jungen russischen Kaisers, der damals zwei Jahre alt war, indem er ein Kind von schwedischen Gefangenen unterschob. Somit wäre nicht Ivan VI., sondern der Sohn irgendeines unbekannten schwedischen Gefangenen 1764 ermordet worden!

Der Wert jener merkwürdigen Urkunde wurde zwar schon von einigen Gliedern unserer Familie erkannt, jedoch hat die Oeffentlichkeit niemals etwas von diesem Dokument erfahren. Da fügte es sich, daß ich vor drei Jahren P r o f e s s o r D r. K a r l S t ä h l i n von der seltsamen Urkunde Kenntnis geben konnte, und es ist nur allzu natürlich, daß dieser es sich zur Aufgabe machte, der Sache nunmehr auf den Grund zu gehen. Nicht nur das Dokument selbst wurde einer genauesten Prüfung unterworfen und von namhaften Siegel-, Schrift- und Papiersachverständigen untersucht, sondern auch der sonstige, reichhaltige Nachlaß meines Vorfahren daraufhin durchforscht.

Das Ergebnis hat Stählin jetzt als 6. Heft seiner Sammlung: „ Q u e l l e n u n d A u f s ä t z e z u r r u s s i s c h e n G e s c h i c h t e" veröffentlicht. Obwohl St. alle „negativen" Momente sorgfältigst abwägt, faßt er doch sein Urteil — wenn ihm überhaupt ein solches nicht verfrüht erscheint — zum Schluß dahin vorsichtig zusammen, daß die „positiven" Momente, die f ü r d i e Echtheit des Dokumentes sprechen, doch überwiegen.

Mag der Gegenstand der Untersuchung, aufs Ganze der russischen Geschichtsschreibung gesehen, immerhin unerheblich erscheinen, er darf doch das Interesse auch weiterer Kreise beanspruchen, zumal gerade an solcher Untersuchung gezeigt werden kann, welcher unendlicher, mühseliger Kleinarbeit es bedarf, um oft nur eine einzige Begebenheit aus dem weiten Gebiet der Geschichte überhaupt festzulegen.

Darüber hinaus wird die Broschüre fesseln durch die eingefügte Autobiographie jenes russischen Gardeleutnants von Heusinger und durch die Faksimile-Wiedergabe der wichtigsten Urkunden. Somit sind der Abhandlung auch mannigfache kulturhistorische Streiflichter aufgesetzt, die aber in keiner Weise den wissenschaftlichen Charakter der Untersuchung beeinträchtigen, sondern nur den an sich vielleicht etwas nüchternen und trockenen Stoff beleben. Ein anderer Zweck des kleinen Werkes darf endlich auch darin gesehen werden, daß die Forscherwelt — besonders die russische — überhaupt einmal auf den Gegenstand der Untersuchung aufmerksam gemacht wird, damit etwa in deutschen oder russischen Archiven schlummernde andere Urkunden und Aufzeichnungen aus jenen Jahren zur endgültigen Klarstellung des angeschnittenen Problems herangezogen werden können.

Wernswig (Bez. Kassel). Wolfgang Heusinger v. Waldegg.

W i l l y A n d r e a s: Peter von Meyendorff. Ein russischer Staatsmann der Restaurationszeit. Im „Jahrbuch der Charakterologie" (hrsg. von Emil Utitz), II. u. III. Jahrg. (Bd. 2/3), Berlin 1926, S. 265—286.

Ders. Verf.: Die russische Diplomatie und die Politik Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. „Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften", Jahrg. 1926. Phil.-hist. Klasse Nr. 6 u. sep. Berlin 1927. 64 S.

Als „ein Diplomat besten Schlages" erscheint Meyendorff, der repräsentativste Vertreter des Nikolaitischen Systems im Ausland, von 1839 bis 1850 russischer Gesandter in Berlin, dann bis 1854 Botschafter in Wien. Die inneren Verhältnisse der Länder, in denen er akkreditiert war, und die großen

Digitized by Google

internationalen Fragen am Ausgang der vierziger und im Beginn der fünfziger Jahre stellten den an Brennpunkten der europäischen Politik wirkenden Diplomaten vor außerordentliche Aufgaben, bei deren Lösung er — im großen Ganzen ungewöhnlich erfolgreich — die Intentionen seiner Regierung geschmeidig, dabei zäh und zielbewußt zur Geltung zu bringen verstanden hat. O. Hoetzsch hat durch die 1923 erschienene dreibändige Sammlung von Meyendorffs politischem und privatem Briefwechsel 1826—1863, der im ersten Band eine größere biographische Einleitung vorausgeschickt ist, eine äußerst ergiebige Quelle für die diplomatische Geschichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zugänglich gemacht, deren Wert von der Fachkritik bald nach Erscheinen in zahlreichen Besprechungen unterstrichen worden ist[1]. Mit der systematischen Ausschöpfung und kritischen Aufarbeitung des neuerschlossenen Materials hat unlängst W. Andreas in zwei fesselnden, bei dem inneren Zusammenhang der Themen durch die Verschiedenheit der Ausführung auch methodisch lehrreichen Arbeiten den Anfang gemacht. Andreas, der im „Jahrbuch für Charakterologie" seine an Persönlichkeiten verschiedener Völker und Zeiten bewiesene Gabe essayistischer Porträtzeichnung zum ersten Male auf dem Gebiet der russischen Geschichte versucht, zeigt zweierlei: wie auch ohne Kenntnis von Quellen und Darstellungen in russischer Sprache die eindringende Wertung einer einzelnen, französisch und deutsch geschriebenen „russischen" Quelle vom Umfang und Rang der Papiere Meyendorffs nicht nur das Rußland des Kaisers Nikolaus scharf beleuchten läßt, sondern daß darüber hinaus die Meyendorff-Korrespondenz die bereits bekannten Quellen zur europäischen Politik in wertvollster Weise ergänzt und geradezu einen Aufriß der ideellen Hintergründe der europäischen diplomatischen Kunst in der Epoche der Restauration möglich macht.

Im „Jahrbuch für Charakterologie" betrachtet Andreas Meyendorffs Persönlichkeit und politische Wirksamkeit im ganzen. Ueberzeugend leitet er das der äußeren Politik Rußlands in der Epoche Nikolaus I. vorschwebende Wunschbild eines unantastbar legitimistischen Staatensystems aus den Grundzügen des Nikolaitischen Systems ab; damit wird zugleich das politische Weltbild Meyendorffs charakterisiert.

Die Berliner Akademie-Abhandlung, die Meyendorffs Berliner Zeit zum Gegenstand hat, prüft in kritischer Feinarbeit die in der Charakterstudie von hoher historischer Warte aus versuchte Würdigung des Staatsmannes gewissermaßen aus der Nähe nach und erhärtet die Beurteilung von Meyendorffs diplomatischer Leistung am inhaltreichsten Abschnitt seiner Laufbahn. Man vernimmt gern (S. 43, Anm. 2), daß A. in seiner Studie mehrfach herangezogene, noch ungedruckte Stücke aus dem Briefwechsel zwischen dem Caren und dem König, der im Hohenzollernschen Hausarchiv in Charlottenburg sich befindet, in einer besonderen Publikation vorlegen wird. —

Auch von russischer Seite sind aus den letzten Jahren zwei beachtenswerte Beiträge zur Geschichte der preußisch-russischen Beziehungen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen. Nach Brieffunden in der „Höchsteigenen Bibliothek" des Caren im Winterpalast veröffentlichte A. N. Savin: 1. Pis'ma Rochova k imperatrice Aleksandre Fedorovne 1849—1850 (Briefe Rochows an die Kaiserin Aleksandra Fedorovna) in „Iz dalekogo i bližkogo prošlogo. Sbornik etjudov iz vseobščej istorii v čest 50-letija učenoj žizni N. I. Kareeva" (Aus ferner und naher Vergangenheit. Festschrift zur Fünfzigjahrfeier von N. I. Kareevs wissenschaftlicher Tätig-

[1]) Von bemerkenswerten Aeußerungen in Fachzeitschriften und in der Presse seien notiert: C. Brinkmann: Schmollers Jahrbuch, 48. Jg. (1924), S. 1019 f.; P. Darmstädter: Hist. Vierteljahrsschrift, 22. Jg. (1924), S. 381 bis 384; C. v. Kügelgen: Revaler Bote Nr. 11 v. 14. Jan. 1924; H. v. Petersdorff: Kreuzzeitung Nr. 220 v. 10. Mai 1924; W. F. Reddaway: Engl. Hist. Review, Bd. 39 (1924), S. 443—446; G. Schuster: Mitt. aus der histor. Literatur 53 (= N. F. 13), 1926, S. 69—72; E. Seraphim: Königsberger Allg. Zeitg. v. 17. Oktober 1924; E. Hanisch in diesen „Jahrbüchern" N. F. I, 1, S. 127.

Digitized by Google

keit); vgl. „Annaly" Bd. IV (1924), S. 309—311; 2. Nikolaj I i Friedrich Wilhelm IV 1840—1848 in „Rossija i zapad" (Rußland und der Westen); histor. Sammelband, redig. von A. I. Zaozerskij (Pet. 1923), S. 107—139.

Alle älteren Darstellungen über die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. — von russischen Arbeiten seien z. B. genannt S. S. Tatiščevs Geschichte der äußeren Politik des Kaisers Nikolaus (1886), F. F. Martens Einleitungen zu den im 8. Band seines „Recueil des traités et conventions conclues par la Russie" gedruckten Abmachungen mit deutschen Staaten 1825—1888 (1888), Aufsätze von L. Slonimskij („Věstnik Evropy" 1888, Bd. VI), A. S. Tračevskij („Istor. věstnik" 1888, Bd. 31—33), M. M. Filippov („Istor. věstnik" 1890, Bd. 39) — müssen nach der Veröffentlichung der Korrespondenzen Nesselrodes und Meyendorffs und dem Erscheinen von Meineckes „Radowitz", (1913), dem vierten Band von Schiemanns Biographie Nikolaus I. (1919) und der auf breiter Quellengrundlage aufgebauten Sonderuntersuchung von Andreas als völlig überholt angesehen werden. F. Epstein.

Die kritische Bibliothek des Akademikers D. I. Bagalej über G. S. Skovoroda. Der wandernde ukrainische Volksphilosoph. Staatsverlag der Ukraine. Charkov 1926. 392 S. Preis 4 Rbl. (Uebersetzt von Dr. jur. Kurt von Bochmann.)

Die vorliegende Arbeit des bekannten ukrainischen Historikers und Mitgliedes der Kiewer Akademie der Wissenschaften, Prof. D. J. Bagalej, vereinigt alle früher herausgegebenen Arbeiten dieses Forschers über Skovoroda und ergänzt sie durch eine ins einzelne gehende Analyse der wirtschaftlichen und politischen Zustände in der Slabozanscina während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.

Schon vor dreißig Jahren, zum hundertjährigen Todestag G. Skovorodas, hat Bagalej die Handschriften unseres bekannten Volksphilosophen gesammelt und herausgegeben. Auf diese Weise wurde es ermöglicht, dessen Lebensanschauungen gut kennenzulernen. Seitdem ist eine ungeheuere Literatur über Skovoroda erschienen, mit der Bagalej den Leser genau bekannt macht.

Das zu besprechende Buch beginnt mit einer Kritik der früheren Forschungen über Skovoroda von G. P. Danilevski, Wl. Oern und von Kovalinskis Materialien zu seiner Biographie. Weiterhin wird das Leben Skovorodas in Černuche, der Einfluß der ukrainischen Kunst auf ihn beschrieben, dann werden Erinnerungen alter Leute an ihn, die von Sreznevski aufgeschrieben worden sind, dargelegt, es wird von der Tätigkeit Skovorodas in der Kiewer Akademie erzählt und den Einflüssen der Schule auf ihn nachgegangen, es folgen sein Dienst in der Zarischen Kapelle, seine Reise ins Ausland, seine Lehrtätigkeit an der Perejaslavl'schen geistlichen Schule und im Poltavaschen Gouvernement, seine Reise nach Moskau, seine Gemeinschaft mit der Natur, seine Selbstvertiefung, seine pädagogische Tätigkeit im Charkover Kollegium und der Staatsschule, das Vierteljahrhundert des Wanderns, die philosophischen Ideen Skovorodas, der Erfolg seiner Lehre, seine Freunde, sein Tod und seine Beerdigung und die Errichtung von Denkmälern für Skovoroda in Lochvicy, Černuchi und Moskau.

Weiter folgt eine eingehende Darlegung und Einschätzung der Philosophie Skovorodas.

Wie bekannt sein dürfte, hat der genannte Denker seiner Lebensanschauung die Selbstvertiefung und das Finden einer Einheit mit Gott, mit der Natur und mit den übrigen Menschen in der Tiefe seiner Seele zugrunde gelegt. Nicht in der äußeren empirischen Erfahrung, nicht in den irdischen Sorgen und Angelegenheiten sah Skovoroda den Weg zur Wahrheit und zum Guten, sondern in der Selbsterkenntnis, in der geistigen Betrachtung und im Nichthandeln. In dieser Hinsicht ist er, wie es der Akademiker Bagalej gut schildert, ein Vorgänger Tolstojs, wobei er im Unterschiede von letzterem seine Ansichten viel konsequenter durchgeführt hat. Skovoroda konnte mit vollem Recht sagen: „Die Welt hat nach mir gejagt, mich aber

Digitized by Google

nicht eingefangen." Aehnlich wie Tolstoj war Skovoroda Rationalist, er verhielt sich kritisch zur Bibel und wollte sie symbolisch aufgefaßt wissen. Im Gegensatz zur äußerlichen materiellen Zivilisation stellte er die innere geistige Kultur in den Vordergrund und hielt für das Grundübel der Menschheit die Jagd nach Sachen und vergänglichen Gütern, anstatt nach seelischer Befriedigung und Ruhe. Das liebste Gebet Skovorodas war: „Ich danke dir Herrgott dafür, daß du das Schwere nicht notwendig und das Notwendige nicht schwer gemacht hast." Anstelle der Schaffung von materiellen Werten riet Skovoroda den allesdurchdringenden und allesformenden weisen Anfang anzustreben, den er Gott nennt und den wir in der Tiefe unserer eigenen Seele finden. Die große Makrokosmos-Welt — das Weltall, die kleine Mikrokosmos-Welt — der Mensch, und die symbolische Welt — die Bibel — alle sind sie von diesem Anfang durchdrungen, so lehrte Skrovoroda.

Jedoch ihn beschäftigten nicht soviel diese metaphysischen wie gerade die sittlichen Fragen. Seine Ethik gründete er auf die Idee des Glückes, welches er, Epikur folgend, in seelischer Ruhe und in einem Leben in Gemeinschaft mit der Natur erblickte.

So ist in ihren Grundzügen die Weltanschauung Skovorodas. Wie Bagalej besonders bemerkt, hat der genannte Denker nicht an den historischen Christus geglaubt, er hielt die Naturgesetze für unumstößlich, hat die Bibel symbolisch ausgelegt und Gott selbst als ein philosophisch-ethisches Prinzip aufgefaßt. Nach Meinung, des von uns erläuternden Autors hat Skovoroda unter dem Einfluß der rationalistischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts und Epikurs seine originelle Lehre geschaffen, in der sich die Weltanschauung des ukrainischen Volkes mit ihrer Poesie der Naturalwirtschaft widerspiegelt. Scharf polemisiert Prof. Bagalej mit G. Spät, der in seiner „Geschichte der russischen Philosophie" geschrieben hat, daß das Interessanteste an Skovoroda sein Familienname ist. Bevor man von der Darlegung der Arbeit des Akademikers Bagalej zu ihrer Einschätzung übergeht, ist es vor allen Dingen notwendig, die rechtzeitige Bekanntmachung unserer Gesellschaft mit der Geschichte der vaterländischen Philosophie zu erwähnen. Skovoroda ist besonders interessant als Aeußerer jener Stimmung des Ueberganges von der äußerlichen Zivilisation zur inneren Kultur und des Handelns zur geistigen Betrachtung, was später von L. Tolstoj betont wurde und in letzterer Zeit von Kayserling, Erich und anderen deutschen Autoren mit großem Eifer gepredigt wird.

Man kann sich aber nicht mit all dem, was der Akademiker Bagalej schreibt, einverstanden erklären. Vor allen Dingen ruft das Einbeziehen Skovorodas zu den speziell ukrainischen Volksphilosophen Zweifel hervor. Sowohl seiner Sprache (die keineswegs ukrainisch ist), als auch den Orten seiner Tätigkeit nach (nicht nur in Slabožanščina, sondern auch im Woržoneer Gouvernement und in Moskau) sowie auch seiner Richtung nach (die universalistisch und kosmopolitisch war) kann man Skovoroda nicht als einen ebensolchen national-ukrainischen Philosophen ansehen, wie T. Ševčenko ein Dichter war und mit dem Bagalej Skovoroda vergleicht. Die Ideen, welche Skovoroda lehrte, haben große Aehnlichkeit mit dem, was früher von den transvolgaschen Starzen und anderen Predigern in den Vordergrund gestellt worden war, nämlich die Selbstvertiefung, das Nichthandeln und das Verlassen der Welt der Betrachtung. Deshalb ist es sehr zu bedauern, daß der Akademiker Bagalej sich nicht mit unseren Denkern beschäftigt, die schon vor Skovoroda Ideen, die den seinigen verwandt sind, geäußert haben.

Weiterhin kann man sich nicht mit Hinstellung der Weltanschauung Skovorodas als rein rationalistische einverstanden erklären, da in der Weltanschauung dieses Denkers viel intuitive Elemente enthalten sind (Selbsterkenntnis). Das Denken ist seiner Ansicht nach eine intellektuelle Intuition, nur eine geistige Anschauung, wie sie die Stoiker lehrten. In der Weltanschauung Skovorodas, wie überhaupt in seinem ganzen Leben ist viel stoisches enthalten. Von Zenon hat er seine Lehre von dem Formen annehmenden, vernünftigen Anfang, der ihn in der Tiefe seiner Seele erfaßt hat. Desgleichen

Digitized by Google

hat er von den Stoikern seine Lehre einer weise-gleichgültigen Stellungnahme zum äußerlichen Glück und Unglück übernommen.

Alles Gesagte soll jedoch in keiner Weise den hohen Wert der besprochenen Arbeit verringern, die verdientermaßen mit der höchsten Auszeichnung des Allukrainischen Komités zur Unterstützung von Gelehrten bedacht worden ist.

A. M. Ladyženskij.

Josef Šusta: Dvě knihy českých dějin. (Zwei Bücher der böhmischen Geschichte.) Erstes Buch: Die letzten Přemysliden und ihr Ende". Zweites Buch: „Die Anfänge der Luxemburger." — Prag Verlag: Anad. d. Wissensch. 1917 u. 1919.

Die alte Zeit der böhmischen Geschichte hört mit dem Ende der Naturalwirtschaft auf. Mit dem Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft setzt das böhmische Mittelalter ein. Auf solche Art beginnt das Mittelalter und die Neuzeit nicht mit der Herrschaft der neuen Dynastie der Luxemburger, sondern schon mit dem Ende der Přemyslidenzeit, und zwar seit der Zeit König Wenzel II., als dieser König den Auftrag zur Prägung von Münzen gab. Franz Palacký beurteilte überhaupt die Zeit der letzten Přemysliden mit einem offenkundigen Gefühl der Bitterkeit, die nicht bloß durch den Schmerz über das seinerzeitige Anwachsen des deutschen Elementes in Böhmen, sondern auch durch die Annahme verschuldet wurde, daß im XIII. Jahrhundert auch die allgemeine Freiheit des böhmischen Volkes eine verhängnisvolle Katastrophe erlitt. Diese Ansicht Palackýs wird von Šusta widerlegt. Šusta sagt ganz offen, daß sich diese Anschauung Palackýs über die Zeit der letzten Přemysliden „so fest in der böhmischen Literatur eingewurzelt hat, daß sie einer gerechten und richtigen Würdigung des großen Zeitalters im Wege steht". Das „große Zeitalter" nennt Šusta hauptsächlich die Zeit König Wenzel II., als die durch diesen König im Wirtschaftsleben eingeführte Münze das mächtigste Mittel zum Aufstieg zu größerer Freiheit und zu einer wesentlichen Befreiung aller von der gegenseitigen traditionellen Gebundenheit bedeutete. Dieser Gelehrte zeigt in seinem ganzen Werk, wie das Geld, das im Dienste des Herrn wie auch des Landbewohners stand, deren wechselseitiges Verhältnis rasch viel schematischer und damit in rechtlicher Hinsicht auch gesicherter gestaltete, als es ehedem der Fall war. Er zeigt dabei, daß der Sieg der üblicheren Normen bei der Regelung der ländlichen Verhältnisse im XIII. Jahrhundert durch nichts so nachdrücklich in Erscheinung tritt, wie durch eine rasche Verallgemeinerung des Lehenssystems, das sich in Westeuropa schon seit altersher allmählich herausgebildet hat, nach Böhmen jedoch als fertige Sache kam. Dieses Lehenssystem wurde die Voraussetzung für ein sichereres Klassenrecht. Die böhmische Bezeichnung „lán" war ursprünglich gleichbedeutend mit dem deutschen Wort „Lehen". Das Lehenssystem, dessen Verbreitung als wichtigste Erscheinung der Agrargeschichte des XIII. Jahrhunderts bezeichnet werden kann, bedeutete einen großen Schritt zur Emanzipation der Landleute hauptsächlich dadurch, weil es mit der konsequenten Verbesserung ihres Rechtsverhältnisses gegenüber der Obrigkeit durch einen Kollektivvertrag verbunden war. Die Einführung des Geldsystems und die Erwerbung dieser Rechtsgarantie gingen hier Hand in Hand namentlich dort, wo es gleichzeitig zum sog. Ankauf der Untergebenen kam. Hier hat die Münze ihr Befreiungswerk besonders wirksam vollbracht. Mit der Bezahlung des sog. „podací", lateinisch „arra", deutsch „anleit", dessen Höhe für das Lehen von vornherein allerdings nicht festgesetzt war und auch nicht überall gleich zu sein pflegte, wird der Bauer rechtmäßiger Eigentümer seines Besitztums, wobei sich der Herr des Rechtes begibt, ihn von demselben nach Belieben zu vertreiben. Er kann ihn bloß loskaufen, keinesfalls jedoch durch einfache Rückgabe der Ankaufssumme, sondern auf dem Markt, auf welchem der Untergebene einen wesentlichen Einfluß auf die Preißbestimmung besitzt.

In Verbindung mit dem Grundgedanken seiner Arbeit verweilt Šusta längere Zeit bei manchen Erscheinungen des damaligen Wirtschaftslebens.

Digitized by Google

Nachdem die Bodenschätze Iglaus und der benachbarten Böhmisch-mährischen Höhe gründlich erkannt worden waren, kristallisieren sich die böhmischen Länder zum klassischen Land des mittelalterlichen Bergwesens überhaupt heraus. Hier werden die Methoden der Förderung vervollständigt und bildet sich zum erstenmal in Mitteleuropa de facto eine kapitalistische Gewerkeorganisation der sog. „kverky", die sich infolge der kostspieligeren Grubeninvestitionen als notwendig erwies, hier reift zum erstenmal eine systematische Schurffreiheit und das mitteleuropäische Bergrecht erlebt hier in Böhmen überhaupt die erste zweckentsprechende Kodifizierung im Iglauer Recht.

Die politischen Folgen hiervon waren gewaltig — weil der böhmische Herrscher in die Reichsgeschichte mit einer treffenden Waffe eingreifen kann, zu der das Geld emporwuchs — er kann den wachsenden Einfluß auf allen Seiten erkaufen und vor allem auch die sich ebenso bereitwillig in seine Dienste meldenden Söldnerscharen bezahlen.

Diese Verhältnisse haben die Entwicklung und Machtentfaltung der böhmischen Herrschaft beeinflußt. Bei der Entwicklung dieses Standes spielten eine wesentliche Rolle gerade diejenigen, die, gestützt auf die Gunst des Fürsten oder Königs, es verstanden, im Laufe des XIII. Jahrhunderts rechtzeitig und geschickt aus dem großen wirtschaftlichen Aufschwung Gewinn zu ziehen, indem sie sich aus den ausgedehnten und verhältnismäßig kommassierten Erbgütern eine persönliche und dauernde Machtquelle schufen. Das sich festigende Landesrecht sichert ihnen dann diesen Besitz auch im Falle des Verlustes der Gunst des Fürsten, so daß sie „ratione patrimonii" ihre Machtstellung im Leben der Nation bewahren, wenn sie nicht gerade an der Regierung im Lande „ratione beneficii" Anteil nehmen. Zur Machtentfaltung dieses Herrenstandes hat auch die mehrfache gegenseitige Verschwägerung der zu Reichtum gelangten böhmischen und mährischen Geschlechter beigetragen, was in Wirklichkeit das Entstehen einer großen Familie aus der Herrschaft bewirkte. Dabei haben diese Geschlechter die Bräute und Bräutigams auch in den Kreisen des hohen Adels der fremden deutschen Nachbargebiete gesucht und gefunden, was sie gleichfalls über das Niveau der übrigen Nation hob. Deshalb beginnen deutsche Sitten in der höheren böhmischen Gesellschaft stark überhandzunehmen. Die wachsende Macht der Herrschaft begleitete also die böhmische Krone untrennbar wie ein Schatten. Die Hofgunst hat aus den böhmischen Herren (Župan) wirkliche „domini terrae", Landesherren gemacht, die sich selbstbewußt auf ausgedehnte Ortschaften stützten. Der königliche Dienst erhielt sie im Vordergrund des öffentlichen Lebens. König Wenzel II. beließ einen Großteil der Macht in den Händen der Großmachthaber, verstand aber ihren Uebermut dadurch zu zügeln, daß er von allen Herrengemeinden Abgaben einhob und gewissenhaft alle einzelnen auszeichnete, denen er nicht bloß Hofämter anvertraute, sondern die er in Wirklichkeit zu Stützen seiner Macht und Regierung machte. Wenzel II. verstand es, seine Herren auch durch goldene Zügel an sich zu fesseln. Großen Einfluß am Hofe Wenzel II. besaß auch die Geistlichkeit. Der Ueberschuß an geistlichen Elementen verlieh seiner Umgebung eine ganz besondere Färbung, die selbst zu einer Zeit auffiel, die den Geistlichen an und für sich schon soviel zugestand. Die Zuneigung zur geistlichen Welt wurzelte tief im Herzen des Königs, bei dem der Ordensgeistliche und Priester der Vertreter der literarischen Kultur und des Wissens war, nach dem sich der Wissensdurst des Königs so sehnte. Die Cisterciensermönche bilden unter Wenzel II. am böhmischen Hof eine charakteristische Gruppe; ihre Stellung war damals eine ganz hervorragende, die in der nachmaligen Zeit mit der des Jesuitenordens verglichen werden kann. Dieser Orden nahm hier in der Blütezeit des Landes eine rasche Verbreitung, so daß die Hochburgen der Cisterci nser laut Šusta „wie ein vielarmiger Polyp die verschiedenen Gegenden überwucherten und ungewöhnlich große Landstriche mit Beschlag belegten". Der Benediktinerorden und andere waren zwar ebenfalls reich, nicht aber in dem Maße, wie die Cisterciemser.

In seiner Gesamtbeurteilung der Regentschaft Wenzel II. gelangte Šusta zu einer ganz anderen Schlußfolgerung als P a l a c k ý und jene Historiker, die in die Fußtapfen Palackýs traten. Šusta sieht in diesem König also keinen

Digitized by Google

machtlosen Schwächling, der bald von diesem, bald von jenem Günstling beherrscht wird. Šusta zeigt hier, daß Wenzel II., auch wenn er in Wirklichkeit anders regierte, als sein berühmter Vater, Přemysl Otakar II., nicht weniger fest das Heft in der Hand hatte, jedoch mit neuen Mitteln und anderen Fähigkeiten, wobei vermutlich auch sein Herrscherstolz in nichts nachgab.

Den zweiten Teil seiner Arbeit widmet Šusta hauptsächlich der Zeit nach dem Aussterben der Přemysliden und der Zeit Johanns von Luxemburg. Der Autor führt uns hier die Entwicklung des Zweikampfes zwischen der böhmischen Herrschaft und den Trägern der Krone im Lande vor Augen, wobei er zu Ergebnissen von großer Tragweite gelangt. König Johannes, der erste aus der Dynastie der Luxemburger, besaß keinen festen Willen und jene harte Disziplin, die der Kampf mit der Herrschergewalt erheischte, so daß sich die Macht des Adels dauernd im Lande festigte. Auf die Entwicklung der böhmischen Geschichte hatte dieses Uebergewicht der Adelsgeschlechter, die in ihren Händen ungeheuere Latifundien vereinigten, einen besonderen Einfluß. Die Herrscher, die in Böhmen nach dem Jahre 1306 herrschten, stützten sich auf die Ausländer, die erhabenen Ratgeber und die aus dem Reich herbeigerufenen kampferprobten Recken, auf die deutschen Aebte der begüterten Klöster und schließlich auch auf das reiche deutsche Patriziertum der führenden böhmischen Städte. Er schildert den Kampf mit der Herrschaft des Königs und zeigt, welch großen Einfluß das Deutschtum damals in den böhmischen Ländern besaß, weil die mächtige Waffe, die der Reichtum bietet, damals in Böhmen vor allem in den Händen der deutschen Klöster und der deutschen Städte ruhte. Solcherart denkt auch hier Šusta anders als die frühere böhmische Historiographie, die den starken deutschen Einfluß in der Zeit der letzten Přemysliden sah, da dieser Einfluß sich gerade in der den Přemysliden nachfolgenden Zeit am stärksten geltend machte.

Diese Arbeit der böhmischen Historiographie Josef Šustas ist eminent, da sie eine neue Würdigung der historischen Tatsachen und dieser so komplizierten Zeit der Neuerungen bringt, wo sich durch Einführung des Geldsystems in die Wirtschaftsverhältnisse in Böhmen nicht bloß ein tiefer wirtschaftlicher, sondern auch ein sozialer Umschwung vollzieht, der auch auf die infolge des Aussterbens der Přemysliden noch überdies komplizierten politischen Verhältnisse einen nachhaltigen Einfluß ausübte.

Josef Šusta hat in dieser seiner Arbeit als einer der ersten čechischen Gelehrten entschieden den Weg der traditionellen Anschauung Palackýs hinsichtlich der böhmischen Geschichte verlassen, an die sich noch heute die čechische Historiographie und historische Quellenkunde hielt und hält.

Preßburg. Eugen Perfeckij.

Walther Recke: Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik. Berlin, G. Stilke. 1927. 399 Seiten.

Wenigen der zahlreichen, anläßlich der Pariser Vorstadtfrieden über das Ostproblem erschienenen Büchern dürfte ein so nachhaltiger, wenn auch nur langsam wirkender Erfolg beschieden sein wie dem Reckeschen. Aus einer verblüffenden Kenntnis der deutschen und ausländischen Literatur schöpfend, jede Behauptung auf unwiderlegliches Quellenmaterial stützend, verfolgt der Vf. sein Thema nach einer kurzen Einleitung über den Untergang Polens durch das 19. Jahrhundert (S. 37—188), um dann die bei der Wiederaufrichtung und Abgrenzung des sarmatischen Staats wirkenden Ursachen zu prüfen (S. 189 ff.).

R. schildert die älteren und 1815 wiedererwachenden russischen Aspirationen und ihre Zurückweisung durch Preußen und Oesterreich, die sich als die eigentlichen Schützer Europas gegen das Asiatentum bewährten, die lebhaft an die Gegenwart erinnernden Enttäuschungen Napoleons in Warschau und seine eigensüchtige Politik, die frühe Erkenntnis des Kernpunktes der Frage durch Bismarck (1848 und 1863), den Zusammenhang zwischen polnischem Problem und französischer Rheinpolitik, die Schwankungen in St. Petersburg und die Spaltungen und Wandlungen im polnischen

Lager, die ihre entscheidende Prägung durch das Aufkommen der von Roman Dmowski geführten Nationaldemokraten erfuhren. Auf den Spuren Joh. Popławskis wandelnd richteten sie ihr Augenmerk nicht mehr auf das zwischen Rußland und Polen strittige „Westgebiet", sondern auf Wiedergewinnung der preußischen und österreichischen Landesteile. Unter weitgehendem Verzicht im Osten hoffte Dmowski bei einem Zusammenprall des Carentums mit den Mittelmächten auf einen Niederbruch der letzteren und erblickte dann in den von Rußland annektierten, dünn bevölkerten preußischen Ostprovinzen eine Möglichkeit für seine großenteils zweisprachigen Landsleute zu erfolgreicher innenpolitischer und wirtschaftlicher Betätigung, die ihnen auch unter moskovitischer Oberhoheit eine Art von Autonomie und Durchdringung Rußlands vermöge ihrer kulturellen Ueberlegenheit verschaffen sollte. Diese Strömung begegnete sich mit den panslavistischen Regungen innerhalb der liberalen russischen Gesellschaft und mündete im Neoslavismus aus, ohne seitens der amtlichen Politik der Romanovs Gegenliebe zu finden. Trotzdem nahmen die Nationaldemokraten alle Nackenschläge der durchaus polenfeindlich gesinnten Bureaukratie hin und beantworteten sie mit immer neuen Loyalitätskundgebungen (Abtrennung des Chelmer Gouvernements). Aber fraglos stand diese Politik bei Kriegsausbruch vor dem Bankrott und das Uebergewicht neigte sich mehr und mehr der sozialistischen Richtung Pilsudskis zu, die rasch die international gefärbten Tendenzen Rosa Luxemburgs innerhalb der P. P. S. überwunden hatte und für ein Zusammengehen mit den deutschen Mächten eintrat, um unter Anlehnung an sie mindestens für das österreichische und russische Teilgebiet eine gewisse Selbständigkeit zu erlangen.

Die Ereignisse im Weltkrieg arbeiteten indessen für Dmowski, dem besonders die Proklamation v. 5. Nov. 1916 entgegenkam, da sie die polnische Frage wieder zu einer internationalen erhob und damit Bismarcks Werk vernichtete. Während Rußland bis zum Schluß jegliches Entgegenkommen in Warschau abgelehnt und höchstens unverbindliche Zusagen abgegeben hatte, so daß seine Bundesgenossen auf eine Einmischung Verzicht leisten mußten, hatte Bethmann, durch die Forderungen kenntnisloser Militärs und die Zusagen Serings gedrängt, ihm nun den Weg bereitet, um nach Fortfall der Rücksichten auf Rußland sein Programm fortzuspinnen, wobei die Wiener Eigenmächtigkeit und Verworrenheit (Sendung des polnischen Grafen Tarnowski als Botschafter nach Washington 1917) obendrein die deutsch-österreichische Allianz einer harten Belastungsprobe aussetzte.

Als Freund Rußlands hatte Dmowski sich sofort bei allen Kabinetten der Entente Zugang zu verschaffen gewußt und während Pilsudski seine Dienste schließlich den Schöpfern des neuen Polens glaubte versagen zu müssen, gelang es seinem Gegenspieler in wachsendem Maße seine Auffassung den Siegerstaaten einzuhauchen. Allerdings boten Wilsons 14 Punkte noch eine gefährliche Klippe und durch einwandfreie Zeugnisse weist der Vf. nach, daß der Präsident noch im November 1918 entschlossen war, Polen nur nach den ethnographischen Grenzen ohne Zuteilung irgend welcher preußischen Gebiete wiederherzustellen. Allein eine Mobilmachung der amerikanischen Polen und Wilsons Sorge vor einem Verlust von deren Stimmen bei seiner Wiederwahl bewog ihn zum Umfall. Durch gröblich gefälschtes Material, die Gewissenlosigkeit seines Sachverständigen, Prof. Lord, und französischen Druck ließ sich der persönlich völlig ununterrichtete Amerikaner übertölpeln und nur dem Einfluß Lloyd Georges ist es zuzuschreiben, daß Dmowski sein Ziel nicht restlos erreichte. Immerhin wurde nur durch die Abstimmungen dem ungemessenen Ausdehnungsdrang Polens ein Riegel vorgeschoben, das nun als Schildknappe Frankreichs und mit einer „Rüstungshypothek zu dessen gunsten belastet", wieder die Rolle des rückwirkenden Schützers am Rhein durchführen soll.

Es ist ein furchtbares Anklagematerial, das in dem Buch sich gegen Versailles und seine Urheber zum Worte meldet und in Wilsons späteren Aeußerungen seine Bestätigung findet (vgl. die „Times" in Trenton v. James

Digitized by Google

Kernay 1927). Die Verbreitung dieses Materials ist eine der wichtigsten Gegenwartsausgaben der Wissenschaft und des deutschen Volks.

Breslau. M. Laubert.

Die zweite Einschließung der Festung Przemysl. I. Die Offensivperiode der Festung. Mit 4 Skizzentafeln und einer Karte. 124 S. Militärwissenschaftliche und technische Mitteilungen. Hrsg. vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen. Wien, Stubenring 1. Sonderabdruck.

Der ungarische Major a. D. Franz Stuckheil läßt seiner Arbeit über P. in der Ausrüstungszeit die vorliegende Darstellung folgen, deren Abschluß in der gleichen Zeitschrift im März/April 1926 folgen sollte. Die teilweise auf eigenen Erlebnissen und den Mitteilungen anderer Augenzeugen beruhende Darstellung leidet naturgemäß an großer Ungleichheit des Quellenmaterials. das wohl stellenweise eine äußerst detaillierte Schilderung erlaubt, anderwärts aber, namentlich wie bei allen Ereignissen an der Ostfront infolge Fehlens jeder Nachricht vom Gegner, ganz versagt. St. behandelt die Zeit von Anfang November bis Ende Dezember 1914, als es Aufgabe des Kommandanten war, durch Bindung möglichst großer feindlicher Streitkräfte die Operationen der eigenen Feldarmee zu erleichtern und nach deren Erfolg bei Limanowa-Lapanow Mitte Dezember ein Zusammenwirken mit ihr anzustreben. Dadurch war die Ausfallsrichtung nach Südwesten auf Bircza vorgeschrieben. Daneben kamen nur noch Versuche zur Wiedergewinnung des von den Russen überrumpelten Vorfeldes im Norden zwischen Batycze und Na Górach in Frage.

In der Schlußbetrachtung werden die großen Schwierigkeiten gewürdigt, mit denen die zumeist aus Landwehrformationen bestehende, infolge falscher Sparsamkeit schlecht ausgerüstete, von Verrat umlauerte, ungenügend ernährte, durch das Fehlschlagen der Hoffnung auf Entsatz demoralisierte, zur Schonung der Artilleriemunition gezwungene Besatzung bei ihren sich theaterartig nach der Schablone erneuernden Durchbruchsversuchen zu kämpfen hatte (S. 122: Die Armee kränkelte, denn es krankte der Staat). Sonach müssen die erzielten Leistungen als teilweise sehr achtbare eingeschätzt werden, wenn man sich auch nicht des Eindrucks erwehren kann, daß bei straffer Organisation noch wesentlich größere Erfolge hätten erzielt werden können. Es wirkt schon befremdend, wenn es als besonderer Beweis von Geistesgegenwart betont wird, daß ein Artilleriebeobachter beim feindlichem Angriff Sperrfeuer abgeben läßt (S. 77) oder hervorgehoben wird, daß der Kommandant einer belagerten Festung (General der Infanterie Kusmanek) in den Tagen entscheidender Kampfhandlungen telephonisch zu erreichen war (S. 79). Auch die automatisch wiederverkehrende Erwähnung des nächtlichen Vorfahrens der Feldküchen erweckt den Eindruck unfreiwilliger Komik. Wenn man aber weiter hört, daß sich eine Truppe beim Vormarsch in dem doch nicht ganz unbekannten Festungsgelände hoffnungslos verläuft und deshalb ein geplanter Angriff von vornherein aussichtslos gemacht wird oder daß bei jedem Ausfall auf das Überraschungsmoment verzichtet werden muß, weil es schlechterdings unmöglich ist, die Bataillone befehlsmäßig vor Tagesanbruch in ihre Ausgangsstellungen zu bringen, dann ersieht man, daß die vorhandenen Schäden nicht bloß materieller Art waren.

Breslau. M. Laubert.

Eugenjusz Kucharski: Aleksander Fredro, Komedje.— Lwów=Warszawa=Kraków, wydawnictwo zakładu narod. im. Ossolińskich. 1926 — 3 Bde.

Die vorliegenden 3 stattlichen Bände eröffnen, in schon äußerlich vortrefflicher Ausstattung, eine Jubiläumsausgabe der Dichtungen und Schriften des auch heute noch nicht veralteten, obwohl seiner Zeit nachhinkenden Lustspieldichters: „w setną rocznicę pierwszego wydania komedyj Fredry a w pięćdziesiatą Jego zgonu". Nach den Worten der Einleitung sollen die

Digitized by Google

ersten 6 Bände die Komödien und alle sonstigen dramatischen Schöpfungen enthalten. Bd. VII die „utwory poetyckie i wiersze różne“, Bd. VIII die prosaischen Schriften. Ein weiterer Band ist in Aussicht genommen für den Briefwechsel, Ergänzungen, Textfragen usw.

Der erste Band enthält zunächst (auf 59 S.) den Lebensabriß des Dichters. S. 60—64 sind ihm eingehende bibliographische Nachweise, nach Lebensverlauf und dichterischem Schaffen, beigegeben. Es folgen dann die Texte von: 1. Intryga na prędce, 2. Pan Geldhab, 3. Zrzędność i przekora, 4. Mąż i żona. 5. Nowy Don Kiszót, 6. Cudzoziemczyzna, 7. Pierwsza lepsza. Den Abschluß dieses, wie auch der übrigen Bände, bilden die „Odmiany tekstu“ und die „Objaśnienia wydawcy“. Als interessantes Zeitdokument ist hier S. 543 die Liste der Vorbesteller auf die Bände 1 und 2 der Komödien vom Jahre 1826 noch hinzugefügt. In Bd. 2 finden wir: 1. Odludki i poeta, 2. Damy i huzary, 3. List, 4. Nocleg w Apeninach, 5. Nikt mnie nie zna, 6. Przyjaciele; in Bd. 3: 1. Gwałtu, co się dzieje! 2. Śluby panieńskie czyli magnetizm serca, 3. Dyliżans, 4. Obrona Olsztyna, 5. Koncert.

Die Textgestalt der 5. Ausgabe (Warschau 1880) ist dieser Ausgabe zugrunde gelegt, aber nicht sklavisch hingenommen, sondern, wie man sich auch aus den textlichen Bemerkungen überzeugen kann, kritisch revidiert. Mit den hier zugänglichen Hilfsmitteln ist ein abschließendes Urteil über den so gewonnenen Text natürlich nicht zu fällen. Und für Fredro scheint, nach den Ausführungen des Verf., die Frage der idealen Textrekonstruktion für nicht absehbare Zeit noch ein Problem bleiben zu sollen, wofür ich nur diesen einen Satz des Verf. als Erklärung anführen will: „Przy dzisiejszem rozprószeniu autografów i rękopisów fredrowskich trudno było o tem marzyć“.

So will und kann diese Ausgabe nicht den strengsten Anforderungen des Philologen nachkommen. Sie will nur den erreichbar besten Text feststellen, das muß uns zunächst genügen. Dem weiteren Kreise, an den sich diese Ausgabe also mithin wendet, tragen die, öfter recht elementare Ansprüche (vgl. z. B. I S. 528 „allegro“) berücksichtigenden „Erklärungen“ des Herausgebers notgedrungen Rechnung. Es wäre dringend erwünscht, daß die Bitte Kucharskis erfüllt würde: die in alle Winde zerstreute Korrespondenz Fredros möchte durch die Besitzer von Briefen des Dichters durch die Vermittlung des Ossolineums in Lemberg, welches den Besitzern sich verbürgt, dem Herausgeber zugänglich gemacht werden. Für die bessere Erkenntnis nicht so des Menschen, als des dichterischen Schaffens Fredros möchte man die Erfassung gerade der Korrespondenz erhoffen. Erdmann Hanisch.

Korostovetz, I. J.: Vom Cinggis Khan zur Sowjetrepublik. Eine kurze Geschichte der Mongolei unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zeit. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter 1926, 351 S., 38 Abb., eine Übersichtskarte der Mongolei.

Verfasser war von 1907 bis 1912 Kaiserl. Russischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Peking, von 1912 ab in gleicher Eigenschaft in Urga in der Mongolei. Was Korostovec in diesen seinen amtlichen Eigenschaften gelegentlich der diplomatischen Verhandlungen zwischen Rußland, der Mongolei und China, vor allem aber anläßlich des Abschlusses des Abkommens zwischen Rußland und der Mongolei vom 21. 10. 1912 und weiterhin bis zur Errichtung einer mongolischen Volksrepublik (im Mai 1921) teils selbst erlebt, teils auf Grund authentischen Quellenmaterials in Erfahrung gebracht hat, ist in diesem Werk ausführlich und übersichtlich mitgeteilt worden. Der Leser erkennt aus dieser Darstellung, wie bedeutungsvoll und von welcher Art die geschichtlichen Ergebnisse jener Zeitspanne für die Gestaltung der politisch-geographischen Zustände in der Mongolei gewesen sind.

Vorausgeschickt werden diesen Tatsachenberichten großzügig angelegte Kapitel über die geschichtliche Entwicklung der mongolischen Lande von den Zeiten des Cingges Khan (1162—1227) bis in die Gegenwart hinein. Ueberall nimmt der Verfasser Gelegenheit, über die eigenartigen Bevölkerungsverhält-

Digitized by Google

nisse, vor allem über den Lamaismus und die bedeutungsvolle Stellung und Eigenart der mongolischen Priesterkaste, aufschlußreiche Angaben zu machen. An entsprechender Stelle wird auch über den deutschen Reisenden Consten und seine Wirksamkeit in der Mongolei, sowie über den, bei den Kämpfen der Weißgardisten und Bolschevisten in der Mongolei weltbekannt gewordenen baltischen Baron von Ungern-Sternberg berichtet.

Das Buch wird eingeleitet durch Ausführungen des bekannten deutschen Sinologen O. Franke, Berlin, der mit Nachdruck darauf hinweist, wie hoch das unter Mitwirkung des früheren Dolmetschers der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft in Peking, Dr. jur. et phil. Erich Hauer, in die deutsche Sprache übersetzte Werk für unsere Kenntnis der Gegenwartsereignisse in der Mongolei eingeschätzt werden muß.

Breslau. M. Friederichsen.

F. Machatschek: Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Bibliothek länderkundlicher Handbücher, hrsg. von Albrecht Penck. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1927. XI—440 S.

Bald nachdem H. Hassinger im Jahre 1926 sein „Geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch der Tschechoslowakei" veröffentlicht hatte, erschien das oben angezeigte Werk Machatscheks als eine zweite moderne Darstellung des jungen čechoslovakischen Staates.

Wie Machatscheks Vorwort besagt, war das Manuskript des größeren Teiles seines Werkes bereits abgeschlossen, als Hassingers Buch erschien. Bei der Übereinstimmung der Auffassungen und Ergebnisse beider Autoren glaubte Machatschek auf eine Umarbeitung verzichten zu können, und hat lediglich die politisch-geographischen Erörterungen (Kap. 8 d. allgem. Teils) eingeschränkt.

In der Tat sind beide Werke als einander trefflich ergänzend dankbar zu begrüßen. Während Hassinger ein mehr auf Darstellung des Staates und seiner Eigenart abzielendes „Handbuch der Geopolitik" der Čechoslovakei geschaffen hat, gibt Machatschek, seiner ganzen Studien- und Arbeitsrichtung entsprechend, unter besonderer Betonung der morphologischen Grundlagen, eine methodisch straff gegliederte, streng sachlich gehaltene, möglichst allseitige geographische Landeskunde.

Inhaltlich zerfällt Machatscheks Werk in einen allgemeinen, wissenschaftlich analytischen Teil, welcher nach bewährtem Schema geologisch-morphologische Entwicklung, Klima und Wasserhaushalt, Pflanzendecke, Besiedlung und Bevölkerung, wirtschaftliche Verhältnisse, Volksdichte, Volksbewegung und schließlich den čechoslovakischen Staat behandelt. Diesem, auf 234 Seiten gegebenen größeren allgemeinen Teil folgt auf den Seiten 235—394 ein wohl um die Hälfte kürzerer, spezieller Abschnitt mit Schilderung der einzelnen Landschaften: 1. Das böhmisch-bayerische Grenzgebirge. 2. Nordwestböhmen. 3. Die Sudeten. 4. Die innerböhmische Rumpffläche. 5. Das nordböhmische Kreidegebiet. 6. Die sudetischen Landschaften von Innermähren. 7. Südmähren. 8. Das karpatische Hügelland. 9. Die Sandsteinkarpaten mit der Klippenzone. 10. Die westkarpatischen Kerngebirgs- und Beckenlandschaften. 11. Die jungvulkanische Zone. 12. Das slovakische Tiefland. Da demnach Karpato-Rußland nicht mit zur Darstellung kommt, ist nicht der gesamte Umfang des gegenwärtigen Čechoslovakischen Staates, sondern nur, wie der Titel des Werkes besagt, sein sudetischer und westkarpatischer Anteil besprochen worden.

Welch' umfangreiches Quellenmaterial der erstaunlich inhaltreichen, sorgsam durchgearbeiteten Darstellung zugrunde liegt, läßt das am Schluß des Buches angehängte, fast tausend Nummern starke Literaturverzeichnis erkennen.

Im speziellen Teil ist das Buch durch eine Reihe von guten Abbildungen und Textskizzen illustriert. Die dem allgemeinen Teil beigegebenen Karten sind, soweit sie Schwarzdruckkarten sind, nicht immer so schnell übersicht-

Digitized by Google

lich und lesbar, wie dies bei Ausführung in Farben möglich gewesen wäre. Das gilt vor allem für die morphologische Übersicht der Sudetenländer auf Tafel II.

Breslau. M. Friederichsen.

J e n n y G r i z i o t t i K r e t s c h m a n n: La questione agraria in Russia primo e dopo la rivoluzione. — Piacenza. Federazione Italiana dei Consorzi agrari. 1926.

Die Verfasserin dieser umfänglichen Darstellung der agrarpolitischen Verhältnisse Rußlands vor und nach der Revolution gibt in den Worten der Widmung: „a mio padre ... offro questo studio sulla patria mia" den Hinweis darauf, daß sie mit festen Heimatgefühlen an Rußland gekettet ist, was auch bei aller Sachlichkeit in Darstellung und Urteil immer wieder fühlbar wird. Der Stoff ist in einer Totalität erfaßt, die dieses Buch für weitere Kreise lesenswert macht, sind doch für jeden Slavisten, soweit er zugleich als Literarhistoriker sich mit der Literatur Rußlands beschäftigt, gewisse agrarpolitische Kenntnisse unbedingt erforderlich. Und zwar bedarf er ihrer nicht nur aus ideellen Gründen — slavophile Unterströmungen in der Mirfrage oder Parteipolitisches in den terroristischen Proklamationen der siebziger Jahre, — sondern auch zum Verständnis bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Arbeit, die ja, von den fünfziger Jahren anfangend, immer wieder den Gegenstand realistischer Schilderung gebildet haben. Nur von diesem Gesichtspunkt aus wird eine Besprechung im Rahmen der vorliegenden Veröffentlichung am Platze sein, nicht aber ihrer Stellung innerhalb der agrarpolitischen Fachliteratur wegen, zu deren Beurteilung ich auch keineswegs berufen wäre. Die Verfasserin geht von den Agrarverhältnissen aus, die zur Zeit der Reformen vom Jahre 1861 bestanden, und gibt in sehr übersichtlicher Gliederung innerhalb vier großer Hauptabschnitte — Grundlagen der Agrarkultur in Rußland, Mittel zur Lösung der Agrarkrise, Agrargesetzgebung, der wirtschaftliche und soziale Zustand in den letzten Jahren, wobei die einschlägige Literatur bis 1925 herangezogen worden ist — ein sehr anschauliches Bild von den dörflichen Verhältnissen, wie sie aus der Natur des dünnbesiedelten und verkehrsarmen Landes und aus der Natur des russischen Menschen — sowohl des Gutsbesitzers wie des Kleinbauern — sich entwickelt haben und entwickeln mußten. Sie unterzieht sowohl die Reformen der Alexandrinischen Zeit wie die Stolypinsche Agrarreform einer sachlichen Kritik und kommt, bei aller Erwägung unausbleiblicher Nachteile, welche auch diese letztere nicht gebessert haben würde, doch zu dem Schluß, daß ihre endliche Durchführung den Agrarnöten Rußlands vielfach hätte Abhilfe bringen können, freilich auf Kosten besitzloser Schichten, die das Großstadtproletariat stark vermehrt haben würden. Demgegenüber ist das Bild, welches sie von den bolschewistischen Versuchen zur Sozialisierung des Landes größtenteils an der Hand von aus bolschewistischer Feder stammenden Berichten entwirft, ein wenig erfreuliches. Der bibliographische Anhang weist die reiche herangezogene Fachliteratur italienischer, deutscher, englischer, französischer und vor allem russischer Autoren auf, bei den letztgenannten ist bedauerlicherweise der Titel nicht im Original, sondern in Übersetzung angegeben. — Die Verfasserin zeigt deutlich das Bestreben, ihre Darstellung von jeder parteipolitischen Beeinflussung unberührt zu erhalten, steht aber begreiflicherweise auf demokratischer Seite und vertritt die bäuerlichen Interessen. Es ist da nur zu bedauern, daß die kulturelle Tätigkeit der Semtswos und weiter Kreise Grundbesitzender in den Jahren zwischen 1905 und 1914 nicht mehr berücksichtigt ist. Die Worte zur Charakteristik dieses Zeitraumes (S. 143): ... indifferenza del Governo e della classe dei proprietari per ciòche riguarda il miglioramento della coltara agricola nazionale e l'elevazione morale e materiale del contadino. Perdurando questo stato di cose, si giunse alle fatali annate del primo decennio del secolo nuovo, werden vielleicht doch nicht ganz den Bestrebungen gerecht, die seitens vieler von Tolstojschen Ideen erfüllter Gutsbesitzer gezeigt worden sind. Ich denke hierbei an Menschen und Zustände, welche ich durch eigene

Digitized by Google

Anschauung bei zweimaligem Aufenthalt auf einem kleinen Landgut des Gouvernements Kaluga in den Sommern 1912 und 1913 kennengelernt habe. Die dortige Gutsbesitzerin, auch sie überzeugt Tolstovka, klagte mir mehrfach, daß die Bemühungen, im Dorfe zur Ausschaltung der verhängnisvollen „carskie kabaki" Teestuben einzuführen, hier wie anderswo an dem Widerstand der Bauern gescheitert seien. Auf diesem Gut, wie auch in der Nachbarschaft hatte man sich auch bemüht, neuzeitlichere Arbeitsmethoden einzuführen und hierfür bei den Bauern verhältnismäßig viel Verständnis gefunden. Ich gewann auch einen Einblick in die Zemstvoorganisationen zur Förderung des „kustarnoe delo" durch Lieferung von Materialien zur bäuerlichen Nadelarbeit und Absatz fertiger Arbeiten nach den Großstädten und ins Ausland, gerade die Arbeiten der kustari fanden ja allseits die größte Förderung. So waren doch in den Reihen der Besitzenden Kräfte am Werke, um dem kulturellen und materiellen Wohl der Massen zu dienen.

Breslau. Emmy Haertel.

Pamiętnik IV Powszechnego Zjazdu historyków polskich w Poznaniu 6—8 grudnia 1925. II. Protokoły. Wydał Kazimierz Tyszkowski Lwów, nakładem Polskiego Towarzystwa historycznego 1927. 8°. 252 S.

Nach einjähriger Pause folgt dem in diesen Jahrbüchern angezeigten ersten, umfangreicheren Band, der die auf dem Historikertag zu Posen gehaltenen Referate abdruckte, der zweite Band mit den Protokollen der Beratungen. Sie sind in verschiedenem Ausmaß wiedergegeben. Die wenig interessanten offiziellen Reden der beiden Plenarsitzungen übergehend, beklagen wir das Fehlen der Protokolle der 1. (Altertums-) Sektion. Die der übrigen Sektionen sind grundsätzlich abgedruckt, indes nicht nach Stenogrammen, sondern nach später eingesandten Referaten. Da viele von den Rednern sich der Zusendung ihrer Ausführungen enthielten, klaffen da schmerzliche Lücken. Am meisten Beachtung verdienen folgende Diskussionen: Organisation der wissenschaftlichen Arbeit (Referent Kutrzeba), Kościuszko-Probleme (Referent Sobieski, es handelt sich um den Prozeß, den man Skałkowski wegen seiner allerdings ein wenig weitgehenden radikalen Ansichten über Kościuszko machte, Sobieski, Truchim, Próchnik, Kukiel, Konopczyński Dembiński ergriffen das Wort, Skałkowski replizierte und trat teilweise den Rückzug an). Die Genese der polnischen Gesellschaft (Tymieniecki), Popularisierung der Geschichte (Orsza-Radlińska). Lehrreich sind die Beschlüsse der pädagogischen Sektion über die künftige Methode des polnischen Geschichtsunterrichtes. In einem Anhang werden veröffentlicht: fünf im ersten Band noch nicht vorliegende Referate, die Bibliographie der Tagung und das Verzeichnis ihrer Teilnehmer.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Jerzy Mycielski und Stanisław Wasylewski: Portrety polskie Elżbiety Vigée-Lebrun 1755—1842. Lwów, Poznań, nakładem Wydawnictwa Polskiego, 1927. 4°. XV u. 148 Seiten, 24 Heliogravüren, 15 Seiten Anhang.

Der ehrwürdige Senior der polnische Kunsthistoriker Graf Mycielski, allbekannt durch seine bahnbrechende Arbeit über die polnische Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts, hat sich mit dem glänzenden kulturgeschichtlichen und literarhistorischen Schriftsteller Stanisław Wasylewski (der zugleich einer der besten modernen polnischen Erzähler ist) zu einem Werk verbunden, dem die prachtvolle Ausstattung erhöhten Wert verleiht. Es handelt sich um die Portraits der berühmten französischen Malerin Mme. Vigée-Lebrun, die Polen zum Gegenstand haben. Ganz Vortreffliches ist darunter und fast nichts Mittelmäßiges. Die Gemälde sind für den Kunsthistoriker ebenso interessant wie für den politischen Geschichtsforscher, der authentische Bildnisse markanter Persönlichkeiten sucht. Ich nenne vor allem das herrliche Portrait Stanisław Augusts im Louvre, das vornehme Bildnis Adam Czartoryskis, die

Digitized by Google

Fürstin Izabella Lubomirska. Durch Liebreiz entzückend die Kinderstudien, Henryk Lubomirski und die beiden Woyna; die Mädchenanmut der Teresa Czartoryska, die verschiedenen Portraits von Pelagja Potocka. Ein Katalog der erhaltenen und verlorenen polnischen Werke schließt sich an den Text an, den Wasylewski lebensvoll um die Bildnisse herum gruppierte. Das wunderschöne Werk ist ein Zeugnis hoher literarischer und künstlerischer Kultur, eine Frucht des feinsten Geschmacks und eine Glanzleistung typographischer Kunst.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Antun Barac, August Šenoa. Zagreb 1926, 152 S.

Barac, der Agramer Literarhistoriker, der uns in den letzten Jahren eine Reihe von gewissenhaft gearbeiteten Einzelstudien zur neueren kroatischen und serbischen Literatur gegeben hat, gibt hier auf breiter Grundlage die erste umfassende monographische Darstellung des Lebens und Schaffens des bedeutendsten kroatischen Dichters der 70er Jahre[1]).

Graz. J. Matl.

Al. Ivić, Iz doba Karađorđa i sina mu kneza Aleksandra. Beograd, Kon, 1926, 118 S.

Al. Ivić, Professor in Subotica, der bereits in mehreren auf archivalischen Studien aufgebauten Arbeiten die Geschichte der serbischen Besiedlung in der Vojvodina und in Slavonien erforscht hat, versucht hier auf Grund archivalischen Materials des Staatsarchivs in Agram, des Kriegs-, Staats- und Polizeiarchivs in Wien die Epochen serbischer Geschichte des 19. Jahrh. aufzuhellen, über die bisher wenig geschrieben wurde (1809—1814, 1840—1844), sieht sich jedoch gleich einleitend zur Feststellung genötigt, daß ein vollständiges Bild dieser Epochen erst dann erreicht werden wird, wenn die darauf bezüglichen türkischen dienstlichen Dokumente aus den Konstantinopler Archiven veröffentlicht sind. Ein Teil der hier gesammelten Aufsätze erschienen bereits in der Zeit 1923, 1924 in Zeitschriften. Die Sammlung enthält folgende Studien: Pad Deligrada 23. avgusta 1809. — Borba Srba i Turaka 1810 g. — Ratovanje Srba i Turaka 1811 g. — Srbija u vreme bukureškop mira 16. maja 1812. — Katastrofa Srbije 1813 g. — Internacija Karađorđa i njegovih vojvoda u Stajerskoj 1814. — Borba Kneza Mihaila i Tome Nučića Perišića. — Prvi izbor Aleksandra Karađorđevića za kneza Srbije 1842 g. — Drugi izbor Aleksandra Karađorđevića za kneza Srbije 1843. Katanska buna 1844 g.

Graz. J. Matl.

---

[1]) Auf diese und andere größere literarhistorische Arbeiten, auf die ich hier nur kurz hinweise, werde ich in meinem Referat über die südslavische Literaturwissenschaft nach 1914 in: Zeitschrift für slavische Philologie (Berlin) noch näher kritisch zurückkommen.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFTENARTIKEL

BULGARIEN

L. Miletič: Sedmogradskitě bŭlgari i těchnijat ezik. Spisanie na Bŭlgarskata Akademija na Naukitě. Kn. 33. Klon Istoriko-filologičen i filosofsko-obštestven. 18. 1926.

In umfassender Darlegung (der Aufsatz nimmt das ganze Heft des Klon istoriko-filologičen ein) gibt Miletič die Ergebnisse seiner Jahrzehnte umfassenden Studien auf dem Gebiete der bulgarischen Sprachreste im Siebenbürgischen und im Banat. Es handelt sich hier um die ehemals von Miklosić (Denkschriften der hist.-phil. Klasse der Akademie der Wissenschaften, Wien, VII, 1856) als Reste dakischer Slovenen bezeichneten, in fremdsprachiges Gebiet eingesprengten Slaven, deren Zugehörigkeit zum bulgarischen Volks- und Sprachkomplex bereits durch Miletič im Jahre 1896 (Sedmogradskitě bŭlgari. Min. Sbornik, XIII, T. 153—257) nachgewiesen worden war. Unentschieden war aber die Frage geblieben, aus welchem Landesteil Bulgariens ihre Einwanderung erfolgt war. Ihre Lösung konnte nur durch eine eingehende Untersuchung ostbulgarischer Dialekte erreicht werden, deren Charakteristikum: o-Laut im angehängten männlichen Artikel der Substantiva, sich in den Gebeten von Tscherged (veröffentlicht in dem oben zitierten Aufsatz von Miklosić) erhalten hat. Neben den sprachlichen haben aber auch geschichtliche Untersuchungen stattfinden müssen, und ihre Ergebnisse rollen ein interessantes Kulturbild aus dem Leben dieser bulgarischen Auswanderer auf.

Miletič hatte in seinem „Sedmogradskitě bŭlgari" betitelten Aufsatz den Standpunkt vertreten, daß es flüchtige Bogomilen gewesen seien, die den Kern der Siebenbürger Bulgaren gebildet hätten, und daß ihre Auswanderung spätestens Ende des 18. Jahrhunderts erfolgt sei. Da aber aus Urkunden (im Staatsarchiv in Budim u. ao.) sicher hervorgeht, daß sie nicht als Freie, sondern als Leibeigene auf rumänischem Boden gelebt, gab Mil. seine Meinung auf und schloß sich der Jirečeks an, daß (s. Archiv f. l. Phil. XX, 1896) es sich um gefangene Bulgaren handeln mag, die in den Feldzügen Königs Stephan V. gegen Bulgarien in den Jahren 1261 und 1266 mit heimgeführt worden sind. Diese Ueberzeugung ist auch von Prof. P. Nikov, dem zufälligerweise die Aeußerungen Jirečeks unbekannt geblieben waren, in Kniga 11 des Sbornik na Bulg. Ak. na Naukitě ausgesprochen worden. Zur Zeit der genannten Feldzüge stand Transsylvanien unter ungarischer Oberhoheit, so erfolgte auch die Verschleppung der kriegsgefangenen Bulgaren nach dorthin, wo sie auf den Gütern ungarischer Würdenträger verteilt wurden. Mil. hat im Jahre 1895 die vier Dörfer, Groß- und Klein-Tscherged, Baumgarten und Reußdörfchen, in welchen die Reste der 1266 eingeschleppten Bulgaren konzentriert sind, besucht. Aus Urkunden geht hervor, daß 1306 Klein-Tscherged, wo heute noch 600 Bulgaren leben, Bulgarisch-Tscherged geheißen hat, und die gegenwärtig in sprachlicher Hinsicht vollständig rumänisierten Bulgaren

Digitized by Google

fühlen und nennen sich „Bulgaren", sie sind als Protestanten auch durch den Glauben von den Rumänen geschieden. Die Lage der gefangenen Bulgaren im Gebiet von Hermannstadt, also unter deutscher Bevölkerung, ist weniger hart gewesen als an den übrigen Orten. Die Urkunden sind voll von Berichten über ihre Bedrückung und Fluchtversuche. In ihrer Bedrängnis und dem Bestreben, sich Volksart und Sprache zu bewahren, hat ihnen der Protestantismus gute Dienste geleistet, der den Gottesdienst in bulgarischer Sprache ermöglichte, doch waren von Mitte des 18. Jahrhunderts an die Sprachverbote der Ungarn gegen sie so hart geworden, daß ein Erhalten ihrer Sprache schließlich nicht mehr möglich war. Den Protestantismus haben sie von den Siebenbürger Sachsen angenommen. Das Bestreben ihrer Geistlichen hat immer darauf hingezielt, in der Gemeinde die alte Volksart zu erhalten. So zeigen die Kirchenregister der zwei Dörfer Tscherged für das Jahr 1620 zwölf protestantische Geistliche auf, welche immer ihrem (z. T. verdeutschten) Namen das „Bulgarus" oder „bulgarin" hinzusetzten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Geistlichen auch im Gottesdienst die bulgarische Sprache beibehalten haben werden, daneben mag der deutsche Kirchengesang der Sachsen ihren Beifall gefunden haben, und so wurden die deutschen Kirchenlieder ins Bulgarische übersetzt. Die Zeit der Uebersetzung war früher von Miletič nur annähernd für die Zeitspanne zwischen 1680 und 1738 festgesetzt worden, jetzt teilt er die Anschauung Jirečeks, daß sie viel früher vermutet werden muß, nämlich im 16. Jahrhundert, bald nach dem Eindringen des Protestantismus in Siebenbürgen. Daß zu jener Zeit das Bulgarische noch überall im lebendigen Gebrauch war, läßt sich aus den erhaltenen Gebetstexten schließen. Aus diesen Texten, die sicher das Werk der protestantischen bulgarischen Geistlichen gewesen sein werden, geht deren Bedeutung für das kulturelle Leben dieser versprengten bulgarischen Gemeinde hervor, der sie zugleich auch Lehrer gewesen sind. Diese Kirchenlieder, welche durch die abnehmende Kenntnis des Bulgarischen und Fehler beim Abschreiben schließlich schwer verständlich geworden sind und jetzt wohl überhaupt nicht mehr verstanden werden, hören trotzdem nicht auf, ihren Platz im Gottesdienst der Tschergeder zu behaupten. Mil. selbst hat sich überzeugen können, daß sie voll Ehrfucht von der bulgarischen Gemeinde gesungen werden. Es sind 39 Lieder, welche hier wörtlich und in Gegenüberstellung der Originale mit den Uebersetzungen von Mil. gegeben werden, im Anschluß an voraufgegangene eingehende Ausführungen über die grammatische Eigenart dieses siebenbürgischen Dialekts und gefolgt von einem Glossar. Emmy Haertel.

Arturo Cronia: Il bogomilismo. L' Europa Orientale. Anno 6. Nr. 12, 605—630.

Il bogomilismo von Arturo Cronia. — Diese religiöse Erscheinung wird unter besonderer Berücksichtigung ihres Ausgangslandes Bulgarien dargestellt und zugleich als religiöse Ausgeburt kritisiert. Der kulturelle Hintergrund für den Ausgang dieser Bewegung, insbesondere die Charakteristik der damaligen geistlichen Kreise, stützt sich auf die Darstellungen in M. Weingarts „Přehled literatury bulharské" (Prag 1919). Späterhin vervollständigen Hinweise auf ältere und neuere Aufsätze aus z. T. weniger bekannten Zeitschriften den Ueberblick über die einschlägige Literatur. Cronia gibt ein Bild von den dualistischen Glaubenssätzen dieser Sekte und behandelt schließlich die Frage, ob, wie das vielfach in Literaturgeschichten geschehen, von einer eigentlichen bogumilen Literatur gesprochen werden darf. Es handelt sich hier nach der Meinung Cronias vornehmlich um Evangeliarien und apokryphe Schriften, die allerdings vorzugsweise von Bogomilen gelesen und verbreitet wurden, aber deshalb wohl kaum als bogomile Literatur bezeichnet werden dürfen, auch dann nicht, wenn sie von einem Bogomilen niedergeschrieben worden sind. Cronia hält die Gebete der „Trescavica", als deren Verfasser der Priester Bogomil bekannt ist, ebenso für Gemeingut der Balkanslaven, wie die Apokryphen für Gemeingut der Slaven überhaupt und findet daher die Bezeichnung „Bogomilenliteratur" als nicht zutreffend. Emmy Haertel.

Digitized by Google

Sbornik na Bŭlgarskata Akademija na Naukitě. Kn. 21. Klon istoriko-filologičen i filosofsko-obštestven. 13. 1926. Novi studii iz oblast'ta na bŭlgarskoto vŭzraždanie. 1. — V. E. Aprilov, Neofit Rilski, Neofit Bozveli ot Iv. D. Šišmanov.

Diese den ganzen Sbornik füllenden Aufsätze stellen, nach den Worten des Verfassers im Vorwort, eine Ergänzung und Fortsetzung seiner bisherigen geschichtlichen und biographischen Untersuchungen dar, welche dem Zweck dienen, die noch immer mangelhafte Kenntnis über die führenden Persönlichkeiten der nationalen Wiedergeburt zu fördern. In der Fußnote wird eine genaue bibliographische Uebersicht über die in den verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze Šišmanovs über diesen Gegenstand gegeben. Hier wird noch im Vorwort auf die Notwendigkeit eingehender archivalischer Untersuchungen selbst der kleinsten Zeitabschnitte aus dem Leben und Wirken der nationalen Führer hingewiesen, welche der Klärung dieser Geschichtsepoche mehr dienen werden als zusammenfassende, vielleicht aber mehr oder weniger phantastische, Lebensbeschreibungen.

In den Abschnitten über Aprilov wird der Frage besondere Beachtung geschenkt, welche Rolle ihm und N. R. Savel'ev-Rostislavič hinsichtlich des literarischen Nachlasses von Velenin zufällt. Die in den „Sanktpeterburgskija Vědomosti" in Nr. 221, 222, 223 und 224 vom Jahre 1848 erschienenen biographischen Notizen über Aprilov aus der Feder Nikolajs Vasil. Savele'v, welche noch jetzt als wertvolle biographische Quelle angesehen werden müssen, gibt Šišmanov im zweiten Abschnitt seiner Studie im Auszug wieder. Im folgenden findet die Frage nach Herkunft und Wirksamkeit der russischen Stipendien für bulgarische Studenten im Geistlichen Seminar in Odessa nähere Erörterung. — Den bei weitem größten Raum nimmt das Material über Neofit Rilski ein. Šišmanov hatte im Jahre 1905 zur Feier seines 25 jährigen Todestages die Initiative zu einer nationalen Feier ergriffen und bringt hier einen Ueberblick über die damals erschienenen Zeitschriftenaufsätze über Rilski, die zum großen Teil als gute Beiträge zu seiner Lebenskenntnis eingeschätzt werden müssen. Nach einer eingehenden biographischen Skizze über diesen „Praeceptor Bulgariae" folgt die Wiedergabe der kurzen Autobiographie Neofits aus dem Archiv der Wiedergeburt der Nationalbibliothek in Sofija nebst dem Fragebogen von unbekannter Hand, welcher die biographischen Angaben aus nicht völlig geklärten Gründen veranlaßt hatte. Ebenso ist das Tagebuch Neofits, und zwar hier zum erstenmal im Druck mit aufgenommen. — Die Studie über Neofit Bozveli bringt Abschließendes über die im Ministerskijat Sbornik, T. 7 vom Jahre 1901, von Šišmanov angeschnittene Frage, welche Quellen seinen Dialogen „Prosveštennyj Evropeec, polumeršaja Mati Bolgarija i syn Bolgarii" und „Mati Bolgarija" zugrunde zu legen sind.

Emmy Haertel.

Neuere bulgarische Literatur. Rivista di letterature slave. 1926. Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 5—15.

Ein Lebensbild Christo Botevs und eine Würdigung seines dichterischen Schaffens gibt Milko Ralcev. Er hebt hervor, daß in Botev der Dichter nicht den Menschen ertötet und der Künstler nicht den Helden verraten habe. Die Motive seines Schaffens seien (vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet) Mutter, Liebe und Tod gewesen. Der Aufsatz ist von G. Donnini ins Italienische übertragen. Emmy Haertel.

RUSSLAND

V. Waldenberg: **Posoškov i Krizanić v jich obščestvennopolitičeskych vozzrenijach** (Posoškov und Krizanić und ihre politisch-gesellschaftliche Weltanschaunug). — Slavia, Zeitschrift für slavische Philologie, Jahrg. V, Heft 4, 1927, S. 745—762.

Digitized by Google

Pososkov, ein Schriftsteller aus der Zeit des Caren Peter I., Autor mehrerer Werke und der hervorragende Südslave Jurij Krizanić, der im Jahre 1659 nach Moskau übersiedelte und dort seine Tätigkeit so traurig beendete, ähneln einander in ihren Weltanschauungen sehr stark. Pososkov gibt in Besprechung des staatlichen Absolutismus seiner Meinung Ausdruck, daß für den Staat nichts verboten ist. Der Staat lenkt alle Geschicke und entscheidet deshalb über das Leben eines jeden seiner Bürger. Krizanić schreibt in seinem Werke „Rozgovor ob vladelstvu" (Unterredung über das Herrschen), daß Bekleidung, Frisur, Reinigung der Sprache, Steuern, Verarbeitung des Leders, Verfügungen gegen eine Mißernte, Astrologie usw. vom Staate reguliert werden müssen. Auf diese Weise stimmen Pososkov und Krizanić tatsächlich mit dem Regime überein, wie es damals in Moskau bestand, wobei sie ihre Anschauung über den Staat in ihren Schriften entwickelten und klar formulierten. Auch in seiner Anschauung über die Wahrheit (in den Gesetzen und bei Gericht) entwickelt Pososkov eine ähnliche Anschauung wie Krizanić. Pososkov setzt sich hauptsächlich dafür ein, daß die Wahrheit hauptsächlich bei den Gerichten herrsche. Pososkov wie auch Krizanić meinen, daß das Wohl der Nation gerade darin beruht, daß im Staate und bei den Gerichten Wahrheit herrsche. Krizanić führt hierzu auch Beispiele an. „In Deutschland" — schreibt er — „sind die Leute deshalb reich, weil der Staat dort seine Leute schont." In der Ansicht jedoch, auf welche Weise der Wahrheit am besten zum Durchbruch verholfen werden kann, gehen die Meinungen zwischen ihm und Krizanić auseinander. Krizanić fordert für diese bürgerliche Wahrheit den Schutz durch den Staat. Hingegen meint Pososkov, daß dies noch viel zu wenig sei, daß dem Staat nur diese Sorge obliegen solle — ein jeder Bürger muß sich nach dieser Wahrheit sehnen und sie respektieren. Die Aehnlichkeit in den Anschauungen dieser beiden Schriftsteller ist daraus erklärlich, daß beide den damaligen Zeitgeist gut begriffen und verfolgten. Eugen Perfeckij.

Puškin und die italienische Sprache. Rivista di letterature slave. 1926. Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 256—265.

Vera Certo wirft die Frage auf, ob Puškin eine gründliche Kenntnis der italienischen Sprache besessen habe. Sie nennt an russischen Arbeiten dazu einen Beitrag von Teodor Korš in Nr. 7 der von der Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift Puškin i ego sovremenniki vom Jahre 1909 und ebenda in Nr. 11 einen Aufsatz von Verchovskij. Korš hatte auf Grund der von ihm angeführten italienischen Zitate und Redewendungen in den Werken Puškins die Meinung geäußert, daß er Italienisch nur vom Hörensagen gekannt haben mag, daß er wohl imstande war, Gehörtes oder Gelesenes wiederzugeben und zu verstehen, aber nicht bis zur Fähigkeit eigenen Ausdrucks im Italienischen vorgeschritten war. Verf. nimmt gegen diese Ansicht Stellung, sie erörtert die einzelnen Zitatstellen daraufhin, fügt auch ein Verzeichnis der in Puškins Bibliothek vorgefundenen italienischen Werke bei und schließt mit der Vermutung, daß allein das häufige Anhören italienischer Opern in Puškin den Wunsch geweckt haben muß, das Libretto einer solchen Oper zu verstehen. Emmy Haertel.

Steklov: Um den Prozeß von Černyševskij. Krasnaja nov'. 1927, kn. 4.

Dem bolschewistischen Geschichtsforscher ist es wieder gelungen, interessanter Dokumente aus den Geheimarchiven der III. Abt. habhaft zu werden.

Es handelt sich um den Prozeß von Černyševskij. Č. wurde, wie es bekannt ist, auf Grund einer schriftlichen Denunziation aus der Gesellschaft an den Chef der III. Abt., Protopopov, verhaftet. Bis 1906 war die Denunziation nur so weit bekannt, wie sie der Senat in seiner Entscheidung zitiert hatte. 1906 war die Denunziation vollständig gedruckt in „Byloe" im Artikel von M. Lemke: „Politische Prozesse". Steklow ist es gelungen, das Original der Denunziation selbst und weitere Briefe des Denunzianten in dem Archiv der III. Abt. in der Sache von Č. zu lesen.

Digitized by Google

Wer Autor der Denunziation war, ist unbekannt. Früher herrschte die Meinung, es wäre Katkov. Es war auch die Ansicht Nekrasovs; man vermutete, der Dichter hätte es von dem damaligen preußischen Gesandten Otto v. Bismarck gehört. Aber Steklov beweist, daß es nicht Katkov sein konnte, da die Briefe, deren Original er in den Händen hatte, mit einer Petersburger Marke versehen sind und durch die Stadtpost ankamen; Katkov war zu jener Zeit in Moskau. Im ersten Brief vom 14. Juli 1862 schreibt der Autor, Č. wäre gefährlicher als Herzen, denn vor einem Hausdieb könne man sich nie schützen; er sei schlau, boshaft und vorsichtig. Der Denunziant scheint liberalen Projekten zu huldigen und rät zum Zusammenrufen einer Duma, in der der Car sich auf die Edelleute stützen könnte. Bittet den „Den", das Organ der Slavophilen, nicht zu bedrängen; die Slavophilen können keinen Schaden bringen.

Der Brief hatte einen ziemlich raschen Erfolg; unmittelbar nach ihm folgte in den Akten eine Order an die Gendarmerie, Č. an der Ausreise ins Ausland zu verhindern. Am 7. Juli ist ein Dankbrief desselben Autors vorhanden. Der Autor ist froh, daß gegen Č. in dieser Weise gehandelt worden sei; er gibt den Rat, sich auf die liberale Presse zu stützen. Gibt aber auch den Rat, auf die Tätigkeit des Studenten Utin ein Auge zu werfen. Utin, ein später bekannter russischer Marxist, fing damals tatsächlich an, sich in Studentenkreisen auszuzeichnen.

Č's. Verhör gab keine Unterlagen zu einer Anklage. Č., dem keine Gründe seiner Verhaftung angegeben wurden, erklärte im Februar einen Hungerstreik (den ersten in der russischen Revolutionsgeschichte). Der Car wußte von diesem Hungerstreik; aber das einzige, was Č. erreichte, war die Erlaubnis eines Gefängnisbesuchs seiner Frau.

Zu dieser Zeit wurde ein gewisser Kostomarov, der auch in geheimen Gesellschaften teilgenommen hatte, verhaftet. Diesem Kostomarov wurde Begnadigung versprochen, falls er in einer wichtigen Angelegenheit Hilfe zusagen würde. Auch der Car wußte davon: in einer Resolution zu einem Gnadengesuch K's. schrieb Al. II.: „Die Begnadigung wird in Aussicht genommen werden, wenn K. seine Versprechungen erfüllt."

Der Auftrag, den K. von der III. Abt. hatte, war folgender: er sollte Briefe fälschen: 1. einen eigenhändigen Brief Č's., in dem er zugab, der Autor eines bekannten Aufrufs „an die Bauern" zu sein, 2. einen Brief Č's. an Pleščeev, der seinen aktiven Anteil an revolutionären Verschwörungen verraten sollte. 3. einen Brief Kostomarovs selbst an einen nicht existierenden Freund, der als Kommentar zu Č's. Briefe dienen sollte. Die Handschrift wurde sehr geschickt nachgeahmt nach den Briefen Č's., die sich in der III. Abt. befanden.

Folgender Plan wurde ausgearbeitet. Kostomarov, zum Soldaten degradiert, wurde in Begleitung eines Gendarmerieoffiziers nach dem Kaukasus geschickt. In Moskau hatte er ein Zusammentreffen mit einem gewissen Jakovlev. Aus dem Gespräch Kostomarovs und Jakovlevs wurde festgestellt, daß Č. Autor des Aufrufs „an die Bauern" sei. In Tula schrieb Kostomarov den in der III. Abt. verfaßten Brief und wurde zum Schein vom Offizier überrascht. In seinem Koffer wird eine Untersuchung vorgenommen und man fand den Brief Č's. So hatte man nun Materialien zur Verurteilung Č's. und auf Grund dieser gefälschten Beweise wurde er abgeurteilt und verschickt. K. wurde befreit, die III. Abt. druckte auf ihre Kosten seine Gedichte. 500 Rubel bekam er zur Belohnung vom Caren persönlich.

Alle Personen, die Č. ihre Sympathie bezeugten, wurden verfolgt.

Der Artikel Steklovs zeigt noch einmal, wieviel Schätze die geheimen Archive für den Historiker bergen. Nadežda Jaffe.

Dževvis: Poraženčestvo und oborončestvo in den Arbeitermassen im Anfange des imperialistischen Krieges. Kat. i ssylka kn. 1, 1927.

Der Autor versucht die Stimmung des russischen Proletariats im Weltkriege feststellen. „Poražency" nannte man diejenigen, die für einen Zu-

Digitized by Google

sammenbruch Rußlands im Weltkriege waren: „oborency“ die Landesverteidiger, die für eine Verteidigung des Vaterlandes eintraten.

Das Proletariat glaubte nach der Meinung des Autors nicht an den Krieg und traf ihn darum vollkommen unvorbereitet. Der radikalen Bourgeoisie schmeichelte das Bündnis mit den Demokratien des Westens. Die Arbeiter blieben abseits. Der Autor glaubt, sie wären im Anfange Kriegsgegner gewesen. Es beweist, daß man in den Tagen der Mobilisation öfters „Nieder mit dem Krieg“ hörte.

Aber die Agitation vieler Sozialdemokraten für den Krieg, die Stellung Plechanovs, Kropotkins und so bekannter westlicher Sozialdemokraten, wie Vandervelde, rief einen Umschwung hervor. Nach der Einnahme von Przemysl nahmen die Arbeiter an einer patriotischen Manifestation teil. Durch die Verhaftung der bolschewistischen Führer wurde die Agitation der Landesverteidiger noch ungestörter. Der Patriotismus der Arbeiter drückte sich aber besonders in einem Haß gegen die deutschen Besitzenden aus.

Trotz seiner bolschewistischen Tendenz muß der Autor eingestehen, daß die Stimmung der Arbeiter in den Jahren 1915—1916 mehr für, als gegen den Krieg war. Nadežda Jaffe.

Šulgin: Im Schlafwagen. Slav. Rev. März 1927, Vol. V, N. 15.

Der Artikel ist dem neu erschienen Buch Šulgins „Tristolicy“ (Drei Hauptstädte) entnommen. Er ist von biographischen Notizen über Š. eingeführt, die ihm als konservatives Mitglied der Duma, Abgesandten der Duma bei der Thronentsagung des Caren und Autor der interessanten Erinnerungen „Dni“ (Die Tage) und „1920“ schildern. Sein letztes Werk sind Erlebnisse von 1926, wo Š. verkleidet eine Reise nach Sovetrußland unternahm, um seinen aus der Weißen Armee verschwundenen Sohn aufzufinden.

Im Schlafwagen, in einem vollkommen europäischen bequemen Zuge, fährt Š. Das einzige, was ihn erinnert, daß er in Sovetrußland ist, ist die Inschrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“. Š. reist in Begleitung eines Schmugglers, der einer ganzen Organisation gehört, durch die sich Š. nach Rußland einschmuggeln konnte. Diesem Reisegefährten legt der Autor seine politischen Ansichten über Land und Leute in den Mund. Š. fängt die Unterhaltung mit der Behauptung an: „Ich glaubte in ein totes Land zu kommen und ich sehe das Erwachen eines mächtigen Landes“. Darauf antwortete der Schmuggler: „Ja, sagen sie ihnen in der Emigration, daß wir wach sind und nur den nötigen Moment erwarten. Es gibt keinen Kommunismus mehr, der hat ausgespielt und der jetzige Nachgeschmack des Sozialismus wird auch vergehen. Was gegenwärtig am lebendigsten ist, ist der Haß, der wilde Haß gegen die Machthaber. Man erinnert sich, was „sie“ versprachen: das Land, das sie aber auch nicht gaben. Darum ist die erste Aufgabe der zukünftigen Regierung — eine grundlegende Agrarreform“. Welche Form wird diese Regierung annehmen? Š's. Gefährte hält die Sovetkonstitution mit ihrem professionellen und territorial-föderativen Prinzip für ausgezeichnet. Seine Ideale sind, die Sovets ohne Kommunisten.

Eine blinde Rückkehr zum alten ist unmöglich. Es war nicht alles gut vor der Revolution, sie wäre sonst auch nicht gekommen.

Eine Metamorphose hat die Revolution mitgebracht, mit der man rechnen muß. Früher hat das Volk nie über die Regierung nachgedacht, nie sie getadelt; sie war für ihn wie eine Naturerscheinung. Jetzt ist aber der Heiligenschein weg; die Regierung ist für das Volk etwas von Menschenhänden geschaffenes, worüber man nachdenken, es tadeln und momentan hassen kann. Auf die Frage: Monarchie oder Republik gibt „der Schmuggler“ folgende Antwort: Jeder Bauer in Rußland weiß, daß er in einer Republik lebt und dadurch sei ihm diese Form verhaßt. Aber so ohne weiteres zum Gesetz Paul I. zurückzukehren, sei unmöglich. Es müsse eine Wahl stattfinden, ähnlich wie die Wahl nach den Wirren des XVII. Jahrhunderts des ersten Romanovs. Aber der Car könne auch nur Car sein, durch ein Konkordat mit dem Volke. Wie dieses Konkordat zustande kommen könne, wird die Zukunft zeigen. Welcher Name ist in Rußland am popularsten? Das Volk kennt drei Namen:

Digitized by Google

den Namen Kerenskij's, der die „Kerenki" schuf, das Geld, das keinen Wert hatte. Dieser hat sich selbst gerichtet. Dann den Namen des toten Caren, um den sich Legenden bilden, und dann .... einen dritten Namen, des Großfürsten Nikolai Nikolaevič, des Führers der 15 Millionen. Dieser Name ist in jeder russischen Hütte bekannt.

Mit diesem Bekenntnis einer zukünftigen Monarchie unter Nik. Nik. endet das Gespräch. Es ist interessant für die Ansichten eines russischen Faschisten, wie der Autor sich selbst nennt, mit seinem Ideal „der Sovetmonarchie".

Nadežda Jaffe.

B. Mirkine=Guetsevitch (Mirkin=Gecevič), Russie et Turquie en août 1914. „Le Monde Slave" N. S., 4. Jahrg., Nr. 4 (April 1927), S. 128—145. (1914, August. Türkisches Bündnisangebot an Rußland.)

M.-G. untersucht die Enthüllung neuerer russischer Veröffentlichungen (M. Pokrovskij, Carskaja Rossija i vojna, Mosk. 1926; Rozdel aziatskoj Turcii und Carskaja Rossija v mirovoj vojne Bd. 1, Leningrad 1926) über ein Bündnisangebot der Türkei an Rußland zu Beginn des Weltkriegs. In einem Gespräch am 5. August 1914 bot der türkische Kriegsminister Enver Pascha dem russischen Militärattaché in Konstantinopel, General Leont'ev, an, einen Teil der türkischen Streitkräfte von der kaukasischen Grenze wegzunehmen, um damit die friedliche Gesinnung der Türkei Rußland gegenüber zu beweisen. Zugleich erklärte er, die Türkei sei bereit, Rußland auf dem Balkan eine Armee zur Verfügung zu stellen, um entweder Balkanstaaten, die gegen Rußland eine feindselige Haltung einnähmen, im Schach zu halten, oder mit Verbündeten Rußlands am Balkan gegen Oesterreich zu kämpfen; die deutsche Militärmission solle entlassen werden. Als Gegenleistungen beanspruchte Enver Westthrazien, die Inseln des Aegäischen Meeres und ein Defensivbündnis zwischen Rußland und der Türkei auf zehn Jahre. Obwohl der russische Botschafter in Konstantinopel (Giers) nach einer Unterredung mit dem Großwesir die Annahme des Vorschlags dringend befürwortete und als Folge der Ablehnung den Anschluß der Türkei an die Mittelmächte für unabwendbar erklärte, verhielt sich der russische Minister des Auswärtigen Sazonov durchaus ablehnend. Die Gründe für Sazonovs Zurückhaltung sind durch die bisherigen Veröffentlichungen noch nicht genügend geklärt. Ein Artikel von A. Aulard in der Zeitung „l'Oeuvre" vom 3. März 1927 („Révélations historiques") macht es wahrscheinlich, daß Delcassé, durch Izvol'skij von dem Bündnisangebot unterrichtet, Sazonov in seiner Haltung bestärkt hat.

Vgl. auch B. Mirkine-Guetzevitch, Documents diplomatiques sur la grande guerre, in „La Révolution française" N. S. Nr. 33 (1927). S. 57—61.

F. Epstein.

B. E. Shatzky, La question de Constantinople et des détroits. Les origines de l'accord russo=anglais=français (mars 1915). „Revue d'histoire de la guerre mondiale", 4. Jahrg. 1926, S. 289—309; 5. Jahrg. (1927), S. 19—43.

Das diplomatische Ringen, durch das Sazonov 1914—1915 Rußlands Anspruch auf Konstantinopel und die Meerengen vertraglich sicherte und „im wichtigsten während des Krieges geschlossenen Abkommen" (Grey) einen glänzenden diplomatischen Erfolg davontrug, bildet den Inhalt der ersten sechs Abschnitte der Abhandlung. Besondere Beachtung verdient der siebente Abschnitt (S. 31—36) über die zwei Richtungen in den führenden Kreisen Rußlands, die es ungern sahen, daß Konstantinopel und die Meerengen vertraglich als die Kriegsziele Rußlands festgesetzt wurden und die glaubten, daß das Abkommen die diplomatische Stellung Rußlands verschlechtere. Die eine Richtung — der Generalstabschef Alekséev und der Chef der diplomatischen Kanzlei beim Hauptquartier Fürst Kudašev — be-

Digitized by Google

fürwortete einen Separatfrieden mit der Türkei, während eine Gruppe von Politikern (Stürmer, Protopopov) eine Verständigung mit Deutschland auf Kosten der Türkei für möglich hielt. Auf die offizielle Führung der russischen Außenpolitik haben diese divergierenden Strömungen keinen Einfluß gehabt. Noch Miljukov als Außenminister der provisorischen Regierung hat 1917 unter den völlig veränderten Verhältnissen die Kriegsziele der kaiserlichen Regierung weiterverfolgt, bis Kerenskij durch sein Eintreten für eine Internationalisierung Konstantinopels mit Miljukov und damit zugleich mit der außenpolitischen Tradition Rußlands brach. F. Epstein.

André Pierre, L'intervention française en Russie Méridionale (1918—1919). „Le Monde Slave" N. S., 4. Jahrg., Nr. 1 (Januar 1927), S. 143—160.

Ausführliche Wiedergabe einer Arbeit von A. Gukovskij in der Zeitschrift „Proletarskaja Revoljucija" Nr. 6—8 (1926) über die Okkupation Odessas und eines Teils der Krim durch die Franzosen im Winter 1918—1919.

Durch ein wenig bekanntes Abkommen vom 23. Dezember 1917 hatten sich England und Frankreich über „Einflußsphären" in Rußland geeinigt. England behielt sich den russischen Norden, das Balticum, den Kaukasus, das Kubangebiet und die Landschaften östlich vom Don vor; Frankreich wurden besondere Interessen in der Krim, in Polen und in den Gebieten westlich vom Don zuerkannt; d. h.: „England suchte seine Hand auf die Wälder von Archangelsk und das kaukasische Naphta, Frankreich auf die Doneckohle und das ukrainische Getreide zu legen". Nach G. veranlaßten in erster Linie wirtschaftliche Gründe Frankreich, sich am Schwarzen Meer festzusetzen. Es gelang dem Kommando der französischen Okkupationstruppen nicht, gegenüber den um die Herrschaft ringenden antibolschewistischen und revolutionären Strömungen in der besetzten Zone eine klare Linie zu befolgen und eine unbedingte Autorität zu gewinnen; die französischen Besatzungstruppen zeigten sich gegen kommunistische Einflüsse nicht völlig immun. Der Vormarsch der Roten Armee, mit der die Arbeiterschaft von Odessa sympathisierte, machte die Lage der Franzosen unhaltbar; sie räumten vom 3. bis 5. April 1919 die Stadt, in der bereits am 6. April die Vorhut der Roten Armee anlangte. F. Epstein.

A. Wassilieff, Mes souvenirs. „Le Monde Slave" N. S. 4. Jahrg., Nr. 1 (Jan. 1927), S. 108—132; Nr. 2 (Febr.), S. 218—245; Nr. 3 (März), S. 434—460; Nr. 4 (April), S. 101—127. (1916—1918. Erinnerungen von A. T. Vasil'ev.)

A. T. Vasil'ev, der mit kurzen Unterbrechungen seit 1906 hohe Stellungen in der russischen politischen Polizei bekleidete und Ende September 1916 zum Leiter der öffentlichen Sicherheit (direktor departamenta policii im Ministerium des Innern) ernannt wurde, schildert die Tätigkeit der politischen Polizei während des Krieges. Auseinandersetzungen über Reibungen mit militärischen Kommandostellen nehmen in der Erzählung einen breiten Raum ein. V. plädiert lebhaft für die Unschuld Mjasoědovs und Suchomlinovs. Der vierte Abschnitt der Erinnerungen (S. 234—240) handelt über A. D. Protopopov, Miljukov und A. F. Trepov, der fünfte (S. 240—245) über Rasputin und Badmaev; über Badmaev vgl. R. Salomon, „Aus den letzten Jahren des russischen Kaisertums" in diesen Jahrbüchern N. F., Bd. II, H. 1 (1926), S. 16.—V. zeichnet Rasputin, über den er täglich einen streng vertraulichen und persönlichen Bericht empfing, sympathischer, als es sonst geschieht; er wendet sich scharf gegen einen Artikel von Zin. Hippius in den „Sovremennyja Zapiski" 1923. Der achte Abschnitt schildert den Umsturz in Petersburg, der neunte die Haft in der Peter-Pauls-Festung und die Verhöre durch die von der provisorischen Regierung 1917 eingesetzte „Außerordentliche Kommission".

Digitized by Google

Die Unduldsamkeit V's gegen weniger auf ein absolutistisches, polizeiliches Willkürregiment Eingeschworene, die Bitterkeit seiner Klagen und anklagende Gehässigkeiten mahnen diesen Aufzeichnungen gegenüber zu ganz besonderer Vorsicht. Zur Kritik sind in erster Linie die im ersten Band der Materialien der Außerordentlichen Kommission (Padenie carskago režima po materialam črezvyčajnoj komissii vremennogo pravitel'stva, Leningrad 1925) veröffentlichte schriftliche Erklärung V's (S. 220; 420—432) und die Erinnerungen des Generals Komarov-Kurlov („Das Ende des russischen Kaisertums. Persönliche Erinnerungen des Chefs der russischen Geheimpolizei", Berlin 1920) heranzuziehen. F. Epstein.

Janin, Au G. Q. G. russe. „Le Monde Slave" N. S., 3. Jahrg., Nr. 5 (Mai 1926); S. 161—185; 4. Jahrg., Nr. 1 (Jan. 1927), S. 1—24; Nr. 2 (Febr.), S. 285—311. (1916—1917 Tagebuchaufzeichnungen des Generals Janin.)

Die Auszüge aus dem Tagebuch des Generals Janin, des Chefs der französischen Militärmission im russischen Hauptquartier, der „Stavka", zeugen von scharfer Beobachtungsgabe. Zahlreiche Mitglieder des Kaiserhauses und der Umgebung des Caren, russische und — vorübergehend während des Krieges in Rußland weilende — alliierte Heerführer und Politiker werden mit wenigen Strichen eindrucksvoll gezeichnet. So interessant manche Urteile und Einzelheiten sind, über die eigentliche Aufgabe Janins, die Verbindung der Generalstäbe zu planmäßiger Zusammenarbeit, verraten die bisher mitgeteilten Bruchstücke des Tagebuchs nichts. F. Epstein.

Mark Vischniak: Februarrevolution. Sovr. Zap. 1927, kn. XXXI.

Der Autor, ein bekannter Sozialrevolutionär der rechten Gruppe, sieht zwei Ursachen der Februarrevolution. 1. Eine verspätete und unvollständige Liquidation der Leibeigenschaft. 2. Eine Verfristung des Selbstherrschertums. Der Autor sieht den großen Konflikt in Rußland in den ewigen Fragen „Zemlja i Volja", „Land und Freiheit".

Das Fehlen eines dritten Standes ist auch eine der Ursachen der Revolution und auch ihres Scheiterns. Der dritte Stand hat nicht versucht, in dieser Revolution alles zu werden.

Was ist die Bedeutung der Februarrevolution? Sie hat die russische Nation geboren. Das russiscne Volk hat sich nur damals als Nation empfunden. Während des Selbstherrschertums und des Bolschewismus ist das russische Volk „geschaffen" worden, im Februar hat es „geschafft"; es war eine nationale Revolution. Die Oktoberrevolution war auf materiellen Interessen gebaut, sie war nicht aus nationalen Gründen geboren, sondern aus Fragen der Klassen- und Parteidiktatur.

Man muß selbstverständlich nicht vergessen die späteren traurigen Verhältnisse in Rußland: die Abtrennung von Europa, die kulturelle Degradation. Aber die Februarrevolution hat ihre historische Mission vollbracht. Selbst der Nationalist Šulgin, der Rußland 1926 besuchte, muß zugeben, daß das russische Volk sich gewandelt hat. Den „Heiligenschein" hat die Regierung für immer verloren. Das Volk bespricht und tadelt jede Regierung, versteht sie zu hassen usw.

Der Verfasser schließt seinen Artikel in fester Zuversicht, daß das russische Volk zu den Idealen des Februars zurückkehren wird.

Nadežda Jaffe.

Der historische Sinn des Februars (Carismus und Bourgeoisie in der Februarrevolution) von Prof. Pokrovskij, Proletarskaja Rev. 1927 N. 2—3. (Februarrevolution.)

Der bekannte bolševistische Historiker bespricht in einer des Februarrevolution gewidmeten Nummer der Prol. Rev. die Bedeutung der Februar-

Digitized by Google

geschehnisse. Seinen politischen Ansichten gemäß, sieht er ihre Bedeutung nicht im Sturz des Carismus, sondern in der Wiedergeburt der Arbeiterräte als neue politische Form. Obwohl Vertreter der Industrie und des Handels sich bis Februar in Opposition befanden, war die Kluft, die die Bourgeoisie von der Autokratie teilte, nach der Meinung des Verfassers, nicht tief. Pokrovskij's Quellen, nach denen er die Geschehnisse darstellt sind: „Delo štaba glavnokomadujuščago armijami severnago fronta" (noch nicht veröffentlicht) und die Stenogramme der außerordentlichen Untersuchungskommission (bereits veröffentlicht). Die Quellen zerstören vollständig die Legende von der Passivität des Caren. Nikolaus fehlte die Gabe der Voraussehung, aber er war nicht passiv. Bekannt ist sein Telegramm: „Ich befehle die während eines Krieges unzulässigen Unruhen einzustellen". Die damaligen Petersburger Machthaber verstanden es als einen Befehl zu schießen. Aber schon am 28. Februar (alt. St.) wird es bekannt, daß die Carentreuen 600 Mann der Petersburger Garnison nur 80 Schießpatronen hatten. Petersburg war tatsächlich in den Händen der Revolution. Die Stimmung ändert sich schnell. Der Car, der noch am 1. März mit Verachtung von den „Dummheiten" spricht, die ihm der „dicke Rodzianko" mitteilen wollte, erwartet diesen schon am 2. (14) März mit der größten Sehnsucht. Aber Rodzianko kam nicht: die Petersburger Arbeiter, die jetzigen tatsächlichen Machthaber, hatten ihm den Zug verweigert. Nikolaus will entgegenkommen, will Rodzianko zum Premierminister ernennen; aber zu spät. Er will ein parlamentarisches verantwortliches Ministerium berufen, aber auch dieses ist zu spät . . . . Die Bourgeoisie würde eine solche Monarchie annehmen, aber die Macht gleitet auch ihr aus den Händen. „Die Bourgeoisie", wie sie Pokrovskij nennt, d. h., Vertreter des Handels, der Industrie und der Intelligenz, hatten, wie es Miljukov, der Untersuchungskommission angab, schon nach dem Morde Rasputins Maßnahmen getroffen, um im Lande nach der Revolution eine Macht zu schaffen. Auf einem geheimen Kongreß in Moskau war Lvov zum Premierminister, andere bekannte Persönlichkeiten zu Ministern vorausgesehen worden. Interessant ist, daß nach den Februarereignissen dem Caren ein Telegramm mit der Liste dieser Namen zum Vorschlage geschickt wurde und daß er darauf einging; so war die zeitweilige Regierung eigentlich von Nikolaus ernannt. Schwerer war es, ihn zu bestimmen, dieses Ministerium für ein verantwortliches zu erklären, die ganze Nacht kämpfte General Rucki mit seinem Starrsinn. Zuletzt um 2 Uhr am 15. (2) ließ der Car nach. Noch viel schwerer war die Abdankung zu erwirken. Telegramme von Generälen sämtlicher Fronten mußten inszeniert werden, um den Kaiser zu bewegen und zuletzt schwankte Nikolaus. Man verschaffte ihm eine ehrenvolle Abdankung. Er ernannte seinen Bruder zum Regenten, aber nach dem berühmten Gespräch Michaels mit Rodzianko: „Garantieren Sie mir das Leben, wenn ich Car werde" ? „Nein, keinesfalls", dankte auch dieser ab. Nur zwei Kämpfer blieben nun auf dem Felde: die Bourgeoisie, vertreten durch die zeitweilige Regierung und das Proletariat, das nun zur Macht strebte.

Der Verfasser schließt mit der Prophezeiung Lenins: „Der Sieg der bürgerlichen Revolution ist bei uns als Sieg der Bourgeoisie unmöglich; es erscheint ein Paradox, aber ist es die Wahrheit". — Der Artikel Pokrovskij's enthält viele schon bekannte Tatsachen und ist tendenziös geschrieben; aber sein lebendiger Stil gibt die dramatische Spannung der besprochenen Geschehnisse und die Stimmung jener Tage gut wieder. Nadežda Jaffe.

Piontkovskij: Die Oktoberrevolution und die russische historische Wissenschaft. Pečat' i Rev., kn. 2, 1927.

Verf. versucht die Resultate der russ. hist. Forschung nach den Oktoberereignissen zusammenzustellen.

In die Aufgaben und Ziele der russ. hist. Forschung brachte die Oktoberrevolution einen vollkommenen Umschwung. Von nun an herrscht in dieser Wissenschaft die marxistische Methode und bringt mit sich einen

Digitized by Google

neuen Gesichtspunkt, neue Themen. Im vorrevolutionären Rußland schufen Adel und Bürgertum eine Geschichtswissenschaft; das Proletariat schuf eine andere. Früher galt das Interesse der Entstehung und Entwicklung des Staates; heute gilt es dem Klassenkampf. In der neuen russischen Geschichte will der Autor nur Erscheinungen dieses Kampfes sehen und erklärt damit das mangelnde Interesse der bürgerlichen Wissenschaft für diese Zeit; wenn Ključevskij sich auch mit dieser Zeit befaßt hat, so ist es, wie der Verfasser es findet, nur um die russischen Verhältnisse nach 1861 zu idealisieren. Der Autor bringt zum Vorwurf der russischen vorrevolutionären Geschichtsforschung, daß sie nicht marxistisch war und das so große Gelehrte, wie Ključevskij, wahrscheinlich nicht nur nicht Marxisten waren, sondern auch nicht Marx gelesen hatten. Als marxistische Werke der vorrevolutionären Zeit nennt der Autor Pokrovskij's Artikel in der Allgemeinen Geschichte des XIX. Jahrh. Točkij 1905 und Olminskij Gosudarstvo, dvorjanstvo i absolutizm v istorii Rossii.

Die bürgerliche Geschichtsforschung wird vom Autor glattweg als Reaktionär bezeichnet, die proletarische als revolutionär; ihre Aufgabe ist, die Gesetzmäßigkeit der Revolution zu beweisen.

Die Oktoberrevolution brachte neue Themen und neue Fragen. Die Revolution war unter der Führung der bolschewistischen Partei durchgeführt; so war das erste, was Interesse erregte — die Geschichte der Partei. Eine spezielle Kommission beim Zentral-Kommitee beschäftigt sich mit dieser Frage; drei historische Zeitschriften „Proletarskaja revolucja", „Krasnaja Letopis'" und „Letopis' Revolucii" drucken Materialien und Artikel fast ausschließlich aus der Geschichte der Partei. Alle Denkmäler der Parteigeschichte, wie Zeitungen von 1903—1905, Protokolle, Memoiren der Parteimitglieder sind zusammenhängend herausgegeben worden. Eine zusammenfassende Geschichte der Partei gibt die Istorija V. K. P. redigiert von Jaroslavskij. Als weitere Werke werden genannt: Popov: Očerk istorii Rossijskoj Kommunističeskoj partii Gizd.; Nevski: Očerki po istorii R. K. P. izd. Priboj; „Istorija R. K. P. Kratkij očerk Izd. „Priboj."

Außer der engeren Frage der Parteigeschichte sind auch weitere Fragen der Geschichte des Proletariats bearbeitet worden. Die Forschung des Bürgertums hatte reiche Materialien über diese Frage gesammelt, aber nur Rohmaterialien, eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Fragen gab es kaum. Jetzt nach zehn Jahren der Diktatur des Proletariats, gibt es eine umfangreiche Literatur dieser Fragen. Ein Monumentalwerk ist die Arbeit Balabanovs, ein Werk von 3 Bänden „Očerki po istorii rabočego klassa v Rossii. Mit viel Rohmaterial verfügt die Arbeit Pažitnows: „Položenie rabočego klassa v Rossii". Populäre Arbeiten schrieb der Autor Piontkovskij: Istorija rabočego klassa v Rossii und Kusmin: Rabočee dviženie v Rossii do revolucij 1905.

Die Einzelereignisse des proletarischen Kampfes, sowie der Morozov-Streik von 1885 und die Erschießungen an der Lena, riefen auch eine reiche Literatur hervor, die vom Zentrarchiv herausgegeben wurde.

Viel ist über das Jahr 1905 gearbeitet worden. Für das vorrevolutionäre Werk der Menschevisten „Obščeštvennoje dviženie v Rossii v načale XX v." hat der Verfasser nur Worte der Verachtung, hebt aber das nach der Revolution herausgegebene Werk seiner Partei 1905 „Istorija revolucjonnago dviženija v otdelnych očerkach", das Details über die Geschichte der damaligen Sovets, des Moskauer Dezemberaufstandes usw. enthält.

Mit Interesse ist auch die Geschichte der Arbeiterbewegung in den Kriegsjahren untersucht worden. Hierzu das Werk Manickij's: Revolucjonnoje dviženie vojennych godov 2 T. Auch über einzelne Bewegungen, wie über den Streik von Baku ist geschrieben worden.

Digitized by Google

Popov: „Iz istorii zabastovočnogo dviženija v Rossii nakanune imperialističeskoj voiny."

Für die Agrarfrage und die Geschichte der russischen Bauernschaft bleiben wie der Autor es selbst zugeben muß ausschlaggebend die Arbeiten vorrevolutionärer „bürgerlicher Historiker", Semevskij, Trifigaev, Ignatovič. Auch die Untersuchung der Bauernaufstände ist bereits vor der Revolution unternommen worden. Firsov: Pugačevtčina, Bunt Stenki Razina. Hier brachte die nachrevolutionäre Forschung keine neuen Ergebnisse. Wichtig ist nur eine Arbeit, die den Einfluß der Partei auf die Bauernbewegung untersucht. Diese Arbeit ist: Morochovec: Krestjanskoe dviženie 1905—1907 i Socialdemokratija.

Historiker - Marxisten der Nachoktoberzeit widmeten verschiedene Arbeiten der Stolypinschen Agrarreform. Davon sind zu nennen: Karpov: Agrarnaja politika Stolypina izd. Priboj; Dubrovskij: Stolypinskaja reforma izd. Priboj; Tjumenev: Ot revolucji k revolucji. Besonders die letzte Arbeit wird vom Verfasser warm empfohlen.

Sehr wichtig sind für's Ausland die Veröffentlichungen im Bereiche der Geschichte der auswärtigen Politik. Die Publikationen der Geheimarchive der caristischen Regierung bieten für den Historiker wichtige, leider noch wenig bearbeitete Quellen. Besonders interessant die Publikationen des Narkomindel (des russ. ausw. Amt.) „Konstantinopel und die Meerengen", „Die Aufteilung der Asiatischen Türkei", „Die Alliierten und Griechenland" usw. Der Zentrarchiv publicierte die interessante Korrespondenz des Caren und des deutschen Kaisers, gab die Materialien zur Geschichte der franko russischen Beziehungen usw. heraus.

Sehr groß ist die Literatur über die Oktoberrevolution und den Bürgerkrieg. Der Verfasser nennt keine näheren Werke.

Für besonderen Verdienst der nachrevolutionären Historiker hält der Autor die Anwendung der marxistischen Methode. Dadurch wäre man in der Dekabristenforschung zu einer neuen Wendung gelangt. Der Autor erkennt die Leistungen eines Semevskij, eines Dovnar-Zapolskij auf diesem Gebiete der Forschung an, sieht aber einen Verdienst der marxistischen Forschung darin, daß sie den Klassencharakter der Dekabristen-Bewegung zuerst erkannte. Der Autor bedauerte, daß eine vollständige Darstellung der Bewegung durch einen Marxisten noch nicht erschienen sei. Interessante Fragen sind bearbeitet worden: die Frage des Aufstandes in Černigovskij Regiment, die Charakteristik Pestels und Trubeckoj's und ihrer Rolle in der Bewegung. Ein interessanter Versuch ist gemacht worden, wie es schon früher Pavlov-Silvanskij angedeutet hatte: ein Versuch die Dekabristen-Bewegung mit den damaligen Bewegungen im Westen in Einklang zu bringen.

Rohmaterialien aus den Archiven publiziert der „Krasnij Archiv", Fragen der marxistischen historischen Methode behandelt der: „Istorik-Marxist".

Sehr eingehend auf Grund von neuen Material ist die Biographie Bakunins bearbeitet worden: Polonskij Bakunin-romantik T. I. Steklov: M. A. Bakunin. T. I.

Die Geschichte des russischen Kapitalismus geben Ronin, Eventov und Oll.

Der Artikel von Piontkovskij ist wertvoll, da er eine vollständige Aufzählung und Charakteristik der nachrevolutionären historischen Literatur enthält. Unangenehm berührt die Ueberschätzung des Geleisteten, die Verminderung der Verdienste der alten russischen historischen Wissenschaft, die einseitige Behandlung aller Probleme durch die vermeintlich alles erlösende marxistische Methode, — Fehler leider nicht nur des Autors, sondern der ganzen modernen bolschewistischen Forschung.

Nadežda Jaffe.

Digitized by Google

, Russia and Mongolia" by Lobanow Rostowsky. Slav. Rev. March 1927.

Der Autor bringt den europäischen Leser in ein fremdes Gebiet, in ein Land von einer Million Quadratmeilen, so groß wie Großbritanien, Deutschland und Frankreich zusammen. Das ist Mongolien, das einzige asiatische Land, das Sovet-Institutionen angenommen hat. Politisch ist dieses Land höchst wichtig als s t r a t e g i s c h e B a s e d e r S o v e t - R e p u b l i k g e g e n C h i n a. Das Land, einst die Wiege des mächtigen Reiches des Chingis-Chan, ist jetzt nur von ungefähr 2 000 000 Nomaden bevölkert. Die Nomaden bilden verschiedene Klans und werden von Fürsten regiert, die eine Abkunft von Chingis-Chan beanspruchen. Bis vor kurzem herrschten in Mongolien feodale Zustände. Die Leibeigenschaft war in voller Blüte. 99% der Bevölkerung sind Analphabeten. Die Gebildeten sind nur die Lamas der Budhisten, die medizinische, astrologische und astronomische Kenntnisse besitzen. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Viehzucht. Nur wenige Städte, wie Urga, Kobdo, Maimačin sind vorhanden.

Die einzigen westlichen Einflüsse, die in dieses Land vor dem Kriege eindrangen, waren die russischen. Ungefähr 5 000 Russen wohnten im Lande und eine ziemlich große russische Lederindustrie hatte sich entwickelt.

Das Land war politisch seit 1691 unter China, aber der chinesische Einfluß war nie besonders stark. Die Chinesen mischten sich nicht ins innere Leben der Vasalprovinz. Die chinesische Macht war im Lande nur durch einen General-Gouverneur vertreten. Groß aber war der wirtschaftliche Einfluß Chinas: 25 chinesische Firmen behaupteten den mongolischen Markt. 1911 erfolgte eine Abtrennung von China und sämtliche mongolische Firmen erklärten sich frei von ihren Verpflichtungen gegen chinesische Kaufleute. Mongolien wurde nun eine selbständige Theokratie, deren höchste Macht in den Händen eines Lama lag, der die letzte Erdeninkarnation eines Liebling-schülers von Buddha zu sein beanspruchte. Das feodale System der Klans verblieb.

Aber nach diesem Bruch mit China stiegen die westlichen russischen Einflüsse: 1915 wurde eine Nationalbank für Urga gegründet, die an die sibirische Bank angegliedert wurde. Russische Münzen kursierten im Lande und ein Vertrag wurde zwischen Rußland, China und Mongolien abgeschlossen. Nach diesem Vertrage behielt China nur nominelle Hoheitsrechte über Mongolien. Der Posten des General-Gouverneurs wurde aufgehoben und China wurde nur durch einen Konsul in Mongolien vertreten. Sehr große Autonomie wurde gewährt, besonders das sehr wichtige Recht — selbständige wirtschaftliche Verträge abzuschließen. Die russische Regierung bewilligte ein größeres Darlehn, ein russischer wirtschaftlicher Sachverständiger wurde ins Land geschickt. Aber das durch revolutionäre Wirren geschwächte Rußland konnte seinen Einfluß nicht lange behaupten: 1918 okkupierte China Mongolien, machte aber den taktischen Fehler die Tilgung der Schulden, die 1911 für aufgehoben erklärt wurden, zu verlangen. Darum hatten die Russen, die unter dem weißen General Ungern-Sternberg 1920 nach Mongolien einzogen, ein leichtes Spiel die Chinesen zu vertreiben.

Ungern-Sternberg ist eine der interessantesten Figuren jener wirren Jahre. Nachkommen einer alten teutonischen Familie, selbst Vertreter einer feodal-mittelalterlichen Weltanschauung, zugleich aber Buddhist und extremer Mystiker, der gegen den Bolševismus, als gegen das böse Prinzip. einen wilden Haß hegte und eine mysteriöse Angst vor ihm hatte. Im Februar 1921 zog Ungern-Sternberg nach Urga und proklamierte ein unabhängiges Mongolien.

Ungern-Sternberg entwickelte im Lande eine rege Tätigkeit: er legte in Urga ein Elektrizitätswerk und Telephone an, ließ Zeitungen erscheinen, verbreitete Bücher. Alle diese Maßnahmen wären für das Land segensreich gewesen, wenn Ungern-Sternberg persönlich nicht ein so grausamer Mensch, offenbar ein Sadist, gewesen wäre. Im August 1921 wurde U-S. von den Bolševisten geschlagen, kam in Gefangenschaft und wurde erschossen.

Digitized by Google

Die Roten kamen nach Mongolien zuerst nur als Verfolger der Weißen und besetzten Urga. Dann aber wurde das rote Mongolien proklamiert und eine rote Armee nach russischem Muster gebildet. Es entstand eine revolutionäre mongolische Partei, aus deren Mitte eine revolutionäre Regierung unter russischer Führung gewählt wurde. Die ersten Dekrete der Regierung waren: Aufhebung der von Ungern-Sternberg eingeführten Steuern für Kultus-Angelegenheiten und der Abgaben für die Beerdigung der Fürsten. Diese Maßnahmen riefen eine Verschwörung der reaktionären Elemente — der Prinzen und der Lamas — hervor. Die Verschwörung wurde entdeckt und sämtliche Beteiligten erschossen. China versuchte seinen alten politischen Einfluß in Mongolien wiederzugewinnen, aber vergeblich. Auch wirtschaftlich wurde nun das Land vom russischen Centrosojusz ausgebeutet. Als der Tod des letzten Lama eintrat, wurde er für die letzten Erdeninkarnation erklärt und ein neuer Lama wurde nicht gewählt. Am 8. August 1924 wurde nun die Sovet-Konstitution proklamiert und damit die tatsächliche russische Schutzherrschaft über das Land befestigt.

Der Artikel berührt die jetzt so wichtige Frage der Sovetpolitik — den Schutz der asiatischen Völker — und ist darum nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch interessant. Nadežda Jaffe.

Jaroslavskij: Zehn Jahre. Kat. i Ssylka 1927, kn. I.

Der Verfasser war im Moment der Februarrevolution politischer Sträfling in der „Katorga". Mit Bedauern sieht er, daß viele Genossen, die wie er durch die Februarrevolution befreit wurden, sich nun auf „der anderen Seite der Revolution", wie er sich ausdrückt, befinden; man muß nur den Namen der Großmutter der russischen Revolution, Breško - Breškovskaja erwähnen. Besonders tragisch war die Stellung der linken Sozialrevolutionäre, die noch im Oktober mit den Bolschewisten zusammen kämpften, um dann auf die Seite der Feinde der Sovetregierung überzutreten.

Der Autor will die Ursache des Bruches der anderen sozialistischen Parteien mit den Bolschewisten nur darin sehen, daß die anderen an die Möglichkeit eines sozialen Umschwunges während des Krieges nicht glaubten. Die Menševiken hält der Autor für verblendet durch ihre Lehre von der zeitweiligen Hegemonie der Bourgeoisie.

Der Verfasser möchte die Resultate dieser 10 Jahre zusammenfassen. Er muß zugeben, daß die Versuche, die Sovets in andere Länder zu verpflanzen, scheiterten. Aber er sieht den Einfluß der Sovetidee auch in anderem: in dem Scheitern der parlamentarischen Idee. Der Faschismus, der jetzt in Europa von Tag zu Tag wächst und die parlamentarische Idee bekämpft, ist auch nur ein Gegengewicht zur Sovetidee und durch sie hervorgerufen. Die kommunistische Internationale ist von der Sovetbewegung gegründet worden. Aber hauptsächlich wichtig sind die moralischen Siege. Es ist bewiesen worden, daß das Proletariat nicht nur die Macht ergreifen, sondern sie auch behalten kann. Der Verfasser sieht auch einen Erfolg der Sovetregierung in der vollständigen Umwälzung in der Bauernwirtschaft. Als Erfolg betrachtet der Autor die Außenpolitik der Sovetregierung im Osten, das Aufrühren der östlichen Völker gegen den Imperialismus der europäischen Bourgeoisie. Die Gesamtaufgabe der Sovetregierung sieht der Autor im sozialistischen Aufbau und in der Stärkung der internationalen Massen und der Hilfe der kolonialen und halbkolonialen Völker in ihrem Kampfe gegen den Imperialismus.

Nadežda Jaffe.

Peter Ryss: Ueber das Eurasiertum. Gol. Min. 1927, 5, XVIII.

Peter Ryss bespricht im Gol. Min. die neue russische Emigrantenbewegung des Eurasiertums. Diese Gruppe will Rußlands asiatische Seite mehr als die europäische betonen. Ihre Prinzipien sind folgende: 1. Historisch ist Rußland mehr mit Asien, als mit Europa verbunden; es ist ein Teil der ehemaligen Monarchie des Chingis — Chan. 2. Die Reform Peters hat die historische

Digitized by Google

Tradition unterbrochen. 3. Die Bolschewisten führen als erste die richtige Politik zum Osten. Rußland hat sich zum erstenmal zum Bundesgenossen der asiatischen Länder in ihrem Kampf gegen den Imperialismus der europäischen Zivilisation erklärt. 4. Die Intelligenz ist das Unglück Rußlands, sein Glück das Primitive im Volke. 5. Der Wander- und Expansionstrieb wird Rußland von den Kulturgreueln der griechisch-römischen Welt befreien.

Der Autor des Artikels bestreitet die Zugehörigkeit Rußlands zu Asien und alle Thesen der Eurasier. Schon durch die Annahme des Christentums hat sich Rußland zur griechisch-römischen Welt, zur jüdisch-christlichen Kultur bekannt. Das Tatarentum hat nur das slavische Blut verdorben; alle furchtbaren Laster der Mongolen, Grausamkeit, Heimtücke, Verachtung der Frauen, zu den Ostslaven gebracht. Die edlen, christlichen Seiten des Slaventums wehrten sich dagegen im ganzen russischen Mittelalter durch die Ideen der christlichen Rettung der Seele und der Demut. Auch der Wandertrieb war gegen das gesunde Gefühl des russischen Volkes; daher die Stärkung Moskaus, das ständige Sitze seinen Untertanen sicherte. Rußlands hohe Aufgabe war eben, die griechisch-romanische Welt von den Tatarenhorden zu schützen. Rußland ist durch das Tatarenjoch verwildert worden, daher schuf es solche Persönlichkeiten, wie Ivan den Schrecklichen, der trotz seiner Genialität nachweisbar tatarische Grausamkeitszüge in sich trug. Peter der Große, der Rußland auf den europäischen Weg brachte, ist den Eurasiern, wie den Slavophilen verhaßt. Aber die Slavophilen beschuldigten Peter, er hätte Rußland von der Tradition des heiligen, christlichen Moskauer Reiches gebracht, nicht wie die Eurasier, er hätte es vom Tatarentum abgewandt.

Der Autor sieht in Rußland zwei Gesichter: das heilige Gesicht und das grausame, mongolische. Jetzt im bolschewistischen Rußland hat das zweite Gesicht gesiegt; der Verfasser verweist auf die mongolischen Züge Lenins.

Der Artikel legt die etwas unklaren Theorien der Eurasier präzis und deutlich dar und bestreitet mit viel Scharfsinn ihre schwachen Seiten.

Nadežda Jaffe.

Nesterov: Im Kriege. Kat. i ssylka 1927, kn. I.

Im Vorworte zu dem Artikel wird der Autor als ein in seiner Stellung zum Kriege Schwankender charakterisiert.

Der Autor selbst charakterisiert seine Stellung folgendermaßen: er glaubte durch aktiven Kampf im imperialistischen Krieg diesen Krieg in einen Bürgerkrieg zu verwandeln. Darum trat er in die französische Armee ein. Einerseits befürchtete der Autor einen deutschen Sieg, andererseits erhoffte er einen schnellen Zusammenbruch Rußlands und Frankreichs und daraufhin Revolutionen in diesen Ländern, besonders in Rußland. So wurde er Soldat der Fremdenlegion. Der Autor ist tief empört, daß russische Volontäre nicht in die französische Armee eingereiht wurden, sondern in die Fremdenlegion mit Verbrechern und Räubern. Die Verhältnisse, in denen die Legionäre in der Legion gehalten wurden, waren sehr traurig. Einige versuchten zu fliehen, wurden aber erschossen.

Nach der russischen Revolution hoffte der Autor auf eine allgemeine revolutionäre Bewegung. Er sah den Zusammenbruch Deutschlands nun voraus und war dafür, daß das revolutionäre Rußland in der Koalition erst recht teilnehme, um die Raubgier der Alliierten in bezug auf Deutschland zu hintertreiben und revolutionäre Tendenzen in ihre Armeen zu bringen. Der Autor will nach Rußland, um hier seine Ideen durchsetzen zu helfen. In London aber wird von ihm und einer ganzen Gruppe von Emigranten verlangt, zu unterschreiben, sie würden die zeitweilige Regierung und die Alliierten in ihrem Vaterlande unterstützen. Das Ehrgefühl des Autors sträubt sich dagegen, er verweigert die Unterschrift und die Erlaubnis zur Reise wird ihm entzogen. Endlich im August 1917 gelangt er doch nach Rußland.

Der Artikel ist interessant, um die verschiedenen Gesinnungsströmungen unter den russischen vorrevolutionären Emigranten im Kriege kennenzulernen.

Nadežda Jaffe.

Digitized by Google

Bar. Meyendorff: Familienrecht in Sovetrußland. (Eine Komödie der Irrungen.) Slav. rev. März 1927.

Der Autor behauptet, mit dem Untertitel kein Werturteil über das Gesetz abgeben zu wollen, sondern nur zu zeigen, daß das Gesetz eigentlich eine entgegengesetzte Wirkung hervorruft, als es bezweckt.

Das Dekret über die Zivilehe von 1917 ist jetzt nach einer Revision des allrussischen Zentralen Exekutivkomitees als neu bearbeitetes Gesetz aufgenommen worden.

Die Ehe ist ein freiwilliges Uebereinkommen, daß nach dem Wunsche auch nur eines Ehegatten sofort geschieden werden kann. Registration ist nur eines der Zeichen der bestehenden Ehe und jetzt, vom 19. November 1926, gelten als Ehen auch unregistrierte Verhältnisse, wenn die Betreffenden gemeinsame Wohnung, gemeinsames Eigentum und beiderseitige Fürsorge der Kinder aufweisen.

Das vorrevolutionäre Gesetz kannte keinen ehelichen gemeinsamen Besitz, beide Teile waren in ihrem Besitztum selbständig. M. sieht im Sovetgesetz einen Fortschritt zum Kapitalismus.

Die unregistrierte Ehe ist nach M. trotzdem in ungünstigeren Verhältnissen als die registrierte. So sind der Ehemann oder Ehefrau dem anderen Teil, falls er arbeitslos oder arbeitsunfähig ist, zu einem Jahr Lebensunterhalt verpflichtet, wenn auch die Ehe geschieden ist. Bei wilden Ehen hat die Frau Anspruch nur als Mutter ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes. Für den unverheirateten Vater gilt das Gesetz also gar nicht. Auch gilt in einem Bauernhofe eine unregistrierte Ehegattin als nicht vollberechtigtes Mitglied.

Eheliche und uneheliche Kinder sind für gleichberechtigt erklärt, aber das ist der Weg, den das russische vorrevolutionäre Gesetz schon betreten datte.

Wenn ein geschiedenes Ehepaar sich in der Frage der Kindererziehung nicht einigt, so hat das Gericht zu entscheiden, wer eigentlich der schuldige Teil sei; eine Entwickelung des Gesetzes im Anschlusse an die westlichen, denn das vorrevolutionäre russische Gesetz kannte keinen schuldigen Teil.

Eine Entwickelung zum Kapitalismus bedeutet nach M. auch das alleinige Recht der Ehegatten zur gegenseitigen Beerbung. Nach dem vorrevolutionären Gesetz galt der überlebende Gatte nicht als Erbe.

Im ganzen will M. im neuen Gesetz einen Aufbau der Familie mit starken materiellen Interessen sehen.

Der Berliner Dozent für Sovetrecht, Leo Zaicev, bestritt in einer mündlichen Unterhaltung verschiedene Behauptungen M.s. So besteht nach ihm gar kein Unterschied zwischen registrierten und unregistrierten Ehen. Die unregistrierten Ehegatten hätten das Recht auf gemeinsame Unterstützung, gegenseitige Beerbung, Mitgliedschaft im Bauernhof, da im Gesetz nicht das Gegenteil behauptet sei. Nadežda Jaffe.

D. Strachov: Aus der Emigration — ins Vaterland. Katorga i Ssylka 1927, kn. N. I.

Der Verfasser des Artikels, ein Sozial-Rev., befand sich zur Zeit des Beginns der Februarrevolution in der Schweiz. Lebhaft schildert er den gewaltigen Eindruck, den dies Nachricht von diesem Ereignis in den Emigrantenkreisen hervorrief. Schon hier begannen aber sofort die Streitigkeiten zwischen jenen, die für die Fortsetzung des Krieges und anderen, die für einen sofortigen Frieden waren. Interessant ist, daß schon in der Schweiz das zukünftige Kampfprogramm der Bolschewisten aufgestellt wurde. Es wurde folgendermaßen formuliert: 1. der Kampf um den Frieden muß bis in die Schützengräben geführt werden, 2. der zeitweiligen Regierung schulde man kein Vertrauen, 3. Miljukov ist zu stürzen, 4. die Geheimverträge der caristischen Regierung müssen publiziert werden. Dem Punkte über Miljukov hatte sich auch der andere Teil, die sogenannten „Landesverteidiger" angeschlossen. Das Programm dieser Gruppe war 1. die sozialistische Base in der Regierung ist zu stärken, 2. der Krieg sei für einen revolutionären

Digitized by Google

Krieg erklärt, 3. man müsse sich in die Schützengräben begeben, um die Kriegspsychologie zu gesunden und den Generalität zu beaufsichtigen. 4. die Hauptfragen im allgemeinen — im einzelnen die Friedensfragen — sind von der Nationalversammlung zu lösen.

Beide Gruppen beschäftigten sich jetzt mit einer Frage: wie gelangt man nach Rußland? Das Konsulat und die Berner Regierung hatten keine Instruktionen. Die Alliierten erlaubten die Durchreise durch ihre Länder nur mit größten Schwierigkeiten, da sie wußten, daß unter den Emigranten Kriegsgegner sich befanden, und da sie sich vor Spionage fürchteten. Und nun kam der historische Vorschlag über Deutschland zu fahren. Die Verhandlungen führte der Schweizer Außenminister Hoffmann und zwei bekannte Schweizer Sozialdemokraten Platen und Grimm. Auf diesem Wege fuhren selbstverständlich nur die Kriegsgegner. für die anderen war er unmöglich. Einer Gruppe — Plechanov, Černov, Savinkov, Bunakov — gelang es, über Frankreich zu fahren.

Der Autor entschloß sich, allein zu fahren. Nach langen Bemühungen bekommt er die Genehmigung durch Frankreich und England in die Heimat zu reisen. Ueberall wird er mit Mißtrauen empfangen. In Havre wird von ihm verlangt zu beweisen, ob er wäre „du parti de Miloukoff ou du parti de Plekhanoff". Das Mißtrauen zu den Emigranten war durch die Reise Lenins durch Deutschland noch gewachsen. In Southampton wieder eine ganz genaue Untersuchung durch die Engländer; wieder endlose Fragen über Lenin. Endlich von einem Dampfer von Bergen aus wird der Autor mit einer Gruppe anderer Emigranten nach Rußland eingeschifft.

Die Erzählung S's. ist interessant, da sie die Stellung der Alliierten zu den russischen Emigranten kennzeichnet. Die Regierungen der Entente mußten zu einer Reise über Deutschland auch solche zwingen, die es vielleicht zuerst mit ihrem Gewissen unvereinbar fanden; endlich. mit ihrem mißtrauischen Benehmen erregten sie gegen sich diejenigen, die morgen am Ruder der Macht in Rußland stehen sollten. Nadežda Jaffe.

Witold Klinger: Z Martyrolgji nauki w Rossji. Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 56—70.

Professor Klinger erzählt das tragische Schicksal von drei ihm befreundeten Gelehrten, die im Rußland der Bolševiken nicht länger das Leben ertrugen. Ščerbakovskij, der faktische Leiter des ukrainischen Nationalmuseums hat am 7. Juni 1927 nach einem Dasein, das ganz der Wissenschaft gewidmet war, freiwillig den Tod im Dniepr gesucht, weil er die Demütigungen durch den ihm verhängten Vorgesetzten, einen unwissenden Parteimenschen, nicht verwinden konnte. A. M. Kupič, der uns nicht weiter bekannt ist, weil seine Leistung in keinem erheblichen Druckwerk für uns greifbaren Ausdruck fand, und O. M. Janevič, dessen Tätigkeit am bolševikischen Institut für weißrussische Kultur zu Mińsk erst jetzt posthume Früchte zeitigt — über seine Aktenpublikation, die er gemeinsam mit J. Vitkovskij und L. Lech vornahm, „Rok 1863 na Mińszczyźnie", 1927, 216 S., hoffe ich hier noch berichten zu können — starben eines sozusagen natürlichen Todes: den der Erschöpfung durch die unmöglichen Lebensbedingungen.

Otto Forst-Battaglia.

Boris de Schloezer: La littérature en Russie soviétique. „Bibliothèque universelle et Revue de Genève. März 1927, S. 344—363. (Die Literatur in Sovetrußland.)

Im Anschluß an die Resolution über „die literarische Front" des 13. Kongresses der kommunistischen Partei, die sich mit dem Verhältnis der proletarischen Schriftsteller zu den nichtkommunistischen befaßte, charakterisiert Schl. beide Richtungen. Er betont, daß die literarische Produktion im heutigen Rußland richtig nur als Anschluß an die literarischen Strömungen in Rußland seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gewertet werden

Digitized by Google

dürfe. Am stärksten wirkten Gogol, Dostoevskij, Lěskov, Andrěj Bělyj und Aleksěj Remizov ein, während Tolstojs Einfluß fast gleich Null sei. Auf L. Sejfullina, Leonid Leonov, Vsevolod Ivanov, Pilniak und Evg. Zamjatin geht Schl. näher ein. F. Epstein.

Georges Kennan: Die Schriftsteller und Gelehrten in der russischen Revolution. Rede vom 23. April 1917. Kat. i ssylka, kn. I, 1927.

Diese Rede hielt Georges Kennan, der berühmte, jetzt schon verstorbene Autor des Buches über die politischen Verbrecher in Sibirien auf der Versammlung des nationalen amerikanischen Instituts für Literatur und Wissenschaft zu Ehren der russischen Revolution. Auf dieser Versammlung wurde ein Begrüßungstelegramm den russischen Schriftstellern und Gelehrten entsandt. Georges Kennan hielt eine Rede, in der er die Lage von Schriftstellern und Gelehrten im zaristischen Rußland schilderte.

Zahlreiche Bücher amerikanischer Gelehrter und Schriftsteller waren in Rußland verboten. Das Buch des Geologen Lester Wards „Dynamische Soziologie" war nur auf seinen Titel hinaus verboten. Kennans Buch wurde sogar verbrannt. Fast alle großen russischen Schriftsteller haben Haft und Verbannung gekannt: Puškin, Lermontov, Tourgeniew, Dostojewski, Nekrasow, Černyševski, der ukrainische Poet Ševčenko. Bedeutende Gelehrte wurden von dem Regim verfolgt: so der Historiker Kostomarow, der Astronom A. Kropotkin, der Geograph P. Kropotkin, der Geologe Klemenz und zahlreiche andere. Und doch sind die russischen Revolutionäre durch unermüdliche und tollkühne Agitation Sieger geblieben. In warmen Worten begrüßte der Redner seine vielen Freunde in Rußland, die endlich nun den Sieg der Freiheit in ihrem Lande erblickt haben. Nadežda Jaffe.

Das Problem des christlichen Staates von N. Berdjaev, Sovr. Zap. 1927, März kn. XXXI.

Der bekannte russische Religionsphilosoph bespricht die Fragen vom Zusammenhang von Kirche und Staat. Die westliche Kirche hat sich im Kampfe gegen den Staat entwickelt. Dieser Kampf gebar solche Persönlichkeiten wie Gregor VII., Innocenz III., gebar die Idee der Theokratie, gab der Kirche die Fähigkeit sich zu behaupten. Anders die östliche Kirche: sie genoß stets den Schutz des Staates; sie war die griechisch-katholische Kirche unter dem griechisch-katholischen Caren. — Jetzt ist aber das heilige russische Reich, so wie das byzantinische, gefallen. Die Kirche genießt nicht mehr den Schutz des Staates, sie erleidet Verfolgungen. Die konstantinische Epoche der Kirche ist beendet. Dieser revolutionäre Bruch von Kirche und Staat ist nur scheinbar eine unerwartete Katastrophe. Die besten russischen tief religiösen Männer wie Chomiakov, Ivan Aksakov protestierten schon im XIX. Jahrh. gegen das offizielle Orthodoxentum. Das wahre Orthodoxentum — die Flucht von der Welt, das Heiligtum lag nicht im Sinne der offiziellen Kirche. Das russische griechisch-katholische Reich war zur Lüge geworden. Wie war das gekommen? Was war das Gift, das vom Konstantinäischen Zeitalter an in die christliche Kirche eingeflossen war? Das große Unrecht war es, das die Kirche beging, als sie die Gewissensfreiheit verneinte und, da sie keine Macht hatte, ihre Bestimmungen in dieser Beziehung durchzuführen, sich auf den Staat stützte. Dadurch verlor die Kirche ihre Freiheit, wnrde Dienerin des Staates und durch Verneinung der Gewissensfreiheit verlor sie den eigentlichen Sinn des Christentums. Die Kirche, ähnlich wie die russischen Revolutionäre, ging aus der Zeit der Verfolgung siegreich heraus; aber auch wie diese unterlag sie den Versuchungen des Sieges. So war auch die russische vorrevolutionäre Kirche unfrei und lügnerisch. Erst die Revolution gab die Möglichkeit des Zusammenrufens eines Konzils. Die Kirche konnte sich jetzt erst innerlich befreien. Die Verfolgungen des Bolševismus haben sie noch höher gebracht und ihr zahlreiche Vertreter der russischen Intelligenz zugewendet. Der Kommunismus war ein Resultat

Digitized by Google

der Säkularisation der Kirche der nachpetrinischen Periode. Dieser Prozeß endete notwendig mit einem Staate in dem die Satanreligion herrscht. Der Versuch die neue lebendige Kirche zu gründen, ist ein weiterer Versuch des Staates, sich die Kirche zu unterwerfen.

Das Christentum muß nach der Meinung des Autors, die Macht des Staates anerkennen. Der Staat ist dasjenige, was vom Chaos und der Anarchie rettet. Aber der menschliche Geist ist von dieser Macht unabhängig. Politik ist nicht die Sache der Kirche, sie steht über diesen Fragen. Die Kirche ist mit keinen bestimmten politischen Formen vereint. Das Christentum kann jeden Staat anerkennen, der Geistesfreiheit achtet. Es kann z. B. die Demokratie anerkennen als politische Form, aber nicht als Religion und Glauben an die Volkssouveränität. Es kann den Sozialismus anerkennen als soziale Form, aber nicht als Religion des Klassenhasses und des Materialismus. Aber eine Monarchie, die ihre Macht in Angelegenheiten des Geistes betont, ist auch unchristlich. Der russische Cäsaropapismus war eine Lüge, die zu einem unchristlichen Reiche führte. Die heidnische Verehrung des Caren brachte zum Kommunismus. Deshalb bekämpft Verf. das Karlovicer Episkopat, das die alten russischen kirchlichen Zustände idealisiert und eine eigene russische Kirche, basiert auf den alten Prinzipien, in der Emigration zustande bringen will und nicht die Versklavung der Kirche im ehemaligen Staate sehen will.

Der Autor aber sieht in der jetzigen, durch das Blut der Dulder gereinigten und innerlich freien russischen Kirche, die Kirche der Zukunft.

Nadežda Jaffe.

Prof. N. Alexejew: Das Christentum und die monarchische Idee. Put' 1927, Jan., kn. 6.

Auf den Zusammenhang von Kirche und Staat kommt auch, ähnlich wie N. Berdjaew in Sowr. Zap., Prof. Alexejew in Put' zu sprechen.

Die Monarchie des Altertums ist von dem religiösen Gedanken nicht zu trennen. Der Monarch ist der Gott auf Erden; seine Macht kann daher nicht anders wie unbeschränkt sein. Die hellenistische Zeit brachte den Kaiserkultus auf griechischen Boden. Von hier aus übernahmen es die Römer.

Die christliche Kirche brachte dieser monarchischen Idee einen empfindsamen Schlag; sie stellte dem irdischen Reiche das himmlische entgegen. Die ersten Christen empfanden es vollkommen, daß mit ihrem Glauben der Cäsarenkultus unvereinbar sei. „Der Kaiser ist kein Gott, sondern ein von Gott bestellter Mensch, der gerecht auf Erden richten soll." Der Kaiser ist also Richter; ein Versuch, seine Macht juristisch zu begründen. Dieser Gedanke hielt sich im Westen.

Aber im Osten in Byzanz waren die heidnischen Ueberbleibsel noch sehr stark: hier hielt sich die heidnische Verehrung für den Kaiser.

Diese heidnische Verehrung der Zarenmacht übernahm teils aus Byzanz, teils aus dem benachbarten Asien, Moskau.

Eine politische Theorie des Moskauer Selbstherrschertums schuf der bekannte Gelehrte des alten Moskaus, Joseph Wolotzky, dessen Hauptprinzip es war, „Die Macht des Zaren ist der Gottes ähnlich".

Diese Lehre, die offizielle Theorie der Moskauer Autokratie, wurde vom Zaren Iwan dem Schrecklichen weiter entwickelt. Der Schreckliche hielt seine Macht für keine juristische Funktion, sondern für eine religiöse: „Wer dem Zaren gehorcht, gehorcht Gott". „Der Zar ist der Vertreter Gottes auf Erden."

Die Apologeten des russischen Absolutismus nahmen die Theorie des Schrecklichen noch im 19. Jahrhundert auf, so zum Beispiel Pr. Tichomirow.

Der Verfasser schließt mit dem Hinweis, daß aus seiner Untersuchung es zu sehen sei, daß die Idee der Selbstherrschaft eine heidnische sei und keine innere notwendige Gemeinschaft zwischen griechisch-katholischer Kirche und Autokratie bestehe.

Der Artikel A's. ist ebenso wie der Artikel Berdjaews interessant als ein Versuch, die russische orthodoxe Kirche von ihrer Verbindung mit dem Absolutismus zu befreien.

Nadežda Jaffe.

Digitized by Google

Leon Wasilewski: Samookreślenie narodów dawnej Rosji. Przegląd Współczesny, Bd. 22 (1927), S. 194—212.

Inhaltsangabe der Protokolle über die 1921 und 1924 zu Prag abgehaltenen Konferenzen, auf denen sich die Vertreter der antibolševikischen Emigration russischer und nichtrussischer Nationalität über ihr Verhältnis in einem künftigen Rußland unterhielten. Der akademische Charakter dieser echt russischen Streitigkeiten um den Bart eines Kaisers, der sehr problematischer Existenz ist, springt ins Auge. Wasilewski, ein hervorragender Anhänger der Idee des polnischen Föderalismus, benutzt den Anlaß, um die Unmöglichkeit eines russischen Föderalismus ins rechte Licht zu stellen. Aus den Protokollen liest er heraus, daß sämtliche nichtrussische Stämme auf dem Gebiet der S. S. S. R., ginge es nach Fug und Recht, wie nach dem Willen der Beteiligten, unabhängige Staaten bilden wollten. Ich glaube dagegen, daß sich gar mancher der Stimme des weisen Kalmücken anschließen dürfte, der an die versammelten Ex-Gesandten und Professoren eine Rede hielt, die einer Bylyna entstiegen scheint: „Es wäre gut, unabhängig zu sein, aber die Zerstückelung des Reiches führt dazu, daß die Feinde jeden einzeln vernichten. Mit wem sollen wir es also halten? Mit unseren Feinden oder mit denen, die durch 1000 Jahre mit uns verbunden waren?“ Otto Forst-Battaglia.

Russisch-italienische Beziehungen. L'Europa Orientale. Anno 6. Nr. 10/11, 542—563.

Eugenio Zagorovski. La Russia e l'Italia del risorgimento. Unter Hinweis auf reiche einschlägige Literatur werden die Beziehungen Rußlands zu Italien von den Zeiten Katharinas an bis zur Anerkennung des Königreichs Italien durch die Mächte im Zusammenhang mit der gesamten politischen Lage der übrigen interessierten Staaten dargestellt und damit ein sehr interessantes Kapitel der Geschichte der russischen Diplomatie in Erinnerung gebracht. Emmy Haertel.

Sovetrußland, polit.-geogr. l' Europa orientale. 1926, Anno 6, Nr. 1—3.

A. Palmieri gibt in 3 aufeinanderfolgenden selbständigen Aufsätzen: La geografia politica dell' Asia sovietista, La geografia politica dell' Ukraina sovietista, La Bjelorussia sovietista, einen Ueberblick über die politische Einteilung der genannten Gebiete nebst Angabe ihrer Ausdehnung und Einwohnerzahl. Den größten Raum nimmt in allen 3 Fällen eine diesem Ueberblick voraufgehende Darstellung der Schicksale der genannten Landesteile ein, welche sie in den Uebergangszeiten zwischen bürgerlicher Revolution und Bolschewismus durchzumachen hatten. Auch ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des nationalen Gefühls innerhalb der sprachlich und ethnisch gesonderten russischen Einzelstaaten ist mitaufgenommen. Palmieri gibt, namentlich für die Ukraine und Weißrußland, zahlreiche Literaturhinweise, wobei ein großer Teil der für Propagandazwecke erschienenen Broschürenliteratur genannt ist, die für die Jahre 1918—23 so charakteristisch gewesen ist. Emmy Haertel.

POLEN

Stanisław Kętrzyński: O datach t. zw. niejednolitych w dokumentach polskich. Kwartalnik historyczny 41 (1927), 257—273.

Eindringliche Untersuchung über die verschiedenen Fälle, in denen sich bei polnischen Dokumenten verschiedene Zeitangaben in derselben Urkunde finden. Es kann sich um Differenz zwischen Actum und Datum oder auch um Irrtum, Zufall handeln. Jedenfalls ist jeder Fall besonders zu überprüfen. Otto Forst-Battaglia.

Digitized by Google

Wacław Tokarz: Milczkowie sejmowi. Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 40—57.

An der Hand der Akten des Untersuchungsausschusses, der 1794 die verdächtigen Beziehungen der Grodnoer Abgeordneten zum russischen Botschafter prüfte, schildert Tokarz die dunklen Ehrenmänner, die damals zur Schmach ihres Vaterlandes ihr Amen sagten. Tokarz scheint mir zu mild zu werten, und mit seiner Ansicht, die Mehrheit der Landboten sei bloß schwachen Charakters gewesen, arg danebenzugreifen. Ich finde, daß in Grodno der Auswurf der Szlachta im Namen ihrer Nation zu sprechen, zu schweigen sich erdreistete. Smoleński hat da in einer Studie über den Abgeordneten Mikorski, der als Mitglied der Opposition noch zu den relativ besten Vertretern des Volkes gehörte, klarer und gerechter gesehen. Mich wundert es sehr, daß Tokarz auf diesen Aufsatz (der in den „Studja historyczne" (1925), S. 140 ff. wiederabgedruckt ist) weder Bezug noch aus ihm den Anlaß zur Revision seiner Meinung nahm. Otto Forst-Battaglia.

Marceli Szarota: Mierosławski w cytadeli poznańskiej po upadku powstania z roku 1848. Przegląd Współczesny, Bd. 22 (1927), S. 19—44.

Szarota, dessen Arbeit über die Krakauer Revolution, wenn ich nicht irre, als Doktorarbeit einer Schweizer Universität vorgelegen hatte, versucht auf Grund Schweizer Erinnerungen, des reichen Materials im Rapperswyler Polenmuseum die Rolle Mierosławskis zu schildern, die dieser weit berühmte Sturmvogel jeder Revolution in den Posener Kämpfen von 1848 spielte — sein Urteil lautet wesentlich milder als das etwa Kosińskis und anderer Konservativer, wir dürfen hinzufügen, als das der Geschichte. Hernach erzählt Sz. die Gefangennahme des flüchtigen Insurgentenführers und seinen Aufenthalt in der Posener Zitadelle. Die Entrüstung gegen das Vorgehen der preußischen Behörden scheint wenig am Platz. Von ihrem Standpunkt aus handelten sie sehr vernünftig, den gefährlichen Aufrührer festzuhalten. Kaum durch die Intervention des französischen Gesandten Arago befreit, eilt Mierosławski über Paris nach Sizilien, wo er sofort an die Spitze der Revolution trat. Ein Jahr später stellte er sich in der Pfalz den preußischen Truppen gegenüber. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Małachowski-Łempicki: Sądy w polskich lożach masońskich. Przegląd Powszechny Bd. 176 (1927), S. 215—224.

Der Autor, bekannt als der beste Kenner der Geschichte des polnischen Logenwesens und als Sammler von Material zur Geschichte der Freimaurer, berichtet von ein paar interessanten Fällen von Disziplinargerichtsbarkeit polnischer Logen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von besonderem Wert ist die Mitteilung über den eigensinnig-eigenwilligen Mińsker Bruder Kostrowicki, in dem M. Ł. vermutlich nicht den Ahnen des berühmten französischen Poeten Guillaume Apollinaire erkannte, zu dessen Charakterbild die hier gebrachten Nachrichten über den Vorfahren gut passen.

Otto Forst-Battaglia.

Herzogtum Warschau. L'Europa Orientale. Anno 6. Nr. 8, 429—444. Nr. 9, 486—504.

Giuseppe Michalowski: La Polonia dopo le spartizioni e l' idea dell' indipendenza. — In der kurzgefaßten Uebersicht über die politischen Schicksale Polens nach der Teilung, innerhalb deren vorzugsweise auf D. Angerberg: Receuil des traités et conventions concernant la Pologne (Paris 1862) verwiesen wird, werden zunächst die Versuche Polens, sich entweder einem der feindlichen Staaten oder deren gemeinsamem Feind: Napoleon zu nähern, besprochen. Die Frage, ob Polen Napoleon etwas zu danken habe, wird von Michalowski bejaht, denn obgleich das von ihm geschaffene Herzogtum Warschau nicht einmal dem Namen nach den Anspruch erheben konnte, als polnischer Staat

Digitized by Google

zu gelten, sei es doch der Kern staatlichen Lebens gewesen, welchem Polen seine Wiedergeburt zu verdanken hat. Die Verfassung des Herzogtums vom 22. Juli 1807 trägt einen ausgesprochen „napoleonischen" Stempel, indem sie konstitutionelles Leben unter der Kontrolle eines mächtigen Staatswesen gewährleistet hat. Dieses Herzogtum hing zwar von Napoleon ab, es hatte aber diese Abhängigkeit einem Befreier, nicht einem Bedrücker zu danken. Schließlich werden die Beziehungen des Fürsten Czartoryski zu Alexander I. eingehender besprochen und des letzteren schwankende Stellung in der Polenfrage erklärt. Emmy Haertel.

Bogdan Suchodolski: Ideologja emigracyjna a ideologja szlachecka. Ruch literacki 2 (1927), 225—228.

Suchodolski, der schon mehrfach der Soziologie der polnischen Gesellschaft wertvolle Beiträge schenkte, zeigt die Analogie zwischen Entstehung, Wesen und Denkensart der polnischen Szlachta und der polnischen Emigration im 19. Jahrhundert. Beide sind durch gemeinsame Ideale, gemeinsames Schicksal, gemeinsame Freuden und Leiden verbundene, in sich geschlossene Gruppen, die automatisch gegenüber anderen sich absondern, feindlich stellen. Suchodolski leitet in sehr geistreicher Weise den Messianismus aus dem gruppenbildenden Motiv der Emigration, nämlich dem Verbanntsein, daher Verzichten; aus dem Opfergedanken her. Otto Forst-Battaglia.

Uebersicht der polnischen Veröffentlichungen von 1925 zur Geschichte Polens, besonders des Deutschtums in Polen und der deutsch-polnischen Beziehungen. Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. Heft 8. Posen 1926. S. 105—130.

A. Lattermann setzt seine verdienstvolle bibliographische Zusammenstellung für 1918—1924 (Heft 6, S. 134—190) fort, wobei gelegentlich der Inhalt durch kurze Stichworte angedeutet wird. Es wäre dringend zu wünschen, daß das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sich dazu entschlösse, diese einzige deutsche Uebersicht der polnischen Neuerscheinungen, die auch Kunst, Pädagogik, Vorgeschichte umfassen, durch reichliche finanzielle Beihilfe zu sichern und in ihrem Ausbau bis zu einer kurzen Inhaltsangabe nach Art der Jahresberichte für Geschichtswissenschaft zu erweitern. Dann würde auch die Angabe der Verleger und die Beifügung eines alphabetischen Autorenverzeichnisses als wertvolle Verbesserung sich ermöglichen lassen. Laubert.

Edmund Długopolski: Program nauki historji w szkole średniej. Kwartalnik historyczny 41 (1927), 274—292.

Der Autor bespricht den neuen polnischen Lehrplan, der seit 1926/27 in Kraft ist. Polen hat den einstufigen Geschichtsunterricht, mit der Modifikation, daß ihm in der 1.—3. Mittelschulklasse „Geschichtserzählungen aus der polnischen Vergangenheit" (Geschichten, keine Geschichte), in der 4. Bilder aus dem klassischen Altertum vorangehen. Die 5.—7. Klasse geben der Jugend ihr gesamtes historisches Wissen, und zwar in der Form einer um die polnische Geschichte sich gruppierenden Darstellung der „Weltgeschichte". Die 8. Klasse gehört der Bürgerkunde, der „Wissenschaft vom heutigen Polen". In der 5. Klasse wird das Mittelalter bis zu den großen Entdeckungen gelehrt, mit den Slaven als Ausgangs-, dem polnischen Reich als Mittelpunkt. Die 6. Klasse führt bis zur napoleonischen Epoche, die 7. bis zum Versailler Frieden.

Otto Forst-Battaglia.

Fernand Baldensperger: Powinowactwa romantyzmu francuskiego z Polską. Przegląd Współczesny Bd. 23 (1927), S. 177—183.

Der ausgezeichnete Vertreter der vergleichenden Literaturgeschichte an der Sorbonne hat einen schweren Stand, dort wechselseitige Beziehungen

Digitized by Google

zu erweisen, wo nur einseitige Beeinflussung geschah. Ueber eine allgemeine sentimentale Teilnahme für „pauvre sœur Varsovie", über allgemeine Seufzer ob des polnischen Unglücks ist die französische Romantik nie hinausgelangt. Das Beispiel Balzacs, über dessen Bezeichnung als Romantiker noch speziell zu reden wäre, besagt, angesichts seiner persönlichen polnischen Beziehungen (seine Ehe mit Madame Hańska, geborenen Rzewuska) nichts. Daß die polnische Romantik von der französischen unendlich viel empfing, steht fest. Wie es mit der Gegenprobe steht, das entnehme man etwa Lorentowiczs Broschüre über Słowacki und die Franzosen. Verwandtschaft der französischen Romantik mit Polen? In dem Grade, wie sie zwischen einem Magnaten und dem Gliede einer bescheidenen Seitenlinie besteht (das gelegentlich dem stolzen Fideikommißherren an Geisteseigenschaften überlegen sein mag). Freudiges Bejahen der Gemeinschaft beim einen, verlegene und seltene Anerkennung beim anderen. Baldensperger trachtet vergeblich, in überknappen, allgemeinen Sätzen den Tatbestand zu verrücken. OttoForst-Battaglia.

Franciszek Bielak: Motywy franciszkańskie w literaturze polskiej. Przegląd Współczesny Bd. 22 (1927), S. 177—193.

Die kurze, inhaltsreiche Arbeit ist die Wiedergabe eines Vortrages, den der Autor auf Veranlassung der Dante-Gesellschaft am Wissenschaftlichen Katholischen Institut zu Krakau gehalten hatte. Nur einige der schönsten künstlerischen Gestaltungen franziskanischer Motive in der polnischen Literatur werden erwähnt, wobei der Hauptton auf der neuen Zeit liegt (Witkiewicz, Staff, Wyspiański, Miciński, Kasprowicz, Zegadłowicz, Kossak-Szczucka, Wiktor, Goetel). Żeromskis mehrfache Verherrlichung franziskanischer Ideen ist nur ungenügend gestreift. Mit Erstaunen vermisse ich Wasylewskis „Ducissa Cunegundis" und ohne Verwunderung, doch ungern ein paar linksorientierte Franziskus-Schwärmer der Gegenwartsliteratur.

Otto Forst-Battaglia.

Manfred Kridl: Badania nad literaturą polską. Przegląd Współczesny Bd. 22 (1927), S. 137—149.

Aehnlich wie Zofja Ciechanowska (vgl. diese Jahrbücher NF. Bd. 3, S. 435), versucht Professor Kridl einen Ueberblick über die literarhistorische Forschung im Jahre 1926 zu geben. Er beschränkt sich aufs Wichtigste und zeigt sich so als Meister. Während sich die Referentin des „Przegląd Powszechny" in der Fülle ihres Materials kaum zurechtfindet und dann schließlich das Bedeutsame mit dem Ephemeren vermengt, weiß Kridl mit dem Auge des ausgezeichneten Sachkenners den wertvollen Ertrag der Jahresernte sofort zu erkunden. Ich freue mich, der Auswahl und den Ansichten Kridls überall zustimmen zu können und bedauere nur, daß auch er die in fremden Sprachen erschienenen Polonica von seiner Umschau ausschaltete.

Otto Forst-Battaglia.

Staszic. L'Europa Orientale. Anno 6. Nr. 10/11, 533—541.

La Politica cristiana di Stanislao Staszic. Aurelio Palmieri hat zur Hundertjahrfeier des Todestages von Staszic sein Lebensbild gezeichnet und die politischen Anschauungen Staszic', wie sie in seinen Uwagi nad życiem Jana Zamojskiego zum Ausdruck gekommen sind, charakterisiert. Die Anmerkungen geben bibliographische Hinweise auf Literatur über Staszic.

Emmy Haertel.

Józef Kallenbach: „Dwa stołki" Niemcewicza. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 26—44.

Professor Kallenbach analysiert den Inhalt und gibt Textproben aus einer bisher weder gedruckten noch aufgeführten Komödie, die Niemcewicz 1830, noch vor Ausbruch des Aufstandes, niedergeschrieben hatte. Ihr Thema war eine ziemlich banale Liebesgeschichte, die Tendenz aber,

Digitized by Google

patriotische Gesinnung zu rühmen und die knechtische Liebedienerei der Russenfreunde zu verspotten. Es handelt sich da um eine wenig originelle, den veränderten und doch so ähnlichen Zeitumständen angepaßte Neuauflage des „Powrót posła". Kallenbachs Entzücken über das sehr ehrenwerte Ansichten bergende, doch literarisch anscheinend höchst unbedeutende Werk, ist mir nicht recht begreiflich. Daß es nicht aufgeführt wurde, wundert mich nicht. Auf der heutigen Szene besäße es nicht einmal Kuriositätsinteresse.

Otto Forst-Battaglia.

Puškins Beziehungen zu Mickiewicz. L'Europa Orientale. 1926, Anno 6, Nr. 1—2. 14—36, 82—98.

E. Lo Gatto gibt in der Abhandlung Storia di un' amicizia letteraria ein Bild von der beiden großen Dichter Freundschaft und Entfremdung. Gestützt auf reiches kritisches Material, das der Verfasser durch weitverstreute Studien aus jüngster Zeit ergänzen konnte — er zieht Aufsätze aus italienischen, französischen, polnischen und russischen Zeitschriften heran — geht er den feinsten Verästelungen nach, die aus der Berührung des polnischen Dichters, während der Zeit seiner Verbannung nach Rußland, mit Puškin und dem Moskauer Dichterkreis erwachsen sind. Auch selten anzutreffende ältere Texte runden das ganze Zeitbild in der Studie Lo Gattos ab, so ein Auszug aus Mickiewicz' Nekrolog für Puškin, der am 25. Mai 1837 in der Pariser Zeitschrift Le Globe erschienen war und später in die von Władysław Mickiewicz herausgegebenen Mélanges posthumes Ad. Mickiewicza (Paris 1872) aufgenommen wurde, und in italienischer Uebersetzung die Verse Ivan Kireevskijs, mit denen zugleich von dem Moskauer Dichter- und Freundeskreis dem scheidenden Mickiewicz ein Becher überreicht worden war. Lo Gatto sieht bei der allgemeinen Kälte, die zwischen der Geisteswelt Rußlands und Russisch-Polens bestand, in dem romantischen Geist der 20er und 30er Jahre das Bindeglied, das sie vorübergehend zusammenführte. Im Hause der Fürstin Zinaida Volkonskaja, wo das geistige und künstlerische Moskau sich zu versammeln pflegte, sind auch Puškin und Mickiewicz miteinander bekannt geworden. Aufzeichnungen von Puškin und Mickiewicz bezeugen den tiefen Eindruck, den beide voneinander gewannen. Von russischer Seite sind noch keine tiefer schürfenden Untersuchungen angestellt worden, um noch Fragliches in den beiderseitigen Beziehungen aufzuhellen, polnischerseits hat Joz. Tretiak in Mickiewicz i Puszkin. Studie i skice. (Warsz. 1906) die Empfindungen Puškins dahin gedeutet, daß er sich der Ueberlegenheit des polnischen Dichters bewußt gewesen sei und daß dessen von den lautersten Idealen erfüllte Natur ihm die Untreue an den Idealen der eigenen Jugend schmerzlich fühlbar werden ließ. Puškin war nach zeitgenössischen Berichten im Winter 1827/28 besonders verstimmt, Dichtungen aus jener Zeit wie Předčuvstvie und Vospominanie spiegeln unbefriedigte Unruhe wieder. Lo Gatto kann dem nicht restlos beistimmen. Es erscheint ihm nicht bewiesen, daß Puškin überhaupt das Gefühl der Unterlegenheit Mickiewicz gegenüber gehabt, und er meint, daß Ungeklärtheit seiner Lebensverhältnisse, die immer noch nicht ganz gelockerte polizeiliche Beaufsichtigung, der Wunsch, sich dem Caren zu nähern und die Scheu vor der Meinung der Freunde genügend Anlaß gegeben haben mögen, seine Stimmung zu verdüstern. Auch haben die Beziehungen zwischen ihm und Mickiewicz in Petersburg weiter bestanden, ohne daß Puškins Stimmung darunter gelitten hätte. Auch der Ansicht Tretiaks, daß der Wallenrod den Anlaß gegeben zu Puškins Poltawa, wobei die Parallele zu Mazeppa und auch der Mazeppa Byrons verlockend gewesen sein mögen, kann Lo Gatto sich nicht anschließen. Er führt Aeußerungen der Fürstin Polevoj, von Jusefovič und Pletnev an, welche die Wahl des Stoffes als unbeeinflußt vom Wallenrod erweisen. Die Frage, ob Mickiewicz mit seinem Do przyjaciół Moskali im 3. Teil der Dziady mit dem zum Sklaven des Caren gewordenen ehemaligen Freund Puškin gemeint, zu deren Lösung Lo Gatto reiches Material herangezogen, bleibt unentschieden. Eine demnächst erscheinende Veröffentlichung von R. Blüth über den Aufenthalt Mickiewicz' in Rußland soll dazu eingehender Stellung nehmen. Lo Gatto vergleicht die

Digitized by Google

Ansichten Tretiaks und Brjussovs (Kommentator des Mědnyj Vsadnik in der von Vengerov redigierten Gesamtausgabe der Werke Puškins) über den Zusammenhang zwischen dem Mědnyj Vsadnik und Mickiewicz' satyrischen Gedichten Oleszkiewicz und Pomnik Piotra Wielkiego in den Dziady und über Puškins eigenes politisches Glaubensbekenntnis. War es nur Feigheit, die ihn auf jeden Kampf mit der Autokratie verzichten ließ, oder war es höhere Einsicht, der Verzicht auf Rebellion im Glauben an den allmählichen Sieg des Guten? Lo Gatto selbst formuliert seine eigene Anschauung wie folgt: „Seine Resignation ist nicht die des Feiglings, welcher nicht kämpfen will, noch die eines Menschen, welcher sich der eigenen Kraft im Besitze innerer Freiheit bewußt ist, sondern es ist die Resignation desjenigen, welcher nachgeben muß, weil es zu seinem Wohl im Staatswohl zugleich ist". Lo Gatto behandelt schließlich noch die Frage, ob die Verse an Mickiewicz vom Jahre 1834, welche erst nach Puškins Tode von Žukovskij nach einem mit vielfachen Korrekturen versehenen Manuskript veröffentlicht worden waren, durch die schließlich beibehaltene Form eine von Puškin nicht gewollte Schärfe des Ausdrucks erhalten haben. Emmy Haertel.

R a f a ł B l ü t h: Do przyjaciół Moskali. Ruch Literacki, Bd. 2 (1927), S. 11 ff., 39 ff.

Mannigfache Polemik zwischen Russen und Polen hat auch in letzter Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit auf die prachtvolle poetische Absage des polnischen Dichterfürsten an seine ins Lager des Carismus abgeschwenkten russischen Freunde gelenkt. Zuletzt gab Lednicki einen maßvollen Kommentar, der an den Grundlagen des Verhältnisses von Puškin und Mickiewicz rüttelte. (Al. Lednicki, Puszkin, Krakau, Krakowska Spółka Wydawnicza 1926). Blüth fügt den vielen älteren einen neuen Deutungsversuch für „Do przyjaciół Moskali" hinzu, der die seelischen und äußeren Tatsachen überblickt, aus denen die vehemente Anklage des Polen an seine Petersburger Genossen entquoll. Der von ihm genannte Boenkendorf wäre richtig als Benckendorff zu identifizieren. Otto Forst-Battaglia.

S t a n i s ł a w P i g o ń: Słów kilka o chronologji I i II części „Dziadów". Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 129—133.

Entgegen der von J. Kallenbach und den meisten Mickiewicz-Forschern vertretenen Ansicht, der nur fragmentarisch erhaltene erste Teil der „Dziady" sei vor dem zweiten niedergeschrieben worden — „wenigstens ein Jahr trennt den ersten vom zweiten Teil", sagt Kallenbach in der neuesten, 1925 erschienen, vierten Auflage seiner vortrefflichen Ausgabe in der „Bibljoteka Narodowa" — behauptet Pigoń, der zweite Teil sei zuerst verfaßt und erst später seien an die Kernstellen der „Opfermahlzeit" die prologartigen Szenen des ersten Teils angefügt worden. Die Argumente Pigońs scheinen mir nicht zwingend, trotzdem halte ich aus psychologischen Gründen seine These für akzeptabel. Otto Forst-Battaglia.

A d a m L e w a k: Z nieznanych rękopisów Adama Mickiewicza. Przegląd Współczesny Bd. 21 (1927), S. 456—477.

Mitteilungen des Rapperswyler Bibliothekars über bisher unbekannte Handschriften Mickiewiczs, die sich gegenwärtig im Besitz der Enkelin des Dichters, Madame Choisy, geborenen Hryniewiecka, befinden. Unter ihnen verdient ein Fragment des 3. Teiles der „Dziady" besondere Erwähnung. Otto Forst-Battaglia.

S t a n i s ł a w P i g o ń: Wiadomości o drugiej części „Pana Tadeusza". Ruch literacki 2 (1927), 230—233.

Bekanntlich hat Mickiewicz eine Fortsetzung zum „Pan Tadeusz" gedichtet, in dem des Helden Sohn am Aufstand von 1830/31 teilnehmen sollte. Das Manuskript ist verschollen. Pigoń gibt eine Reihe ungedruckter Belege bekannt, die beweisen, daß es bereits sehr weit fortgeschritten sein mußte, ja

Digitized by Google

daß Mickiewicz schon ernstlich über dessen Druck verhandelte. Allein es sollte dem in der Politik und Metaphysik befangenen Dichter nicht mehr gelingen, das Werk zu vollenden. Vor seiner Abreise nach der Türkei (1855) hat er, nach dem Zeugnis seines Sohnes Władysław, seine unvollendeten Manuskripte vernichtet. Darunter ohne Zweifel den zweiten Teil des „Pan Tadeusz", der nie aus der Arbeitsstube des Poeten hinausflattern sollte.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Windakiewicz: Słowacki we Włoszech. Przegląd Współczesny Bd. 22 (1927), S. 45—56.

Ein nichtssagender Artikel rein kompilatorischen Charakters, den man aus der Feder des ausgezeichneten Forschers kaum erwartet hätte. Und was soll man von dem trefflichen Stilisten halten, der seinen Aufsatz mit Sätzen einleitet, die etwa vom Père Ubu geschrieben sein könnten: „Im Leben Słowackis nimmt die Reise einen sehr wichtigen Platz ein. Man erkennt das aus den Titeln seiner Werke: Reise nach dem Osten, In der Schweiz. Bei Mickiewicz finden wir auch zwei solche Titel: Sonnette aus der Krym, Fahrt nach Rußland. Bei Krasiński keine, wenn wir die in Prosa geschriebenen „Einige Seiten aus einer sizilianischen Reise" übergehen. Man sieht, daß Słowacki der Reise größere Bedeutung beilegte. Die Reise stimmte zu seiner Veranlagung." usw. Otto Forst-Battaglia.

Manfred Kridl: Ostatnie prace o Słowackim. Przegląd Współczesny Bd. 23 (1927), S. 336—344.

Die bisher umfangreichste und im Urteil stets zutreffende Uebersicht der Słowackiliteratur von 1927. Wenn außer den polnischen die französischen, neben den selbständig erschienenen die Zeitungsartikel besprochen sind, warum keine Notiz über deutsche Aufsätze? Otto Forst-Battaglia.

Leon Płoszowski: Pokłosie literackie dni Słowackiego. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 219—221.

Kenntnisreiche und anregende Besprechung der leider sehr dürftigen Literatur, die von der überraschend gekommenen Feier der Heimführung von Słowackis Asche gezeitigt wurde. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Małachowski-Łempicki: Wincenty Krasiński na Sądzie Sejmowym. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 205/206.

Aus dem Archiwum Akt dawnych zu Warschau schöpfte M.-Ł. Einzelheiten über das Verhalten des Generals Krasiński, das diesen eifrigen Russophilen, den Vater des großen Dichters Zygmunt Krasiński, um den Rest der Achtung seiner Landsleute brachte. Als im Jahre 1827 das Reichstagsgericht die entdeckten Verschwörer des Towarzystwo Patrjotyczne abzuurteilen hatte, widersetzte sich Krasiński als einziger der vom Caren später so übel aufgenommenen Milde seiner Kollegen. Otto Forst-Battaglia.

Krasiński. L'Europa Orientale. Anno 6. Nr. 7, 405—411.

Nelly Nucci: Gli ultimi anni di un poeta attraverso le lettere di una donna. Eine Sammlung von Briefen in französischer Sprache, welche die Gattin Krasińskis an dessen Vater geschrieben, aus den Jahren 1849—1858, während welcher der bereits totkranke Dichter bald deutsche Kurorte, bald Paris oder Italien bereist, so oft sein Zustand einen Ortswechsel zuläßt, ist daraufhin durchgesehen, ob sich daraus interessantes Material über Krasiński selbst ergibt. Die Ausbeute in dieser Hinsicht ist nur gering. Deutlich tritt aber aus diesen Briefen der geistige Abstand zwischen der Gräfin Elsa Branicka und ihrem Gatten zutage. Politisch muß sie ihm ganz fern gestanden haben: in den Briefen spricht sie immer wieder ihre größte Ergebenheit und Liebe für das russische Kaiserhaus aus. Die Briefsammlung befindet sich in der Bibliothek Krasiński in Warschau unter Fasc. 4423—4424. Emmy Haertel.

Digitized by Google

Bolesław Prus. L'Europa Orientale. Anno 6, Nr. 9, 469—485. Nr. 10—11, 564—570. Nr. 12, 631—659.

Ettore Lo Gatto: Bolesław Prus. Die Persönlichkeit des Dichters erwächst in der Darstellung Lo Gattos auf dem Grunde eines weitausladenden Zeitbildes. Der Positivismus, verursacht durch die politische Ernüchterung und Eindringen des westeuropäischen Materialismus, hat den alten romantischen Strömungen abgesagt und soziale Probleme in den Vordergrund gestellt. Prus selbst war von Haus aus romantischer Exaltation nicht fremd, es galt jetzt, diese Neigungen gewaltsam abzustoßen, um mit Kompaß und Wage den Gesetzen des sozialen Mechanismus auf die Spur zu kommen. Zu Beginn der literarischen Tätigkeit Prus' drängen sich chaotisch in seinem Kopfe die verschiedensten Parteilosungen, er hat sich damals selbst als „progressiv-klerikal-liberaler, aristokrato-demokratischer Tendenzen" beschuldigt. Lo Gatto versucht dieses Durcheinander aus den Zeitströmungen zu erklären und stimmt Włodek bei, der ein Studium der Werke Prus' für nicht möglich hält ohne deren Berücksichtigung. Seine Stellung zu Frauenfrage und Judenproblem wird eingehend behandelt. Bei Besprechung der Werke Prus' erfährt die Frage, inwieweit hier der Einfluß von Dickens zu merken ist, besondere Berücksichtigung, und Lo Gatto hebt hervor, daß trotz der unleugbaren Verwandtschaft zwischen dem Humor des englischen Dichters und dem Prus' immer wieder der gewaltige Unterschied fühlbar wird, der die Zeit des angehenden Klassenkampfes von der Dickens' trennt. Die letzten großen Romane von Prus: Placówka und Faraon, der erstere als Ausdruck stärkster Vaterlandsgefühle, der zweite als Manifestation der Ueberzeugung, daß große und wahre Gedanken sich gegen allen Widerstand schließlich durchsetzen, finden eingehende Würdigung. Schließlich behandelt Lo Gatto noch die Art der Naturschilderung in den Werken Prus', der nach der Meinung einiger Kritiker Farben und Töne abzugehen scheinen. Lo Gatto gibt diese Mängel zu, die Natur habe Prus nur dazu gedient, in seinen Werken den Grund zu geben, auf dem die menschlichen Gestalten sich abheben sollen. Emmy Haertel.

Feliks Araszkiewicz: Stan badań nad twórczością Bolesława Prusa. Ruch literacki 2 (1927), 233—236.

Gut orientierende Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Bolesław Prus betreffenden Forschung, als Ergänzungen zu den Angaben Korbuts im 3. Band seiner „Literatura polska". Araszkiewicz gruppiert seine summarischen, aber inhaltsreichen Angaben wie folgt: Handschriften, Ausgaben, Uebersetzungen, Biographien, Analytische Arbeiten, Synthetische Arbeiten, Folgerungen (vor allem veranstalte man eine kritische Gesamtausgabe und schreibe eine ausreichende Lebensbeschreibung!).

Otto Forst-Battaglia.

W. Czeczott: Eliza Orzeszkowa. Przegląd Powszechny Bd. 176 (1927), S. 225—231.

Der Beichtvater hat die Vorkämpferin des Positivismus, Elisabeth Orzeszko, zum frommen Tod vorbereitet. Das erzählt uns, und ihre langsam zur völligen Rechtgläubigkeit sich wandelnde Sympathie für den Katholizismus ein langjähriger geistlicher Freund der hervorragenden Schriftstellerin, von der nur oberflächliche Beurteiler Anderes erwarten konnten.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Kasprowicz als psychologisches Problem und als Dichter der Hymnen. Rivista di letterature slave. 1926. Anno 1, Vol 1, fasc. 1—2. 139—172.

Zygmunt Wasilewski in seinen Osservazioni psicologiche, die hier aus dem Polnischen ins Italienische übersetzt sind, weist auf die festen Verkettungen hin, die den Sohn der polnischen Erde mit dem Reiche des Unbewußten verbinden. Durch ganze Generationenreihen vererbt

Digitized by Google

sich im Bauernleben, dem Kasprowicz ja entstammt, der uralte Kult von Sonne, Erde und Grab. Kasprowicz besitzt aber die Gabe, seinerseits vermittelst eines hochentwickelten Perzeptionssinnes, den eigenen Seelenzustand in den Schichten des Unbewußten zu erkennen. Im Augenblick des Schaffens arbeitet in ihm sein gesamter Sinnenapparat in gleichem Rhythmus, er verarbeitet zunächst das sinnlich Wahrgenommene, geht von da aus über zur inneren Empfindungswelt, und danach erst treten bei ihm moralische und soziale Impulse in Bewegung. Seinem ganzen Wesen nach ist Kasprowicz die Gegenwart gleichgültig, er geht wohl von ihr aus, aber sein Weg richtet sich dann dem Entlegensten zu, um schließlich da zu enden, wo das Bewußtsein nicht mehr imstande ist, das Gedächtnismaterial zu formen.

E. Lo Gatto analysiert die großen Dichtungen von Kasprowicz dem Stimmungsgehalt nach, unter Berücksichtigung der Schätzung, die sie in der polnischen Literaturkritik gefunden haben, bei W. Feldman, Diksteinówna, W. Gostomski u. a., und gibt in italienischer Uebersetzung längere und kürzere Textproben daraus. Emmy Haertel.

Zofja Ciechanowska: „Credo" Kasprowicza. Przegląd Powszechny Bd. 176 (1927), S. 176—198.

Kasprowicz, der als Revolutionär und Stürmer seine literarische Laufbahn begonnen hatte, war im Grunde stets von der tief religiösen Grundstimmung erfüllt, die dem Sohn der polnischen Bauersleute durch viele Generationen erb-überkommen anhaftete. Im Mannesalter geschah Klärung der Widersprüche. Das Alter brachte Reife, Vollendung und die Rückkehr zum positiven Väterglauben. Das hat die Verfasserin durch reichliche Zitate aus den Werken des großen Dichters genugsam erhärtet.

Otto Forst-Battaglia.

Stefan Żeromski 1864—1925. Ruch Literacki, Bd. 2 (1927), S. 26 ff.

J. Birkenmajer (gegen den H. Ulaszyn S. 64 f. derselben Zeitschrift polemisiert) berichtet über die wissenschaftlich bedeutsame Literatur zum Schaffen des großen polnischen Schriftstellers, mit dem sich die Forschung so eingehend beschäftigt wie mit keinem zweiten seit der Romantik. Im Verein mit einem früheren Aufsatz M. Hartlebs (Ruch Literacki Bd. 1 (1926), 185 ff.) wird diese Ueberschau gute Orientierung über die Probleme und Forschungen um Żeromski vermitteln, zudem die Żeromskibibliographien von G. Korbut (Ruch literacki Bd. 1, Heft 1) und verschiedener in der Gazeta Literacka (1926, Nr. 21, 23) belebend ergänzen. Otto Forst-Battaglia.

Heinrich Kamenskij: „Stefan Żeromskij". „Krasnaja Nov'" Juni 1927.

Die bolševistische literarische Zeitschrift widmet einen Artikel dem Andenken des polnischen Schriftstellers Stefan Żeromsky. Z. wird zuerst als Vertreter der polnischen Literatur der 90-er Jahre und Mitglied der national-revolutionären polnischen Intelligenz besprochen. Jener Zeitpunkt des Auftretens Żeromsky's ist die Geburtsstunde der polnischen Nation, der eigentlichen Nation, nicht nur der Szlachta der Zeiten Mickiewicz's. Die geistigen Führer jener Zeit waren — Żeromsky und Wyspiansky. Die österreichisch-preußischen Vertreter des jungen Polens gehörten einer extrem-modernistischen Richtung — Przybyszewsky, Kasprowič. Ž. ist aber der Vertreter der Warschauer Richtung des jungen Polens — wie Sieroszevsky, Niemojewsky, Danilowsky.

Diese Richtung verkörperte in sich nur Liebe zum Volk und nationale Hoffnungen. Die Autoren dieses jungen Polens sprachen nicht nur gegen die fremden Unterdrücker, sondern auch gegen die eigenen Ausbeuter. So einer war auch Ž. und blieb für immer ein ehrlicher Patriot und wurde zum Gewissen der polnischen Intelligenz. Er zeigt die Helden der Vergangenheit und schildert ihre Ohnmacht und Schwäche.

Digitized by Google

In „Popioly“ zeigt er die Polen als Waffenbrüder der Franzosen im Kampf gegen die nationale Freiheit Spaniens und zeigt unparteiisch alle Greuel, die die Polen mitmachten.

1918 fiel es Ž. schwer seine alte objektive Linie zu führen. Er verfiel der patriotischen Publizistik und schrieb ein anti-bolševistisches Drama „Weißer als Schnee“. Aber 1925 erschien sein Roman „Przedwiosnie“, der allgemeines Aufsehen erregte. Der Held des Romans, Cesar Baryka, ist ein in Rußland erzogener junger Pole, der nach der Gründung des polnischen Staates in die Heimat zurückkehrt und hier die schwersten Enttäuschungen erlebt. Sehr interessant sind Baryka's Gespräche mit Gajewiec, einem alten Kämpfer für die Befreiung Polens. Auch dieser klagt über das Fiasko seiner Ideale: Jungpolen ist das Land, wo man politische Verbrecher martert, wo die Bauern kein Land haben, wo man andere Nationalitäten unterdrückt. Der Roman endet mit einer kommunistischen Manifestation, an der Baryka teilnimmt.

Der bolschewistische Autor des Artikels will schon im Titel des Romans ein Symbol sehen. Die früheren Romane Ž. hießen: „Sisyphus-Arbeit“, „Die Geschichte einer Sünde“, „Asche“. Der Roman des polnischen Kommunisten bei Ž. heißt aber „Vorfrühling“. Der einzige Held Ž.'s, der nicht untergeht, ist Baryka.

Der Roman erhob Stimmen der Empörung in der polnischen nationalistischen Presse und eine wilde Hetze wurde gegen den Autor bis zu seinem Tode getrieben.

Obwohl der Artikel tendenziös ist, nur eine Seite des Romans,, Przedwiosnie“ beleuchtet und vorsichtig die wunderbaren Seiten meidet, die den Greueln der russischen Revolution gewidmet sind, so muß man doch sagen, daß er einer der wenigen ist, der das Schaffen des den Russen so wesensverwandten größten modernen polnischen Erzählers in der russischen Presse einigermaßen beleuchtet. Nadežda Jaffe.

Boy-Zelinski: „Zgon Stanisława Przybyszewskiego“, Kurjer Poranny, Warszawa, 24 listopada 1927.

Der bekannte polnische Schriftsteller Boy-Zelinski widmet warme Worte dem Andenken des am 23. November verschiedenen Schriftsteller Stanislaw Przybyszevsky.

Er schildert das merkwürdige Schicksal dieses Schriftstellers, der in deutscher Kultur erzogen, und nachdem er seinen Ruhm durch seine Werke in deutscher Sprache errang, doch zum Polentum zurückkehrte.

P., der eine Zeitlang in Deutschland für den „genialen Polen“ galt, brachte schon mit seinen ersten deutschen Werken „Chopin und Nietzsche“, „Wigilien“, „Totenmesse“, in die deutsche Sprache einen neuen Geist: den polnischen Romantismus, die slavische Träumerei und Sehnsucht, seine Sprache klang wie Musik eines Kirchenorgans. Er „chopinisierte“, wie es seine deutschen Freunde nannten, die fremde Sprache. P. gehörte dem Kreise deutscher und skandinavischer Künstler und Dichter an, die sich in den 90-er Jahren in Berlin versammelten, und war in diesem Kreise höchst populär.

Und doch ging er 1898 nach Krakau, widmete sich ganz der polnischen Literatur und wurde Redakteur der Zeitschrift „Życie.“ Er brachte nach Polen einen ganz neuen Geist, den Reiz der großen europäischen Boheme, neue moderne Ziele, neue europäische Beziehungen.

Und die Bedeutung P's. sieht Boy-Zelinski nicht in seinen Werken; seine Werke und seine ganze Richtung verloren recht bald ihre Bedeutung. P's. Bedeutung liegt aber in seinem so zu sagen dynamischen Einfluß auf die polnische Literatur. Er hatte gerufen und geweckt, er gab der polnischen Literatur Kühnheit und Schwung, brachte die Atmosphäre zu einer Junitemperatur.

Als Dichter erreichte er seine größte Höhe in seinen ersten lyrischen deutschen Werken, die er später ins Polnische selbst übertrug. Er ist hier

Digitized by Google

nicht nur ein Dichter, sondern auch ein philosophischer Denker. Seinem Gedicht mit dem Anfange „Am Anfang war das Geschlecht“ liegt ein Gedanken zugrunde, der P. zum Vorläufer des Freud'schen Pan-Sexualismus macht.

P. war einer der wenigen Polen, dessen Interessen außerhalb des nationalistischen polnischen Zauberkreises lagen.

Er schrieb in einer fremden Sprache, war in den Idealen der deutschen Philosophie gebildet worden, lebte in allgemein menschlichen Interessen, litt die Leiden des ganzen Kosmos. Und doch brachten Jugenderinnerungen an Chopins Musik, an Słovackis Poesie ihn zurück nach Polen.

Boy-Zelinski sieht in P. einen echten Künstler mit Leib und Seele, der nur in Visionen und Träumen lebte und das wirkliche Leben garnicht kannte. Seine Flügel verhinderten ihn, wie den Albatros von Beaudelaire, auf der Erde zu wandeln.

Boy-Zelinski nimmt von P. auch persönlich Abschied, von einem alten Freund, der ihm in seiner Jugend seine kostbare Freundschaft geschenkt hatte. Nadežda Jaffe.

Anna Zahorska: Marja Rodziewiczówna. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 95—110.

Zum Schriftstellerjubiläum der polnischen Marlitt, Eschstruth, Ottilie Wildermuth, Courths-Mahler, — an quomodo vis vocari — steuert Anna Zahorska eine Studie bei, die zeigt, wie sehr in Polen moralische, soziale, politische und ästhetische Momente miteinander verquickt werden. Mit Recht tadelt die Verfasserin, daß Feldman und andere Radikale der Rodziewiczówna aus weltanschaulichen Gründen von vornherein feindlich entgegentraten. Sie begeht denselben Fehler und lobt die Schriftstellerin, weil ihr die Patriotin und Katholikin Sympatie einflößte. Daß die Rodziewiczówna jeder künstlerischen Begabung bar und nichts ist als eine achtenswerte Fabrikantin von sittlich unschädlicher, patriotischer und nach einem bewährten Schema konstruierten Unterhaltungslektüre, hat die Autorin dieses Versuchs entweder nicht sehen wollen oder nicht sehen können.

Otto Forst-Battaglia.

Piotr Grzegorczyk: Z dziejów J. Conrada-Korzeniowskiego w Polsce. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), 136—138, dazu als Anhang: **Nieznane listy J. Conrada-Korzeniowskiego,** ebenda S. 138—143.

Kazimierz Waliszewski: Listy Józefa Conrada-Korzeniowskiego. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 174—180.

Piotr Grzegorczyk: Ostatni list J. Conrada-Korzeniowskiego. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 207—208.

Edward Woroniecki: Conrad a Polska. Wiadomości Literackie, 8. Mai 1927.

Kazimierz Czachowski: Ojciec Conrada. Wiadomości Literackie, 4. September 1927.

K. W. Zawodziński: Nieuwzględnione motywy decyzji życiowej Conrada. Wiadomości Literackie, 25. September 1927.

Die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit des genialen Polen, der zum hervorragendsten englischen Prosaschriftsteller des 20. Jahrhunderts wurde, gewinnt für die polnische Literaturgeschichte immer mehr Bedeutung. Als Konrad starb, war er in Polen, trotzdem er mit Żeromski, Nowaczyński und anderen ausgezeichneten Autoren seines Heimatlandes in Verbindung, mit vielen Polen im Briefwechsel stand, fast unbekannt. Im Westen hat man wohl, z. B. in der gehaltvollen Conrad-Nummer der „Nouvelle Revue Française“ vom 1. Dezember 1924, auf die slavischen Wesenszüge des Künstlers hingewiesen. Doch erst in den letzten beiden Jahren wird der Streit ernst-

Digitized by Google

haft. Der Conrad-Biograph, Jean Aubry, ist unbedingt für den vorherrschend polnischen Charakter des Conradschen Schaffens eingetreten. Die hier zitierten Aufsätze zeigen die das ganze Leben hindurch bewahrten Liebe, die Conrad ans Land seiner Kindheit fesselte. Wir fassen zusammen: Conrad stammt aus glühend national-polnischer Familie. Sein Vater, über den Czachowski alles Wissenswerte mitteilt, Apollon Korzeniowski, war ein begabter Poet, Träumer auch im täglichen Leben. Am Aufstand von 1863 nahm er teil und büßte das mit Verbannung nach Sibirien. Die Mutter war eine Schwester Stefan Bobrowskis, der in dieser Revolution eine führende Rolle spielte.

Als der Knabe Conrad noch kaum denken konnte, schrieb der Vater an den Philosophen Buszczyński: „Mein Hauptziel ist Konradchen . . . zum Polen zu erziehen“. Der Erfolg blieb nicht aus, denn auf eine Photographie, die seiner Großmutter gewidmet wurde, schrieb der künftige Erzähler mit seinen kindlichern Lettern: „Meiner Großmutter zum Dank für das Backwerk, das ich meinem Vater im Gefängnis schicken durfte . . . Josef Konrad Korzeniowski, — Pole, Katholik und Edelmann“. Dieser Dreiklang hat durch das Leben des Mannes fortgetönt. Er bewahrte die Sympathie für seine Heimat, suchte sie auf, so oft es anging, verlernte nie die polnische Sprache, in der er sich mit Eleganz und Geschmack auszudrücken auch im späteren Alter nicht verlernt hatte. (Zeuge der wenige Tage vor seinem Tode gesandte, von Grzegorczyk abgedruckte Brief). Wenn er die englische Staatsbürgerschaft erwarb, so hatte er keine Hemmung zu überwinden, weil er vorzog, des englischen Königs statt des Caren Untertan zu sein. Die englische Sprache aber wählte er zum Ausdrucksmittel, einzig aus praktischen Gründen.

Damit hat Zawodziński recht, ob er auch mit seiner etwas phantasiereichen Einkleidung der Motive, die Conrad zum englischen Schriftsteller machten, daneben griff. Zawodzinski meint, Conrad sei Engländer aus Haß gegen Rußland und Liebe zu Polen geworden (weil er diese Gefühle nicht mit der Zugehörigkeit zum damaligen Frankreich vereinen konnte, habe er England vorgezogen, obzwar er in Frankreich seine Laufbahn begann und französisch so gut schrieb wie und besser sprach als englisch). Conrads Liebe zu Polen, sein Haß gegen Rußland, der ihn, wie wir aus anderen Quellen wissen, sogar zur Ungerechtigkeit gegen den großen Dostoevskij verleitete, stehen außer Zweifel. Trotzdem meine ich, daß er die englische Marine wählte, weil er in ihr bessere Aussichten des Daseins fand, und englisch schrieb, weil ihm diese Sprache zur täglichen geworden war, weiter, weil er in ihr am ehesten rasch Berühmtheit erringen konnte. Hier Wallenrodische Motive zu wittern, ist ein Zeichen der echtpolnischen Manie, das Romantische in den Alltag zu tragen, doch gewiß mit den Tatsachen nicht im Einklang.

Conrad wurde zum Liebling des englischen Lesers, erzwang sich die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt und überwand nie die Sehnsucht nach Polen. Am Andenken seines Vaters hing er zeitlebens mit ehrfürchtiger Zärtlichkeit (vgl. die Briefe, die Grzegorczyk mitteilt, einen von 1905, einen zweiten von 1924), für die politischen Bestrebungen seiner Landsleute trat er während des Krieges unter Verwertung aller seiner persönlichen Beziehungen ein. Der polnischen Literatur bewahrte er das regste Interesse. Noch im letzten Jahre seines Erdenwallens hat er das Buch der Kossak-Szczucka „Brandstiftung“ aufs höchste gerühmt und selbst ins Englische übertragen wollen. Der Pole Korzeniowski ist im englischen Erzähler Joseph Conrad nie erstorben.

Aber auch der Edelmann Korzeniowski des Wappens Nałęcz nicht. Im Jahre 1923 schreibt er an eine polnische Verwandte: „Kannst du mir eine Zeichnung des Wappens Nałęcz schicken? — Die polnischen Adelswappen haben bekanntlich besondere Namen und werden von mehreren, oft vielen Familien geführt, die meist gemeinsamer Herkunft sind. — Das soll den Einband seiner Neuausgabe meiner Werke zieren . . . Gibt es kleinere polnische Wappenbücher als den Niesiecki (das bekannteste polnische Wappenbuch, eine Art „Siebmacher“ en miniature, im 18. Jahrhunder in 4, später nochmals in 10 Bänden erschienen)? Wenn ja, so kannst du mir ein Exemplar kaufen und ich erstatte dir die Kosten zurück.“ In einem Brief an die Baronin

Digitized by Google

Brunnow (den E. Ligocki im „Kurjer Poznański" 1927, Nr. 434 veröffentlichte). schreibt der nie akklimatisierte Engländer: „Ich habe keine Ueberzeugungsgemeinschaft mit der Demokratie, und die Demokratie hegt für mich keine Sympathie".

Und der Katholik? In einer klugen Arbeit hat Witold Chwalewik so überzeugend den katholischen Charakter des Conradschen Werkes gezeigt (Ruch literacki Bd. 2 (1927), S. 169 ff.), daß ich mich darauf beschränken kann, auf sie hinzuweisen. Die Widmung auf dem Bildnis für die Großmutter hat das Motto für ein ganzes, reiches Leben gebildet. Der Mensch Conrad ist Pole gewesen und geblieben bis ans Ende. Doch der Schriftsteller wird, wenn nicht sentimentale an die Stelle der wissenschaftlichen Erwägungen treten, niemals einer anderen, als der englischen Literatur eingefügt werden mit der ihn Sprache, Themen, Technik und ursprüngliche Reichweite verbinden. Otto Forst-Battaglia.

Marjan Gumowski: Starsze bazyliki romańskie w Polsce średniowiecznej. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 136—169), 270—288; Bd. 176 (1927), S. 82—96.

Der vortreffliche Kenner mittelalterlicher Kunstgeschichte schildert die erhaltenen romanischen Basiliken des piastischen Polen. Es werden besprochen: die Kathedralen auf dem Wawel, von Gnesen, Kruszwica, Posen, Płock, Breslau, die Andreas- und die Florianskirche zu Krakau, die Johanneskirche von Mogilno, die Dreifaltigkeitskirche in Strzelno, die Marienkirche zu Trzemesno, die Vincenz-, die Marienkirche zu Breslau, die Marienkirche in Lubin, die Marienkirche zu Czerwińsk, die Kollegiatkirchen von Łęczyca, Kielce, Sandomir, Opatów, die Marienkirche zu Hohensalza, die Adalbertskirche in Kościelec. An diesen 21 zwischen 1090 und 1240 erbauten Kirchen, von denen keine einzige in ihrer ursprünglichen Gestalt besteht, studiert Gumowski den romanischen Kirchenbaustil im mittelalterlichen Polen. Er geht auf zwei Grundtypen zurück, den sächsischen (Hildesheim, Halberstadt, Quedlinburg, Naumburg, indirekt die rheinischen Kathedralen wie Speier), und den französisch-burgundischen (St. Martin in Lyon). Die meisten der erhaltenen Basiliken waren bischöfliche Kathedralen oder Sitze von Kollegiatkapiteln. Einige gehörten Stiftern und Klöstern, nur eine war Pfarrkirche.

Otto Forst-Battaglia.

Mieczysław Wallis: Eugenjusz Zak. Przegląd Współczesny Bd. 23 (1927), S. 114—124.

Gleichzeitig mit der Monographie von Stefanja Zahorska erscheint jetzt dieser vortreffliche und bei allem Enthusiasmus im Urteil wohlerwogene Aufsatz über den allzu jung dahingeschiedenen bedeutenden Maler Zak. Nicht unerwähnt sei, daß sich ein Teil der wertvollsten Werke dieses ganz französisch gebildeten Künstlers in Deutschland, zu Bonn, befinden.

Otto Forst-Battaglia.

Oskar Lange: „Socjalizm bezpaństwowy" Edwarda Abramowskiego. Przegląd Współczesny Bd. 22 (1927), S. 79—98.

Im Anschluß an den früheren Artikel im „Przegląd Wspólczesny", Bd. 19 (1926), S. 61 ff. (vgl. diese Jahrbücher NF. Bd. 3, S. 289), bespricht Lange die Ethik des bedeutenden Theoretikers eines nationalen und idealistischen Sozialismus, der sich aufs engste dem sogenannten Edelanarchismus und anderseits dem Tolstojschen Urchristentum anschließt. L. zeigt wohl die Zusammenhänge mit angelsächsischen Theoretikern und der angelsächsischen Praxis, unterläßt es aber, die wesentlichen historischen Zusammenhänge Abramowskis mit dem ostslavischen Christentum, mit urchristlichen und indischen Ideen aufzuzeigen. Ich habe weder eingehenden Hinweis auf Tolstoj, noch gar den Namen Ghandi, nicht einmal die Bezugnahme auf deutsche Edelanarchisten oder E. Réclus gefunden. So wurde diese Arbeit zur bloßen Analyse der Abramowskischen Gedankengänge, ohne sie zu durchleuchten und zu situieren. Otto Forst-Battaglia.

Digitized by Google

O s k a r L a n g e: Edward Abramowski jako teoretyk kooperatyzmu. Przegląd Współczesny Bd. 22 (1927), S. 229—239.

Die praktische Seite von Abramowskis Theorien wird geschildert. Sie waren bei der Ausbildung des Kooperativwesens im ehemaligen russischen Polen von großem Einfluß. Der spätere Präsident Wojciechowski stand in ihrem Bann. Marcinkowski und das Genossenschaftswesen im preußischen Polen war auf sie nicht ohne Wirkung. Davon steht wieder bei Lange nichts zu lesen, der auch diesmal nur eine Analyse der Abramowskischen Ansichten gibt. Otto Forst-Battaglia.

S t a n i s ł a w W ę d k i e w i c z: Z motywów polskich w publicystyce francuskiej. Przegląd Współczesny, Bd. 22 (1927), S. 487—518; Bd. 23 (1927), S. 133—153.

Die Studien des Krakauer Romanisten über das Thema Polen-Frankreich gereichen der von ihm herausgegebenen Revue zur Zierde. In ihrer Gesamtheit erhärten sie die These vom tiefklaffenden geistigen Zwiespalt zwischen Romanen und Slaven. (Womit natürlich keine polnische Folgerung gezogen sein will.) Was da an Unkenntnis und Leichtfertigkeit auf französischer Seite enthüllt wird, spottet jeder Beschreibung.

W. beginnt mit dem „orientierenden" Buch, das den Direktor des französischen Lyzeums in Warschau Mansuy zum Verfasser hat. In diesem von einem „Fachmann" verfaßten Werk wimmelt es von Versehen, Oberflächlichkeiten; trotzdem ist es unter dem Titel „La Pologne" im angesehenen Pariser Verlag Bossard erschienen und bildet für viele Franzosen das einzige Hilfsmittel, sich über den Verbündeten zu unterrichten. W. stellt die Polen an den Pranger, auf deren gehässigen Tratsch hin Mansuy z. B. ungereimtes Zeug über den ermordeten edlen Präsidenten Narutowicz niederschrieb. Ich kann seine Feststellung noch dahin ergänzen, daß die ungehörigen Ausfälle gegen die Krakauer Akademie ebenfalls auf die Expektorationen des Pariser Russo-Polen Waliszewski zurückgehen.

Ich verzeichne den erfreulichen Seitenhieb gegen das in seinen slavischen und deutschen Partien unbrauchbare Buch von van Tieghem (dem ich für den Bereich der romanischen und der angelsächsischen Literaturen keineswegs den Nutzen absprechen will). Diskrete Ironie gegen den Herausgeber der „Nouvelles Littéraires", der aus Warschau nach ein paar Tagen ganz merkwürdige „Polnische Briefe" nach Paris sandte, läßt mehr zwischen den Zeilen lesen, als gesagt wurde.

Wenn W. fragt, woher der ausgezeichnete französische Regionalist Pourrat sein Interesse für Wyspiański nahm, so kann ich ihm die Mitteilung machen, daß Pourrat (nebenbei bemerkt selbst östlicher, fernöstlicher, nämlich indischer Herkunft) mit den beiden besten französischen Kennern der polnischen Literatur, mit Cazin und Schoell, intim befreundet ist.

Es folgen Notizen über Andrés schneidige Attake gegen Columbus, die dem jüngst verstorbenen provençalischen Schriftsteller Anlaß bot, auch der Verdienste des polnischen Kartographen Jan z Stobnicy zu gedenken, dann eine Analyse von Alfred Fabre-Luces bekannten Werk über „Locarno sans rêves", wobei W. einige polnische Vorbehalte formuliert. Auch hier muß ich ergänzend feststellen, woher F. L. die polnischen Informationen kamen. Er ist mit der gesamten Pariser Hochfinanz verwandt oder verschwägert.

Amüsant ist die Schilderung „Wie man Lokalfarbe für Erzählungen über polnische Themen sammelt". W. erprobt seinen Spott an dem kläglichen Machwerk Dupuy-Mazuels „Le Joueur d'Echecs", das die Barer Konföderation in mehr als freier Weise zum Thema umgestaltete. Ich bin sehr erstaunt, in diesem Zusammenhang Cherbuliez und sein vortreffliches Buch „Les Aventures de Ladislas Bolski" genannt zu sehen. Cherbuliez unterscheidet sich von den bisher erwähnten Autoren dadurch, daß er Slavisches gut kannte, mit einer Menge Russen und Polen in nahem Verkehr stand. Ich finde, anders als W., daß im „Ladislas Bolski", wenn nicht der polnische Nationalcharakter, so doch dessen Schattierungen gut gezeichnet sind. Fast alle Figuren dieses

Digitized by Google

Romans sind der Wirklichkeit abgelauscht, so stand für Trondsko Lelewel Modell.

Die vortreffliche Skizze über Jarry und seinen „Ubu-Roi", der in einem phantastischen Polen spielt, wird m. E. der echt gallischen Verve des genialischen Trunkenboldes nicht gerecht. Auch ich gestehe, noch heute über die „Chanson du décervélé" Tränen zu lachen und viele Franzosen zu kennen, die es mir gleichtun. O hohe Weisheit: „On part vivant et l'on revient tudé".

Die Schmähschrift eines Anonymus, die wundersam an den „Orang-Outang polonais" erinnert, der im 18. Jahrhundert berüchtigtes Aufsehen gemacht hatte, wäre ohne Schaden unerwähnt geblieben. In Frankreich hat sie kein Mensch beachtet. Dagegen verdiente das geistreiche, glänzend geschriebene Pamphlet des Offiziers Etchégoyen „Pologne! Pologne!" unbedingt Abwehr und Erwähnung. Otto Forst-Battaglia.

Italien und die Kultur Polens. Rivista di letterature slave. 1926. Anno I, Vol. I, Fasc. I—2. 227—238.

L'italianità nella cultura polacca ist eine Rede betitelt, welche Roman Pollak in der Universität Turin und im Circolo filologico in Mailand gehalten hat. Es ist eine Aufzählung der bekannten Beziehungen zwischen Polen und Italien, welche auf die kulturelle Entwicklung Polens von stärkerem Einfluß gewesen ist als der nur ungern aufgenommene Kultureinfluß von deutscher und russischer Seite. Emmy Haertel.

Enrico Damiani: **Włosi a literatura polska.** Przegląd Współczesny Bd. 23 (1927), S. 257—262.

Vortrag des italienischen Polonisten, in Zakopane am 14. August 1927 gehalten. Ueber das staunenswerte Aufblühen der polonistischen Studien in Italien, die weit mehr gedeihen als die in Frankreich. Man freut sich, Prof. Pollaks Verdienst anerkannt, und staunt den Namen Lo Gattos nicht genannt zu lesen. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Wędkiewicz: **Italja czy Włochy.** Przegląd Współczesny, Bd. 22 (1927), S. 305—317.

Gegenüber dem Wunsch italienischer offizieller Stellen und ihnen Gefolgschaft leistender polnischer Kreise, den polnischen Namen für Italien „Włochy" durch den älteren „Italja" zu ersetzen, erweist Professor W., daß die einzige heute eingebürgerte Form der Umgangs- wie der literarischen Sprache „Włochy" lautet. Die Argumente des gelehrten Philologen treffen ins Schwarze, nur möge er nicht übersehen, daß einige seiner nebenbei vorgebrachten Folgerungen übers Ziel schießen. Dem Geist der polnischen Sprache entspricht es entschieden, sich fremde geographische Namen durch möglichste Veränderung ihres ursprünglichen Klanges und Anpassung an polnische Klänge zu assimilieren. Entsprechend der historischen Sinnesart des Polen kommt dem Gebrauch der jahrhundertealten Tradition die größte Rolle zu. „Włochy" gebührt darum, ob es auch mit Sicherheit von der eher pejorativen und deutschen Bezeichnung der „Welschen" herstammt, der Vorrang vor dem urlateinischen, edlen „Italja". Otto Forst-Battaglia.

Kazimierz Zieleniewski: **Kronika poloników.** Przegląd Współczesny, Bd. 21 (1927), S. 167—173, 338—345; Bd. 22 (1927), S. 166—174, 519—526; Bd. 23 (1927), 345—351.

In den „Wiadomości Literackie" werden mit anerkennenswertem Eifer die Notizen verzeichnet, die sich in ausländischen Periodicis über Polen finden, dazu die nichtpolnisch geschriebenen und übersetzten Werke polnischer Autoren. Der Natur der Sache nach handelt es sich da in erster Linie um eine Chronik von Literatur und Kunst. Politik und Wissenschaft müssen zurückstehen, erfahren immerhin auch einige Förderung. Allein dieser von nicht

Digitized by Google

fachmännisch geschulter Seite an der Hand unzureichender Hilfsmittel durchgeführten Chronik fehlt natürlich die Vollständigkeit und die Möglichkeit des kritischen Sonderns. So war es sehr zu begrüßen, als in der angesehensten polnischen Revue dem Warschauer Bibliothekar Zieleniewski die Aufgabe übertragen wurde, die „Polonica“ im Ausland den polnischen Lesern in regelmäßiger Chronik bekanntzugeben. Leider ist die Art, mit der Z. seinem verantwortungsvollen Amt nachkommt, geradezu skandalös. Ich muß die Leichtfertigkeit oder Unwissenheit an den Pranger stellen, die da am Werke ist und ein völlig falsches Bild über das Interesse des Auslandes an Polen hervorruft. Es hieße hundert Seiten mit dem anfüllen, was Z. in den verschiedenen Ländern im Laufe eines Jahres übergangen hat und Dutzende von Seiten mit den Nichtigkeiten, die er aufs Geratewohl aus der Fülle nicht gewerteter Tatsachen herausfischte. Meine schwere Anklage zu bekräftigen, und zugleich in der Hoffnung, meinen deutschen und polnischen Kollegen durch Hinweis einen Dienst zu erweisen, will ich nur die deutschen Zeitschriften und Zeitungen verzeichnen, in denen seit Jahresfrist wichtige Polonica zu lesen waren, von denen Z. indes keine Kenntnis nahm. Schon der oberflächlich mit deutschen Verhältnissen Vertraute wird daraus entnehmen, daß die Zieleniewskische Chronik, soweit Deutsches in Betracht kommt, Makulatur darstellt. Es fehlen ganz: Neue Rundschau, Die Literatur, Hochland, Querschnitt, Tagebuch, Weltbühne, Literarische Welt, Gral, Literarisches Zentralblatt, Literarischer Handweiser, Europäische Gespräche, Zeitschrift für Geopolitik, Historische Zeitschrift, Historische Vierteljahresschrift, Jahrbuch der Görresgesellschaft, Euphorion und schließlich noch die „Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven“. An Zeitungen sind nur die „Frankfurter Zeitung“ und die „Wiener Arbeiterzeitung“ durchgeblättert worden, allerdings mit dem Resultat, daß in der „Frankfurter Zeitung“ nur eine Gedichtübertragung, dagegen nicht meine regelmäßigen Bücherchroniken bemerkt wurden. Es blieben unbeachtet: Berliner Tageblatt, Vossische Zeitung, Germania, Vorwärts, Tägliche Rundschau, Hamburger Fremdenblatt, Kölnische Zeitung, Kölnische Volkszeitung, Münchener Neueste Nachrichten, Neue Freie Presse, Reichspost, der kleineren Blätter ganz zu geschweigen.

Otto Forst-Battaglia.

Michael Rilser: Katolicyzm niemiecki a umysłowość pruska. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 111—123.

Jan Rostworowski S. J.: W sprawie wielkiego dziejowego problemu. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 225—239.

Feliks Koneczny: Bizantynizm niemiecki. Przegląd Powszechny, Bd. 175 (1927), S. 18—45.

Die Redaktion der katholischen Zeitschrift „Przegląd Powszechny“, deren beide Leiter, die Patres Rostworowski und Urban S. J., eifrige Anhänger eines Ausgleiches des deutsch-polnischen Gegensatzes sind, veröffentlicht seit Juli in jeder Nummer ihrer Zeitschrift Aufsätze, die eine Erörterung des deutsch-polnischen Gegensatzes vornehmen und durch offene Aussprache das Terrain für eine Annäherung ebnen wollen. Das Niveau dieser Artikel ist sehr verschieden. Den des westfälischen deutschen Journalisten Rilser kann man nicht anders denn als Irreführung der polnischen Oeffentlichkeit bezeichnen, die durch die Angaben dieses Föderalisten Constantin-Frantzscher Färbung (dem ich keineswegs den guten Glauben bestreiten will), über die Stimmung unter den deutschen Katholiken falsch orientiert wird. Es besteht die Gefahr, daß die polnischen Leser wirklich daran glauben, daß eine ernst zu nehmende Gruppe katholischer Deutscher den Bestand von mehreren „Allemagnes“ dem Deutschen Reich vorzieht! Illusionen sind der Aussprache und Versöhnung nicht förderlich. P. Rostworowskis Artikel würde, ins Deutsche übertragen, sicherlich um seiner edlen Humanität willen, Beifall und freundliches Echo wecken, wenn er auch nicht allzu streng mit politischen Realitäten rechnet und dort mit ethischen Er-

Digitized by Google

wägungen Wunder zu wirken hofft, wo erhebliche materielle Interessen, erlernte Urteile und ererbte Vorurteile beiderseits stark in die Wagschale fallen. Professor Konecznys Studie über den deutschen Byzantinismus, den er als Hindernis für eine aufrichtige Verständigung dieses Landes mit Polen ansieht, ist sehr naiv. Die Deutschen zu lieben, weil und wenn sie Blumen züchten, Bücher lesen, doch den Preußen von heute zu mißtrauen, geht nicht gut an. Sympathisch oder nicht, der Politiker muß mit der Realität rechnen, und die ist, daß weder die Deutschen noch die Polen von heute ihren träumenden romantischen Ahnherren aus Biedermeyertagen gleichen. Auch die historischen Thesen, daß Polen im lateinischen, Deutschland im byzantinischen Gedankenkreis erwachsen sei, sind unhaltbar. Koneczny, dessen Unfähigkeit zu politischem Denken seine Kościuszko-Biographie erwies, ist kein glücklicher Wortführer bei Diskussionen dieser Art. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Wasilewski: Bibljografja Rapperswilska. Ruch literacki 2 (1927), 249—251.

Der ausgezeichnete Kritiker Zygmunt Wasilewski war in seiner Jugend, vor und zusammen mit Żeromski, Bibliothekar in Rapperswil. Er nimmt die Heimkehr der dortigen Sammlungen nach Warschau zum Anlaß, um eine Bibliographie der Literatur über das Rapperswiler Polenmuseum zu geben. Es sind nur vor dem Krieg erschienene Arbeiten verzeichnet. Die zahlreichen Aufsätze und Schriften, die sich mit dem Schicksal des Museums nach dem Weltkrieg beschäftigten (Halecki, Lewak usw.), wurden nicht genannt.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Urban S. J.: O Ideę dla Polski. Przegląd Powszechny, Bd. 176 (1927), S. 3—17.

Polens historische Aufgabe liegt darin, Vormauer des lateinischen Christentums zu sein und unter den Slaven die katholische, europäische Idee gegenüber der östlichen, asiatischen zu verteidigen, die sich gestern im Carat, heute im Bolševismus verkörpert. Eine Variation über altbekannte Motive, die dem einen süß, dem andern verhängnisvoll ins Ohr tönen. Politisch ausgewertet, mündet der Gedanken des P. Urban in die jagellonische, in die föderative Idee Piłsudskis. Otto Forst-Battaglia.

SCHLESIEN

Franz Xaver Seppelt: Die Epochen der Breslauer Bistumsgeschichte im Mittelalter. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens, 61. Bd. (1927), S. 1—11.

Der Verf. führt zunächst aus, eine wie geringe Rolle das Breslauer Bistum in der allgemeinen Kirchengeschichte gespielt hat. Die geographische Lage und die Zustände der alten polnischen Kirche erklären das. Daher spürt man nichts von der Gregorianischen Kirchenreform, noch im 13. Jahrhundert findet man die Priesterehe, das Eigenkirchenwesen bleibt hier wie überhaupt in Polen noch unerschüttert, die Dürftigkeit der Quellen läßt uns sogar über die Bischöfe von 1050—1200 keine Klarheit gewinnen, eine Ausnahme macht nur Bischof Walter (1149—1169), der, als einziger der Bischöfe jener Zeit, nicht aus Schlesien oder Polen stammte, sondern von Lüttich kam und eine stark reformierende Tätigkeit ausübte. Bis 1200 befand sich das schlesische Bistum, welches auch noch keine festen Pfarrsprengel entwickelt hatte, im Stadium eines Missionsbistums. Eine Aenderung erfolgte hierin mit dem Einsetzen der deutschen Kolonisierung: die deutschen Siedler waren, auch auf kirchlichem Gebiet, geregeltere Verhältnisse gewöhnt. In Dorf und Stadt wurde der Platz für die Kirche abgegrenzt: es beginnt die Zeit der systematischen Parochialeinteilung

Digitized by Google

des Bistums, die Errichtung der Archidiakonate zur notwendigen kirchlichen Verwaltung, eine beträchtliche Steigerung des Wirkens und Einflusses der Kirche, zugleich erfolgte, im Anschluß an die deutsche Besiedlung, eine lebensvollere Verbindung des Bistums mit dem Abendlande, mit der Gesamtkirche. Damit begann das Streben nach dem gleichen Ziel: der Freiheit der Kirche unter Zurückdrängung des herzoglichen Einflusses auf kirchlichem Gebiete. Nicht kampflos gelang das unter den Bischöfen Lorenz (1207—1232), Thomas I. (1232—1268), Thomas II. (1270—1292), welchen die Autorität des damals blühenden Papsttums zur Seite stand. Das große Kirchenprivileg vom Jahre 1290 ist aus dieser Epoche besonders herauszuheben. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts steht der schlesische Bischof als unumschränkter Landesherr in dem alten Kirchenland Ottmachau-Neiße gleichberechtigt neben den schlesischen Herzögen. Das gesteigerte Ansehen der Kirche dokumentiert sich in der kräftigen Entwicklung kirchlichen Lebens z. B. in Klostergründungen (Trebnitz 1203, Heinrichau 1227, Kamenz, Rauden, Grüssau, Himmelwitz). „So sind im dreizehnten Jahrhundert die Grundlagen geschaffen worden, welche die Glanzzeit des Bistums im 14. Jahrhundert ermöglicht haben.“ Daß diese Zeit der Blüte nun dem Bistum beschieden war, dafür boten die politischen und kulturellen Verhältnisse Schlesiens die Voraussetzung. Nachdem 1153 Schlesien von Polen unabhängig geworden war, erfolgte im 14. Jahrhundert der Anschluß an Böhmen und damit die Anteilnahme an der Fürsorge Karls IV., wobei tüchtige Bischöfe die Gunst der Zeit zu nutzen verstanden: Heinrich von Würben, Breslaus erster, einem deutschen Geschlechte entstammender Bischof (1302—1319), unter ihm wurde die Domkirche vollendet, er regte die Abfassung des Liber fundacionis episcopatus Wratislawiensis an, dann dessen zweiter Nachfolger Preczlaw von Pogarell (1341—1376), wohl der hervorragendste der Breslauer Bischöfe des Mittelalters, der z. B. das Neißer Kirchenland durch Erwerb des Herzogtums Grottkau von dem verschuldeten Herzog Boleslaw von Brieg und Liegnitz vergrößerte und dem Breslauer Bischof in Schlesien die führende politische Stellung errang: seine Zeit bildet den Höhepunkt als episcopatus aureus.

Mit seinem Tode setzt die Verfallszeit ein, trotz tüchtiger Bischöfe, wie z. B. des von Długosz aus nationaler Gehässigkeit verleumdeten Konrad von Oels (1417—1447). Schuld ist, einmal, die verschlechterte kirchliche und politische Gesamtlage, dann insbesondere der seit Wenzel eintretende Rückgang für Böhmen und seine Nebenländer. Die avignonesischen wie die politischen Wirren verschonten das Bistum nicht, dazu traten die allgemeinen kirchlichen Schäden der Vorreformationszeit, die Neigung zu landeskirchlicher Tendenz: der Kolovoratsche Vertrag vom Jahre 1504 ist für die kirchliche Lage jener Zeit bezeichnend. E. Hanisch.

Digitized by Google

NOTIZEN

Marja Mazankówna und Kazimierz Tyszkowski gaben eine „Bibljografja Historji Polskiej za rok 1926“ (wydawn. zakładu Narod. im. Ossolińskich, Lwów-Warszawa-Kraków. 1927) heraus (58 S.).
Erdmann Hanisch.

Eine „Revue des travaux scientifiques tschécoslovaques“ — „Czechoslovak research work“ ist in 2 Bänden für die Jahre 1919 und 1920 in Prag herausgekommen (1924 und 1926). Nach den englisch gehaltenen kurzen Einleitungsworten im ersten Bande sind die Herausgeber „The Royal Bohemian Society of Sciences and The Czech Academy of Sciences“. Beide Gesellschaften haben im Januar 1920 beschlossen, jährlich 2 Bände zu veröffentlichen, „in which the results arrived at by Czech and Slovac scholars should be summarized either in French, or in English“. Das Deutsche ist also ausgeschlossen. — Die in französischer Sprache gegebenen kurzen Referate über die čech. Publikationen auf den Gebieten: Philosophie, Slavistik, germanische und romanische Philologie, Vergl. Sprachwissenschaft, Geschichte, Archäologie und schöne Künste, Staatswissenschaft und Wirtschaft, Recht sind sehr dankenswert, nur, wie auch die erwähnte Einleitung anerkennt, etwas der Zeit sehr nachhinkend. Ein rascherer Fortgang ist aber versprochen. Die guten Indices sind hervorzuheben. Erdmann Hanisch.

Slavica česká a slovenská za léta 1914—1925 stellte in 1680 Titeln mit anschließendem Index Karel Nosovský, Prag 1926 („publié par la bibliothèque slave du Ministère des Affaires Etrangères de la République Tchécoslovaque“) zusammen. „Il devient absolument nécessaire de noter et de décrire tous les documents litéraires pouvant aider les Slaves à se connaître réciproquement et leur servir d'aide intellectuelle mutuelle.“
Erdmann Hanisch.

Eine „Schlesische Bibliographie“ ist in ihrem I., sehr stattlichen Bande (585 S., Verlag Priebatsch, Breslau 1927) erschienen. V. Löwe stellte hier die sehr umfangreiche, systematisch geordnete „Bibliographie der Schlesischen Geschichte“ zusammen, unter Beigabe eingehender Indices. Herausgeber ist die Historische Kommission für Schlesien. Erdmann Hanisch.

Eine „Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz“ von Rudolf Lehmann ist in den „Veröffentlichungen der historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin“ (Berlin 1928, im Kommissionsverlag von Gsellius, 226 S.) als Band 3 der „Brandenburgischen Bibliographien“ herausgekommen. Natürlich ist auch die sorbische einschlägige Literatur in vollem Umfange herangezogen worden. Ein Verfasser-, Orts-, Personen- und Sachregister beschließt den Band.
Erdmann Hanisch.

Th. Schatzky A.-G., Breslau-Berlin

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

1Mar52HL

JUN 18 1952 LU

DEC 09 1993

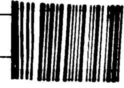
AUTO DISC CIRC NOV 09 '93

LD 21–95m–11,'50 (2877s16) 476

Digitized by Google

Jahrbücher für kultur und geschichte der Slaven

A133
Ser.2
v.3



985509

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google